Digitized by Google

Esh. Col. 41.—4

Digitized by Google

<36630620910013

<36630620910013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

Januar-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Eph. pol
28m

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1820.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der gelehrte Bramine Rammohon-Roe in Calcutta, der Stifter einer neuen Religionssekte unter den Hindoos.

In einigen Nachrichten über diesen merkwürdigen Reformator seines Volks, welche der Missionar Hr. Deokar Schmid, aus Madras unterm 10. August 1818 dem Hrn. Dr. Knapp in Halle überschrieb, und die im neuesten (vierten Jahrgangs viertes Heft) Stück des in Basel gedruckten Magazins für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften mitgetheilt werden, äussert Hr. Schmid die Hoffnung, da er im Begriff stehe, nach Calcutta zu reisen, bald genauere und vollständigere Berichte über diese, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende Erscheinung senden zu können. Solche finden sich inzwischen in einer Notiz über das Leben und die Schriften des gelehrten Braminen und über seine Sekte, welche Hr. d'Acosta, ein in den Sprachen, der Geschichte und den Alterthümern Indiens bewanderter Asiate, der auch gegenwärtig den Times von Calcutta herausgibt, unterm 8. Nov. 1818 geschrieben und an den Hrn. Bischof Gregoire gesandt hat, aus dessen Chronique religieuse (Vol. 3. no. 16 et 17) vom 12. Nov. 1819 sie hier mit einigen Abkürzungen übersetzt folgen.

Rammohon-Roe-Banoudjia ist ein Sohn von Ram-Hant-Roe und ein Enkel von Roe-Bri-Binad. Der letztere lebte zu Mourchedabad, bekleidete wichtige Stellen unter den Mongolen, ward aber gegen das Ende seines Lebens von der despotischen Regierung mißhandelt; dies bewog den Sohn Ram-Hant-Roe, seinen Aufenthalt in der Landschaft Bordouan zu nehmen, wo er ein ansehnliches Grundstück von der englischen Regierung zu Lehen empfing. Rammohon-Roe ward in Bordouan um das Jahr 1780 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er im väterlichen Hause, wo er auch die persische Sprache erlernte; um die arabische zu lernen, ward er nach Patna, und zu Erlernung der Sanskritsprache später nach Calcutta gesandt. Durch seine Lehrmeister in Patna erhielt er Kenntniß von einigen ins Arabische übersetzten Werken des Aristoteles und Euklides. Wahrscheinlich waren es theils der Inhalt dieser Bücher, theils die vertraute Bekanntschaft, welche er früh mit einigen von ihm hochverehrten Mufelmännern zu machen im Fall war, die zuerst seinen Glauben an die Religion der Braminen erschütterten, und ihn veranlaßten, auch andere Religionssysteme seiner Prüfung zu unterwerfen. Die Absicht seiner Lehrer war dies wohl keineswegs gewesen; denn obgleich geistreiche und wohlunterrichtete Mufelmänner in Indien angetroffen werden, so sind sie doch ohne Ausnahme alle in Religionssachen sehr unduldsam. Als neunzehn- oder zwanzigjähriger Jüngling glaubte er an keine der drei ihm vor Augen liegenden Religionen, weder an die muhamedanische,

Digitized by Google

noch an die chriſtliche, noch an die der Hindoos. Vom Engliſchen verſtand er damals noch wenig, und dieſes Wenige hatte er aus ſich ſelbſt gelernt. Die Furcht vor ſeinem Vater hielt ihn zurück, ſeine Ueberzeugungen offenbar werden zu laſſen. Einige Rügen, die ihm dieſer zu Theil werden ließ, machten ihn glauben, es habe derſelbe dennoch einigen Verdacht geſchöpft; dieſer gute Mann war aber ſo von Herzen Hindoos, daß er ſich von dem Unglauben ſeines Sohnes und den Beweggründen deſſelben gewiß keine Vorſtellung machen konnte, ſo daß er, was ihm an dieſem auffallend war, ohne Zweifel nur für jugendliche Uebereilung hielt. Es muß inzwiſchen bemerkt werden, daß er dem Sohne eine dortzuland ſehr ausgezeichnete Erziehung gab. Er ſelbſt, an einem muhamedaniſchen Hofe erzogen, beſaß eine vorherrſchende Neigung für das, was den Jüngling den alten vielmehr als den neuen Eroberern Indiens empfehlenswerth machen konnte, und der Sanſkrit-Unterricht, welchen er ihm ertheilen ließ, beabſichtigte einzig nur ſeinen Brahminenrang zu bewahren. Ram-Hant-Roe ſtarb bald nachher, ums Jahr 1804 oder 1805 nämlich, nachdem er zwei Jahre vor ſeinem Tode, um jeden Anlaß des Streites zu verhüten, ſein Vermögen unter ſeine drei Söhne getheilt hatte. Bald ſtarb auch der ältere Bruder, wodurch der zweite, Rammohon-Roe, nun der erſte ward, und bald auch der einzige überlebende blieb. Von da an ging dieſer, wie es ſcheint, mit ſeinen Reformationsplanen um; er zog aus Bordouan weg, wo er ſich überhaupt nie lang aufgehalten hatte, und begab ſich nach Mourchedabad, wo er in perſiſcher Sprache, mit einer arabiſchen Vorrede, ein Buch mit der Aufſchrift: Gegen die Abgötterei aller Religionen, herausgab. Niemand trat auf, ihn zu widerlegen, wohl aber erzeugte er ſich durch ſeine Schrift zahlreiche Feinde unter den Muſelmännern und unter den Hindoos, die ihn nöthigten, ſich im Jahr 1814 nach Calcutta zu flüchten. Dieſer Schritt kann zum Maasſtab der britiſchen Macht in Indien dienen; denn alle bis dahin von Rammohon-Roe bewohnten Landſchaften ſtanden gleichmäßig unter britiſcher Herrſchaft, nicht aber eben ſo unter dem Einfluß britiſcher Sitten. In Calcutta vervollſtändigte er ſeine Kenntniß der engliſchen Sprache durch Leſen und Umgang; ein engliſcher Sprachlehrer, Namens Pritchard, gab ihm einigen Unterricht im Lateiniſchen, und ein Deutſcher von philoſophiſchem Geiſt, Namens Makay, ertheilte ihm Unterricht in der Mathematik. Er kaufte ſich einen Garten und ein auf dem Circular Read, am öſtlichen Ende der Stadt auf europäiſche Weiſe erbautes Haus. Es gelang ihm, ein Dutzend ſeiner Mitbürger, alle durch Stand und Reichthümer ausgezeichnet, für ſeine religiöſen Anſichten zu gewinnen, und mit ihrer Hilfe ſtiftete er eine Sekte, die bereits ungefähr ein Tauſend Schüler ſtark ſein mag. Er gab ihr nicht nur den gefälligen Namen der Unitarier, ſondern erklärte auch, um die Europäer ſich gewogen zu machen, er halte ſich ausſchließlich an die Sittenlehre des Evangeliums. Die Anhänger dieſer Sekte verſammeln ſich alle Sonntage bei Rammohon-Roe, wo ſie zuſammen ſpeiſen und zu Ehren des einen wahren Gottes ſanſkritiſche oder bengaliſche Hymnen ſingen. Rammohon-Roe iſt der achtungswürdigſte unter ihnen, und vielleicht der Einzige, der wahre Achtung verdient. Die Andern ſind wenig bekannte Leute, mit Ausnahme

Digitized by Google

eines gewiſſen Rams, der ein hordreicher Mann und großer Liebhaber geiſtiger Getränke iſt. Man wird ſich leicht vorſtellen, daß die den Vedah's ergebenen Hindoos ſich der Neuerung zu widerſetzen verſucht haben. Rammohon-Roe hat verſchiedentliche Angriffe erlitten; aber ſein Geiſt, ſeine Entſchloſſenheit, ſeine Kenntniſſe und ſein Reichthum haben ihn vor der Kaſten-Ausſchlieſſung (hors-caste) bewahrt, die eine Art Achterklärung iſt, welche ſeine Mitbürger gern gegen ihn ausgeſprochen hätten, und die ihn alles Umgangs, ſelbſt mit ſeiner Gattin und mit ſeinem einzigen Sohne, beraubt würde. Es darf übrigens nicht unbemerkt bleiben, daß der eifrige Reformator ſo vorſichtig und gewandt iſt, daß er täglich eine Anzahl Braminen zu Gaſt bittet, die dadurch in den Fall geſetzt werden, ihn unter allen Umſtänden vertheidigen zu müſſen, indem jeder, der auch nur einmal mit ihm geſpeiſet hat, in einer von ihm verſchuldeten Achterklärung einbegriffen ſein würde.

Gewiß iſt, daß, wie groß auch Rammohon-Roe's Verdienſte ſein mögen, doch wohl in ganz Indien kein einziger Bramine ſich findet, der weniger Bramine und Hindoos wäre, als er iſt; und daß Tauſende von Betrogenen, denen die Strafe der Kaſtenausſchlieſſung zu Theil ward, ſich gegen ihre Nationalreligion ungleich weniger verſchuldet haben, als er that. Wohl wiſſend, daß die Jugend für Neuerungen aller Art die meiſte Empfänglichkeit beſitzt, hat Rammohon-Roe auf eigene Koſten eine Schule errichtet, worin bei fünfzig Schüler in der engliſchen und Sanſkrit-Sprache und in der Erdbeſchreibung Unterricht erhalten. Wie ſchwach auch dieſe Anfänge und Grundlagen einer Reform ſind, ſo iſt jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie, unterſtützt durch den europäiſchen Einfluß, und vorzüglich durch die Druckerpreſſe, etwas früher oder ſpäter ihren Zweck erreichen werden. Die Kaſten-Unterſcheidung iſt es zunächſt, gegen die Rammohon-Roe ſeine Angriffe zu richten ſcheint, und er legt darin einen Beweis ſeines richtigen Urtheiles zu Tage. Man kann jenen Unterſchied für das Ciment der Vielgötterei und der übrigen Irrthümer Indiens anſehen; ſobald daſſelbe verſchwindet, wird auch aller übrige hindoos'ſche Aberglaube der Vernunft Platz machen. Die höchſt ungemeſſene und aufs Aeuſſerſte getriebene Kaſteneintheilung iſt die Hauptſtütze des Indianismus, weil ſie ihn mit der ganzen Lebensweiſe und allen häuslichen und perſönlichen Verhältniſſen aufs innigſte verſchmilzt. Man weiß, daß auch in den europäiſchen Inſtitutionen der Einfluß dieſer fehlerhaften Grundlage noch vielfältig angetroffen wird. Die Legitimität, als unbedingte Regel betrachtet, der Erbadel und die Majorate ſind anders nichts, oder ſie ſind ihre noch ſchwer auszurottenden Ueberbleibſel.

Der Zeit, und ſeines Standortes, und der Menſchen Rechnung tragend, die er aufklären will, beſtreitet der Braminen-Reformator die Kaſten nicht durch Vernunftſchlüſſe, die keinen Eingang finden, ſondern durch das eigene Anſehen der Vedah's, die er in Ehren hält, und nur auslegen und erklären will. In ſeinem ganzen Thun und Laſſen vorſichtig, erlaubt er ſich nichts, was den Vorurtheilen ſeiner Mitgenoſſen allzuanſtöſſig ſein, oder hinlänglichen Grund für ſeine Ausſchlieſſung darbieten könnte. Immerhin jedoch ſetzt er ſich über manche Kleinig-

keiten hinweg. Er trägt kein Bedenken, ſich neben einen Europäer zu Tiſche zu ſetzen. Er ladet ſelbſt bisweilen Europäer zu ſich ein, und bedient ſie nach ihren Sitten. Allein weit entfernt, auf ſeine Braminenwürde zu verzichten, gründet er vielmehr ſein Vorhaben auf dieſelbe, indem er erklärt, als Bramine verpflichtet zu ſein, ſeinen Landsleuten den wahren Sinn und die wirklichen Gebote ihrer heiligen Bücher auszulegen. Er ſetzt einen großen Werth darauf, das Vorurtheil zu zerſtören, welches die verſchiedenen Kaſten gemeinſam zu ſpeiſen hindert. Er behauptet, dieſe Neuerung müſſe große und wichtige Ergebniſſe herbeiführen, und auch auf die Verbeſſerung der politiſchen Zuſtandes ſeiner Landsleute wohlthätig einwirken. Gewöhnlich läßt er alle ſechs Monate eine kleine Schrift ausgeben, worin er ſeine Lehre von den göttlichen Dingen (son système de théisme) entwickelt, und die Angriffe beantwortet, welche in Flugſchriften, die zu Calcutta und Madras erſcheinen, gegen ihn geſchehen ſind. Dieſe Polemik macht ihm Vergnügen, und obgleich ihm weder philoſophiſcher Geiſt noch Kenntniſſe mangeln, ſo ſind es doch vorzugsweiſe die dialektiſchen Formen, in denen er als Streiter glänzt, und er ſcheint den Vortheil recht gut zu kennen, welchen ihm dieſe Geſchicklichkeit, den Methodiſten gegenüber, deren einige ihn zu bekehren ſuchten, verleiht. Er hat ſeine polemiſche Kunſt aus der Logik der Araber geſchöpft, die er jeder andern vorzieht, ſo wie er hinwieder auch behauptet, in den Büchern der Europäer nichts gefunden zu haben, das der ſcholaſtiſchen Philoſophie der Hindoos gleich käme. Daß ein durch Einſichten ſo weit über ſeine Landsleute emporſtehender Mann ihnen auch in ſeiner Lebensweiſe nicht gleichen werde, mag man ſich leicht denken. Wirklich nimmt er nicht nur an keinerlei abergläubiſchen Gebräuchen Theil (welches noch kein großes Verdienſt wäre, da es leicht auch unrühmliche Urſachen haben könnte), ſondern was viel wichtiger iſt, ſeine Reden, ſeine Handlungen und ſein ganzes Betragen verkünden die perſönliche und innere Würde des Mannes, während Karakterſchwäche und Niederträchtigkeit nur allzugemeine Kennzeichen der Hindoos ſind. Gleich dieſen, von einem Geiſte der Ordnung, der Sparſamkeit und der Würdigung des Geldwerths beſeelt, welchen die kaufmänniſche Erziehung ihnen ertheilt, ſcheint jedoch die Vermehrung ſeines Vermögens keineswegs ſein Hauptſtreben zu ſein: es beſteht dieſes Vermögen in ererbten Grundſtücken, und er gibt ſich mit keinerlei Handelsverkehr ab, den er ſeinem Reichthum, wie ſeinem Braminenſtande gleich unanſtändig achten würde. Von ſeinen Schriften zieht er keinerlei Geldvortheil, und wenn er auch für Anſehen und Auszeichnung nicht gleichgültig iſt, ſo würde er doch eine bloß einträgliche Stelle von der Regierung nicht annehmen, und noch weniger wird er je Nachwerbungen um irgend ein Amt machen. In jene Verſuchung dürfte er jedoch ſchwerlich geſetzt werden; die gegenwärtigen Machthaber ſeines Landes können es ihrer Staatsklugheit nicht angemeſſen achten, einen Mann von ſo gebildetem Geiſte hervorzuziehen, der offen genug iſt, um in ſeinen Geſprächen, halb in Ernſt und halb in Scherz, deutlich auszuſprechen, was er für ſeine Landsleute alles gern thun möchte. Er ſteht zwar mit mehrern durch Rang und Verdienſte ausgezeichneten Europäern in freundſchaftlichen Verbindungen, ſcheint aber keine

Digitized by Google

anderweitigen Verhältniſſe zu ſuchen. Seit einem oder zwei Jahren geht er ſeltener, als vorhin, in Geſellſchaft.

Rammohon-Roe hat ſein vierzigſtes Jahr noch nicht erreicht; er beſitzt einen hohen Wuchs und kräftigen Körperbau; ſeine regelmäßigen Geſichtszüge und ſein meiſt ernſter Ausdruck werden im muntern Geſpräche ſehr angenehm. Er ſcheint etwas Anlage zur Hypochondrie zu haben. Seine Manieren und ſeine Geſpräche verrathen alsbald den ausgezeichneten Geiſt. Er ſpricht öfters von einer Reiſe nach Europa; zuvor aber ſcheint er die Vorurtheile ſeiner Landsleute ſoweit beſiegen zu wollen, daß die für unerlaubt geachtete Reiſe ihn keiner Aechtung ausſetze. Daß er es dahin bringen werde, bleibt freilich ſehr zweifelhaft, daß er es aber hofft, iſt ein nicht geringer Beweis ſeiner Geiſtesſtärke. Es iſt eine Bemerkung, die hier, wie überall, Anwendung leidet, daß wohl die meiſten Menſchen, welche hienieden mehr thun, als geboren werden, leben und ſterben, ſich irgend ein Ziel ihrer Beſtrebungen vorgeſetzt haben, das nicht zwar in ſich eingebildet oder chimäriſch, aber ſchwierig iſt und entfernt ſteht, ſo daß es immer neue Anſtrengungen erheiſcht, die ausharrende Standhaftigkeit durch das edle Bewußtſein, nicht vergeblich zu leben, unterſtützt, und für einzelnes Mißlingen und zufällige Kränkungen in der Zuverſicht Erſatz gewährt, ein nicht unrühmliches Andenken zu hinterlaſſen.

Merkwürdig iſt es, daß der indiſche Weltweiſe, der, wie aus dem bisher Geſagten erhellet, ſo ausgedehnte Plane für die Reform ſeiner Landsleute hat, gar nicht daran denkt, dieſelben auf das weibliche Geſchlecht auszudehnen, und daß er von demſelben auch nur nie ſpricht. Wahrſcheinlich hat dieſes auf die Saſtrahs gegründete und unter den Hindoos freilich allgemeine Vorurtheil ſich bei einem ſo aufgeklärten Geiſte nur durch eigenthümliche häusliche Verhältniſſe erhalten; wirklich beſtätigt ſeine Familie das Sprichwort, indem ſie ſich zuerſt und am meiſten allen ſeinen Reformplanen widerſetzt hat. Kein Glied derſelben, und ſelbſt ſeine Frau nicht, wollten ihn nach Calcutta begleiten, und er beſucht ſie hinwieder auch nur ſelten in Bordouan. Man wollte ihm ſogar die Sorge für die Erziehung ſeines Neffen ſtreitig machen; und ſo eifrig er ſelbſt den indiſchen Aberglauben bekämpft, ſo eifrig iſt hinwieder ſeine Mutter dieſem zugethan und gegen ihren Sohn erzürnt.

Mit vorſtehenden Nachrichten hatte Hr. d'Acoſta eine Samm lung on Druckſchriften die ihr als Belege dienen, nach Paris geſandt. Es befindet ſich darunter die im Chriſtmonat 1818 gedruckte engliſche Ueberſetzung einer urſprünglich in der Bungla-Sprache geſchriebenen, gegen die Sitte des Lebendigverbrennens der Wittwen auf den Scheiterhaufen ihrer Männer gerichteten Abhandlung. Man hat dieſelbe in den Gegenden, wo dieſe grauſame Sitte noch üblich iſt, in Menge ausgetheilt, und ſie hat höchſt wahrſcheinlich den Rammohon-Roe zum Verfaſſer, obgleich ſein Name ihr nicht vorgeſetzt iſt, wie dies hingegen bei den übrigen Schriften, von denen hier die Rede ſein ſoll, und die anfänglich in bengaliſcher und hindoſtaniſcher, hernach aber in engliſcher Sprache ausgegeben wurden, der Fall iſt. Sie ſind alle gegen die

Digitized by Google

Vielgötterei seiner Landsleute gerichtet, beweisen das Dasein eines einzigen Gottes, bekämpfen die Abgötterei und die Kastenabsonderung.

Die erste führt den Titel: Translation of the Ishopanishad etc. Uebersetzung des Ishopanishad, eines der Abschnitte der Yajur Veda, worin die Einheit und Unbegreiflichkeit Gottes dargethan wird; von Rammohon-Roe (Calcutta 1816. 8.). In einer ausführlichen Vorrede werden die heiligen Bücher, welche die Lehrsätze und Geschichte der Hindoos enthalten, die Veda's, die bei ihnen in klassischem Ansehen stehenden Werke, wie die Puranas, die Tantras, die Shastras, die Bücher der berühmtesten und gelesensten Schriftsteller Indiens, verglichen und aus zahlreichen Stellen derselben dargethan, daß sie alle dem Begriff von einem einzigen Gott huldigten. Wenn in einigen dieser Werke in mehrfacher Zahl von Göttern und Göttinnen die Rede ist, so lösen sie diesen anscheinenden Widerspruch durch die öfters wiederholte Erklärung, daß die Verehrung körperlicher Wesen einzig nur aus Nachsicht für solche Personen gestattet wird, deren Geist sich zur Höhe der Vorstellung eines höchsten unsichtbaren Wesens nicht erheben mag. Dieser gröbere Kultus dient als ein Zaum gegen verkehrte Neigungen; der reifere Verstand aber erhebt sich über die Idole. Sehr viele verständige Braminen sind von der Ungereimtheit des Polytheismus überzeugt; weil aber seine Zeremonien und Feste eine Quelle von Reichthümern und ein Mittel sind, ihnen die Leichtgläubigkeit, die Schwäche und die Geduld der Hindoos zinsbar zu machen, so begünstigen sie den Aberglauben vielmehr, als daß sie ihn zerstören helfen, und sie entziehen dem Volke die Kenntniß der reinen Lehre. Anderseits ist vielen ihrer Anhänger der Gedanke behaglich, daß die göttliche Natur lebenden Menschen, die sie zu Göttern machen, und die jedoch durch Geburt, Gestaltung und Leidenschaften andern Menschen ähnlich sind, einwohnen soll; dieses den Sinnen schmeichelnde Vorurtheil hat den verderblichsten Einfluß auf die Sittlichkeit. Ein Hindoos, der sich ein Götzenbild verfertigt oder auf dem Markte kauft, säumt nicht, jene Zeremonien der Weihe damit vorzunehmen, durch welche er glaubt, er erhalte damit den Geist der Gottheit, die es vorstellt, und es sei die Macht derselben in das leere Bild übergegangen. Ist das Götzenbild männlichen Geschlechts, so vermählt er ihm, mit allem Verlöbnißgepränge, ein anderes Bild weiblichen Geschlechts. Von nun an wird das Idol für den Leiter der Schicksale gehalten; der Hindoos verehrt sein Bild; er reicht ihm Morgens und Abends Speise dar; er gibt ihm bei heißer Witterung mit einem Fächer Kühlung, und er bringt es bei kalter Witterung Abends in ein gutes Bett. Diese Ausartung des Religionsdienstes der Hindoos reicht übrigens, zumal in Bengalen, nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, indem sie seither in wesentlichen Stücken von den Eingebornen von Behar, Tirhoot und Benares abweichen, und ihren frühern Kultus gegen einen Götzendienst vertauscht haben, welcher die Religion des Tantra oder der Tantrah's, im Gegensatz jener der Veda's, heißt. Die Mythologie der Hindoos ist jeder sittlichen Verkehrtheit und sinnlichen Lüsten vorzüglich günstig und ein Werk der Braminen, die sich durch Beförderung eben dieser Verderbnisse und Ausschweifungen bereichern.

Digitized by Google

Die Vertheidigung der Abgötterei ward durch obige Schrift veranlaßt, in zwei Gegenschriften versucht, deren die eine im Journal von Madras erschienen ist, und durch Rammohan-Roe beantwortet ward; die andere ist eine Vertheidigung des gegenwärtigen Zustandes des Gottesdienstes der Hindoos von einem Braminen aus Calcutta, der die Vielgötterei in Schutz nimmt, und eine zweite Vertheidigung des Monotheismus der Veda's (Calcutta 1817. 8.) von Rammohon-Roe veranlaßte. In dieser werden die Heuchelei, die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Braminen vollends aufgedeckt, insbesondere dann aber die Lehre vom Kastenunterschied und von den Handlungen, die eine Kastenausschliessung zur Folge haben, angegriffen. In Uebereinstimmung mit den alten Boudhisten, behauptet der Verfasser, daß diese unwandelbar strenge Trennung im ältern Religionssysteme nicht vorhanden war, und eine Erfindung neuerer Zeit ist, deren Rigorism in die ungereimtesten Extreme überging. Gleiche Ausartungen weiset er in andern Dingen mehr nach. Die Religion der Hindoos erlaubt unter gewissen Umständen beim Leben einer Gattin die zweite Ehe, insofern schlechte Aufführung, Trunkenheit, unheilbare Krankheit, Unfruchtbarkeit u. s. w. jener zur Schuld kömmt. Dieser bedingten Bewilligung ward nun aber eine solche Ausdehnung ertheilt, daß auch bloße Partikularen dreißig bis vierzig Weiber, zu Befriedigung ausschweifender Sinnlichkeit, heirathen.

Die Verkehrtheit sittlicher Begriffe geht so weit, daß man, der Lehre der Braminen zufolge, seine Kaste und alle damit verbundenen Rechte durch Verletzung gewisser Zeremonien unnachläßlich, keineswegs aber durch Mord, Diebstahl oder Meineid verliert, und daß Reinigungen und Büßungen für diese letztern, mittelst Geschenken an die Braminen, auf die leichteste Weise zu Stande gebracht werden.

Weil die Veda's oder heiligen Bücher, in denen das Religionssystem enthalten ist, überaus weitläufig, und nebenbei auch öfters dunkel und in bildlicher Schreibart verfaßt sind, so hat vorlängst, und wie behauptet wird schon vor zweitausend Jahren, der große Vyasa eine Art Konkordanz oder Auszug davon verfertigt, dessen Ansehen nicht geringer ist, als dasjenige der Veda's selbst, und worin die Lehre von der Einheit Gottes vollständig dargestellt ist. Weil aber die Braminen daraus nur was ihnen gutdünkt dem Volke mittheilen, so hat Rammohon-Roe hindostanische und bengalische Uebersetzungen desselben veranstaltet, die er seinen Landsleuten unentgeldlich austheilen ließ; und um dann weiterhin auch seinen europäischen Freunden darzuthun, daß die abergläubischen Gebräuche, welche den Religionskultus der Hindoos entstellen, eine Ausartung seines ursprünglichen Zustandes sind, ließ er im verflossenen Jahr, in englischer Sprache, einen Auszug des Vedant drucken (Translation of an Abridgement of the Vedant etc. Calcutta 1818. 8.), worin Gott als das unbekannte, aber wahrhafte Wesen, das die Welt erschaffen hat, sie erhält und wieder zerstören mag, dargestellt ist.

In der Uebersetzung des Ishopanishad findet sich unter den aus den heiligen Büchern der Hindoos enthobenen Stellen das I am what he is, welches wörtlich mit der Stelle der

Digitized by Google

heiligen Schrift: ego sum qui sum, ich bin der da ist, zusammentrifft. Bekanntlich haben sich in Indien bis auf jetzt eine Menge Ueberlieferungen, Thatsachen, Grundsätze und Gebräuche erhalten, die mit den in der Bibel erwähnten übereinkommen. William Jones hat davon Beispiele gesammelt, Samuel Burder hat ein eigenes Werk darüber geschrieben (Oriental customs, London 1802, 2 Bände. 8.), und W. Ward hat neuerdings ausführliche und merkwürdige, dahin einschlagende Untersuchungen (Account of the writings religion and manners of the Hindoos. Serampore, 1811, 4 Bände, 4.) bekannt gemacht. Von Rammohon-Roe werden neue Schriften angekündigt. Die Standhaftigkeit und Mäßigung, die in seinen Werken, wie in seinem Karakter, vorherrschen, vereint mit seinen Kenntnissen und seinem philosophischen Geiste, können schöne Erwartungen für das Gelingen seiner Absichten rege machen, und die Zerstörung, einerseits der Vielgötterei und anderseits des Kastenunterschiedes, die er bei seinem Volke beabsichtigt, müßten unstreitig, da sie die Grundlagen seiner bürgerlichen und politischen Verhältnisse sind, auch in diesen eine vollständige Umwälzung herbeiführen.

II.

Von und über Görres Schrift: Deutschland und die Revolution.

Ein Autor und sein Buch sind bekanntlich zwei sehr verschiedene Wesen, und es wird nicht der Theilnahme, die jeder unglücklichen Lage das Herz gern zollt, Eintrag thun, wenn man davon unabhängig, über ein Geistesprodukt ein Urtheil sagt, was kein Lob ist. Hrn. Görres Schrift: Deutschland und die Revolution, hat ein Aufsehen erregt, was jene, welche sie lasen, schlechterdings nicht begreifen werden. Nur zwei Dinge erklären dies; einmal, daß ihr das Glück widerfuhr, verboten zu werden; denn es gibt keine bessere Würze für eine sonst unschmackhafte Speise; zweitens, daß sich die Anziehkraft eines grellen Titels bewies. Wie unendlich mehr Gehalt und Gedankenreife hat dagegen ein anderes Buch, das mit gleichen Gegenständen sich beschäftigt! wir meinen Hrn. Weitzels „Hat Deutschland eine Revolution zu befürchten?“ Dort ist keine jener schillernden, hohlen, dunstigen Phrasen, keine Geschichte, gemacht, wie man sie gerade braucht, keine dreiste Behauptung, welcher Leben und Sinn der Nation widersprechen, wovon Hrn. Görres Buch überläuft. Mit Unmuth sieht der Denker solche Behandlung der Politik, eines der edelsten und schwierigsten Studien, und man muß wünschen, das Ausland möge nicht nach solchen Früchten den Baum deutscher Art und Kunst beurtheilen.

Man trug sich damit, es werde dies Görres'sche Buch in das Französische übersetzt werden. Etwas, woran wir eben so sehr zweifeln, als der Uebersetzer an manchen Stellen verzweifeln möchte. So wenig die weiland Karfunkelpoesie übersetzbar war, so wenig möchte es diese Karfunkelpolitik ohne große Lizenzen werden. Und was bliebe nach überwundener Schwie-

Digitized by Google

rigkeit der Gewinn? Zwei Klassen nur konnten diese Flugschrift wichtig finden: diejenigen, welche es nicht gelesen und verdammt haben, und deren waren sicher nicht wenige, zumal unter den diplomatischen Allarmisten; dann jene, welche nicht zu lesen verstehen, oder etwa so, wie der Verfasser des Buches Politik zu schreiben versteht. Ihm dürfte nichts Besseres erdacht werden, als daß er in einem Staate Deutschlands leben müßte, der nach seinem Modell konstruirt wäre. Mit solchen Phantasmagorien, wie diese den Kasten-, Zunft- und Kirchengeist erscheinen läßt, lockt man gewiß weder Deutschlands Jünglinge, noch Deutschlands Männer zu Umwälzungsversuchen. Niemand dürfte dem Verfasser Dank wissen, als die Jünger der römischen Kurie, deren glorreiche Zeit unter einem Gregor VII den unbedingten Lobredner an ihm finden; weil die päpstliche Kirche mit all ihrem irdischen Besitz nicht nur neben oder ausserhalb, sondern über dem Staate von Rechtswegen stehen müsse. Darum wird z. B. Wessenberg (S. 76) hart angetastet, daß „er sich hinter die weltliche Macht flüchte, um seine unlautere Sache gegen die römische Kurie durchzusetzen, und daß er die Kirchenfreiheit an die Souveränetät verrathe"!! Eine ganze Reihe ähnlicher Paradoxen und Härten werden in dem Buche im Hui nebeneinandergeschichtet, worin ein verworrener Geist hin und her fährt ohne Leuchte und Regel.

Nachdem vornherein zum Gruße versichert wird, „daß Deutschland, bis zu den letzten Jahren der Erhebung, Jahrhunderte von Erbärmlichkeit und Entartung durchlebt habe," und gleichwohl daneben (S. 9) steht: „Die Meinung habe anerkannt, daß dies Reich nur damals ein wahrer Schutz und Hort der Christenheit und eine Brustwehr gegen innere und äussere Feinde in fester Sicherheit auf sich geruht, als seine rege, lebendige Vielheit unter der Einheit eines Kaisers vereinigt war," so folgen Klagen und Nachtgedanken (Träume) über diese schöne Zeit. Die Vielheit unter der Einheit bestand doch bis 1806 oder 1803, also in den Zeiten der Erbärmlichkeit in Deutschland, und in diese letzte fällt, von der Reformation an, von wo Görres die Entartung rechnet, so ziemlich das Beste und Größte, was in Gesetzgebung, Wissenschaft, Künsten, Industrie, Kultur und Entwickelung der Nation geschah. Aber freilich wurden keine Münster und Klöster gebaut, keine Dompfründen vergabt, Zünfte geriethen in Mißkredit, und der Behauptung zum Trotz, daß es von Gott her zur Leibeigenschaft bestimmte und dann wieder edlere Racen in der menschlichen Gesellschaft gäbe (S. 170), die eine in ihrem Unmuth und Wehmuth, die andere in ihrem Hochmuth wichtig und verderblich gefunden, und das freie Bürgerthum als das einzig würdige Staatsleben in das Dasein gerufen.

S. 10. „Ein Kaiser und ein König sollte sein, dann Herzoge und Fürsten, Grafen und Prälaten und übrige Standesherren, in einer Pairskammer, die Gemeinen in eine zweite Kammer. So sei die Erwartung der Deutschen vom Wiener Kongreß gewesen." Man braucht Deutschland nur wenig ausserhalb einem Lehrsaal oder einer Studierstube zu kennen, um zu wissen, daß kein Mensch mit gesundem, unbefangenem Verstande so etwas von dem Wiener Kongreß erwartete, und daß der Gewinn einer solchen Feudalmonarchie oder Dyarchie, nur

Digitized by Google

durch blutige Kriege den deutſchen Völkern aufzudringen, ein ſehr zweideutiger geweſen wäre. Görres alſo ſtößt im Nu den Königen von Baiern, Würtemberg, Sachſen und Hannover, den Großherzogen von Baden und Heſſen die Kronen vom Haupte, und macht ſie den Standesherrn gleich. Das iſt die geheime, eſoteriſche Lehre des ehemaligen Reichsadels, der nur darum einen Kaiſer predigt über Alle, um die Souveraine über Millionen ſich wieder gleichgeſtellt zu ſehen. Konnte er nicht der Standesherrlichkeit entgehen, ſo ſollen die Andern zu ihm hinabſteigen. Alle Standesherrlichkeit iſt eine Landplage, und wären Titus und Trajan unter ihnen.

S. 16. „Der heilige Bund iſt an die Stelle des heiligen römiſchen Reichs getreten.“ Wahrlich auf keine Weiſe! Der heilige Bund hat wohl etwa dem Bedürfniß eines ſchönen Herzens, aber keinem Bedürfniß Europa's abgeholfen. Ein heiliges römiſches Reich wurde nur auf römiſche, aber nicht heilige Weiſe erſchaffen werden können.

S. 76. „Am baieriſchen Konkordate ſind nur die Einräumungen am meiſten zu tadeln, die dem Staate gemacht wurden.“ Hört! hört!

S. 77. „Nie wird die (römiſche) Kurie ſich ſoweit vergeſſen, den proteſtantiſchen Fürſten das Ernennungsrecht katholiſcher Biſchöfe zu geſtatten, und keinen Bruch in die Hierarchie durch Abſchaffung der Erzbiſchöfe geſtatten.“ Ei! war es doch in jener geprieſenen Zeit, wo deutſches Reich Schutz und Hort der Chriſtenheit geweſen ſein ſoll, ganz anders, daß ſelbſt die Päpſte nur von den Kaiſern als erſte Diener ihrer Reichskirche ein- und abgeſetzt wurden. Die großen Ottonen ließen ſich in Rom ſchwören, daß kein Papſt ohne des Kaiſers Genehmigung gewählt werde, und erſt 1059 erkühnte ſich Papſt Nikolaus II, es anders zu beſchließen, was nur die von Görres oftbelobte „Vielheit unter der Einheit in Deutſchland“ den Kaiſer zu züchtigen verhinderte. Karl der Große rief Nationalkirchenverſammlungen zuſammen, und ſo werden es auch wieder die deutſchen Fürſten machen, wenn ſie Roms Willkühr Grenzen ſetzen wollen. Wenn es endlich eine Zeit mehrerer Jahrhunderte gab, wo die katholiſche Kirche nichts von Erzbiſchöfen wußte, ſo gab es auch eine andere, wo noch drei andere Erzbiſchöfe oder große Prälaten jeder eben ſoviel galten, als der Biſchof von Rom.

S. 79. „Die Frage über die Zuläſſigkeit gemiſchter Ehen (Ehen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken) ſei allein mit dem Papſte auszumachen.“ In allen Staaten Deutſchlands iſt das Gegentheil ſeit Menſchenaltern wohlthätig geſetzlich anerkannt.

S. 87. „Die zwei letzten Jahrhunderte haben in Verzweiflung, ohne alle Unterlage (?) ins Leere, und in ſträflichem Abfall von der Geſchichte (?) in Deutſchland gebaut.“ — Welch ſeltſamer Begriff von Geſchichte ſpukt in vielen Köpfen! Von der Geſchichte kann die Menſchheit ſo wenig abfallen, als vom Leben ſelbſt, und das große Geſetz der Kauſalität iſt unumſtößlich in beiden Welten der Erſcheinung. Wenn ein Strom über einen hemmenden Katarakt erſchütternd ſtürzt, iſt das ein neuer Strom, der unterhalb anfängt? Und wer iſt am Sturze ſchuld, der Strom oder das ſtarre Hinderniß?

S. 90. „Italien hat unter den ſchwäbiſchen Kaiſern nach der Kammer der Gemeinen geſtrebt, ſo wie das ganze Mittelalter. Darum iſt die Schweiz abgefallen, und der Bauernkrieg geworden.“ Das heißt die Geſchichte wie einen rückwärtsgekehrten Propheten ſprechen laſſen, und Begriffe in eine Zeit übertragen, welche ſie nicht kannte. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern wollten die italieniſchen Städte, unter den Habsburgern die Schweizer doch nichts weniger als repräſentative Verfaſſungen, wozu noch nichts reif war. Nationalhaß, Prieſterränke, Adelsſtolz, Uebermuth des Reichthums wirkten in Italien; die alten Bünde und altes Recht wider Vogtsmuthwillen, in der Schweiz; unerträglicher Adelsdruck und Religionsſchwärmerei in Deutſchland. Keinem der drei Stürme würde durch eine Görresſche Bauern- und Städtebank Schwichtigung geboten worden ſein.

S. 91. „Hrn. Hallers Buch (Staatsrechtslehre) habe in Deutſchland Schule gemacht unter jenen, welche hiſtoriſch Deutſchland regeneriren wollen, und jenen, die es nach allgemeinen Theorien gewollt.“ Dieſe Schule, wenn eine, erfreut ſich eben keines großen Zuſpruchs, und aus Ironie hat man es einigen Hochſchulen, als Lehrbuch, angedichtet. Sonſt zählt das Buch nur unter den Curioſis, etwas wie dieſes des Hrn. Görres.

S. 94. „An den Beſtand der Ultra's in Frankreich iſt die Ruhe und Sicherheit Deutſchlands geknüpft.“ Aller Beſtand, der an irgend ein Ultraweſen geknüpft wäre, verſpräche keine Dauer und kein Heil.

S. 132. „Eine deutſche Revolution würde mit Einführung einer republikaniſchen Verfaſſung unausbleiblich enden.“ Ueber eine Prophezeihung läßt ſich nicht viel mehr ſagen, als daß Niemand daran glaubt, und wenn auch dieſe Staatsverfaſſung ſchon ganz fertig im Pulte einiger Studenten gefunden worden wäre. So wenig als die Konſtitution Görres dem deutſchen Volke behagen würde.

S. 137. „Deutſchland iſt im Mittelalter mit einer Mauerkrone wie mit einem feſten Harniſch umgürtet geweſen. Jetzt iſt es ein offen Dorf.“ — Die Ritterburgen gehörten doch nicht zu dieſer Umgürtung? Oder machten etwa die Reichsſtädte dieſe feſte Burg. „Den Kriegsſtand habe das Mittelalter unabhängig ausgeſtattet. Aber all' dieſen Beſitz habe die neuere Zeit in wenigen Jahren in alle Winde getrieben.“ — Sind damit die Lehengüter gemeint? Von wo datirt die Erblichkeit der Lehen, als aus dem Mittelalter? und darf man in unſrer Zeit noch von einem Kriegsſtande reden? Freilich wohl, wenn man den Lehr-, Nähr- und Wehrſtand als die Grundformen der Menſchheit, als die Summe aller Staatsweisheit wiederanpreiſt.

S. 142. „Der dritte Stand bildet die untern Organe des Staats, der auch in Wiſſenſchaften nur nach dem Derben und Tüchtigen ſtrebt.“ Allerdings bewahrt dies Buch die Richtung nach dem Derben, und der Verfaſſer gehört wohl dem dritten Stand, dem ſiebenten Heerſchild an. Aber welchem Stande entſproßt denn der Lehrſtand, und welchem entſproſſen die Köpfe, welche in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft die Welt ſchmückten oder aus ihren

Digitized by Google

Angeln hoben? Wer spaltete Begriffe und Sonnenstrahlen, maß die Erde und den Himmel, wie die Grenze des Wissens aus, als die Söhne dieses Standes, der die untern Organe des Staats bildet?

S. 143. „Die bildende Weltkraft hat, als sie die Elemente gemischt, und nun die Kräfte durcheinanderfuhren, erst in vielen mißlungenen Schöpfungen sich versucht, die jetzt die Berge beschließen, ehe sie das rechte Maas getroffen." — Der Verfasser legt hier die Zunft-Idee selbst der Weltschöpfung zum Grunde, meinend, der Herr habe erst seine Lehrjahre bestehen und viele Stümperei machen müssen, ehe er Meister geworden, daß Alles gut war. Hier wird eine Kraft gesetzt, die die Elemente mischt und die Kräfte durcheinanderfahren macht. S. 170 aber wird von einem „Ebenmaas zwischen dem bildenden Elemente und den bildenden Kräften" geredet. — Kann solcher Sprache wissenschaftliche Klarheit und Schärfe zugestanden werden?

S. 145. „Kaiser Heinrich IV hat sich gegen die Weltordnung empört, bis der große Mann, Hildebrand, den Frevel niederblitzte und die Freiheit der Kirche rettete." — Freilich! denn nach

S. 146 ist auch die äussere als Gesellschaft handelnde Kirche „nicht im Staate begriffen, und steht über dem Staat, wie Freiheit über Nothwendigkeit." Indessen kann nach

S. 147 „für die katholische Kirche nur von Beiordnung der weltlichen Macht zur geistlichen Rede sein." Und dies ganz natürlich; denn laut

S. 195 „hat das Christenthum einen neuen Priesterstaat gegründet"! Wozu das Christenthum doch nicht alle gut ist! Man muß es gestehen, daß, wäre dies alles die Lehre der Katholiken, wie sie es, Gott Lob, nicht ist, ein Kreuzzug wider Rom das dringendste Bedürfniß der Sicherheit der Staaten wäre. — So wie die Freiheit der Presse von den politischen Zeloten zerstört ward, so die Freiheiten der Kirche von solchen paradoxen Vertheidigern des krassesten Ultramontanismus.

S. 153. „Das monarchische Prinzip hat durch das Christenthum seine Begründung in höherer Welt erhalten, und von da seine Delegation und Weihe." — Wir dächten, das republikanische nicht minder, und auch für dieses wohnt die Begründung in höherer Welt, im Bedürfniß der Veredlung der Menschheit. Beides sind Formen der Gesellschaft. Des Menschen Geist bildet und wechselt sie nothgedrungen nach der Relation der Kultur jedes gegebenen Volkes und Zeitalters.

S. 153. „Karl der Große, der erste Fürst von Gottes Gnaden und durch die Wahl des Volks (kann man das kleinlichgrobe Possenspiel Leo III in der Kirche zu Rom, als er die Anwesenden der Siegreifkrönung des römischen Patriziers Beifall rufen ließ, als eine Wahl des Volkes zum Kaiser des Abendlandes jetzt noch aufputzen?), hat mit der Freiheit seiner Franken kapitulirt (?) und mit den unterjochten Völkern (?); dabei dem Prinzip der altgermanischen Freiheit jede Entwickelung von unten gestattet, und so den ersten organischen Weltstaat

Digitized by Google

gebildet, in dem Alles ſich durch die auf- und abſteigende Beamtenwelt gliedert.“ — Die Freiheit hat ſich von unten ſeitdem eben nicht ſonderlich entwickelt, weil man ſie von oben weder verſtand noch liebte. Mit Blut taufte Karl die Sachſen; unerſättlich fraß die fränkiſche Geiſtlichkeit; der Zehnte des rohen Ertrags ſog des Landmanns Erde aus; Schaaren fahrender Beamten und Reiſigen durchzogen das Reich; das Lehenweſen, die Leibeigenſchaft wucherte raſch empor. Der ganze Segen des lieben Mittelalters brach ein. Zwar nach

S. 154 „wurde nur alles, was nicht mehr zum ſiebenten Heerſchild gehörte, in eine milde Dienſtbarkeit verurtheilt.“ Eine Milde, vor der dem, welcher die Geſchichte der Leibeigenſchaft kennt, die Haut ſchaudert und die Schamröthe ins Geſicht ſteigt. Und nach

S. 165 „neigt ſich das Lebenſyſtem mehr zu den demokratiſchen Formen als den monarchiſchen.“ Aber die Geſchichte ſpricht ihr Amen nicht dazu, man vermiſche denn ariſtokratiſche und oligarchiſche mit demokratiſchen zu Einem. Nur in dieſer Vermengung konnte die Behauptung hingeſtellt werden auf

S. 190 „die Römer hätten den größten Theil ihrer Dauer mit der Demokratie erfüllt.“ Ariſtokratie alſo wäre nur eine potenzirte Demokratie, kann man dies ſo will.

S. 167. „Die Dotation des ſtehenden Heeres ſollte an ſich mit der Zivilliſte verbunden werden; da man allgemein einverſtanden iſt (?), daß, ſo lange die gegenwärtigen Kriegsverhältniſſe beſtehen, im Heere das alte Heergefolge der Waffengeſellen des Fürſten völlig hergeſtellt ſei. Dies Heer ſoll aber nur aus Freiwilligen und Geworbenen beſtehen, die allein der Dienſteid bindet.“

Einen verderblichern Vorſchlag, als jenen, das Heer als eine Art Zubehör des Hofſtaates anzuſehen, und die relativ ungeheuern Summen, die es jetzt in allen Staaten bedarf, jeder Kontrole zu entziehen, könnte der unbedingteſte Höfling nicht machen. Eine der bedeutendſten Kräfte der repräſentativen Körper wäre zernichtet, eine Schutzwehr der Freiheit umgeriſſen, und ein verderbliches Geſchenk den Fürſten ſelbſt in dieſem Zuviel gemacht. Der erniedrigenden Stellung nicht zu gedenken, worin das Heer als bloße feile Söldnerſchaar nach dieſer Idee geriethe; nachdem es kaum gelang, ihm aus der edelſten und ſchwerſten Pflicht für Vaterland und aus Allem, was den Menſchen über das thieriſche Sein erheben und begeiſtern ſoll, eine Weihe zu bereiten, die in den großen Tagen Griechenlands und Roms die Bürger in den Kampf geführt. Auf ſolche Irrgänge kann Vorliebe für alte Namen und Deutſchthümelei führen, und phantaſirendes Geſchichtſtudium. Obenein ſoll man über jene Gleichheit des alten Heergefolges und unſrer Nationalheere allgemein verſtanden ſein. Allgemein nicht einverſtanden!

Beigefügt iſt noch: dies Heer ſoll dann nur aus Freiwilligen und Geworbenen beſtehen. Sind letztere keine Freiwillige, oder nur etwa Ueberliſtete und Düpirte? wie S. 97 in nicht ſehr reinem Deutſch beiſammenſteht.

Doch alles dies iſt eine Kleinigkeit gegen das Theorem, was auf

Digitized by Google

S. 170 prangt: „Die Abtheilung in Lehr-, Nähr- und Wehrſtand iſt urſprünglich in der Verſchiedenheit der Racen gegründet, und die graueſte Vorzeit hat ſie unterſchieden. Jene edlere Racen haben ſiegreich die Urſtaaten gegründet, indem ſie in denſelben das bloß pflanzenhafte Leben ſich unterjocht haben." — Ein neuer Quinctius Haymeran von Flamming, der in das irdiſche Leben überträgt, was des heil. Auguſtins toſe Behauptung in das ewige legte: Es habe Gott von Ewigkeit her gewiſſe Menſchen zur ewigen Seligkeit, gewiſſe aber zur ewigen Verdammniß beſtimmt. Nur finden wir den Kirchenvater für ſeine Zeit viel genialer, als den Profeſſor Görres; denn bei ihm ſteht in einem Satze das ganze Gebäude für Himmel und Erde mit einem Schlage da, und die Kinder des Lichts wiſſen, warum ſie den Kindern der Finſterniß den Fuß auf den Nacken ſetzen dürfen oder gar müſſen. Wenigſtens wünſchen wir, daß Hr. G. dieſe Sünde in den heiligen Geiſt nicht, wie der fromme franzöſiſche Mönch Gottſchalk, mit zwanzigjährigem Gefängniß abbüßen müſſe; weil ſelbſt ein Gregor VII ſolche Behauptungen nicht in Schutz nehmen mochte. Damit man nicht ungewiß bleibe, wo die edleren Racen zu ſuchen ſeien, ſteht, eben ſo hiſtoriſch wahr,

S. 183: „Der Adel im älteſten Germanien habe in den fränkiſchen Gefolgen ganz Deutſchland, und zuletzt beinahe ganz Europa bezwungen."

Wer ſind die Gründer der Urſtaaten, und gibt es etwa bloß edlere Racen für die germaniſchen Völker? Wo nicht, ſo wußten die Gründer der Urſtaaten von Aegypten, Kleinaſien und Rom nichts von ſolchen edlern Racen, noch weniger die Osmanli's, welche dem „pflanzenhaften Leben" der Chriſtenheit im orientaliſchen Kaiſerthum ein Ende machten und die edlern Racen todtſchlugen oder wegjagten. Wer kann ſagen, es habe die graueſte Urzeit den Nähr-, Lehr- und Wehrſtand unterſchieden, ſie, welche gerade alle drei in dem freien Manne patriarchaliſchen Zuſtandes vereint zeigt?

Zum Schluſſe möge die Nachricht ſtehen,

S. 181. daß wir jetzt ungefähr in der Mitte zwiſchen Anfang und Ende der Welt ſtehen, was uns allerdings erfreulichen, als die weiland Siebenſche Probezeihung vom nächſtbevorſtehenden Weltuntergang ſein muß. Ja ſelbſt ſind wir, nach Verſicherung des Hrn. Görres, „nach aller Wahrſcheinlichkeit, dem Beginn noch näher, als dem Ausgang." Einſtweilen könnte man alſo um Geringes die beſte Welt herrichten, wenn man von ſeiner Verſtocktheit nachließe, und einen Kaiſer und ein Reich mit Herzogen, Prälaten und übrigen Standesherren, und die Zünfte nebſt allenfalls einer „milden Leibeigenſchaft" für die heimathloſen und ſonſtige Leute aus den „unedlen Racen", die ſich die „ſieben Heerſchilde nicht angeeignet haben", ins Werk richten, und über dieſe, „wie die Freiheit über die Nothwendigkeit — den chriſtlichen Prieſterſtaat, die von Gott geordnete römiſche Hierarchie" in leiblicher und geiſtlicher Glorie ſehen und dotiren wollte, um „von dem ſträflichen Abfall der Geſchichte, deſſen ſich die zwei letzten Jahrhunderte ſchuldig gemacht", zurückzukommen. Alsdann, meint Hr. Görres,

S. 181, werde das „Ende der Zeiten noch fern ſein, wo durch die Macht der Induſtrie

Digitized by Google

und des Geldes alle Ungleichheit des Beſitzſtandes ſich ausgeglichen haben wird.“ Eine ſolche Macht der Induſtrie und des Geldes wäre allerdings noch wunderbarer, als das ganze wunderbare Buch des Verfaſſers, und könnte eine Revolution in das ganze Einmaleins, wornach von Allem das Gegentheil geſchah, und in die Lehre von edeln und unedeln Racen bringen, folglich die Welt nicht mehr lange dauern.

If that is madness; yet there 's is method in it.

14. Nov. 1819. F.

Beiträge zur Naturgeſchichte des großen Bernhardsberges, der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft der Naturforſcher mitgetheilt vom Prior des Hoſpitiums auf dem genannten Berge, dem Pater Biſela.

Der Bergſtock, auf deſſen Spitze ſich das St. Bernhards-Hoſpitium befindet, wird enge eingeſchloſſen, ſüdlich vom Berge Montmort, und nördlich durch den von Chenalettaz. Der zwar entferntere Berg Velan *) begrenzt ſeinen öſtlichen, und der Zuckerſtock **) ſowohl als der Boſſazberg ſeinen weſtlichen Horizont. Zunächſt beim Hoſpitium weſtwärts wird man durch einen See angenehm überraſcht, welcher freilich zu klein iſt, um unter den Schweizerſeen Rang zu erhalten. ***) Der Abhang vom Chenalettaz iſt über ſeinem Felſengrund mit einer dünnen Raſendecke bekleidet, und gewährt dadurch dieſer Bergwohnung die einzige etwas freundliche Anſicht. Der Montmort (todter Berg) verkündigt ſchon durch ſeinen Namen die Abweſenheit alles Pflanzenwuchſes, ungerechnet, daß von ihm herab die größten Lawinen rollen, welche im Thale oſtwärts des Hoſpitiums den ewigen Schnee unterhalten, der ſo vielen Reiſenden verderblich wird.

Man erzeigt dem Inſtitute des Hoſpitiums allgemeine Achtung, um ſeines menſchenfreundlichen Zweckes willen, den Reiſenden eine Zufluchtſtätte gegen ſchlimme Witterung, herbes

*) Der Berg Velan (der Sonnenberg) iſt einer der höchſten in der Nähe vom Bernhardsberg. Auf ſeiner Oſt- und Nordſeite iſt er bis an den Gipfel mit Eis bedeckt. Der verſtorbene Hr. Murith, Chorherr im Hoſpitium, war der Erſte, der ſeine nicht ungefährliche Erſteigung wagte. Aus den Beobachtungen deſſelben ergibt ſich, daß er 663 Klafter (Toiſen) über das Hoſpitium erhaben iſt.

**) Ein nackter Felſenſtock erhielt dieſen Namen um ſeiner pyramidaliſchen Geſtalt willen.

***) Man konnte nie Fiſche dahin verpflanzen; vermuthlich weil die Eier die erforderliche Wärme für ihre Entwickelung nicht finden; es iſt nämlich dieſer See, während acht bis neun Monaten des Jahres, mit einer zwei bis dritthalb Fuß dicken Eisdecke verſchloſſen, und auch die übrigen Monate hindurch wird er von dem dahin abfließenden Eiswaſſer beſtändig erkältet. Er iſt dreiunddreißig Fuß tief und ſein Umgehen erheiſcht eine Viertelſtunde.

Digitized by Google

Klima und ermüdende Anstrengungen darzubieten. Neben dieser wohlthätigen Bestimmung mag inzwischen auch der Naturforscher daselbst manches Anziehende und Merkwürdige finden. Dieses will man hier zu würdigen versuchen, und um dabei mit einiger Ordnung zu Werke zu gehen, soll zunächst etwas über Luft und Klima bemerkt, nachher von Schnee, Lawinen und Eis gehandelt, alsdann die Gebirgsart des Berges und seiner Umgebungen ins Auge gefaßt, und endlich auch von der Pflanzenwelt dieser Gegenden Einiges gesagt werden.

Von Luft und Klima.

Die Luft auf dem Bernhardsberge hat nichts Eigenthümliches; sie unterscheidet sich nicht merklich von derjenigen, die man auf andern gleich hohen Schweizerbergen einathmet. Das Wasser kocht im Hospitium bei 74° 5/10, und bei mittlerm Barometerstande, der ungefähr acht Zoll und eilf Linien beträgt. *)

Eine Vergleichung der hygrometrischen Beobachtungen mit den unter einem mildern Klima angestellten, zeigt unerwartet eine größere Trockenheit auf dem Bernhardsberge. Zu den Ursachen dieses insofern unerwarteten Ergebnisses, als man in der Region des Nebels und des ewigen Schnees mehrere Feuchtigkeit vermuthen könnte, gehört ohne Zweifel die dünnere Luft; bei einer gegebenen Luftmenge auf dem Bernhard oder einem andern Hochgebirge kommen, um des mildern Luftdrucks willen, weniger Luft und Wassertheilchen mit dem hygrometrischen Haare in Berührung. Im Innern des Hospitiums wird jedoch, obgleich das Gebäude auf des Bergstocks höchster Spitze steht und den heftigsten Winden ausgesetzt ist, eine viel stärkere Feuchtigkeit wahrgenommen, als man, den Beobachtungen zufolge und in theoretischer Hinsicht um des mindern Druckes willen, erwarten sollte, der den Wassertheilchen eine leichtere Verflüchtigung und Auflösung in Dünste zu gestatten scheint. Bedenkt man aber, daß das Hospidium acht Monate durch gleichsam im Schnee versenkt ist, daß die kalte Jahrszeit durch die innern Wände bis zu vier und fünf Linien dicht mit Rauhreif belegt sind, und daß durch den beständigen Kontrast zwischen der großen Kälte von Aussen und der leichten innern Wärme, die Dämpfe stets in die sich ihnen darbietenden Wände hineinziehen, so wird man sich die Ursache der beständigen in dem Gebäude vorhandenen Feuchtigkeit leicht erklären können.

Der Einfluß der dünnen Luft zeigt sich nicht allein nur in dem zum Sieden erforderlichen Wärmegrad und in den hygrometrischen Ergebnissen; ihre Wirkung auf das Athemholen ist eben so bemerkenswerth. Ohne den zwischen Wirkung und Ursache vorhandenen Zusammenhang erklären zu wollen, will ich mich auf die einfache Angabe der Thatsachen beschränken.

Von den Bewohnern hoher Gebirgsgegenden fühlen die, welche einen starken Körperbau

*) Weil die Wärme es ist, die das Kochen bewirkt, so folgt daraus, daß man auf großen Höhen, wie der Bernhardsberg ist, dazu mühsamer gelangt. Es bedarf im Hospitium fünf und auch wohl sechsthalb Stunden, um das Fleisch hinlänglich weich zu kochen; ein Umstand, der des größern Holzverbrauchs willen, wo dieses ohnedies so selten ist, sehr beschwerlich wird.

Digitized by Google

und gesunde Lungen haben, am Einathmen einer eben so kühlen, als reinen und leichten Luft ein unverkennbares Wohlbehagen; wogegen Personen, die jene Vortheile nicht genießen, und hauptsächlich Engbrüstige, eine auffallende Unbehaglichkeit und eine Schwierigkeit des Athemholens verspüren, die mit dem Höhersteigen zunimmt. Man hat auf dem Bernhardsberge von Zeit zu Zeit Anlaß, Reisende zu beobachten, die wegen des Abgangs einer für ihre Lungen hinlänglich dichten Luft gleichsam ersticken, und bisweilen darum auch wohl in Ohnmacht fallen. Das letztere widerfährt schwachen und zarten Leuten öfters, bisweilen aber auch stärkern. Im Anfang solcher Ohnmachten schlägt der Puls viel schneller, eine Erscheinung, die übrigens eine allgemeine Wirkung des Ansteigens ist, aber bei stärkern Organen des Athemholens in minderm Grade statt findet.

Bemerkenswerth erscheint hinwieder der Einfluß der dünnen Luft bei Verwundeten. Es ist erwiesen, daß überhaupt auf solchen Bergen die Vernarbung der Wunden zweimal und dreimal langsamer geschieht, als in den Ebenen, wenn auch die angewandten Mittel, die Temperatur, die Nahrung und der Verband in beiden Fällen einander völlig gleich sind. Unter einer beträchtlichen Zahl Unglücklicher, die sich Hände und Füße erfroren hatten und denen Glieder abgenommen werden mußten, ward kein einziger schnell geheilt; die Wunde reinigte sich zwar allerdings ziemlich bald; dabei blieb es dann aber auch, und mancher Kranke, der ohne Besserung seiner Wunden zwei und drei Monate auf dem St. Bernhard verweilt hatte, sah dieselben in Frist von sechs Tagen unter einem mildern Himmel vernarben.

Ich erlaube mir noch einer andern Wirkung zu erwähnen, die vielleicht auch von der Luft abhängt, ohne daß ich sie ihr ausschließlich zurechnen möchte. Arzneikundigen Personen steht es zu, die Thatsache, die ich mittheilen will und die auf dem Bernhardsberge häufig beobachtet wird, genauer zu würdigen. Es scheint nämlich, die Arzneimittel seien auf hohen Bergen viel minder kräftig, als in den Ebenen. So zum Beispiel sind drei Gran Brechweinstein im gemäßigten Klima eine hinreichende Gabe; um die nämliche Wirkung auf dem Bernhardsberge zu erzielen, bedarf aber die gleiche Person sechs und auch wohl acht Gran dieses Brechmittels.

Die reine und frische Luft, die man auf hohen Bergen athmet, und die gute Eßlust, welche sie erregt, lassen vermuthen, ein Klima, wie dasjenige des St. Bernhard ist, müsse, auch unabhängig von andern, mit den schon genannten zusammentreffenden Umständen, sehr gesund sein. Die Erfahrung beweist jedoch das Gegentheil, und die zahlreichen Opfer der Strenge dieses Klima's widerlegen leider jene Meinung. Viele unter den Reisenden, die zum erstenmal über den Bernhardsberg kommen, stellen sich vor, Chorherren mit weißen Haaren, dem Schnee gleich, worin sie wohnen, daselbst anzutreffen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen finden sie statt dessen junge Geistliche, selten über fünfunddreißig Jahre alt, und meist nur zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Diese auffallende Erscheinung muß zum Theil auf Rechnung des ungesunden Klima gebracht werden. Nur junge Leute, die völlig gesund sind, und ein kräftiges Temperament besitzen, mögen dieses strenge Bergklima ertragen; und

Digitized by Google

ihres starken Körperbaues unerachtet, verspüren sie dennoch bald den verderblichen Einfluß, woran man sich nicht leicht gewöhnen mag.

Wer Vergreisen gemacht hat, wird meist auch beobachtet haben, daß sie eine starke Eßlust erregen und daß auch die Verdauung schneller geschieht. Daraus folgt, daß man gewissermaßen genöthigt ist, mehr Nahrung, als in jedem andern Klima, zu sich zu nehmen. Man begreift leicht, daß eine solche Ueberladung nach und nach die Organe der Verdauung angreifen und ihre Kraft schwächen kann; das Bedürfniß, die abnehmenden Kräfte zu ersetzen, ladet zum Mehressen ein, dadurch wird die Ursache jener Abnahme verstärkt, und allmälig werden gallichte und Entzündungskrankheiten, Schlagflüsse u. s. w. herbeigeführt. Die gewöhnlichste Krankheit inzwischen, die das Klima das St. Bernhards veranlaßt, ist der Gliederfluß (rhumatisme), von dem die Bewohner hoher Berge selten frei bleiben, und der dort sogar auch häufiger, als vormals, geworden zu sein scheint. Zu den Ursachen dieses beinahe unheilbaren Uebels kann, ausser den bereits angedeuteten, auch der öfters den Tag durch eintretende schnelle Uebergang von einer gemäßigten oder auch wohl warmen Temperatur zu einem beträchtlichen Kältegrad, die Unmöglichkeit, die Zellen der Geistlichen im Hospitium zu erwärmen, und endlich auch eine Lebensart gezählt werden, welche bald die sitzende ist und bald in eine sehr angestrengte Bewegung übergeht, wenn bei der schlimmsten Witterung, auf rohen Bergpfaden, vom Frost überfallenen oder in Lawinen begrabenen Wanderern die benöthigte Hilfe gebracht werden muß. Die große Feuchtigkeit, wovon oben die Rede war, und die nicht kann vermieden werden, gesellt sich den übrigen Ursachen hinzu, welche den Gliederfluß herbeiführen und unterhalten. Sobald die Krankheit einigermaßen eingewurzelt ist, muß man nothwendig den Aufenthalt in den höhern Regionen gegen ein gemäßigteres Klima vertauschen und darin Erleichterung suchen.

Die einzigen Monate, in denen der Aufenthalt auf dem Bernhardsberge angenehm und gesund ist, sind der Julius, August und September; der Gesundheit am nachtheiligsten sind die Monate März, April und Mai.

Mehrere Schriftsteller und Reisebeschreiber (Besson, Laborde, Ebel u. a. m.) melden in ihren Werken oder Tagebüchern, der Himmel erscheine auf dem großen Bernhardsberge höchstens nur zehn- bis zwölfmal im Jahr den ganzen Tag durch hell und rein. Obgleich seit kurzer Zeit erst meteorologische Beobachtungen auf diesem Berge angestellt werden *), so läßt sich dennoch mit Zuversicht behaupten, daß die schönen Tage dort ungleich weniger selten vorkommen, als jene Angaben mitbringen. **)

---

*) Der Professor Pictet in Genf brachte am 14. Herbstmonat 1817 meteorologische Instrumente auf den Bernhardsberg, und ersuchte die Geistlichen des Hospitiums, mit denselben nach einer bestimmten Vorschrift Beobachtungen anzustellen; es geschieht dieses seither, und sie werden monatlich in der Bibliotheque universelle mitgetheilt.

**) Vom Heumonat des verflossenen Jahres bis zu Ende Brachmonats des gegenwärtigen (1819) hat man über sechzig gezählt. Der Sommer von 1816 war sehr schlimm auf dem Bernhardsberge, und es ging

Digitized by Google

Beim Nachdenken über den geringeren Druck der Atmosphäre auf den Berghöhen, sollte man geneigt sein, den Winden ebenfalls eine geringere Kraft beizumessen, weil ihre Stärke im Verhältniß der Dichtigkeit des Luftzuges wächst und abnimmt. Es wäre erwünscht, hierüber bestimmte Auskunft geben zu können; allein noch ist auf dem Bernhardsberge kein Windmesser vorhanden, der die Stärke des Windes angeben und genaue vergleichende Beobachtungen liefern könnte. Inzwischen stimmen Personen, die einen mehrjährigen Aufenthalt daselbst gemacht haben, überein, die Winde auf den Bergen für heftiger als im platten Lande zu halten. Gewiß ist, daß die Engpässe in Gebirgsgegenden durch Verengung des Raumes die Winde konzentriren, und dadurch ihre Geschwindigkeit vermehren. Die Lage der Thäler in der Nähe des Bernhardsberges gestattet den Winden keine mannigfachen Richtungen; die gewöhnlichsten sind die südwestliche und die nordöstliche; der wahre Nordwind tritt bisweilen, doch nie heftig ein; eben so verhält sichs mit dem noch seltnern Südwind.

Die Kälte ist vielleicht so heftig nicht, als man vermuthen könnte. Der niedrigste bekannte Thermometerstand ist 27 Grad Reaumur; derselbe findet jedoch nur selten statt. Häufig hingegen sinkt er auf 20 und selbst 23 Grade herunter. Nie steigt er höher als 17 Grade über Null, und wenn er für einen Augenblick höher reicht, so ist der Fall eben so ausgezeichnet, als wenn er unter 27 herabsinkt.

Vom Schnee, von den Lawinen und Gletschern.

Nach allem dem, was De Sauſſure mit eben so viel Scharfsinn als Genauigkeit über den Schnee, die Lawinen und Gletscher des Alpengebirges gemeldet hat, hält es schwer, Neues hierüber zu sagen. Dieser gelehrte Naturforscher gab sich alle Mühe, durch eigene Beobachtungen die Wahrheit überall zu ergründen, und seine Darstellung des Erforschten läßt nichts zu wünschen übrig. Er hätte alles gesehen, wenn er den größten Theil des Jahres durch auf den mit Schnee bedeckten Bergen verweilen könnte. Mir bleibt über die drei Dinge nur eine geringe Nachlese übrig.

So wie auf hohen Bergen der Regen selten in großen Tropfen niederfällt, so sind daselbst hinwieder auch große Schneeflocken eine seltene Erscheinung; nur im Sommer, bei milder Temperatur, erreichen sie eine gewiße Größe. Wenn ein starker Wind weht, sind die Schneekrystalle überaus klein.

Die das Jahr durch gefallene Schneemasse läßt sich nicht genau angeben; die Winde vertragen den Schnee während seines Niederschlags, und legen denselben an einzelnen Orten nieder, von denen sie ihn öfters nochmals auffassen und anderswo, als Zurüstung für Lawinen, anhäufen. Man will bemerkt haben, daß der Schnee in gewissen Jahren auf einer bestimmten

---

keine Woche ohne Schnee vorbei; am letzten Tage im Monat August wurden auf dem Eis, das den kleinen See beim Hospitium deckte, Kegel geschoben, und das ganze Jahr durch fror der See nie ganz auf; ein solcher Jahrgang macht jedoch Ausnahme, und nicht die Regel.

Seite des Berges in größerer Menge niederfällt, zum Beispiel in den auf der Nord- oder Nordostseite gelegenen Thalern; diese Beobachtung bedarf jedoch noch weiterer Bestätigung.

Der frische Schnee ist gewöhnlich sehr locker; er behält jedoch diese Lockerheit nicht lange, und nach etlichen Tagen ist er schon dicht geworden. Je feuchter er ist, oder vielmehr je höher der Wärmemesser zur Zeit seines Niederfallens steht, desto geneigter ist er, sich zu ballen (se tasser). Bei kaltem Wetter hingegen mögen die Schneetheilchen sich viel weniger fest aneinander hängen, als die bei milder Witterung gefallenen thun. Aus dieser Beobachtung kann man die Folgerung ziehn, daß es mühsamer sein muß, durch eine bei milder Witterung gefallene Schneemasse zu wandeln, als durch eine gleich beträchtliche bei kälterer Temperatur niedergeschlagene. Die erstere kann einem Schlammgrund verglichen werden, aus dem man nur mit großer Anstrengung sich emporhebt; und die zweite einer mit trocknem Sand bedeckten Fläche, in der die Füße zwar auch einsinken, aber ohne beim Herausziehen gleichen Widerstand zu leiden. Im Frühling bemerkt man, daß der im Spätjahr zuerst gefallene Schnee eine Eiskruste über dem Erdreich bildet, wogegen der seit dem Januer gefallene Schnee fault (se pourrit), wie die Bergleute sich ausdrücken, das will sagen, eine geringere Festigkeit besitzt.

Auf der Lockerheit des Schnees und auf dem Grad seiner Dichtigkeit beruht die Ursache der Lawinen. Der im Spätjahr oder zu Anfang des Winters gefallene Schnee, vom Wind gejagt, füllt die Höhlen aus, verebnet alle Ungleichheiten des Bodens, bedeckt die großen Vorsprünge; und nachdem er sich verhärtet hat, bildet er eine Art Gleitbahn oder ebene Fläche, die von der Rauheit des Berges nur die Bogen der großen Krümmungen beibehalten hat. Wenn alsdann ein neuer Schnee sich auf diesen glatten Flächen zu einer gewissen Masse sammelt, so muß, weil er auf dem Abhang keinen Stützpunkt findet, sein eigenes Gewicht ihn nothwendig bis in die Thalgründe herabgleiten machen.

Man unterscheidet gewöhnlich zwei Arten der Lawinen, die Winter- und die Frühlingslawinen; die Ursache ihres Sturzes ist in beiden Jahrszeiten nicht die nämliche. Die Winterlawinen bestehen gewöhnlich aus dem lockern und leichten Schnee, der beinahe gar nicht zusammenhängt, und der bestimmende Grund ihres Fallens ist sehr oft die Aufklärung des Himmels in dem senkrecht über ihnen stehenden Raume. Die Frühlingslawinen hingegen bestehen aus geballtem Schnee, der zusammenhängt und große Massen bildet; eine allgemeine Erhöhung der Temperatur (eintretendes Thauwetter) begründet ihren Fall.

Die Verschiedenheit der Lawinen beruht hinwieder auch auf der Ungleichheit ihrer Bewegung während des Falles. Im Winter, sobald ein flacher Abhang, wie man sich ausdrückt, mit Schnee beladen ist, was durch die Winde geschieht, welche ihn zusammentragen und Vertiefungen, die für kleine Thäler gelten können, damit anfüllen, so wird durch eine theilweise oder allgemeine Verdichtung, die ein Windstoß oder ein plötzliches Hellwerden verursacht, der Zusammenhang der Schneemasse unterbrochen, und ein Theil der Stützpunkte ihr entzogen; ein kleiner Ballen Schnee fängt zu rollen an, und ist hinreichend, um den Sturz der ganzen

Digitized by Google

Lawine zu bewirken; iſt dieſe einmal gebildet, ſo ſtürzt ſie ſich mit Blitzesſchnelle in den Thalgrund, ohne daß, wer ihr auf dem Wege zu begegnen das Unglück hat, der Gefahr ſich entziehen mag. Je weiter die Lawine vorrückt, deſto mehr nimmt ſie an Schnelligkeit und an Kraft zu, indem ſie jetzt nicht nur den vorfindlichen Schnee, ſondern auch große Steine mit ſich fortreißt, Bäume, die ſich in ihrer Richtung finden, entwurzelt, und andere durch den Seitendruck der anſtoßenden Luftſäule umſtürzt; gleichmäßig drückt ſie in der Nähe befindliche Hütten ein, die auf gegenüberſtehenden Hügeln von der Lawine ſelbſt nicht erreicht werden mochten. Man hört alsdann gewöhnlich ein dumpfes Getöſe, das der Sturz der Lawine verurſacht. Der Schnee fliegt gleich einer vom Wind gejagten Staubwolke durch die Luft; wenn aber ihr Vordertheil bereits den Thalgrund erreicht hat, ſo bewegt ſich der Hintertheil noch mit ſeiner ganzen Schnelligkeit, indem er die Maſſe zuſammendrückt und verdichtet.

Es gibt Lawinen der zweiten Art oder Frühlingslawinen, welche von den höchſten Bergen, dem Montblanc, dem Mont-Roſa, dem Velan u. ſ. w., auch mitten im Sommer herabſtürzen; die Verhältniſſe und die Urſachen ihres Falls treffen aber völlig mit denen, die im Frühling fallen, zuſammen. Die Wärme kann, wie ſchon bemerkt, als die erſte wirkende Urſache der Lawinen betrachtet werden. Der friſche Frühlingsſchnee, ſo wie derjenige, welcher im Winter auf einmal nur in kleiner Menge fällt, und ehe er vom Winde zuſammengedrückt ward, nicht einſtürzte, beſitzt zwar genug Feſtigkeit, um nicht zu fallen; aber wenn die Sonnenſtrahlen oder ein warmer Südwind dieſen Schnee gemildert haben, ſo kann alsdann einige Schmelzung und eine Schwächung ſeiner Stützpunkte eintreten. Ein Schneeballen löſet ſich ab und fängt zu rollen an; der Schnee, über den er ſeinen Weg nimmt, hängt ſich ihm an, und der Ballen, welcher nach Maasgabe ſeines Fortſchreitens anwächſt, ertheilt zugleich während ſeines Durchgangs dem zunächſtliegenden Schnee eine kleine Erſchütterung, wodurch auch dieſer, da ihm ein feſter Stützpunkt mangelt, ſich gleich dem erſtern zu ballen geneigt wird. So vermehrt ſich die niederfallende Schneemaſſe zuſehends, ihre Bewegung wird gleichzeitig ſchneller und die Lawine iſt gebildet. Der Unterſchied iſt beträchtlich zwiſchen den langſamen Frühlingslawinen und den viel plötzlichern im Winter; ſobald man die erſtern über die Bergabhänge rollen ſieht, mag man ſich durch eine ſchnelle Flucht noch retten; iſt man aber unglücklich genug, auch nur mit einem Fuß von der Lawine ergriffen zu werden, ſo hält es ſchwer, denſelben zurückzuziehen, indem der Schnee dieſer Frühlingslawinen überaus dicht iſt, und nicht nur in ſich ſelbſt einen ſtarken Zuſammenhang hat, ſondern ſich auch den Körpern, die er umhüllt, feſt anhängt. Wenn demnach die Winterlawinen jene des Frühlings an Schnelligkeit übertreffen, ſo kommt den letztern hingegen die größere Attraktions- oder Impulſions-Kraft, wie man es nennen will, zu gut.

Obgleich der St. Bernhard keine eigentlichen Gletſcher beſitzt, ſo finden ſich ſolche doch in ſeiner Nähe. Es haben dieſe Eismaſſen in den neueſten Zeiten mehr als je die Aufmerkſamkeit

Digitized by Google

der Naturforscher beschäftigt, und dieser Umstand wird, wie ich hoffe, den Bemerkungen, welche ich hier mittheilen will, einige Nachsicht verschaffen.

Das Dasein der Gletscher, nicht allein auf hohen Bergen, sondern auch in niedern Thälern, neben Wiesen, Wäldern und Getreidefeldern, ist eine Erscheinung, die den Reisenden sehr auffallend sein muß. Das Erstaunen mindert sich, wenn man bedenkt, daß die Gletscher durch das Eis und den Schnee höherliegender Behälter unterhalten werden, wo die Sonnenwärme jene ungeheuern Massen zu schmelzen ausser Stand ist, die nicht nur allmälig hinuntersteigen, sondern bisweilen auch wohl plötzlich Felder und Wiesen überziehen.

Dem Freunde und Bewunderer der Natur stellen die Gletscher ein trauriges, aber majestätisches Bild vor Augen; der Naturforscher unterscheidet daran zahlreiche Erscheinungen, deren Ursachen und Zusammenhang er zu erforschen sucht. Die Bewegung des Gletschers, seine bald zusammenhängende, bald durch Spalten von furchtbarer Tiefe zerrissene Bildung; die verschiedenen senkrechten, wagerechten oder auch gesenkten Schichten des Eises; ihre mehrere oder mindere Dichte, die Höhlen, die Eispyramiden, welche öfters auf der Höhe des Gletschers angetroffen werden, die bisweilen sehr großen Steinmassen, die wie über Fußgestellen auf ihm ruhen, die am Ausgang derselben vorkommenden, aus dammförmig gereihten Sand und Steinen bestehenden Schutthaufen (Gandecken, Moraines): dieses alles sind eben so viele Vorwürfe der Neugierde und der Forschungen des Beobachters.

Nach Beschaffenheit der Jahrgänge rückt der Gletscher entweder vor, oder er weicht zurück; bisweilen bleibt er auch lange unverändert; alles hängt von der wärmern oder kältern Temperatur des Sommers und von der Menge des Schnees und der Lawinen ab, die im Winter fallen. Im Ganzen nehmen die Gletscher stets zu und ihr Wachsthum hört nicht auf; aber es leidet Unterbrechungen, und in den Jahren, wo milde Winter oder heiße Sommer eintreffen, schmilzt mehr Eis weg, als neues hinzukommt.

Ueber die Gletscher und ihr zunehmendes Wachsthum haben verschiedene Naturforscher geschrieben; vielleicht aber ward von denselben eine der Hauptursachen dieses Wachsthums nicht gehörig entwickelt, oder nicht sattsam gewürdigt. Beim Besuche der Gletscher bemerkt man, daß, wenn der Abhang eines von einem Gletscher besetzten Thales abschüssiger wird, sich alsdann Spalten bilden, wovon die einen bis auf den Boden des Gletschers ausgedehnt sind, andere hingegen so tief nicht sinken, und dem Wasser keinen Ausgang gestatten, welches sich vom Schnee- und Eisschmelz darin sammelt. Diese Spalten haben meist eine Querlage; sie trennen gewöhnlich die obere Gletschermasse von der untern, mit Ausnahme jedoch der Endstücke zu beiden Seiten der Spalten, und des Untertheils bei denen, welche Wasserbehälter bilden. Beim Eintritt des Winters gefriert das Wasser in diesen letztern, und sie machen nunmehr Bestandtheile des Gletschers aus. Jedermann weiß, daß das Wasser beim Uebergang aus dem flüssigen in den festen Zustand, oder beim Gefrieren, eine Ausdehnung erleidet; hingegen macht sich vielleicht nicht Jedermann eine hinreichende Vorstellung von der ausdehnenden

Digitized by Google

Kraft, die daſſelbe unter dieſen Umſtänden auf die ganze Maſſe des Gletſchers anwendet. Dieſe Kraft wirkt wie ein Keil zwiſchen der Ober- und Unterdecke, ſo daß dieſe letztere, weil ſie geringern Widerſtand leiſtet, zuſammenfällt, herabgeſchoben wird und das Vorrücken des Gletſchers befördern hilft. Rechnet man dazu das Gewicht des Gletſchereiſes, deſſen Sinken durch die abſchüſſige Grundlage erleichtert wird, ſo mag man ſich alsdann unſchwer das allmälige Vorſchreiten des Gletſchers erklären.

Das heftige Knallen und das Getöſe, welche auf den Gletſchern öfters, zumal nach heißen Sommertagen, gehört worden, iſt anders nichts, als die Wirkung des Eisbruchs in der Nähe der Spalten, die ſich im vorigen Jahr mit Waſſer angefüllt hatten. Einige glauben, dieſer den Kanonenſchüſſen ziemlich ähnliche Knall ſei eine Wirkung der Entwickelung des im Eis oder in der Erde latenten Wärmeſtoffes, welcher vermittelſt der innern Wärme (?) in freien Zuſtand übergeht, und durch plötzliches Zerreiſſen der Eismaſſen die Bande bricht, die ihn bisher eingeſchloſſen hielten. (Hr. Caſtellani, Mitglied der Turiner Akademie, iſt dieſer Meinung.)

Die Schichten des Eiſes ſind von ungleicher Dichtheit. Bei den ſelten vorkommenden wagerechten Schichten, wie bei den häufigern ſenkrechten und ſchiefgeneigten, rührt die Verſchiedenheit von dem, ehe er gefriert, mehr oder weniger mit Waſſer durchdrungenen Schnee her. Ich habe früher bemerkt, daß der Schnee locker iſt, und demnach viele Luft enthält; wenn nun das eindringende Waſſer ſehr kalt und deſſen nur wenig iſt, ſo bleibt ein Theil der Luft zurück, und das Eis iſt locker und von geringer Dichtheit. Die wagerechten Schichten ſind nichts anders, als der Schnee, welcher nicht zum Schmelzen gekommen, ſondern, nachdem er mit ſattſamem Waſſer durchdrungen worden, zu Eis gefroren iſt. Die ſenkrechten und geneigten Schichten oder Eisſtücke ſind das gefrorne Waſſer in den Hohlungen und Spalten des Gletſchers, oder auch der in dieſe Höhlen gerathene, mit Waſſer geſättigte und hernach gefrorne Schnee.

Weil das Eis ſehr verſchieden dicht iſt, ſo begreift man leicht, daß, wo dieſe Dichtheit geringer iſt, ſonderheitlich wenn die Stelle in der Nähe abfließender kleiner Gewäſſer, oder der Sonne ausgeſetzt und etwa mit ſchwärzlichter Erde überdeckt iſt, die Schmelzung des Eiſes leichter vor ſich gehen, und durch dieſelbe ſich allerlei Höhlen bilden müſſen. Es bedarf jedoch einer ſehr lebhaft von der Schonheit der Gletſcher ergriffenen Einbildungskraft, um Saulengänge, Vorderſeiten von Paläſten u. dgl. daran wahrzunehmen. Einige regelmäßige Formen laſſen ſich allerdings bisweilen unterſcheiden, weil die Spalten ſich meiſt regelmäßig bilden und das eindringende Waſſer beim Gefrieren dadurch auch geradlinigte Formen erhält. Wenn die Gletſcherhohlen ein anziehendes Schauſtück ſind, ſo gewähren die Pyramiden, welche meiſt auf der Höhe des Gletſchers vorkommen, vollends einen impoſanten Anblick. Von ferne und in günſtiger Stellung glaubt man zum Himmel aufſtrebende Bergſpitzen, aus Eis gebildete Pyramiden und Obelisken zu erblicken, die aber, wenn man ihnen näher kommt, ſich in gewöhnliche, im Profil geſehene Eisſpalten verwandeln.

Digitized by Google

Mit Befremden trifft man beim Wandern über die Gletſcher beträchtliche Felsblöcke an, die auf drei und bisweilen vier Fuß hohen Fußgeſtellen aus Eis ruhen. Das mit den Lawinen auf den Gletſcher gerückte Felsſtück bildet über dem Eis eine Art von Dachung, wodurch daſſelbe gegen den Regen und die Sonnenſtrahlen geſchützt wird, ſo daß dieſe Unterlage mit der übrigen Oberfläche des Gletſchers nicht in gleichem Verhältniſſe ſchmilzt, demnach dann auch das Felsſtück ſich allmälig zu erheben ſcheint, bis das Fußgeſtell, nachdem es eine Zeit lang der Schmelzung widerſtanden hat, nach und nach ſchwächer wird und ſeine Laſt nicht länger tragen mag. Auch dieſe kleine Erſcheinung zeigt deutlich, daß die Unterhaltung des Gletſchers vielmehr durch die ſich mit Waſſer füllenden Spalten geſchieht, als durch den im Winter darauf niederfallenden Schnee. Der letzte dient ihm eigentlich nur zur deckenden Hülle, und wenn vieler Schnee gefallen iſt, ſo mag er das Gletſchereis um ſo länger gegen die Einwirkung des Regens und der Sonnenſtrahlen ſchützen.

Die Landleute auf den Alpen halten die häufig auf der Oberfläche der Gletſcher vorkommenden Steine und Felsſtücke für eine Wirkung des dem Eis inwohnenden Vermögens, alle fremdartigen Körper von ſich auszuſcheiden. Man hat dies für lächerlich und ungereimt erklärt; allein es iſt in der That der Fall, daß das Eis fremde, in ihm befindliche Körper, Steine zum Beiſpiel, Holz, Leichname u. ſ. w. auswirft; es ward dies geläugnet, weil man die Urſache nicht kannte, und auch wohl aus Mangel genauer Beobachtungen. Ich bin weit entfernt, dem Gletſchereis ein Reinigungsvermögen zuzuſchreiben; aber die Thatſache erklärt ſich daß der Gletſcher durch die Wirkung der Sonnenwärme und der Winde auf ſeinem Obertheile zuſehends ſchmilzt, während er inwendig ſeinen Verluſt wieder erſetzt; dadurch bildet ſich eine Art allmäliger Umwälzung von unten nach oben, mittelſt welcher das tiefere, die fremden Körper einſchließende Eis mit dieſen ſelbſt höher gehoben wird. Sobald dieſelben alsdann nur noch mit einer dünnen Eisdecke verſehen ſind, ſo ſchlucken ſie, vermöge ihrer dunklern Farbe, mehr Sonnenſtrahlen ein, die das Eis durchdringen, den eingeſchloſſenen Körper erwärmen, und ihn ſomit dann vollends aus ſeinem Gefängniſſe befreien.

Das Gletſchereis iſt inwendig ſehr rein, was nicht ſein könnte, wenn es aus Schnee gebildet wurde, der, von den Lawinen in großer Menge herbeigeführt, mit Erde und Steinen vermengt iſt, die ungleich häufiger im Gletſchereiſe vorkommen müßten, als wirklich der Fall iſt.

Gandecken (Moraines) werden die Stein- und Sandhaufen genannt, die der Gletſcher an ſeinem Ausgang und zu den Seiten deſſelben ablegt. Dieſe Steindämme liefern zuverläſſige Zeichen der Stelle, welche der Gletſcher auf ſeinen verſchiedenen Stationen einnahm, und ſie ſind Merkmale ſeiner wechſelnden Zu- und Abnahme. Gewöhnlich finden ſich mehrere ſolcher Gandecken am Fuße und am Rande der Gletſcher. Es ſind Ueberbleibſel der Steinmaſſen, die mit den Lawinen oder auf andere Weiſe auf und in den Gletſcher gebracht wurden, die dieſer vor ſich hinſchiebt, zuletzt auswirft, und nach Geſtalt der Krümmungen ſeines Ausgangs anhäuft.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die Irrenanstalten. — Die Lehrbücher der Jesuiten. — Die Prozession am Himmelfahrtstage in Paris. — Der Abbe de la Menais. — Die griechische Kolonie in Korsika. — Uebersicht des französischen Weinbaues. — Minderbekannte Züge aus dem Leben des Abbe de l'Epee. — Konsumtion der Kartoffeln in Paris.

Es hält schwer, zu sagen, was vormals das Schicksal der Irren gewesen sei; viele gingen wahrscheinlich elend zu Grunde; die gefährlichsten wurden in Kerker verschlossen; die übrigen, wofern sie nicht etwa als Zauberer und Besessene des Scheiterhaufens werth erklärt waren, liefen in Städten und auf dem Lande, als Vorwürfe des Spottes oder des Mitleids der Menge, frei umher.

In Frankreich hat man sich nicht eher als zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts mit dieser Klasse kranker Menschen genauer beschäftigt. Der überredenden Stimme Vincents von Paul gelang es, Anstalten für ihre Versorgung zu gründen. Die bisher verlassenen und umherirrenden Gemüthskranken wurden in die Lazarethe aufgenommen, wo man ihnen eigene Plätze anwies, wie heutzutage in den Armenhäusern (dépôts de mendicité) geschieht. In England war jedoch schon früher und seit 1553 ein Priorei-Gebäude, Bethleem genannt, welches Heinrich VIII wenige Jahre zuvor der Stadt London geschenkt hatte, zum Hospital für Mondsüchtige bestimmt worden; es führt heutzutage den abgekürzten Namen Bedlam. Bei dem immer größer werdenden Zudrang der Kranken ward es im J. 1675 nach einem umfassendern Plane, und mit dem für jene Zeit ansehnlichen Kostenaufwande von sechszehntausend Pfund Sterling, neu erbaut. Als hierauf im Jahr 1751 dies Lazareth nicht mehr ausreichte, kam durch freiwillige Unterzeichnung ein neues, jetzt unter dem Namen des St. Lukas-Hospitals bekanntes, zu Stand. Wenige Jahre zuvor hatte Jonathan Swift in Dublin das für Irren und Blödsinnige bestimmte St. Patris-Hospitium erbauen lassen.

Zu Paris befanden sich im Jahr 1657 in den sogenannten petites maisons vierundvierzig als unheilbar erklärte Irren, in eben so viel Zellen eingeschlossen. Drei Jahre zuvor hatte das Parlament verordnet, es solle für männliche und weibliche Irren, die sich im allgemeinen Hospital (Hôtel-Dieu) befinden oder künftig dahin kommen, ein eigener Verwahrungsort errichtet werden. In mehrern Provinzen wurden die Verrückten in Gefängnisse oder Klöster, mit Wüstlingen und schlechten Leuten zusammen, eingesperrt; daher der Name Zucht- oder Besserungshaus, welcher den Irrenhäusern an verschiedenen Orten ertheilt ward.

Jene menschenfreundlichen Plane, welche im Jahr 1774 die große Reform der Spitäler bezweckten, dehnten sich nicht auf die Gemüthskranken aus; das Schicksal von diesen blieb wie

Digitized by Google

zuvor; ſie wurden gleich Verbrechern in ihren Kerkern vergeſſen, und erſt im Jahr 1787 machte Tenon, nachdem er die Anſtalten in London und England beſucht hatte, den Vorſchlag, die Irren aus dem Hôtel-Dieu zu entfernen, und ihnen ein eigenes Hoſpital von zweihundert Betten, die eine Hälfte für männliche, die andere für weibliche Kranke beſtimmt, einzuräumen.

Im darauf folgenden Jahr ward die für wahnſinnige Weibsperſonen beſtimmte Abtheilung der Salpetriere eingerichtet, und der Doktor Pinel übernahm ihre ärztliche Beſorgung. Er milderte das Schickſal dieſer Unglücklichen durch Vervollkommnung aller Theile der Anſtalt, und eröffnete damit die Reihe jener Arbeiten, die ihn ſeither berühmt machten. Er erhielt ein eigenes Krankenzimmer für die Irren, welche zugleich an einer andern Krankheit litten, und die man zuvor ins Krankengemach des Gefängniſſes gebracht hatte. Achtzig Wahnſinnigen, die ſeit Jahren in Ketten lagen, ließ er dieſelben abnehmen, und es gelang ihm, durch eine menſchliche, ſorgfältig überdachte Behandlung, die bisher völlig auſſer Acht gelaſſen war, mehrere derſelben zu heilen.

Im gleichen Jahr gab Hr. Daquin von Chambery ſeinen Traité de la philosophie de la folie heraus, ein Werk, worin die Grundlagen des ganzen zweckmäſſigern Heilverfahrens der Irren, das ſeither in den beſſern Anſtalten Frankreichs und des Auslandes angewandt worden iſt, bereits angedeutet wurden.

Der Doktor Eſquirol, welcher ſeit mehrern Jahren dem Profeſſor Pinel als Arzt in der Salpetriere beigeordnet war, und der auch ſelbſt eine der vorzüglichſten Privatanſtalten für Gemüthskranke in Paris errichtet hatte, überzeugte ſich, daß noch ſehr Vieles, hinſichtlich auf die Behandlung der Irren in Frankreich überhaupt, zu verbeſſern ſei, und er wünſchte nebenbei zu erforſchen, wie es in dieſer Hinſicht in den Departementen beſchaffen ſei, und in wie weit daſelbſt die in den Pariſer Anſtalten getroffenen Verbeſſerungen gleichfalls Eingang gefunden hätten; er unternahm dafür eine Reiſe durch die Städte, welche Irrenanſtalten beſitzen, und er hat über alle Häuſer, Spitäler und Gefängniſſe, worin Verrückte aufbewahrt werden, ſeine geſammelten Beobachtungen genau verzeichnet; von mehrern Anſtalten hat er Grundriſſe aufnehmen und ſtechen laſſen, um hernach deſto befriedigendere Vergleichungen der franzöſiſchen mit den auswärtigen, vorzüglich britiſchen Einrichtungen anſtellen zu können.

Die Ergebniſſe dieſer Reiſe hat Hr. Dr. Eſquirol zunächſt in einer dem Miniſter des Innern übergebenen und alsdann auch gedruckten Denkſchrift niedergelegt; ſie führt den Titel: Des établissemens des aliénés en France et des moyens d'améliorer le sort de ces infortunés (Paris, bei Mad. Huzard, 1819. 8.), und ſie ſoll eigentlich nur der Vorläufer eines gröſſern Werkes ſein, mit deſſen Ausarbeitung der Verfaſſer wirklich beſchäftigt iſt.

„Jedermann kann (ſo drückt ſich dieſer würdige Nacheiferer Howards aus) ſich ſo betragen, daß er nicht Gefahr läuft, gerichtlich und als ein Verbrecher verfolgt zu werden; aber Niemand mag hingegen mit gleicher Zuverſicht ſich gegen eine Krankheit geſichert achten, die ihre

Digitized by Google

Opfer in jedem Alter, aus jedem Stande und in jedem Berufe wählt. Die Menſchen, als deren Sachwalter ich erſcheine, verdienen eine vorzugsweiſe Theilnahme, weil ſie nur allzuhäufig als die Schlachtopfer der Vorurtheile, der Ungerechtigkeit und der Undankbarkeit ihrer Mitmenſchen angeſehen werden können. Es ſind Hausväter, treue Gattinnen, rechtſchaffene Kaufleute, geſchickte Künſtler, um das Vaterland verdiente Krieger, durch Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer; es ſind kräftige, muthige und gefühlvolle Seelen; deſſenungeachtet aber werden eben dieſe, des ausgezeichneten Mitleids würdigen, und von dem furchtbarſten Elend, das den Menſchen befallen kann, heimgeſuchten Unglücklichen vielfältig noch ſchlimmer behandelt, als Verbrechern geſchieht, und mit weniger Sorgfalt, als man Thiere verpflegt. Ich habe ſie nackt, in Lumpen gehüllt, auf einem Strohlager, dem einzigen Schutz gegen die feuchte Kälte ihres Kerkers, liegend angetroffen; ich habe ſie mit groben Speiſen genährt, der friſchen Luft zum Athmen, wie des Waſſers zur Stillung ihres Durſtes entbehrend, und der erſten Lebensbedürfniſſe beraubt geſehen; ich habe ſie eigentlichen Kerkermeiſtern anvertraut und ihrer brutalen Behandlung überlaſſen gefunden; ich ſah ſie in engen, unreinlichen, dumpfen, der Luft wie des Lichts beraubten Räumen eingeſchloſſen und in Löchern angekettet, die man für wilde Thiere der Menagerien zu ſchlecht würde befunden haben. Das Alles habe ich in Frankreich geſehen, und auſſer Frankreich wird das Nämliche vielfältig angetroffen."

Fünftauſend einhundert und dreiundfünfzig Irren werden, den Verzeichniſſen des Herrn Eſquirol zufolge, in Frankreich in neunundfünfzig Häuſern verwahrt; davon kommen über zweitauſend auf die drei großen Irrenhäuſer in Paris. Das Verhältniß der weiblichen Kranken iſt in dieſer Stadt, wie in den nördlichen Staaten überhaupt, größer, während in den mittägigen Ländern und in Spanien das Gegentheil beobachtet wird.

In ganz Frankreich finden ſich nicht mehr als acht eigentliche Irrenanſtalten, von denen mehrere königliche Geſundheitshäuſer (maisons royales de santé) heißen; einige derſelben ſind ausſchließlich für das eine oder andere Geſchlecht beſtimmt, während in andern Männer und Weiber ohne Unterſchied aufgenommen werden. Dazu kommt, daß dieſe Unglücklichen auch öfters mit Fallſüchtigen, mit liederlichen Leuten und Wüſtlingen, die zur Züchtigung eingeſchloſſen werden, und mit unheilbar Blödſinnigen, die lebenslänglich verſorgt bleiben müſſen, vermengt ſind; ſo daß man mit Grund ſagen kann, es mangle Frankreich noch gutentheils an ausſchließlich für die Behandlung von Gemüthskranken beſtimmten Häuſern. Um dieſes wichtige Bedürfniß zu befriedigen, ſchlägt Hr. Dr. Eſquirol die Errichtung einer kleinen Anzahl derſelben vor, in deren jedem anderthalb- bis zweihundert einem angemeſſenen Heilverfahren zu unterwerfende Irren aufgenommen würden, und die theils Muſtereinrichtungen für die übrigen Häuſer, theils Lehranſtalten ſein ſollten. Die darin aufzunehmenden Irren ſollten noch nirgend anderswo behandelt und ihre Krankheit auch nicht älter denn ein Jahr ſein; ſie müßten nebenbei mit keiner anſteckenden oder ſyphilitiſchen Krankheit behaftet ſein. Da die Erfahrung lehrt, daß im zweiten Jahr, vom Anfang der Krankheit gerechnet, beinahe

Digitized by Google

eben so viele Irren geheilt werden, als im ersten, so können hingegen nach Verfluß zweier Jahre diese Kranken überhaupt für unheilbar betrachtet werden.

Wie mangelhaft und fehlerhaft sogar auch die acht obgedachten Irrenanstalten sind, so bleiben sie immerhin ungleich vorzüglicher als die übrigen Häuser, worin Wahnsinnige versorgt werden, und wo es in alten, zerfallenen und feuchten Gebäuden, an aller zweckmäßigen Abtheilung und Einrichtung für ihre neue Bestimmung fehlt, einige feste Gemächer oder Kerker ausgenommen, in welche die heftigen und rasenden Irren eingeschlossen werden. An mehrern Orten trifft man auch noch allgemeine Spitäler an, wo die Irren, Rasende ausgenommen, mit allen übrigen Kranken, mit den Blödsinnigen und Unheilbaren, vermengt leben; und endlich werden sie an einigen Orten vollends mit den Sträflingen vereinbart, oder gleich den Bettlern behandelt. In dreiunddreißig von Hrn. Esquirol genannten französischen Städten werden die Irren in den allgemeinen Spitälern, mit Greisen, Kindern, Kranken, Krätzigen, auch wohl mit Dirnen und Verbrechern, gemeinsam verwahrt. In der Salpetriere und im Bicetre ist das Quartier der Wahnsinnigen, vom übrigen Hause gleichsam unabhängig, mit eigenthümlicher Einrichtung, Bedienung und Arzt versehen; es sind dies gewissermaßen Spitäler in den Spitälern.

In den Städten, wo Armenhäuser (dépôts de mendicité) errichtet wurden, wollte man eigene feste Gemächer (quartiers de force) einzig für tobende Irren einrichten; an mehrern Orten geschah dies wirklich, und die Kranken werden darin beständig angeschlossen gehalten; für die übrigen Gemüthskranken mangelt es dann aber vollends an aller zweckmäßigen Pflege.

Aus allem Vorstehenden ergibt sich demnach, daß für die Irren ungefähr in allen Beziehungen schlecht gesorgt ist, und daß insbesondere: erstens, es ihren Wohnungen an zweckmäßiger Einrichtung fehlt; beinahe überall, mit Ausnahme der Salpetriere und des Bicetre, sind es abgelegene, alte, feuchte, und demnach höchst ungesunde Gebäude, die ihnen eingeräumt werden. Die neuerlich in den Armenhäusern getroffenen Einrichtungen sind nicht minder nachtheilig beschaffen; in einigen derselben ist, zum Beispiel, der zwischen der äussern Einfangsmauer und derjenigen der Zellen für die Irren innenliegende Hofraum keine Klafter breit. Zweitens dann sind ihre eigentlichen Zimmer, Zellen oder Logen, die Kerker, Löcher und sogenannten Narrenkaßen, faß überall furchtbare Behälter, denen es an Luft und Licht fehlt, enge, feucht, mit Straßenpflaster versehen, oft niedriger, als das Erdgeschoß, oder auch wohl unterirdische Räume; meist bilden die Thür und ein kleines, ihr gegenüberstehendes Loch die einzige Oeffnung dieser Behälter, in denen die Luft nicht erneuert wird, so daß man beim Eintritt vor dem Gestanke zurückbebt. Es gibt Behälter dieser Art, die Käfichen gleichen; andere sind holzerne Verschläge, welche auch nicht einmal gegen die Witterung schützen. „In meinem großern Werke", sagt der Verfaßer, „will ich die Beschreibung von allen diesen Wohnstatten des Elends liefern, die eigentlich darauf berechnet scheinen, um den Menschen herabzuwürdigen und ihm die ersten Lebensbedürfnisse zu entziehen." Drittens fehlt es häufig an

Digitized by Google

Betten, ſo daß die ohnedies öfters durch Schlafloſigkeit gequälten Unglücklichen bisweilen auf den Zimmerboden, um ſich darauf hinzulegen, und ſtatt Kiſſen, Matratze und Decke nichts als Stroh haben. Viertens befinden ſich theils die dürftigen Irren, theils auch die, welche Tiſchgelder bezahlen, meiſt nackt oder in Lumpen gekleidet, und man verſorgt ſie mit dem Abgange von Kleidern der Armen, Kranken und Gefangenen, die mit ihnen in der gleichen Anſtalt wohnen. Für Narren, ſagt man, iſt Alles gut genug. Bisweilen wird ihnen auch ſogar kein Stroh gereicht, oder daſſelbe nicht oft genug erneuert. Ich traf, ſagt Hr. Esquirol, einen unglücklichen Blödſinnigen an, der völlig nackt auf dem Boden lag. Der Hausmeiſter (concierge), dem ich mein Befremden über eine ſolche Vernachläſſigung äuſſerte, antwortete: Die Verwaltungsbehörde vergüte ihm für jede Perſon zu vierzehn Tagen mehr nicht als eine Welle Stroh. Ich bemerkte dem gefühlloſen Menſchen, daß der an der Thür des Irrenhauſes wachende Hund beſſer verſorgt ſei, und daß er ja friſches Stroh in Menge habe; ſeine Erwiederung war ein ſpöttelndes Lächeln. Und dies geſchah in einer der großen Städte Frankreichs! Fünftens ſind Diät und Nahrung dem Zuſtande der Kranken keineswegs entſprechend, und denſelben vielmehr nachtheilig. Gewöhnlich erhalten ſie gedörrte Hülſenfrüchte, die ſchlecht zubereitet ſind, ſchwarzes Brod und Käſe; für die Irren in Tours iſt es ein köſtliches Mahl, wenn die barmherzige Schweſter, welche ihre Küche beſorgt, wöchentlich einmal ſich die Eingeweide der Thiere verſchaffen kann, die für Suppe und Bouillon der Kranken des Hoſpitals gebraucht wurden; in den Zuchthäuſern und Gefängniſſen empfangen die Irren nur Brod und Waſſer, wenn es dem Kerkermeiſter anders beliebt, ihnen ſolche zu reichen. Und wie geſchieht dieſe Austheilung? gewöhnlich nur einmal im Tage. In einer Stadt fand es ſich, daß den Irren, wie den Gefangenen, je zu zwei Tagen nur ein dreipfündiges Brod und ein Krug Waſſer gereicht wurden. Welche Pflege für Kranke, die an innerlicher Hitze und Durſt leiden, und von Verſtopfungen gequält werden! Sechſtens iſt nirgends der zu den erforderlichen Leibesübungen nöthige Raum bei den Irrenhäuſern vorhanden. Oft findet ſich ein einziger Hofraum, der für alle Verrückten beider Geſchlechter dienen muß, und wo alsdann die heftigen und unruhigen Irren beſtändig eingeſchloſſen bleiben; oder es werden dieſe Opfer einer unmenſchlichen Behandlung in Ketten an der innern Hofmauer angeſchloſſen, um hier, wie man ſich ausdrückt, ruhig friſche Luft ſchöpfen zu können. Es fehlt ſiebentens den Irren an der erforderlichen Bedienung. Sie haben entweder gar keine Abwartung oder nicht hinlängliche; häufig ſind ſie rohen, groben, harten und unwiſſenden Kerkermeiſtern überlaſſen und preisgegeben. Dieſer Mangel wird um ſo trauriger, als es den Unglücklichen am nöthigen Verſtande mangelt, um die Hilfe anzuſprechen, welche die Menſchlichkeit den Kranken nirgends zu verſagen gewohnt iſt. Die Pflege aber, welche ſie jetzt erhalten, kann nicht anders als erbärmlich ſein. Was läßt ſich von einem Kerkermeiſter, von einem Gefängnißwärter, der dreißig, fünfzig und ſechszig Individuen zu beſorgen hat, erwarten? Wer möchte wohlwollende Geſinnungen bei dieſen rohen Menſchen vermuthen, welche die Irren nur als bösartige,

Digitized by Google

gefährliche und schädliche Geschöpfe zu betrachten gewohnt sind, und die, um sie in Ruhe und Ordnung zu erhalten, keine andern Mittel kennen, als Schimpfen, Drohen, Schrecken, die Anwendung von Schlägen und Ketten. Achtens zeigt es sich, daß allenthalben Ketten angewandt werden, theils wegen der fehlerhaften Einrichtung der Gebäude, theils weil man daran gewöhnt ist, und weil die Zwangswesten mehr kosten. Hr. Esquirol sandte Muster von diesen letztern in mehrere Städte, ohne daß man davon Gebrauch machte, weil sie einigen Aufwand erheischten, und allerdings der Unterhalt der Ketten weniger kostet, daher auch Dr. Monro diesen für mittellose Irren den Vorzug gab. Der Mißbrauch, welchen man von den Ketten macht, ist empörend. Es werden Eisenbande um den Hals, um den Leib, um Hände und Füße angelegt. In einer der größern Städte Frankreichs (die er aus Schonung zu nennen unterläßt) fand Hr. Esquirol die tobenden Irren mit einem eisernen Halsband an eine anderthalb Fuß lange Kette angeschlossen, die mitten im Fußboden des Zimmers befestigt war, und man rühmte ihm dies Verfahren, als sehr wirksam für die Stillung der Wuthanfälle. In Toulouse hatte man in einem Saal, der unter dem Dach angebracht ist und ungefähr zwanzig Betten befaßt, über jedem von diesen an der Mauer eine Kette befestigt, woran ein eiserner Würtel hängt. In einigen Häusern ist die Dienerschaft mit Ochsenziemern versehen, und anderswo werden die Schlüsselbunde als Züchtigungswerkzeug gebraucht. Billig sollten überall die Ketten verbannt werden, wie dies in den Anstalten von Paris seit langer Zeit geschehen ist, indem daselbst über zweitausend Irren, von jeglichem Alter, Geschlecht, Stand und Karakter, ohne Schläge und ohne Ketten verpflegt und behandelt werden. Neuntens ist auch die ärztliche Pflege überall mangelhaft. Am guten Willen und an Vorstellungen der Aerzte hat es zwar gar nicht gefehlt; aber da ihnen alle Mittel für eine zweckmäßige Behandlung fehlen, so verlieren sie den Muth und besuchen die Irren kaum anders, als wenn sie etwa von einer ernsten Krankheit befallen werden, höchst selten aber in der Absicht, ihren Wahnsinn zu heilen. Es gibt Häuser, wo nicht die Aerzte, sondern die Dienerschaft, Sturzbäder, enge Verwahrung u. s. w. anordnet. In Toulouse war es von jeher Sitte, daß die Aerzte des Hôtel-Dieu monatlich einmal den Armenspital besuchen; in die Kammern aber, wo die Verrückten angeschlossen sind, gehen sie niemals. Auch die Vorwalter der Anstalten besuchen, zehntens endlich, durch leidige Vorurtheile abgehalten, diese Unglücklichen nur höchst selten. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie den für unheilbar geachteten Irren Unterhalt verschafft, und dieselben durch Einschliessung für ihre Nebenmenschen unschädlich gemacht haben.

Das Vorstehende begreift die fehlerhaften Verhältnisse, welche in der Versorgung der Gemüthskranken in Spitälern, Armenhäusern und Gefängnissen angetroffen werden. Man ist von dem dringenden Bedürfniß, ihr Schicksal zu verbessern, allgemein überzeugt; über die Art hingegen, wie dies geschehen soll, sind die Meinungen noch getheilt. Mit der einen Meinung will man die Aufnahme und Versorgung der Irren in Spitälern und Armenhäusern beibehalten, und nur die auf sie Bezug habenden Einrichtungen dieser Anstalten ver-

beſſern, während mit der andern hingegen die Errichtung eigenthümlicher Irrenhäuſer verlangt wird.

Der Doktor Eſquirol erklärt ſich gegen den erſten Vorſchlag, indem er beſorgt, die Einrichtung der Gemächer für die Irren würde in jenen Anſtalten immerhin mangelhaft bleiben, und die Pflege ſelbſt würde es ebenfalls ſein, weil man die Einheit der ganzen Anſtalt zu erhalten bemüht wäre. Die Wärter der Irren würden ebenfalls ſchlecht ſein, weil ihre Arbeit mühſamer als die der übrigen Dienerſchaft des Hauſes wäre. Die ärztliche Beſorgung dürfte ſelbſt einigermaßen vernachläſſigt werden, weil die Aerzte in dieſem Theil des Hauſes geringere und ſpätere Hoffnung für das Gelingen ihres Heilverfahrens fänden. Aus allem dieſem würde ſich nothwendig ergeben, daß die Abtheilung des Hauſes, worin die Irren verwahrt ſind, und die eigentlich die ſorgfältigſte Pflege bedürfte, im Gegentheil der vernachläſſigte Theil ſein würde. Wozu dann auch noch die Betrachtung kommt, daß Familien, die eine Penſion oder Tiſchgeld zahlen können, Bedenken tragen dürften, ihre Verwandten in einer ſolchen Anſtalt zu verſorgen, und demnach dann auch dieſe Klaſſe der Geſellſchaft eines wichtigen Vortheils beraubt würde.

Wenn aber die Errichtung abſonderlicher Irrenhäuſer in Frankreich erforderlich iſt, ſo entſteht die Frage: wo ſollen ſie errichtet werden? Soll in jedem Departement ein eigenes, oder für mehrere ein gemeinſames angelegt werden?

Gegen den erſten Vorſchlag erheben ſich ſtarke Einwürfe. Zunächſt würden die Koſten überaus groß ſein, wenn in jedem Departement ein neues Irrenhaus erbaut werden müßte; denn die Benutzung alter Gebäude erheiſcht einerſeits auch große Koſten, und entſpricht anderſeits dem beabſichtigten Zwecke meiſt nur wenig, wie dies die in Charenton, zu Saint-Main, zu Marville u. ſ. w. gemachten Erfahrungen darthun können.

Ein einzelnes Departemental-Irrenhaus würde nur eine kleine Zahl Kranker erhalten, fünfzig bis ſechszig höchſtens; wie ließen ſich dann aber die Abtheilungen beider Geſchlechter, und hernach die zweckmäßigen Unterabtheilungen, der tobenden Irren, der Blödſinnigen, der Unheilbaren, der Melancholiſchen, der Geneſenden u. ſ. w. gehörig veranſtalten? Es könnten leicht der Abtheilungen ſo viele werden, als der Kranken, und weil jede ihren eigenen Wärter bedarf, ſo viele Wärter, als Kranke. Die nöthigen Perſonen zur Aufſicht dieſer Anſtalten, welche Eigenſchaften erheiſcht, die nicht überall angetroffen werden, und insbeſondere dann auch die dieſem ſchwierigen Zweige ihrer Kunſt völlig gewachſenen Aerzte möchten vermuthlich auch nicht allenthalben zu finden ſein.

Große, an ſchicklichen Orten angelegte und gehörig vertheilte Anſtalten würden viel eher nützliche Ergebniſſe für die darin Aufzunehmenden darbieten, und nebenbei auch minder koſtbar ſein. Begüterte Familien würden ihre Verwandten hinſenden, und die Penſionsgelder derſelben könnten einen bedeutenden Theil der Unterhaltungskoſten decken, wie dies in Avignon, zu

Digitized by Google

Saint-Main, vorzüglich aber in Charenton und Bordeaux der Fall iſt, deren Anſtalten durch ſich ſelbſt beſtehen.

Weil Worte und Namen überall auf die Meinung und das Urtheil der Menſchen einen großen Einfluß haben, ſo wünſcht Hr. Eſquirol, daß dieſe Anſtalten Aſyle, und die Zimmer derſelben Zellen (asyles et cellules) genannt werden mögen.

Der Vorſchlag, den Irrenhäuſern ausgedehntere Kreiſe anzuweiſen, iſt eigentlich nicht neu; die drei großen Anſtalten in Paris, und diejenigen in Bordeaux, Lyon und Avignon, nehmen auch gegenwärtig Kranke aus den umliegenden Departements auf, und Niemand mag zweifeln, daß ſie da beſſer verſorgt ſind, als in Zuchthäuſern, und beſonders viel beſſer, als in den Gefängniſſen von Caen, Toulouſe, Nantes, Limoges, Dijon, Orleans, Rouen u. ſ. w.

Der Vortheil des Departements, worin das gemeinſame Irrenhaus errichtet iſt, und der eigene Vortheil der Anſtalt ſelbſt, müſſen der Verwaltung zum Antrieb dienen, ſich durch ſorgfältige Verpflegung der ihr anvertrauten Kranken Zutrauen zu erwerben, und Alles ſcheint ſich demnach zu vereinigen, um die Errichtung einer beſchränkten und kleinen Zahl ſolcher Anſtalten vorzugsweiſe anzurathen.

Der Bauplan des Irrenhauſes darf nicht dem Baumeiſter überlaſſen werden, weil dabei die Heilzwecke zunächſt ſollen im Auge behalten werden. Der Dr. Eſquirol verweilt hierbei umſtändlich, und er entwickelt die dafür zu benutzenden Ergebniſſe ſeiner langjährigen Erfahrungen, Beobachtungen und Reiſen.

Er berechnet, daß, zufolge der in den verſchiedenen Anſtalten von Frankreich verſorgten Irren, zwanzig Aſyle für das ganze Königreich hinreichen würden. Er ſchlägt vor, dieſelben in den Städten, wo die königlichen Gerichtshöfe (cours royales) ihren Sitz haben, zu errichten, weil dieſelben meiſt den Mittelpunkt eines angemeſſenen Umkreiſes bilden, und eine anſehnliche Bevölkerung haben, die jenen Anſtalten hinwieder manche leicht begreifliche Vortheile ſichert.

Jedes Aſyl würde die Irren der dem Bezirk des königlichen Gerichtshofes zuſtehenden Departements erhalten, und könnte vier- bis fünfhundert Individuen aufnehmen. Achtzehn ſolcher Aſyle würden ſiebentauſend zweihundert Irren befaſſen, welches, nebſt den zweitauſend in den Pariſer Anſtalten aufgenommenen, die höchſte Zahl der Irren in Frankreich beträgt. Wenn aber die ſchon vorhandenen brauchbaren Anſtalten beibehalten und verbeſſert werden, ſo dürfen nur zehn neue Aſyle erbaut und auf angemeſſene Weiſe unter die Departements, welche bis dahin keine beſaßen, vertheilt werden. Die Geſammtkoſten derſelben werden auf fünf Millionen berechnet, wogegen die Ausführung des Planes, der in jedem Departement ein eigenes, und alſo zweiundſiebenzig verlangt, jedes nur zu hundert und fünfzigtauſend Fr. berechnet, zehn Millionen und fünfmalhunderttauſend Fr. koſten würde.

„Ich weiß nicht (ſagt Hr. Eſquirol am Schluſſe ſeiner Denkſchrift), ob die hier vorgetragenen Ergebniſſe meiner Erfahrungen und meines Nachdenkens den Zweck, welchen ich beabſichtigte, erreichen werden; vielleicht habe ich nur für mich ſelbſt geſchrieben. Sollte das, womit

Digitized by Google

ich nützlich zu werden hoffte, nur ein schöner Traum bleiben, so hatte der Traum mich immerhin mit einer angenehmen Hoffnung belebt. Wäre es dann aber in der That nicht hinreichend, den beklagenswerthen Zustand kund zu machen, worin ein großer Theil der Irren sich gegenwärtig noch befindet, um diesen Unglücklichen die Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden, welche das öffentliche Mitleid in Frankreich so vielen andern Klassen der Kranken und Armen sorgsam und freigebig zutheilt?

Bereits sind, wie man aus öffentlichen Nachrichten sattsam weiß, die Jesuiten, unter dem Namen der Väter des Glaubens (pères de la foi), in vielen Gegenden von Frankreich wieder angesiedelt, ihre Häuser mehren sich von Tag zu Tag, und auch der Jugendunterricht geht allmälig wieder an sie über. Man hat neuerlich öfters, um vor diesen Wolfen im Schafpelze zu warnen, auf die frühern, von der Gesellschaft ausgegangenen Schriften hingedeutet, und die Verkehrtheit ihrer Lehren darin nachgewiesen. Der Schluß von ehemals auf jetzt mußte hierin um so natürlicher und richtiger erscheinen, als die Väter auch selbst und ihre Gönner sich darauf nicht wenig zu gut thun, daß es der Geist ihrer Vorfahren sei, der in ihnen wieder auflebe, so daß die neuen Väter auf das Verdienst derjenigen, in deren Fußstapfen sie treten, Ansprüche zu machen wohl berechtigt seien. Nun aber wird es auch möglich, das neuerstandene Geschlecht aus seinen eigenen Werken zu beurtheilen. Die Jesuiten in Frankreich haben, zum Gebrauch ihrer Schulen, einen Abriß der Geschichte (cours d'histoire) in sieben Duodezbänden herausgegeben, der schnell nacheinander in mehrern, und bereits der fünften Ausgabe (Lyon b. Rusand), erschienen ist. Zwei Bändchen sind der Geschichte von Frankreich gewidmet. — Die gräßliche That der Bartholomäus-Mordnacht findet darin ihre Apologie, indem dieselbe eine durch die feindseligen Absichten der Hugenotten gebotene Vorsichtsmaasnahme genannt wird. Die Erzählung der Zwiste Franz I mit dem Parlament wird benutzt, um gegen solche Einrichtungen im Staate (also wohl auch gegen das Stellvertretungssystem?) zu sprechen, die bestimmt sind, der Alleingewalt die Wage zu halten. Von Johann Chatel's Mordanschlag auf Heinrich IV wird, aus leicht begreiflichem Grund, nicht gesprochen. Die Verweigerungen der Ertheilung der Sakramente, welche unter Ludwig XV ihren Anfang nahmen, werden gutgeheißen, aber die Parlamente mißbilligt, die sich anmaßten, aus eigener Macht einen geistlichen Orden zu verurtheilen. In der Darstellung der Begebenheiten seit 1789 sind die Freunde der öffentlichen Freiheit, welche mit den nichtswürdigsten Menschen überall in eine Reihe gestellt werden, die Zielscheibe der giftigsten Ausfälle, während hingegen die Vertheidiger aller Mißbräuche der alten Ordnung ausschließlich und unbedingt gepriesen werden. Mit Vorliebe verweilt der Verfasser beim Krieg in der Vendee, deren Einwohner (behauptet er), wenn sie zum Streit auszogen, ein weißes Wamms trugen, woran auf der Brust ein schwarzes Kreuz befestigt war, an dem gewöhnlich

Digitized by Google

Reliquien oder auch Knochen gemordeter Royalisten hingen, deren Tod sie zu rächen hatten; ihr Feldgeschrei war: Tod den Republikanern!

Während eine ganze Seite mit Lobeserhebungen des Generals Wellington angefüllt ist, dessen Humanität, Tapferkeit und Einsichten gerühmt werden, heißen die Franzosen hingegen ein Raubgesindel (brigands), und die Darstellung ihrer in Rußland erlittenen Unfälle endigt (B. 2. S. 325) also: „Wer aufmerksam den Absichten der Vorsehung nachspürt, der wird in den Niederlagen der Franzosen die Strafe der Verheerungen, Mordthaten, Entheiligungen und Gräuel aller Art erkennen, die seit zwanzig Jahren eine Armee verschuldet hat, welche für und für aus den Kindern der Revolution ergänzt worden ist, und die viel weniger aus Pflicht und Beruf, als aus Gewohnheit und Neigung, Verbrechen und Schandthaten aller Art verübt hat. Es lag in den Absichten der Vorsehung, Frankreich und die Nachkommen des heil. Ludwigs von einem ruchlosen und blutgierigen Geschlechte, durch Vertilgung desselben, zu erlösen.

Die diesjährige Prozession von Notre-Dame in Paris am Feste von Maria's Himmelfahrt war, im Gegensatz der Einfachheit vorhergehender Jahre, durch einige Neuerungen ausgezeichnet. Voran gingen zwei Reihen Kinder, großentheils Schulkinder, erst die Töchter, weißgekleidet, mit einem Schleier, und im Begleit ihrer Lehrerinnen, der schwarzen Schwestern; hernach die Knaben, gleichfalls von ihren Lehrern, den frères ignorantins, angeführt. Dieses hat die Kirche Notre-Dame andern Kirchspielen nachgeahmt, denen sie vormals das Beispiel der Einfachheit und einer Vermeidung dessen, was nur zum Schauspiel dient, gegeben hatte. Jedem Zug ward ein Fähnlein (un guidon) vorgetragen, als Symbol vermuthlich der sich bildenden oder beabsichtigten neuen Brüderschaften. Das Fähnlein der Töchter war, wie billig, das der h. Jungfrau; dasjenige der Knaben schien auf seiner äussern und Vorderseite das h. Sakrament darzustellen (es war das gewohnte Bild des Kelchs und der Hostie); seine andere und gegen die Prozession gerichtete Seite hingegen zeigte etwas ganz anders. Hier sah man ein Herz, über welchem ein Kreuz stand, also das geheiligte Jesusherz (le sacré-coeur de Jésus), und es bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß die Kirche Notre-Dame dieser neuen Devotion völlig beigetreten ist. Sie hat ihr nicht nur in ihrem Innern einen Altar geweiht, sondern sie verkündigt dieselbe auch ausser dem Tempel und räumt ihr eine Stelle in ihren allgemeinen Gebräuchen ein. Auch die Namenszeichen von Jesus stehen über der Fahne, obgleich sie völlig überflüssig waren, indem das Kreuz über dem Herzen allein schon als vollendetes Symbol erschien. Aber jene Buchstaben bezeichnen zugleich die Gesellschaft der Jesuiten, und diese war es dann wohl auch, die man andeuten und der man bei diesem Anlaß huldigen wollte, gleichzeitig mit dem neuen Kultus, der von ihr ausgeht, und einen Vereinigungspunkt für ihre Anhänger bildet.

Digitized by Google

Der Abbé de la Mennais ist bekanntlich seit geraumer Zeit ein Koryphäe der königlichen Ultra's, einer ihrer Wortführer im Conservateur, ein Herold der reinen Lehre, wie sie der Ultramontanismus heischt, und ein Feind der Freiheiten der gallikanischen Kirche beinahe nicht minder, als des Protestantismus und — der Bibelgesellschaften. Für die richtige Beurtheilung dieser Wetterfahne (schwerlich hat ein andrer Mensch diesen Zunamen in höherm Maase verdient) reicht ohne Zweifel die Vergleichung seiner eigenen frühern und spätern Schriften hin, von der man hier eine kleine Probe geben will.

Im Jahr 1808 ließ Hr. de la Mennais Betrachtungen über die Schicksale der französischen Kirche im achtzehnten Jahrhundert und über ihre jetzige Lage erscheinen *), worin von Napoleon Buonaparte Folgendes zu lesen ist:

„Erhebe und freue dich, o Frankreich! deine Drangsale haben ihr Ziel erreicht. Sieh, wie von Afrika's äußerstem Ende die Vorsehung, an ihrer Hand gleichsam und über die Meere her, dir einen jener thatengroßen Männer zuführt, welche bestimmt sind, ihre Stellvertreter auf Erden zu sein, und deren Erscheinung das alles wieder herstellt, was schon auf immer verloren schien. Seinem Rufe gehorchend, setzen sich die Trümmerhaufen der Gesellschaft in Bewegung; jede Ruine findet ihre Stelle wieder, und von selbst erhebt sich das Staatsgebäude zu neuem Glanz. Er heilt die Wunden, welche er nicht geschlagen, und er trocknet die Thränen, die er nicht verursacht hat. Die Religion und die Monarchie sind gemeinsam wieder erstanden, und die Revolution ist beendigt. Daß ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und vielleicht aller Jahrhunderte gewesen ist; daß er allein mehr Schlachten gewann, als Condé, Turenne, Vendome, Luxemburg Gefechte bestanden haben; daß sein Geist sich das Glück unterthan machte und sein Name mit dem des Sieges gleichbedeutend geworden ist; daß er, nach seinem Belieben, Thronen umstürzt und aufrichtet, und daß große Reiche in seiner Hand jenen zerbrechlichen Häuschen gleichen, welche von Kindern spielend erbaut, umgeworfen und wieder neu aufgerichtet werden: dies alles, o Napoleon, ist immerhin noch nicht, was die Nachwelt am meisten an dir bewundern wird. Dir, ihrem erstgebornen Sohne, hat die Vorsehung einen schönern Ruhm aufbewahrt, und Frankreichs Restaurator steht höher als der Besieger Europa's. Ueberzeugt, daß Religion die einzig sichere Grundlage jedes Staates sein muß, ist des Kaisers erster Gedanke ein religiöser Gedanke, und seine erste Verrichtung eine Huldigung der Gottheit gewesen. Einer der weisesten Päpste, welche die Kirche regiert haben, verband sich mit einem der größten Monarchen, die über Frankreich herrschten, zur Wiederherstellung des vormaligen Glanzes der gallikanischen Kirche!“

*) Réflexions sur l'état de l'église en France, pendant le dix-huitième siècle, et sur sa situation actuelle. Paris 1808. 8. Eine neue Ausgabe dieser Schrift vom Jahr 1819 ist durch Weglassungen, Veränderungen und Zusätze von der ersten sehr verschieden, und daß die hier ausgehobene Stelle der frühern vergeblich in der neuen gesucht würde, darf wohl nicht erst bemerkt werden.

Digitized by Google

Dieſes Zeugniß hat Hr. de la Mennais im Jahr 1808 dem Kaiſer Napoleon ausgeſtellt; ſechs Jahre ſpäter, und im Augenblick, wo die Bourbonen unter dem Schutz der europäiſchen Heerſchaaren nach Frankreich zurückkehrten, ließ ſich eben derſelbe in ſeinem Buch über die kanoniſche Lehre von Ernennung der Biſchöfe (Tradition de l'église sur l'institution des Evêques, Paris 1814, B. 2. S. 219) alſo vernehmen:

„Großherzige und edle Nation! Glücklich ruhteſt du im Schatten des Thrones der Alphonſe und der Söhne des heiligen Ludwigs, als der Würgengel plötzlich ruchloſe und verderbliche Kriege in deinem Schoos anzettelte. Deine Städte, deine Dörfer und deine Hütten wurden zerſtört; deine Tempel verbrannt, deine Prieſter erwürgt; deine Weiber, deine Greiſe und deine Kinder, noch ehe ſie des Lebens ſich freuen mochten, gemordet. Des neuen Attila's Adler iſt tauſendmal furchtbarer, als der Sarazenen Halbmond; ſei aber unbeſorgt und zweifle nicht: wie deine Väter dieſen beſiegt haben, ſo wirſt du über jenen ſiegen. Es iſt die Sache der Menſchheit, die du gegen die Geiſſel Gottes und der Menſchen zu vertheidigen haſt. Wirf es ab und weit von dir weg, das gräßliche Joch, welches über dem trauernden Frankreich laſtet, über dem einſt ſo glücklichen, jetzt zum Jammerthale gewordenen Frankreich; dem beklagenswerthen Lande, worin das Eigenthum eine Beute der Räuber geworden iſt, wo die Mütter nur gebären, um das Schwert des Kriegers zu ſättigen, wo in endloſem Verſtummen nur die Stimme des Tirannen gehört wird, der eine Heerde von vierzig Millionen Sklaven zu dezimiren befiehlt. Mag er jedoch, als ein zweiter Nero, uns den Kampf zu beſtehen zwingen, ſo ſind wir darum doch keine Mitſchuldige ſeiner Wuth! Er gebietet über unſre Arme, die nicht mehr unſer Eigenthum ſind; dreifach geſchloſſen und in Eiſen gekettet, zu jeder andern Bewegung unfähig, als die uns ertheilt wird, wirft der Tirann, zum Behuf ſeiner grauſamen Spiele, uns gleich einem Balle von einem Ende Europa's ans andere hin; unſre Lippen ſogar ſind noch mit dem Sklavenſiegel verſchloſſen. Das Herz allein ſchlägt frei in uns, und dieſes nährt ſich von der geheimen Hoffnung des nahen Sieges, den der Himmel gewiß deshalb allein nur verzögert hat, damit der Triumph um ſo großer und die Befreiung des Menſchengeſchlechts deſto allgemeiner werde.“

Die Schickſale einer auf der Inſel Korſika befindlichen griechiſchen Kolonie erzählt eine franzöſiſche Zeitſchrift (Chronique religieuse, 1819, T. 2. p. 471) alſo: Ein Haufe Mainoten, die ihren Namen von der kleinen Landſchaft Maina führen und von den Spartanern abſtammen, ſuchten im Jahr 1675 ſich dem ihnen unerträglich gewordenen Joch der türkiſchen Tirannei zu entziehen, zogen aus Morea weg, und erbaten ſich von den Genuefern einen Zufluchtsort. Der Senat räumte ihnen im Gerichtsbezirk Vico auf Korſika, das damals Genua angehörte, Ländereien ein. Hier beſchäftigten ſie ſich eifrig und glücklich mit dem Ackerbau; über ein halbes Jahrhundert genoſſen ſie ruhig die Früchte ihres Fleißes. Alsdann aber machte ihr Wohlſtand den Neid der Eingebornen rege, dem ſich bald auch der Haß beigeſellte, weil die

Griechen aus Dankbarkeit den Genueſern zugethan waren, deren Herrſchaft die Korſikaner ungern ertrugen.*) Unter dieſen Umſtänden ſahen ſich die Griechen genöthigt, im Jahr 1729 den Ort ihrer Niederlaſſung zu verlaſſen und nach Ajaccio zu flüchten. Späterhin minderte ſich ihre Verfolgung, und als 1770 Korſika franzöſiſch geworden war, hörte ſie vollends auf. Neue Stürme brachen zwar im Jahr 1793 gegen ſie aus; dennoch waren ſie großentheils wieder in den Beſitz ihres frühern Eigenthums gekommen, und über ihren gegenwärtigen Zuſtand wird Nachſtehendes berichtet:

Ihre Bevölkerung beträgt ungefähr fünfhundert Perſonen; ſie erhält ſich durch Heirathen mit den Korſikanern, deren Sitten, Gewohnheiten und Sprache die Griechen angenommen haben; die neu-griechiſche Sprache verſtehen ſie doch immerhin noch recht gut, und ſie unterrichten auch ihre Kinder darin; aber mit den Griechen in Morea unterhalten ſie keine Verbindung. Sie haben eine Kirche, einen von der Regierung bezahlten Prieſter, der den Kirchendienſt verſieht und unter dem Diozeſanbiſchof ſteht; ſie haben auch immer einen Geiſtlichen, der nach Rom geht, um ſich ordiniren zu laſſen. Das Dorf Cargeſe iſt ihr Hauptaufenthalt; ſie ſind vielleicht die verſtändigſten Landwirthe auf der Inſel, und ihre Güter legen dafür Zeugniß ab. Andere Bildung haben ſie nicht viele, und ihre Sitten ſind die der Korſikaner, ſo jedoch, daß ſie ſich überhaupt weniger rachſüchtig und friedfertiger zeigen.

Aus den durch die Verwaltung der indirekten Abgaben angeſtellten Unterſuchungen ergibt ſich, daß das in Frankreich mit Weinreben bepflanzte Land im Jahr 1809 einen Raum von 1,613,939 Hektaren einnahm, und im Durchſchnitt von fünf Jahren den jährlichen Ertrag von 35,358,890 Hektolitern Wein (der Hektoliter beträgt über hundert Bouteillen) lieferte.

Die Geſammtoberfläche von Frankreich wird auf 52,000,000 Hektaren berechnet, wovon 45,445,000 mehr und minder fruchtbares Land ſind; der Weinbau befaßte demnach im J. 1809 beinahe den achtundzwanzigſten Theil des fruchtbaren Bodens. Seither iſt derſelbe noch weiter ausgedehnt worden, ſo daß die Kadaſter-Verwaltung neuerlich den Betrag der Rebenpflanzungen auf 1,977,000 Hektaren berechnet hat.

Von den 35,358,890 Hektolitern Wein (über 3,535,889,000 Bouteillen) des Durchſchnittsertrags der fünf Jahre vor 1809 läßt ſich (ſagt Hr. Chaptal) annehmen, daß ungefähr 30,000,000 als Wein getrunken, und 5,358,890 in Branntwein verwandelt wurden.

Hält man ſich an den Mittelpreis in den Jahren von reichem Weinertrag, ſo bekommt man folgende Ergebniſſe:

---

*) Umſtändlichere Nachrichten über die Gründung und die frühern Schickſale dieſer Kolonie findet man in dem Précis historique de la maison impériale des Comnenes, par le chef des descendans de cette famille. Amsterdam 1784. 8.

Digitized by Google

10,500,000	Hektoliter	zu	7	Fr. 50 Cent.	thun	78,750,000	Franken.
4,600,000	—	—	10	-	—	46,000,000	—
3,400,000	—	—	15	-	—	51,000,000	—
2,300,000	—	—	20	-	—	46,000,000	—
2,000,000	—	—	25	-	—	50,000,000	—
1,700,000	—	—	30	-	—	51,000,000	—
1,600,000	—	—	35	-	—	56,000,000	—
1,500,000	—	—	40	-	—	60,000,000	—
1,600,000	—	—	50	-	—	80,000,000	—
800,000	—	—	200	-	—	160,000,000	—
30,000,000	Hektoliter	ertragen				678,750,000	Franken.

Die zum Branntweinbrennen gebrauchten 5,358,890 Hektoliter sind von mittelmäßigem Gehalte, und zu 7 Fr. 50 Cent. den Hektoliter gewerthet, werfen sie einen Betrag von 40,191,675 Fr. ab, der, dem ersteren beigezählt, die Gesammtsumme von 718,941,675 Fr. liefern. Bedenkt man nun, daß bei dieser Rechnung die Preise sehr niedrig, selbst für reichliche Weinjahre, angenommen wurden, so wird man sich überzeugen, daß der jährliche Ertrag des Weinbaues in Frankreich nur wenig unter einer Milliarde zurückbleibt.

Die königl. akademische Gesellschaft der Wissenschaften in Paris, ein Privatverein, dessen Ehrenvorstand der Herzog von Angouleme ist, hat kürzlich den von ihr auf die beste Denkschrift über Karl Michael de l'Epée, den Stifter der Taubstummenanstalt, gesetzten Preis dem Hrn. A. Bebian zuerkannt. Die gekrönte Schrift ist so eben im Druck erschienen (Eloge de Charles-Michel de l'Epée, Paris chez Dentu, 1819), und man will derselben einige minderbekannte Züge entheben.

Karl Michael's (geb. zu Versailles am 25. Nov. 1712) Vater war königlicher Baumeister und ein eben so wohldenkender als verständiger Mann, der durch Beispiel und Lehre seinen Kindern Mäßigung der Begierden, Frommigkeit und Nächstenliebe einflößte. Dem geistlichen Stande gewidmet, sollte der junge de l'Epée, um die ersten Weihen zu erhalten, eine damals im Sprengel von Paris eingeführte, mit seinen Grundsätzen unverträgliche Glaubensformel (es war das Formular Alexanders VII, und vielleicht auch die Annahme der Bulle Unigenitus Klemens XI) unterzeichnen, was er zu thun weigerte. Die Dalmatica ward ihm nun zwar ertheilt, aber die höhern Weihen abgeschlagen. Schon hatte hierauf der lebhafte Jüngling den Entschluß gefaßt, den geistlichen Stand zu verlassen und die Rechte zu studieren, als ein Neffe des großen Bossuet, der Bischof von Troyes, sich seiner annahm, und ihm ein bescheidenes Kanonikat in seinem Sprengel anbieten ließ. Von ihm erhielt de l'Epée nun auch die Weihen und die Befugniß zum Predigtamte, dem er sich mit eben so viel Neigung als Erfolg

Digitized by Google

widmete. Allein sein Gönner starb, und die damals gegen die Geistlichen von Port-Royal und ihre Freunde gerichteten Verfolgungen der Jesuitenpartei dehnten sich auch über den Abbé de l'Epée aus, als der Zufall, oder die Vorsehung, diesen seiner schönen Bestimmung entgegenführten.

Er kam in ein Haus, wo er zwei, ihm unbekannte, junge Töchter mit Nadelarbeiten emsig beschäftigt fand; er redet dieselben an, aber sie antworten nicht, und ihre Augen bleiben auf die Arbeit geheftet; er wiederholt seine Anrede, und bekommt nochmals keine Antwort. Während er betroffen die Kinder anschaut, kommt ihre Mutter; weinend erklärt sie ihm das Räthsel; beide Schwestern waren taubstumm. Ihr trauriges Schicksal (erzählte Hr. de l'Epée) rührte mich, und ich sagte, man solle sie zu mir bringen, ich wolle mein Möglichstes thun. Er erinnerte sich, daß in seinem sechszehnten Jahr einer seiner Lehrer, der ein guter Metaphysiker war, in einem Gespräche ihm bewiesen hatte, daß zwischen den metaphysischen Ideen und den artikulirten Tönen, die unser Ohr vernimmt, keine nähere Verbindung oder Zusammenhang bestehe, als zwischen eben diesen Ideen und den Schriftzügen, die unser Auge unterscheidet. Daraus ging die unmittelbare Folgerung hervor, daß Taubstumme durch Schriftzeichen, die mit erklärenden Geberden begleitet würden, unterrichtet werden könnten, wie man andere hörende Menschen durch Worte und durch Geberden, die ihre Bedeutung erklären, unterrichtet. So entstand die Methode des Taubstummenunterrichts, die Hr. de l'Epée mit so glücklichem Erfolg anwandte, und die ihn bald durch ganz Europa berühmt machte, während die Verfolgungen und Neckereien seiner geistlichen Obern und Brüder auf eine beinahe unbegreifliche Weise fortdauerten. Um die Beichte seiner Zöglinge zu empfangen, die Niemand anders ihnen abnehmen konnte, bedurfte es einer Erlaubniß seiner Obern, die man ihm nicht ertheilen wollte. Als er auf wiederholte Begehren ohne Antwort geblieben war, schrieb er an den Erzbischof von Paris, beklagte sich über die kränkende Behandlung, und erklärt ihm, er wolle das Stillschweigen zu seinen Gunsten auslegen, und als eine indirekte aber genügende Berechtigung ansehen.

Die öffentlichen Prüfungen (sagt Hr. Bebian), welche der Abbé de l'Epée von Zeit zu Zeit mit seinen Schülern anstellte, waren allerdings mit einem gewissen Gepränge begleitet, dem man öfters Eitelkeit Schuld gegeben hat. Ihr Zweck aber ging dahin, die Menge der Fremden, welche den Prüfungssaal besuchten, durch Veranstaltungen, die ihre Aufmerksamkeit fesseln konnten, von dem großen Nutzen dieses Unterrichts zu überzeugen und sie zur Nachahmung anzureizen. Wenn Vornehme und gelehrte Männer ihm ihre Huldigungen darbrachten, so war es nicht der Zuwachs persönlichen Ruhmes, der ihm Freude machte, sondern vielmehr der erhebende Gedanke, daß der Glanz, der seine Kunst bestrahlt, ihre Dauer und ihre Verbreitung um so besser sichern und um so mehr befördern werde. Wenn aber der Schwarm der Bewunderer sich entfernt hatte, und wenn dem schmeichelnden Lob und dem geräuschvollen Beifall die Stille der Anstalt gefolgt war, dann säumte der Lehrer nicht, die Herzen seiner

Digitized by Google

Schüler zu dem Urheber alles Guten und zu demjenigen zu erheben, welchem allein Ruhm und Ehre gebührt; denn seine Zoglinge zu guten Christen und dadurch zu guten Bürgern zu bilden, war sein erstes und großes Bestreben. Um darzuthun, daß er von Habsucht so wenig als von Eitelkeit beherrscht ward, erzählt sein Biograph die Antwort, welche de l'Epée im Jahr 1790 dem russischen Botschafter gegeben hat, welcher ihm, aus Auftrag seiner Kaiserin, Glückwünsche und reiche Geschenke darbot. „Herr Botschafter (antwortete der Geehrte), ich bin nicht gewohnt, Gold anzunehmen, aber sagen Sie der Kaiserin Maj., die einzige Gunst, welche ich, worern meine Arbeiten ihr einiger Theilnahme werth schienen, mir von ihr erbitte, bestehe darin, daß sie einen Taubstummen aus ihren Angehörigen mir zum Unterricht senden möge."

De l'Epée hatte auf der Höhe von Montmartre ein Häuschen gemiethet, wohin er an den Freitagen seine Zöglinge führte. Für diese Spaziergänge gesellte er sich zuweilen auch einen oder etliche ältere Freunde mit, die in einfachen und unschuldigen Freuden Genuß fanden. Ihn selbst erquickte unendlich der Anblick, welchen die muntere Fröhlichkeit und das Glück der Kinder gewährte. Bisweilen nahm er dann selbst auch an ihren Spielen Theil, und gern bot er sich jederzeit denen dar, die sich an ihn drängten, um seine geliebten Gesichtszüge zu betrachten und auf jede seiner Bewegungen zu lauschen. Nach beendigten Spielen sammelte sich die Familie um ihren Vater an einem langen Tisch zum bescheidenen Mahle, dem Eintracht und Liebe zur Würze dienten. Der Eindruck, welchen die Ordnung und Fröhlichkeit, die aus allen Gesichtern sprechende Zufriedenheit und die in lebhafter Geberdensprache sich darstellende schnelle Gedankenmittheilung hervorbrachten, ist allen Zeugen der rührenden Szene unvergeßlich geblieben. An dieser Stätte unschuldiger Freuden erwähnte einst Hr. de l'Epée, unabsichtlich, seines vermuthlich nicht mehr fernen Todes. Ein Schrei des Entsetzens ertönte, als die Zöglinge es vernahmen; ein Donnerschlag, der zwischen ihnen niederschlug, konnte nicht größere Bestürzung verursachen. Schon glaubten sie ihren geliebten Lehrer verloren zu haben. Alle drängten sich im Kreise um ihn her, und schluchzend hielten sie sein Kleid, als wollten sie ihn festhalten. Den guten Kindern war das Gesetz, dem kein sterblicher Mensch sich entziehen mag, nicht unbekannt; aber sie wähnten, Gottes allmächtige Güte werde denjenigen ihnen nicht entreissen, in welchem sie sein Bild auf Erden erkannten. Von eigener Rührung ergriffen, gebot der Lehrer Ruhe und Schweigen; weinend sprach er alsdann zu den Weinenden von der Pflicht der Ergebenheit in den Willen der Vorsehung, von der zeitlichen Trennung, die der Tod allein nur herbeiführt, und wie er vorausgehen wolle, um sie jenseits im bessern Leben zu empfangen. Sein Ausdruck war feierlich geworden und hatte alle Gemüther durchdrungen; die Thränen flossen noch länger, aber es waren nun nicht mehr die Thränen beklommener Angst, sondern jene der sanfteren, zu religiösen Gedanken einladenden Rührung. Unter allen Anwesenden befand sich keiner, der in dieser Stunde nicht den Entschluß gefaßt hätte, besser und der Vereinbarung mit dem geliebten Lehrer in der Heimath der Seligen würdig zu werden.

Digitized by Google

Einem der königlichen Agrikulturgeſellſchaft von Frankreich im verfloſſenen Jahr erſtatteten Bericht, über den Verbrauch der Kartoffeln in Paris und über die Mehlbereitung aus denſelben *), entheben wir folgende Ergebniſſe. Die Pflanzer oder Landwirthe, welche für den Bedarf der Hauptſtadt Kartoffeln im Großen ziehen, bedienen ſich zur Aufbewahrung derſelben faſt alle der gewohnten Niederlage in kühlen, der äuſſern Luft verſchloſſenen Kellern, wobei ſie, zu Verhütung der Gährung in allzulange aufgeſchichtet bleibenden Haufen, dieſelben von Zeit zu Zeit umrühren, oder auch, wenn dazu hinlänglicher Raum vorhanden iſt, ihre Lagerſtätte verändern, ungefähr wie man auf den Kornboden die Frucht von einer Seite nach der andern ſchaufelt. Seit fünfzehn Jahren ungefähr iſt der Markt das ganze Jahr hindurch ohne Unterbruch mit jenem Knollgewächſe beſetzt, und der Uebergang vom alten zum neuen Jahresertrag geſchieht unmerklich, ſo daß man in der letzten Woche des Brachmonats und in den drei erſten des Heumonats geſunde, feſte und ungekeimte Kartoffeln vom vorigen Jahr neben den diesjährigen findet. Der Marktaufſeher erkennt jene, ſobald ſie ſich feſt anfühlen laſſen, für gut; ſind ſie aber weich, ſo müſſen ſie alsdann genauer unterſucht werden.

Die Größe der Zufuhr vermehrt und vermindert ſich durch mancherlei mitwirkende Urſachen: aber zuverläſſig iſt, daß vom 1. Oktober 1816 bis zum 1. April 1817 im Durchſchnitt täglich eintauſend Setiers eingebracht wurden; alſo während dieſen ſechs Monaten 157,000 Setiers. Im April 15,000, im Mai 9000, im Juni 3500, im Juli 2000, im Auguſt 3500, im September 10,000. Das ganze Jahr durch alſo 230,000 Setiers. Es kommen ſechs verſchiedene Arten der Kartoffeln auf den Markt, von denen die gelbe (la jaune) vier Zehntheile, die Vitelotte drei Zehntheile, die holländiſche (la hollande) einen Zehntheil, und die graue und violette (grise et violette) zuſammen den letzten Zehntheil liefern. **)

Die Fabriken von Satzmehl (fecule) oder Kartoffelmehl haben ſich ſeit einem Jahr ungemein vermehrt. Die kleinen und nichtswerthen Winkelanſtalten, in denen die Waare oft mehr verdorben als zweckmäßig benutzt wird, ungerechnet, befanden ſich zu Anfang des Jahrs 1818 bei zwanzig Fabriken für Bereitung von Kartoffelmehl, die ihren Namen wirklich verdienen, in der franzöſiſchen Hauptſtadt. Die meiſten beſchränken ſich auf die Verfertigung des Mehls, aber einige liefern auch Teig- oder Nudelwaare, Reis, Sago u. ſ. w. aus dem Kartoffelmehl. Dem aus Cerealien gewonnenen Stärkemehl wird jenes von den Haarpuderfabrikanten beigemiſcht.

---

*) Mémoires publiés par la Société royale et centrale d'Agriculture, Année 1817. Paris chez Mad. Huzard. 8.

**) Die früheſten Kartoffeln auf dem Markte von Paris zu Ende Juli's ſind die kleinen, runden, oder grauen ſogenannten Auguſtkartoffeln; um den 20. Juli erſcheint die violette Sommerkartoffel, welche feſt iſt, wie die erſtere, und ſich durch ihren haſelnußartigen Geſchmack empfiehlt; anfangs Auguſt kommt die lange Holländerin, die aber noch etwas fad iſt; am 15. Auguſt bringt man allzufrüh die gelben und violetten. Mitte Septembers ſind alle da, auſſer die erſt im Oktober eintreffende Patraque.

Digitized by Google

Die Bereitung des Kartoffelmehls im Großen fängt Ende Septembers an und ist Ende Aprils vollendet. Ohne dabei auf mathematische Gewißheit Anspruch zu machen, glaubt man aus den vorhandenen Angaben berechnen zu können, daß in den drei letzten Monaten von 1816 und in den vier ersten von 1817 alltäglich, in und um Paris, 1200 Setiers Kartoffeln zur Mehlbereitung verwandt wurden, welche, 42 Pfund trocknen Mehls auf den Setier gerechnet, 461 Zentner Mehl, oder ungefähr 140 Säcke zu 325 Pfund, täglich abwarfen; von diesen 140 Säcken kann man hinwieder annehmen, daß 100 durch die Bäcker zu Brod verbacken wurden.

Es ist Thatsache, daß Bäcker, welche das weiche und schwer zu knetende Mehl aus der Picardie, um die Aernte des Jahres 1816, gekauft hatten, dasselbe wesentlich verbessert und zur Brodbereitung tüchtiger gemacht haben, durch Beimischung guten Kartoffelmehls, im Verhältniß von einem Sechstheil bis zu einem Zwölftheil, je nachdem das Getreidemehl mehr oder weniger weich war. Diese Mischung lieferte ein sehr gutes und schönes Brod.

Manche Bäcker versuchten hingegen mit minder gutem Erfolg, die Kartoffelsubstanz oder ihr Mark (pulpe) zur Brodbereitung anzuwenden; diese ist dazu, theils wegen der bald eintretenden sauren Gährung, und theils wegen seines starken Wassergehalts, weniger geeignet, obgleich unstreitig, bei recht sorgfältiger Behandlung, auch die Beimischung der Kartoffelsubstanz zum Sechstheil, oder auch wohl zum Fünftheil, vortheilhaft angewandt werden kann.

U.

Aus Amerika.

Schauderhaftes Schicksal mehrerer nach Amerika ausgewanderter Deutscher.

Auch in diesem und dem verflossenen Jahre hat die Einwanderung der Deutschen in unsern Häfen statt gefunden. Diese zeichnete sich indessen in mehrern Rücksichten von der des Jahres 1817 aus. Die Zahl der Einwanderer von 1818 war an sich bedeutend geringer, ihre Ueberfahrt durchgehends angenehmer, und die Sterbefälle waren daher weit seltner. Dies ungleiche Verhältniß ist ganz natürlich. Der unbegreiflich groß und tief gefühlte Druck des deutschen Vaterlandes, den es theils durch lange und verheerende Kriege, theils durch Mißwachs und daher entstandene Theurung und Hungersnoth im äussersten Grad zu leiden hatte, trieb im vorletzten Jahre bei Tausende von seinen Bewohnern nach Hollands Grenzen, um von dessen Häfen aus nach den gesegneten und freien Staaten von Amerika abzuschiffen. Manchem gelang es, nach unbegrenztem Ungemach, das andere Ufer zu erreichen; Manchen hingegen mordeten Hunger und Verzweiflung schon auf deutschem Gebiete; Manchen raffte der Tod auf niederländischen Gewässern und Boden weg, und eine große Anzahl fiel als Opfer des Mangels und großer Mißhandlung auf dem Meere. Andere erblickten zwar noch, unter Kummer und qualvollen Leiden, die Gestade des heißgewünschten Kanaans, jedoch ward ihnen, nach höhern Rathschlüssen, das Glück nicht zu Theil, in seinen Grenzen Tage der Erquickung und Aufheiterung zu genießen. Sie erblickten es — und wohlthätig öffnete sich auch schon ihr Grab. Ihre entseelten

Leichname ſah man häufig aus den Schiffen und unſern Lazarethen und Spitälern dem ſtillen Grabe entgegentragen, wo ſie jetzt ruhen von ihrer Arbeit, und entbunden ſind von jeder Erdenlaſt.

Eine getreue Darſtellung von allen Schreckensſzenen, die ſich während jener unvergeßlichen Auswanderung des Jahres 1817 zugetragen, würde dem Verſtand faſt unglaublich und dem menſchlichen Herzen zu empörend gefunden werden. — Möchte die Geſchichte nie eine ähnliche Schilderung menſchlichen Elends aufſtellen können!

Im Jahr 1818 langten nahe an 1000 deutſcher Einwanderer in Philadelphia an, wovon viele die Hälfte, theils das Ganze ihrer Fracht bezahlt hatten. Unter denen, die unſer Geſtade völlig frei betraten, befanden ſich viele wohlhabende und bemittelte Landleute, welche unmittelbar nach ihrer Ankunft ſich in das Innere des Landes verfügten, um angemeſſene Strecken aufzukaufen und ſich dort haushablich niederzulaſſen. Auch von Künſtlern, Handwerkern und andern langten mehrere an, welche bald Gelegenheit fänden, in vortheilhafte Verhältniſſe zu treten. Der jüngere und ledige Theil derjenigen, welche ihre Fracht nicht entrichten konnten, wurde, wie gewöhnlich, auf gewiſſe Zeit verdungen. Dieſe bekamen faſt alle gute Stellen in der Stadt Philadelphia. Die Uebrigen wurden nach verſchiedenen Theilen der vereinigten Staaten in Dienſt genommen. Eine ziemlich ſtarke Kolonie derſelben, nahe an hundert, wurden von einigen Herren von Philadelphia, welche große Strecken Landes in Alabama haben, auf eine gute und bequeme Art nach jenem Staate abgeſchickt. Wir zweifeln nicht, daß das Unternehmen, ſowohl für Einwanderer, als für Landeseigner, gut ausfallen werde.

Noch drei Schiffe, von Amſterdam kommend, werden nächſtens in Philadelphia erwartet. Die Zahl der auf denſelben eingeſchifften Auswanderer iſt nicht zuverläſſig anzugeben, weil die nöthigen Berichte noch fehlen. Das engliſche Schiff Whine brachte einen Theil der deutſchen Auswanderer mit, welche im vorigen Jahr von einem holländiſchen, nach Philadelphia beſtimmten Schiffe auf der portugieſiſchen Inſel Teneriffa gelandet, und auf eine höchſt betrügeriſche und ſchändliche Weiſe von deſſen Kapitän dort ohne alle Pflege und Hilfsmittel zurückgelaſſen wurden.

Das ſchwediſche Schiff Suſanna Catharina brachte wieder einen Theil derjenigen unglücklichen Deutſchen, welche ſich bereits am 21. Mai 1817 am Bord des holländiſchen Schiffes Seepflug, unter Kapitän Mangelmann, in Amſterdam eingeſchifft hatten, um nach Philadelphia abzufahren. Als dieſes Schiff anfänglich aus dem Texel abſegelte, hatte es 655 Seelen am Bord. Nachdem es einen Monat in See geweſen und bereits vierzig vor Hunger und Durſt verſchmachtete Menſchen über Bord geworfen hatte, lief es wieder in den Texel ein. Da die Paſſagiere nicht landen durften, ſondern die ganze Zeit ihres erneuerten Aufenthalts im Texel in den engen Schiffsraum eingeſperrt waren, ſo graſſirte bald unter ihnen ein bösartiges Fieber, welches die vor Kummer und Elend ſchon halb verſchmachteten

Menſchen ſchnell wegraffte. Nicht der Mutter-Erde, ſondern den Wellen wurden ihre todten Körper übergeben. Endlich am 21. Auguſt 1817 ſegelte Mangelmann zum zweitenmal mit den noch übrigen Reiſenden ab. Ob es Zufall oder teufliſche Abſicht geweſen, daß nun das Schiff nicht nach Amerika überſegelte, läßt ſich aus der Erzählung dieſer höchſt traurigen Reiſe leicht ſchließen. Nach einer Fahrt von fünf Wochen wurde das Schiff am 25. September auf der Küſte Norwegens an den Hafen von Bergen geworfen, nachdem es ſchon durch ſeine gänzliche Entmaſtung und Verluſt ſeines Ruders ſeit drei Wochen als ein Spiel der Wellen umhergetrieben worden war. Hier in Bergen landeten von den urſprünglich eingeſchifften 655 Seelen noch 411, ſo daß 244 Perſonen auf dem Schiffe ihren Tod gefunden haben. Die Uebrigen, welche beinahe 53 Wochen auf dem Schiff eingekerkert geweſen, und nun mehr die Merkmale von Todtengrüften, als von lebenden Menſchen, an ſich trugen, wurden zwar von den Einwohnern Bergens mit großer Schonung und Menſchenliebe aufgenommen und behandelt, allein bei manchen waren die Pfeile des Todes zu tief eingedrungen, um ſie durch menſchliche Mittel ſeiner Gewalt entreiſſen zu können. Dort im Norden ruhen ihre Gebeine. — Aus der in Bergen im Druck erſchienenen Erzählung über dieſe äußerſt traurige Seereiſe ſcheint die Vermuthung nicht ungegründet zu ſein, daß Mangelmann dahin gearbeitet habe, ſeine unglücklichen Begleiter entweder durch den Tod auf die Seite zu ſchaffen, oder ſie an einer unbekannten Küſte auszuſetzen, „um (wie es in der Erzählung lautet) zur Erbſchaft zu gelangen, welche er auf keine andere Weiſe ſich zueignen konnte.“ Dieſer ſchändliche Menſch hatte an ſämmtliche Reiſende für einen doppelten Preis dasjenige verkauft, was er, zufolge des Kontrakts, ihnen zu geben ſchuldig war, und weil einige nun kein Geld mehr hatten, ſo ließ er eine Anzeige an den Mast ſchlagen, worin er die Habe ſolcher Unglücklichen zum Verkauf anbot, welche dann für einen geringen Preis verkauft wurde. Ferner heißt es in der Erzählung: „Es würde zu weitläuftig ſein, alle die von Mangelmann gegen die ſehr bedauernswürdigen Menſchen, ohne einige Rückſicht auf Alter, Geſchlecht oder Umſtände, ausgeübten Gewaltthätigkeiten zu erzählen. Ganze Familien ſind ausgeſtorben. Von einer Familie, die aus Aeltern und ſieben Kindern beſtand, blieben nur noch zwei Kinder am Leben. Wenn Einer oder der Andere einem Kranken eine Erquickung reichen wollte, nahm der Böſewicht das Gefäß, und warf es mit dem, was ſich darin befand, über Bord. Mehrere der verſchmachteten Todten, deren Zungen der Länge nach über ihr Kinn ausgeſtreckt herunterhingen, ließ er Tage lang auf dem Verdeck im Regen liegen, und das von den Leichnamen herabfließende Regenwaſſer auffaſſen, welches ſie dann trinken und ihre Speiſe damit bereiten mußten!“

Wir folgen dieſer ſchauderhaften Mordgeſchichte nicht weiter nach, und bemerken bloß noch, daß der Böſewicht Mangelmann, nachdem er die Ankunft ſeines Verhaftbefehls von Stockholm zu früh erfahren, die Flucht nahm, und mit dem geraubten Gelde Norwegens Küſte verließ. Bei der Abfahrt dieſes Schiffes blieben noch in Bergen von den Unglücklichen

Digitized by Google

zurück 350, so daß sich also die ganze Anzahl der Gestorbenen auf 305 Personen berechnen läßt. Wir wiederholen den Wunsch, möchte die Geschichte nie wieder ein ähnliches Bild menschlichen Jammers aufstellen können! — B.

Bibliographische Anekdoten.

1.

Als eines der seltenern Werke, die in Brunks Bibliothek aufbewahrt werden, erwähnt Hr. Renouard einer Aldiner Ausgabe des Sophokles vom Jahr 1502, mit einer Menge Noten von Racinens Hand. Ich wüßte mir, sagt er, kaum etwas Interessanteres zu denken, und nicht leicht etwas, das zu besitzen mich mehr interessiren würde, als einen Sophokles oder Euripides, der Racinens Eigenthum gewesen und dessen er sich lange Zeit bedient hat, und ein Exemplar der Werke solcher Meister, in welchen ein solcher Schüler Jahre lang gelesen und meditirt hat, muß eine gewisse Achtung einflößen. Würden nicht Racinens Werke selbst es beweisen, wie getreulich er das Vos exemplaria graeca befolgt habe, so müßte der erwähnte Sophokles solches sattsam beurkunden. Zwar enthält ein andres Exemplar eben dieser Ausgabe, so wie auch ein Euripides von Aldus, welche beiderseits in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, ebenfalls handschriftliche Noten von der Hand des französischen Dichters; es sind ihrer aber weit weniger und die meisten französisch; unser Sophokles hingegen enthält griechische, lateinische und französische Noten. Einige derselben sind bloße Varianten, viele hingegen enthalten sinnreiche Verbesserungen und geschickte Auslegungen. Dieses Buch, dessen antiker Band sich ohne Zweifel auch aus Racinens Zeiten beschreibt, hat lange Dienste geleistet, und ist häufig gelesen worden, aber von einem friedlichen und sorgfältigen Manne. Man sieht, daß es sein Leibexemplar war, sein vere mecum, das ihn zu seinen eigenen Meisterwerken begeistert hat.

Racinens Handschrift hat sich während des Laufes seines Lebens bedeutend verändert, Boileau's weniger schöne ist sich gleicher geblieben. In seinen jüngern Jahren hatte Racine eine glatte, etwas lange und ungemein ordentliche Schrift. Mit dieser sind seine Noten in den Aristophanes, und in verschiedene, in den Händen von Liebhabern befindliche Bücher sein Name eingeschrieben. In der Folge wurden seine Buchstaben kürzer und die Zwischenräume zwischen den Wortern ungleicher, was unter andern der erwähnte Sophokles bezeugt.

2.

Auch eine Aldiner Ausgabe von Virgil, in Oktav, vom Jahr 1527, mit vergoldeten und farbigen Anfangsbuchstaben und überaus prächtig gebunden, aus Groliers schöner Bibliothek, macht unter unzähligen andern eine Zierde der Renouardschen Sammlung aus. Von dieser nämlichen Ausgabe besaß Grolier drei Exemplare, alle drei gleich schön gebunden;

Digitized by Google

was vermuthen läßt, es sei an jener Devise, die er auf alle seine Bücher zu setzen pflegte, „Et amicorum", etwas Wahres gewesen. Eins jener drei Exemplare befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Paris, ein zweites im britischen Museum, und das dritte, am besten erhaltene, ist das erwähnte.

„Mein Herr Renouard, — so schrieb an diesen, vor etwa zwanzig Jahren, James Edwards, ein sehr pfiffiger Buchhändler in London — wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen sollte, so ersuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band einen Louisd'or.

„Mein Herr Edwards — antwortete mit rückgehendem Kurier der Pariser Buchhändler — wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen sollte, so ersuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band sechs Guineen.

3.

Es ist häufig von dem Buchhändler Lackington und davon die Rede gewesen, was für eine unermeßliche Menge von Büchern aller Art derselbe beisammen gehabt; gleichwohl sind im Laufe der drei letztverflossenen Dezennien mehrere Bücherverzeichnisse von Londner Buchhändlern erschienen, die dem weitläufigen Lackingtonschen Katalog wohl nicht mit Unrecht dürften an die Seite gestellt werden. Unter ihnen allen ragt der Katalog hervor, den die Buchhändler Longman, Hurst, Rees, Orme, Brown u. Komp. in den Jahren 1814 bis 1817 in vier Oktavbänden herausgegeben haben. Er enthält 9198 größtentheils sehr kostbare Artikel deren Totalbetrag sich auf eine ganz ungeheure Summe belaufen müßte. Unter dieser unermeßlichen Nomenklatur sind die Verlagsartikel jener Handlung nicht begriffen und bilden eine Waarenmasse von noch größerem Werthe, als jenes ganze Sortiment. Freilich ist dies alles Eigenthum eines Handelshauses, das aus fünf genannten und zwei oder drei anonymen Associe's besteht. Die Fonds und die Arbeit von sieben bis acht Männern, in Verbindung mit der Hilfe, die ihnen von mehr als sechszig Kommis geleistet wird, bilden eine Anstalt von ausserordentlicher Bedeutung und Umfange, die in ihrer Gattung wohl die beträchtlichste und namentlich die thätigste in ganz Europa sein dürfte.

H.

Eines deutſchen Wanderers Blätter von den Südoſtküſten Spaniens, geſchrieben im Spätjahr 1819.

Der ſüdamerikaniſche Kaper.

(Auf der Höhe von Kap St. Vincent.)

Ich wollte die milde, prachtvolle, ſternenhelle Nacht auf dem Verdeck unter freiem Himmel genieſſen, um auch ſagen zu können, eine Nacht auf dem Meere geſehen zu haben, oder vielmehr, um in die Einförmigkeit meiner Seereiſe eine kleine Abwechſelung zu bringen. Allerdings dieſer Genuß war einzig in ſeiner Art; beſonders als der glühende Mond gegen Mitternacht aus den Wellen hervorſtieg. Ich klimperte auf der Guitarre, und ſang ein Lied von Schiller dazu, indem ich die Weiſe aus dem Stegreif ſang und die entſprechenden Vollklänge auf den Saiten dazurauſchte. Ein warmer Punſch beförderte meine Wachſamkeit und erhöhte meine Stimmung. Und doch reut mich nun der Einfall.

Denn, bei Tagesanbruch müde, legte ich mich in die Hangematte und ſchlief ſanftgewiegt bis zum vollen Mittag. Und als ich zum Hauptmann kam, erzählte er, wir hätten inzwiſchen Beſuch von einem ſüdamerikaniſchen Kaper gehabt, der uns für Spanier gehalten. Denke dir ſüdamerikaniſche Kaper in der Nähe Europa's; die freien, kühnen Söhne Columbia's trotzig mit ihren reichgeſtirnten Flaggen in den altſpaniſchen Gewäſſern! — Und ich hatte ſie nicht mit eigenen Augen geſehen, die Freiheitshelden. Ha, zehn Ardinghellosnächte möchte ich um den Anblick hingegeben haben. Ich werde ihn nie wieder gewinnen.

Dahin alſo iſt es gekommen, daß der Stolz Kaſtiliens in ſeinen eigenen heimathlichen Meeren vor den weiland verachteten, niedergebeugten Knechten und Stiefkindern, vor den nun Freiherrn gewordenen Söhnen Südamerika's zittern muß? Wo ſind die ſchrecklichen Pizarro's und ihrer Triumphe Spuren geblieben? — O allmächtige, unausſöhnbare Nemeſis!

Was ſoll aus Spanien, was aus dem armen, übervölkerten, rauhen Europa werden, wenn es ſeine transatlantiſchen Domänen einbüßen muß? Und es wird ſie einbußen. Will Spanien ſein Amerika zum andernmal erobern? Wer glaubt an die Möglichkeit? Jenſeits des Weltmeers ſteht ein Jüngling, dieſſeits ein abgelebter Greis zum Kampf auf. Die Tage der guten Inka's ſind nicht mehr. Heute ſinkt das Volk am Silberſtrom nicht mehr voll abergläubigen Schreckens zu Boden, wenn das ſpaniſche Geſchütz knallt und die ſpaniſchen Doggen bellen. Es iſt des mörderiſchen Donners nun ſelber Herr geworden. Alles hat es von der Freiheit zu hoffen, nichts unter ſpaniſchem Zepter zu gewinnen. — Spanien, tief im eigenen Innern

Digitized by Google

zerriſſen, entnervt, tief erſchöpft, halb aufgelöſet, will Amerika ſchlagen! Es kann ſich nur entvölkern.

Das ſind die Folgen der verroſteten, ſelbſtſüchtigen Politik, da man von der Höhe auf die übrigen Sterblichen wie auf gedanken-, willen-, freiheitsloſe Gliederpuppen niederblickte, welche man, wie andres Hausgeräth, erbt und wiedervererbt, kauft und wiederverkauft. Daß man doch in der Politik die allereinfachſten Wahrheiten der Jeſusreligion, die allereinfältigſten Grundſätze des geſunden Mutterwitzes, die allerſchlichteſten Sprüche der Erfahrung, wie mit Blindheit geſchlagen, verkennt! Es iſt uns Andern, die wir vom vornehmen Hofdünkel, vom ſogenannten höhern Geſchäftsgeiſt nicht angefochten und nicht aus dem Schwerpunkt der Gerechtigkeit verrückt ſind, ganz unbegreiflich, wie man ſo quer gehen könne. Aber doch geſchiehts. So brachte ſich England ſelbſt um ſein Nordamerika; ſo brachte ſich Spanien um ſein Südamerika.

Durch Billigkeit würde die ſpaniſche Krone ſich ohne Mühe Amerika bewahrt haben. Das ſagte mir auch mein Schiffshauptmann, der, wie er mir ehrlich ſagte, mehr als einmal in Jamaika war, um Schleichhandel zu treiben. Der Schleichhandel ward ziemlich offen getrieben. Das Volk betrog den König; die hohen Beamten ſelbſt betrogen den König, und gaben für Geld und gute Worte Lizenzen. Von hundert Schiffen, die aus amerikaniſchen Seeorten der Spanier nach einem ſpaniſchen Hafen klarirten, liefen gewiß neunzig immer in engliſche, franzöſiſche und holländiſche Häfen ein. — Vor dem J. 1774 hatten die amerikaniſchen Kolonien ſogar nicht einmal Erlaubniß, untereinander ſelbſt Handelsverkehr zu treiben. Auch nachher behielt ſich Spanien den ausſchließlichen Handel mit ſeinen Kolonien vor, obwohl es dieſen von manchen alten Feſſeln befreite. Man wollte zuviel; darum verlor man zuletzt Alles. Das iſt das Unglück der Staatsmänner, daß ſie nur ihren Dünkel, nur ihre Macht kennen, die ſich ihnen aus den Bücklingen ihrer unterthänigen Umgebungen zurückſpiegelt; aber nicht kennen die höhere Einſicht im Volke und die mögliche Größe der Volksgewalt im entſcheidenden Moment. Daher trotzen ſie; wollen ihre Würde nicht vergeben; wiſſen nicht im rechten Augenblick nachzugeben und mit einem ſchmeichelnden Opfer doppelten Gewinn zu ziehen. Kein Volk in der Welt will Revolution, ſondern nur Evolution; weil man dieſe mit Gewalt zurückhält, muß nothwendig jene hervorbrechen.

Das gelbe Fieber.

(Carthagena.)

Unſer Hauptmann legte im Hafen von Carthagena an, doch nur auf kurze Zeit. Ich benutzte den Aufenthalt, die Stadt zu beſehen und für mein Haus einige Geſchäfte zu machen. Es ſieht aber gegenwärtig mit dem Seidenhandel hier erbärmlich. Alles klagt über ſchlechte Zeiten. „Herr,“ ſagte mir Einer, „nimmt ſich Gott nicht unſer an, ſo endets bei uns in Spanien einmal fürchterlich.“

Digitized by Google

Man war hier wegen des gelben Fiebers in Angſt und Sorgen; doch hatte man beruhigende Nachrichten aus Cadiz. Jetzt, zu Ende Oktobers, zählte man in jener unglückſeligen Stadt und Gegend nur noch 2367 Kranke, und ſtarben täglich nicht mehr als ſechsunddreißig Perſonen. In dem Kreiſe, in welchem die fürchterliche Seuche herrſcht, mögen bis jetzt nicht mehr als dreißigtauſend Perſonen geſtorben ſein. Vom Schickſal unſrer Handelsfreunde dort konnte ich nichts erfahren.

Merkwürdig zur Geſchichte jener neuen Peſtilenz ſind folgende mir hier gegebene Anzeigen. Es befinden ſich nämlich unter hundert Todten im Durchſchnitt zehn Weiber und zwölf Kinder; und unter zwölf todten Kindern im Durchſchnitt immer acht Knaben und vier Mädchen. Wen ſoll man mehr bedauern, ſoviel Männer und Jünglinge, welche die Beute des Todes wurden, oder ſo viele Weiber und Jungfrauen, die nun, in Ueberzahl daſtehend, auf die Freuden des ehelichen Lebens Verzicht thun müſſen? Sie werden die Nonnenklöſter bevölkern, vielleicht die Zahl derſelben vermehren.

Die Krankheit des gelben Fiebers, ſagte man mir, mache in der Gegend, die ſie beherrſcht, eine Periode von neunzig Tagen. Dreißig Tage lang ſei es im Wachſen, die dreißig folgenden wüthe es mit ſchrecklicher Gewalt, und dann nehme es in den letzten dreißig Tagen wieder ab. —

Auch dies iſt für Europa ein Geſchenk Amerika's. In Weſtindien kannte man es ſchon vor hundert und dreißig Jahren; doch auch nicht viel früher. Woher kam es? — Von Weſtindien ging es ſchon im Jahr 1699 nach Nordamerika, und zwar nach Philadelphia über. Im Jahr 1800 erſt kam die Seuche über den Ozean nach Cadiz. Im Jahr 1810 meinte man es ſchon in Italien zu haben. Alles ſcheint dafür zu reden, daß es eine anſteckende Krankheit ſei, die vom Menſchen zum Menſchen, von Land zu Land übergetragen werden könne. In Spanien habe ich aber wiederholt behaupten hören, das gelbe Fieber könne nirgends aufkommen, als in Gegenden, die über zwanzig Grad Reaumur ſommerliche Temperatur haben. Deſto beſſer für uns Nordländer. Laſſen wir dem Süden ſeine Zitronen und Pomeranzen!

Es ſcheint aber doch, daß die ganze Luft während des Wüthens der Krankheit vergiftet ſein müſſe. Man gab mir dafür in Carthagena viele Beweiſe an. Einer der auffallendſten iſt von den Vögeln hergenommen. Sobald nämlich das Fieber herrſchend wird, fliehen alle Vögel aus der Gegend. Man hört und ſieht keinen, ausgenommen die armen Thierchen, die in den Käſichen gefangen gehalten ſind. Unter den Kanarienvögeln ſtarben im Durchſchnitt zur Fieberzeit von ſechſen gewöhnlich vier. Jetzt war Botſchaft da, die Vögel zeigen ſich ſchon wieder in Cadiz; die Luft alſo ſei rein.

Die Armee bei Cadiz, welche zur großen Unternehmung nach Amerika beſtimmt iſt, hat am gelben Fieber keinen Mann verloren. Aber ſie war auch die ganze Zeit über im freien Feld gelagert. Nur freie Luft kann vor dieſem gräßlichen Uebel retten, ſagte man mir; alle übrigen Vorſichtsmaasregeln ſind unnütz. Ich erinnerte beſcheiden dagegen, die Vögel genöſſen

Digitized by Google

doch auch der freien Luft, und flöhen demungeachtet aus der Gegend. Am beſten, man liefe den Vögeln nach.

Ueberhaupt ſcheint mirs, die Aerzte ſind hier, trotz hundertjähriger Erfahrungen, doch noch nicht über die Natur dieſer Krankheit im Reinen. Man ſollte mehr ſich mit der medizinischen Meteorologie beſchäftigen, als es leider bisher geſchehen iſt. Man muß es aber nicht bloß bei Barometern und Thermometern und Mondsphaſen und Konſtellationen bewenden laſſen, ſondern Elektrometer, Eudiometer u. ſ. w. zu Hilfe nehmen. Denn aus dem Luftmeer trinken wir Geſundheit und Seuchen ein. Vielleicht aber ſind unſre feinſten Werkzeuge noch zu grob, die furchtbarſten Geiſter der Luft zu halten und zu entlarven? — Er, nur erſt Verſuche mit dem gethan, was wir haben; dann das Beſſere erfunden!

Die Zeitungen.

(Carthagena.)

Natürlich iſt meine erſte Frage in jetziger Lage, ſo oft ich feſtes Land betrete: was gibts Neues? — „Nichts beſonders!“ iſt die Antwort gewöhnlich: „Es iſt überall ruhig!“ Dann falle ich über die Zeitungen her, und leſe von Deutſchland, von Frankreich, von Spanien, von England, von Portugal, von Amerika. Barmherziger Himmel, und das nennt man ruhig! — Sonſt wars ja zu Kriegszeiten ruhiger.

Freilich am Madrider Hofe und in der Madrider Hofzeitung iſt Alles ruhig.

Auſſer der Madrider Zeitung konnte ich nichts erhaſchen; dieſe aber wußte von Deutſchland nichts, als daß dort eine ſächſiſche Prinzeſſin Königin von Spanien und beiden Indien geworden ſei. Hingegen unſer Schiffshauptmann war ſo gütig, mir ein ganzes Bündel — ich glaube Kontrebande — zu bringen. Er kennt meine Sehnſucht. Nämlich er brachte mir den Moniteur, den Conſtitutionel, den Cenſeur Europeen, das Journal des Debats, die Times, die Morning Chronicle, und ſogar das Diario di Roma. Die bekommt man hier doch. Von deutſchen Blättern nichts. — Weil nun die wenigſten Spanier Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch verſtehen, ſo wiſſen die wenigſten von dem, was in der Welt vorgeht. Daran wäre zuletzt für die guten Leute nicht viel gelegen. Aber ſie wiſſen eben ſo wenig von dem, was in ihrem Vaterlande vorgeht. Und das iſt viel ſchlimmer. Denn die Liebe zum Könige ſtirbt recht ſichtbar aus, weil man den allerſchändlichſten Gerüchten mehr glaubt, als den unter ſtrenger Zenſur gehaltenen Zeitungen, oder offiziellen Blättern, oder gar hochobrigkeitlichen Proklamationen. Jetzt dienen Gerüchte ſtatt Zeitungen, und leider ſchleichen die ſo von Ohr zu Ohr, daß keine Obrigkeit, kein Madrider Hof davon erfährt, noch weniger die Inquiſition. — Ich möchte das nicht alles glauben, was man ſich ſagt, noch weniger es niederſchreiben. Wäre auch nur die Hälfte wahr, ſollte es mich gar nicht wundern, wenn es in Spanien über kurz oder lang zu Aufrühren käme, zu blutigen. Auch Reiſende verſicherten mich, der Ton herrſche durchweg im Lande, und über den Hof, über die Miniſter, über die

meiſten Oberbeamten gehen die böshafteſten Sagen herum, die das Herz des Volks dem Fürſten entfremden, und nebſt dem tiefen Elend, unter welchem Alles faſt erliegt, zu einem ſchauderhaften Tage vorbereiten.

Ach, das ſchöne, unglückliche Land! — Wehe denen, die Glück und Wohl eines ganzen Volks auf dem Altar ihrer verfluchten Selbſtſucht opfern, und einen Fürſten über den Zuſtand ſeines Reichs täuſchen, um ſich einer fürſtlichen Gunſtbezeugung erfreuen, oder von einem unwiſſenden, kleinherzigen Miniſter hervorgehoben zu werden! — Es kann und wird ein ſchwerer Fluch über ſie und noch über ihre Kinder gehen.

Mir bleibt es durchaus unbegreiflich, wie heutiges Tages ſo viele Herrn, — denn in Frankreich treibt man ja wieder daſſelbe Spiel, und in Italien iſts nicht beſſer, und in unſerm Deutſchland droht man — wie ſo Viele, die es doch gewiß gut meinen, das Spiel ihrer Miniſter nicht durchſehen, die vielleicht am Ende wieder auch nur Betrogene ſind. Haben ſie denn vergeſſen, wodurch alle Fürſten unſterblichen Namens unſterblich wurden und ſich Macht und Ruhm gaben? Warum ſind die Beiſpiele Katharinens II, Friedrichs II, Kaiſer Joſephs, des Großherzogs Leopold von Toskana ſo bald vergeſſen? Warum meint man auch es beſſer zu machen, als dieſe Unvergeßlichen, indem man den entgegengeſetzten Weg einſchlägt? Zu denken, zu reden, und ſich leſend zu unterrichten, und ſeine Meinung, wahr oder falſch, öffentlich mit Wort und Schrift anzukünden, iſt in der weſtlichen Hälfte Europa's ſchon Nationalbedürfniß geworden. Dies mit Machtſtreichen vernichten wollen, heißt den Nationen ans Leben greifen, und wird wahrlich nichts verfangen. Man bereitet nur neues Unglück vor. Die Nationen ſehen darum nicht weniger klar, und wiſſen, was ihnen noth thut; aber ſie beurtheilen, weil ſich die Höfe vor ihnen in Geheimniß hüllen, ihre Könige und Miniſter argwöhniſch. Laßt eine ſchickſalsvolle Stunde ſchlagen, und ihr werdet die traurigen Wirkungen erleben. Davon ahnen die Königsräthe und die Großen der Krone nichts, weil ſie nichts davon vernehmen; und ſie vernehmen nichts, weil ſie das Schweigen zu ihrem eigenen Verderben geſetzlich machen.

Urtheil eines Spaniers.

(Carthagena.)

Bei Hrn. * * hatte ich das Vergnügen, die Bekanntſchaft eines ſchon betagten, aber ſehr verſtändigen Mannes zu machen, der mir in ſeinen Geſprächen viel Offenheit bewies. Er war erſt ſeit Kurzem hier, und iſt aus Madrid vor ungefähr einem Jahr verwieſen. Ich vermuthe aus dem Zuſammenhang ſeiner Reden, er habe im Bureau des ehemaligen Staatsminiſters D. Joſef Leon de Pizarro gearbeitet. Wenigſtens ſcheint er dieſen ziemlich nahe zu kennen und ihn ſehr hochzuachten.

Er beſchwor mich immer recht wohlmeinend, doch ja in meinen Aeuſſerungen vorſichtig zu ſein, ſo lange ich auf ſpaniſchem Boden wandle. Er ſelbſt ſchien aber die empfohlene Vorſich-

Digitized by Google

tigkeit gegen mich gar nicht zu haben. Ueberhaupt kommt mirs vor, als hätten die Spanier mehr Vertrauen zum reisenden Fremdling, als unter sich selbst. Dahin ists durch die polizeiliche Horcherei und das verruchte Spionensystem gekommen, daß Einer im Lande sich vor dem Andern vermummt, das letzte Mittel des Despotismus, sich weniger fürchten zu müssen, indem man sich alle untereinander verdächtigt. Aber wo wird dies einst endigen? Wir haben ja in der Welt solche Zeiten schon öfters gehabt. Wenn endlich das Herz Aller übervoll von gleichem Schmerz ist, und der große Tag anbricht, verstehen sich plötzlich Alle.

Was nun folgt, ist beinahe wörtlich das, was mir der gute Mann über die Lage Spaniens sagte: „Unser Zustand verschlimmert sich seit sechs Jahren fast täglich. Vielversprechende Dekrete und Verordnungen folgen einander beinahe von Woche zu Woche. Was heute gewählt wird, verwirft man morgen. Mit schönen, blendenden, in orientalischem Styl abgefaßten Versprechungen wird die Hoffnung eines so theuer verdienten, bessern Schicksals der Nation hingehalten. Der öffentliche Kredit, auf dem bis dahin noch das alte, morsche Gebäude ruhte, ist ziemlich verschwunden. Ohne Handel, ohne Ackerbau, ohne Industrie, ohne Marine und Armee seufzt das Volk unter unerschwinglichen Auflagen, die auf die empörendste Weise in vielen Gegenden eingetrieben werden. Die Menschen aller Stände und der entgegengesetztesten Ansichten fangen an eine bessere Zukunft zu bezweifeln, insofern diese nicht durch heroische und dann noch verderbenschwerere Mittel herbeigeführt wird. Alles leidet, Alles, vom König an bis zum ärmsten Bauer."

„Unaufhörlich werden Minister gewechselt; öfters Leute, ohne Kenntniß, ja ohne wissenschaftliche Bildung, ins Ministerium gewählt. Die Ansichten der Folgenden sind immer denen der Vorangegangenen entgegengesetzt; und da Jeder nun gemach weiß, daß sein Reich von kurzer Dauer sei, so benutzt er die Gunst des buhlerischen Augenblicks, und sammelt für die nahe Zeit der Ungnade. So muß der ehrlichste Mann aus Noth in Satans Strick springen. Ein weitläufiger neuer Plan folgt dem andern, welcher, so gut er noch immer sein mag, durch Egoismus der Höflinge und hämische Kabalen und Umtriebe wieder in seinem Entstehen erstickt sein muß."

„Als im September vorigen Jahres (1818) der redliche und talentvolle Don Martin Garay, Minister des Finanzwesens, Don Josef de Pizarro, der Staatsminister, und Figueroa, Minister der Marine, ihrer Stellen, mit zweitausend Thaler Gnadengehalt, entsetzt wurden, ging das so wetterschnell, daß sie des Morgens noch nicht wußten, was des Nachmittags bevorstand. Binnen vierundzwanzig Stunden mußten sie die Hauptstadt verlassen; der erste ward nach Aragon, der andere nach Valencia, der dritte nach Asturien verwiesen. — Verwiesen. Mit welchem Fug, laut welches Vergehens, nach welchem Recht? — Wer fragt darnach? Zu gleicher Zeit erschien ein königliches Dekret, welches den öffentlichen Kredit sichern sollte. Aber die Staatspapiere (Vales Reales) fielen von 73 auf 86 Prozent."

„Hat man endlich einmal durch eine Reihe von Mißgriffen das Volk zum vollen Unglauben

Digitized by Google

an seinen Hof und an die Möglichkeit baldiger Abhilfe der schreienden Gebrechen gebracht, — ja, wird den Leuten selbst der Ausbruch ihrer Wehklage zum Verbrechen, — dann gibt die Muthlosigkeit Alles verloren. Dann zieht sich Jeder, um seine Haut besorgt, auf sich selbst zurück. Dann tritt der ungemessenste Egoismus ein, in welchem das Gemeinwesen sich zerlöset. Dann nur ein Stoß von Aussen, und der Kadaver fällt zusammen. So wirds bei uns."

„Die Geistlichkeit stand sich bisher am besten dabei. Bei allen Auflagen wußte sie sich und ihr heiliges Gut frei zu erhalten. Aber auch sie empfindet allgemach den Einfluß der allgemeinen Noth. Weil der Tag kaum das Nöthige zum Leben gewährt, fällt es schwer, den armen Seelen im Fegfeuer zu spenden, oder prunkvolle Kirchenfeste zu bezahlen, an deren reichlichem Ertrag vorzeiten die Diener des Altars Freude hatten. Daher hört man im Beichtstuhl und von der Kanzel herab die schwersten Donner oder rührendsten Seufzer über den Verfall der heiligen Religion. Fruchtlos. Seltsam ist die Verblendung der Geistlichen. Sie schreiben dies alles den herrschend gewordenen französischen Grundsätzen zu, und sehen doch den Verfall des öffentlichen Glücks. Alles Spähen der Inquisition ist eitel. Zuweilen wird auch wohl noch dem fanatischen Pöbel das ermunternde Schauspiel eines kleinen Autodafé gegeben. Verbotene Bücher nämlich werden weggenommen und verbrannt. Das will aber den zertrümmerten Finanzen nicht aufhelfen; eben so wenig, als die rastloseste Verfolgung aller bessern Bürger, die das Unglück haben, unvorsichtiger Weise hellere Erkenntnisse zu verrathen. Fern vom Vaterlande irren viele dieser Unglücklichen; andere sind zu öffentlichen Arbeiten verdammt; andere schmachten in finstern Kerkern. So leben sie nun ihr ehedem so nützliches und thatenvolles Leben in Schmach und Elend dahin. Nie werden sie dem Vaterlande wieder wohlthätig sein. Der Dämon der Finsterniß hat mit beispielloser Grausamkeit die Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele zugleich vernichtet."

Der unselige, kostbare Krieg gegen die Insurgenten von Amerika, der nun einmal entschieden vergebens ist, vermehrt die allgemeine Zerrüttung."

Der Handel.

(Carthagena.)

Der alte Seeheld von Genua, Andreas Doria, hielt den Hafen von Carthagena für den vorzüglichsten des ganzen Mittelmeeres. Er ist jetzt ziemlich leer von fremden Fahrzeugen. Carthagena hatte sonst vom Schiffsbau das meiste Leben. Es wird fast nichts mehr gebaut. Sonst wimmelte, sagte man mir, die Werfte von vielen tausend Arbeitern, Negern, Soldaten, Galeerensklaven; es ist still. Der Handel stockt. Keiner hat Geld, und wer hat, zeigts nicht, weil ers nicht verlieren will.

Es warten jetzt viele Häuser mit Sehnsucht auf den Frieden mit Südamerika. Selbst solche, die vormals noch freiwillig die größten Opfer zur Unterjochung der Insurgenten gegeben haben würden, freuen sich jetzt, aber ganz heimlich, wenn sie einen Sieg des Bolivar und

Digitized by Google

guten Fortgang von Buenos-Ayres vernehmen. Denn nun sie gar nicht mehr daran zweifeln, daß die Amerikaner ihre Unabhängigkeit behaupten werden, verschachern sie Spanien. Es ist bei ihnen Ueberzeugung, dies könne in den ersten hundert Jahren nicht emporkommen, auch wenn die weisesten Regenten den Thron bestiegen, weil das Land überhaupt zu erschöpft, das Volk zu unwissend, daher zur Industrie zu träg, und der Adel zu stolz wäre. Viele der besten Häuser denken an Auswanderung und Niederlassung in den südamerikanischen Republiken.

Wenn mich nicht Alles trügt, stehen unserm Welttheil große Krisen bevor; größere, als mir schon erlebt haben. Die Ursachen liegen hell zu Tage, und die Kabinete, wie es alle Verfügungen verrathen, sehen sie nicht, oder suchen den Grund des allgemeinen Mißmuths ganz wo anders, als wo er liegt; oder wollen ihn durch Mittel beseitigen, durch stehende Heere, Polizeien, Inquisitionen, Klöster, Adelsbegünstigungen, Zensuredikte, Verbannungen u. s. w., womit sie das Uebel und die große Niedergeschlagenheit vergrößern. Verschwendung, falsche Haushaltung, unglückliche Kriege haben alle Staaten in Schulden gestürzt. Handel und Gewerbe gehen allenthalben darnieder, weil England das Meer allein beherrscht; und das sonst zinsbare Amerika blüht daneben auf, dem die Europäer jetzt bald soviel Geld schicken müssen, als sie sonst daher zu holen pflegten. Die Nationen haben bei allem Unglück nichts gewonnen, als schärferes Nachdenken und größere Einsicht. Der hohe Klerus und Adel, welche noch am meisten zahlen könnten, wollen standesmäßig wenig oder nichts zahlen. Das Volk kann die Masse der Staatsbedürfnisse aus eigenen Kräften nicht mehr lange erschwingen. Darum murrt es gegen die Privilegirten; will, diese sollen ihm vor dem Gesetz gleichgehalten werden; will sein Wort zu den öffentlichen Verhandlungen geben; will Radikalreformen, Cortes, Landstände; will freieres Regen und Treiben, um sich selbst zu retten. Statt dessen klemmt man es fester ein; droht mit Exekutionen, Inquisitionen; kerkert ein, verbannt, setzt ab, setzt ein, und schiebt alle Schuld auf die Aufklärung. Wo will das hinaus? Es sollen außerordentliche Dinge geschehen, so scheints mir im Rath des Schicksals beschlossen; denn warum sonst so unbegreifliche Verstockung gegen die sonnenklare Wahrheit, die sich überall laut macht von Lissabon bis Warschau? Ich denke vielmals an den ägyptischen Pharao.

Man erzählt viel von der Pracht des Hofes. Sie macht aber einen traurigen Gegensatz zum Leiden des Landes, und stellt das gemeine Elend nur greller dar. Während für wahres Menschenwohl nicht nur nichts Wesentliches gethan, sondern dasselbe vielmehr immer tiefer niedergedrückt wird, sind Lustpartien, große Opern, glänzende Gesellschaften und dergleichen Kleinigkeiten die übelgewählteste Tünche für das allgemeine Verarmen.

Der König hat zu den sieben Orden, die er schon zu vergeben hatte, noch vier neue gestiftet. Am auffallendsten sind darunter die beiden vom Jahr 1815: der Militärorden St. Ferdinands zu einer Zeit, da das spanische Militär in den traurigsten Zuständen war und der Soldat und Offizier kaum bezahlt ward; Schildwachten barfuß standen; — und der amerikanische Orden

Digitized by Google

Isabellens zum Denkmal der Entdeckung von Amerika, in einer Zeit, da Amerika eben für Spanien wieder verloren ging.

Abgerechnet die nationale Grandezza, finde ich übrigens in hiesigen Gesellschaften den Adel eben so höflich, so populär, wie ich ihn in Deutschland kenne; man muß ihn nur nicht auf seine fixe Idee vom Vorzug der Geburt, vom alten Stamm, von den seinem hohen Geblut gebührenden unveräusserlichen Rechten bringen, da ist der spanische Adel um kein Haar anders, als andrer Orten. Selbst wenn er recht aufgeklärt thun und darüber scherzen will, bläht sich in den Späßen noch der Edelmannsstolz. Man sieht auch die Edelleute am liebsten mit Edelleuten umgehn; denn sie halten sich unter einander für ihres Gleichen. Gegen Bürgerliche, wären sie noch so reich, noch so gebildet, ist die Freundschaft von den meisten Gliedern dieser Kaste am Ende doch nur eine Art Herablassung, die jeden verständigen Mann beleidigen muß. Das rottet sich auch nicht aus, weil es durch Erziehung fixe Idee, eine verhörnte und verknöcherte Verschrobenheit und Beschränktheit des gesunden Menschenverstandes geworden ist. Aechte Edelleute, wahrhafte Hombres de Pareja, und alte Mönche mögen Kleider anziehen, welche sie wollen: sie sind unverkennbar, sobald sie den Mund aufthun und über Sachen des öffentlichen Lebens urtheilen.

Stand der Inquisition.

(Carthagena.)

Ein junger, gefälliger Geistlicher, aus der Familie des Herrn **, hatte die Mühe übernommen, mir die Sehenswürdigkeiten der Pfarrkirche und zwei kleinerer Kirchen von Carthagena zu zeigen. Ich erbaute mich da wenig. Aber ich blieb vor ungeheuer langen und breiten gedruckten Proklamationen stehen; und die mit großen Buchstaben leuchtenden Worte Nos los Inquisidores apostolicos contra la Heretica pravedad flößten mir aus guten Gründen einen heiligen Schauer ein.

Die seit dem Juli 1814 in Spanien wiederhergestellte Inquisition ist beiweitem so schrecklich nicht, als wir sie uns in Deutschland vorstellen. Ich glaube beinahe, sie würde bei uns ärger, als in Spanien, wirthschaften, wenn wir minder weise Fürsten hätten, und man den Wunsch einiger wüthenden Römlinge und Apostaten erfüllen wollte, die katholischer sein wollen, als wir Altkatholiken und der heil. Vater selbst sind. Hier in Spanien kennt man die Glieder der Inquisition am grünen Strich, und nimmt sich in ihrer Gegenwart nur ein wenig in Acht. Menschen werden auch nicht mehr verbrannt, allenfalls nur Bücher, wovon keinem ein Finger wehe thut. Die sündigen Menschen sperrt man in Kerker, um sie in jahrelanger Einsamkeit zum Nachdenken zu bringen.

Das heilige Glaubensgericht hat aber sogar in Spanien schon mühselige Arbeit, um sich Zutrauen zu gewinnen. Man sieht dies aus seinen eigenen Edikten. Gewöhnlich steht auch unter den Anschlagzetteln: „Niemand reiße sie ab, bei Strafe des großen Kirchenbanns!“

Digitized by Google

(Nadie lo quite pena de Excomunion mayor.) Die Zettel müssen also wohl doch oft frevelnde Hände in Versuchung geführt haben.

In ihren Proklamationen erscheint die Inquisition auch gar nicht mehr, wie sonst, mit Donner und Blitz vom Sinai bewaffnet, sondern mit süßen Lie bestimmen spricht sie und im väterlichen Ernst. Aber der Ernst hat, bei aller seiner Väterlichkeit, etwas Schreckliches, weil man gar wohl weiß, mit wem man's zu thun hat. Der jetzige Großinquisitor Don Francisco Xavier, „Mier y Campillo, von Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles Gnaden, Bischof von Almeria, Ritter des Großkreuzes vom königlichen und erlauchten spanischen Orden Karls III, Mitglied des geheimen Rathes Sr. Maj. und General-Inquisitor aller seiner Königreiche und Herrschaften" (dies ist sein Titel) soll übrigens ein billiger und kluger Mann sein.

In einer seiner Proklamationen vom 13. Jänner 1816 beklagt er sich, daß seine frühern Edikte vom 2. Jänner, 10. Februar und 5. April 1815 noch gar nicht die gewünschte Wirkung gehabt haben, worin er alle und jede ermahnt hatte, sich zu melden, die sich vom erschrecklichen Verbrechen der Ketzerei beschwert, oder sonst eines Verbrechens schuldig fühlten, das zur Kunde des heiligen Amtes der Inquisition gehöre. Und doch habe er sie mit Versicherungen des Friedens, der Gnade und Barmherzigkeit gerufen; habe ihnen Versöhnung und Absolution mit aller Schonung ihrer Ehre, ihres Rufes und guten Namens verheißen, und daß sie gar keine Gefahr von körperlichen Strafen oder Konfiskation ihrer Güter zu fürchten haben sollten, indem der König es dem Großinquisitor völlig überlassen hätte, die Fehlbaren von solchen gesetzlichen Strafen freizusprechen (dispensando generosamente, á solicitud nuestra, las pragmáticas y leyes del Reino que imponen esta pena). Auch jetzt noch verlängert er den Schuldbewußten die milde Gnadenzeit. „Es kann sein", sagt er, „daß Wir bei unsrer Denkart, die von Natur sanft und mitleidig ist, die gerechten Grenzen der Milde überschritten haben, und Wir wissen es wohl, daß nicht Alle sie billigen mögen; — aber wenn Wir den Geist der Religion, die Bestimmungen unsrer heiligen Stiftung und die Nothwendigkeit betrachten, den leisesten Verdacht des Grolls, des Hasses oder der Rache nach einer Epoche von Uns zu entfernen, die so reich an Verleumdungen und Schmähungen gegen die heilige Behörde der Inquisition gewesen, so glauben Wir unsre Mäßigung genugsam zu entschuldigen."

Eine solche Sprache in der That hätte ich von einem spanischen Großinquisitor nicht erwartet. Habe ich doch selbst in Deutschland ganz andere Töne von finstern Zionswächtern angehört. Uebrigens mir ist bemerkenswerth, daß sogar das Santo Officio jenes Gespenst kennt und nennt, nämlich den Zeitgeist (el espíritu della edad), vor dem man sich an der Elbe und Donau fürchtet. Daß zu den größten Gräuelquellen alles Elends in der Welt auch el veneno della pestilencial literatura (das Gift der pestilenzialischen Literatur) gehöre, muß im Edikt eines frommen Generalinquisitors nicht befremden, da wir dergleichen Redensarten auch schon von andern gar weltklugen Leuten außer Spanien zu vernehmen gewohnt sind.

Digitized by Google

Das Furchtbarſte in der Proklamation des Generalinquiſitors iſt die Ermunterung zu geheimen Angebereien; ja der Befehl dazu. Dies Einzige iſt genug, alles gegenſeitige Vertrauen der menſchlichen Geſellſchaft unter ſich zu vernichten; Argwohn zwiſchen Aeltern und Kinder, Geſchwiſter und Geſchwiſter zu werfen; die Niederträchtigen bedeutſamer und die ehrlichen Leute ängſtlicher zu machen. Dieſe heimlichen Anklagen von Mitſchuldigen oder Verdächtigen, das abſcheulichſte Mittel des Deſpotismus, werden nicht nur mit Entſcheidungen der Kirche, mit päpſtlichen Bullen gerechtfertigt, ſondern ſelbſt Tullius Cicero, der Heide, wird vom Großinquiſitor dafür angerufen. — Und das geſchieht noch im neunzehnten Jahrhundert; das geſchieht in dem auf höhere Bildung ſtolzen Europa! — Iſts denn ein Wunder, wenn auf ſolche Art das Land, in welchem der harmloſe Gedanke, der freie Gedanke bei der leiſeſten Aeuſſerung durch Wort oder Blick, im vertrauten Kreiſe der Freunde, zum Verbrechen werden kann, den Einwohnern wie ein Kerker, ja ſchrecklicher als ein Kerker, erſcheint? wenn die Freigebornen ſich hinwegſehnen aus dem Lande, in welchem Jeder dem Andern als Wächter und Belaurer vorkommt? — Nur Frankreich, in den gräßlichſten Augenblicken ſeines politiſchen Fiebers, konnte ſich zu ſolchen Schändlichkeiten verirren, und büßte auch blutig genug dafür. Und in Spanien empfiehlt mit aller Ruhe, ja mit der Miene der größten Frömmigkeit, ein Geiſtlicher das ruchloſe Hilfsmittel, während nach langen Kriegen und heldenmüthiger Abwerfung ausländiſchen Jochs die Nation des Friedens bedarf und die ruhige Freude wohl verdient hat.

Ehrenvoll für die ſpaniſche Nation iſt jedoch die Beſorgniß des Großinquiſitors, daß man geſunde Vernunft, gutes Gewiſſen und die Stimme des Ehrgefühls mehr achten werde, als Entſcheidungen der Kirche, päpſtliche Bullen und Ciceronianiſche Sprüche. Er gibt ſich daher in der langen Proklamation alle Mühe, das vorherrſchende Rechtlichkeitsgefühl mit ſcheinbaren Gründen zu zerſtören, und von der geheimen Anklägerei das Schandenvolle wegzunehmen. Wer Sünder gegen die heilige Kirche kennt und nicht offenbar macht, meint er, werde Mitverbrecher und Mitverräther an der Braut Jeſu Chriſti. Wenn euerm Nachbar, euerm Freunde irgend eine Gefahr drohte, würdet ihr nicht zu ihm eilen und ſie ihm entdecken, ihn warnen? Und wie, ihr ſolltet anſtehen, eurer Mutter, der Kirche, oder den Schildwachten und Hütern ihres köſtlichen Erbes, das zu melden, was ſie von ihren eigenen häuslichen Feinden zu befürchten hat?

Nach ſolchen und ähnlichen Ueberredereien ſchließt der heilige Mann folgendermaßen: „Derohalben und dieweil es Zeit iſt, daß die Gerechtigkeit von neuem erglänze, von welcher man allein die Heilung der krebsartigen und aufrühreriſchen Uebel hoffen muß, die dem ſanften Oel der Liebe und Barmherzigkeit widerſtanden, und auf daß mit Kraft, Eifer und Nachdruck ſie verwaltet werde, wie es Wichtigkeit und Nothwendigkeit erheiſchen, die Reinheit unſers heiligen Glaubens zu bewahren; nachdem wir mit den königlichen Herrn Räthen der heiligen General-Inquiſition das ernſte Geſchäft wohl beredet und behandelt haben, alſo haben wir,

mit derſelben Zuſtimmung und Rath, erneuert, und erneuern wir durch Gegenwärtiges alle Edikte, Mandate und frühere Kundthuungen, ſowohl allgemeine, als beſondere, daß alle Gläubige, weß Standes, Geſchlechts und Ranges ſie ſeien, was für Fälle, Vergehungen oder Vorſätze, die zur Kunde der heiligen Behörde ſich eignen, und welche ſie gehört oder erfahren haben, ſolche offenbaren und anzeigen binnen ſechs Tagen dem Tribunal, wo ſich dergleichen befindet, oder dem am nächſten wohnenden Beamten deſſelben." Zu den Verbrechern, die man denunziren ſoll, werden ſogar auch diejenigen gezählt, welche auf irgend eine Weiſe vom Denunziren abzurathen und an Erfüllung dieſer Pflicht zu verhindern ſuchen. Die ganze Stelle bleibt ein merkwürdiges Aktenſtück zur Lebens-, Regierungs- und Geiſtes-Geſchichte Europa's in unſerm Zeitalter. *)

Auch dieſes Werk der Inquiſition hat aber noch nicht ſeine volle Wirkung gethan, höchſtens die Helldenkendern im Stillen empört, die Rechtſchaffenen in ſich ſelbſt zurückgeſchuchtert, die Muthvollern zu einer ſtummen Verzweiflung getrieben, welche nur den Tag zum Kettenbruch erwartet. Es iſt ein erſchütternder, herzzerreiſſender Anblick, wenn man Kinder tugendhafter und weiſer als ihre Aeltern, Nationen edelſinniger als ihre Beherrſcher, und Regierungen ſehen muß, welche, ſtatt die Nationen emporzuheben, alle Mittel und Wege verſuchen, ſie zu entſittlichen und geiſtig zu verkrüppeln.

Das Indulgenzenbild.

(Carthagena.)

Urſprünglich iſt die ſpaniſche Inquiſition, wie ſie der Kardinal Pedro Gonſalez de Mendoza im J. 1478 einführte, mehr eine politiſche, als kirchliche Stiftung geweſen, und

*) Por tanto, y porque ya es tiempo de que resplandezca la justicia, de la que únicamente se debe esperar el remedio de los males cancerosos y rebeldes, que no han cedido al suave óleo de la caridad y misericordia, y à fin de que se pueda administrar con el vigor, zelo y eficacia que exige el importante y necesario objeto de conservar la pureza de nuestra santa Fe, despues de haber conferenciado y tratado tan grave negocio con los Señores del Consejo de S. M de la Santa general Inquisicion, con su acuerdo y parecer hemos venido en renovar, como por el presente renovamos, todos los edictos, mandatos y declaraciones anteriores, asi generales como particulares, para que todos los Fieles, de cualquiera clase, sexo ó condicion, que sepan, hubieren oido ó entendido casos, delitos ó proposiciones pertenecientes al conocimiento del Santo Oficio, los manifiesten y declaren dentro de seis dias al Tribunal, donde le hubiere, ó Ministro suyo mas cercano; entendiendose esto mismo respecto de los que supieren que directa ó indirectamente se oponen al libre uso y recto egercicio del Santo Oficio, en cuyo número deberán comprender á los que por cualesquiera medios trataren de disuadir ó contradecir la obligacion de delatar como á verdaderos impedientes de su jurisdiccion, y conspiradores contra la autoridad Apostólica y Real que egercemos, y en cuyo uso asi lo ordenamos y mandamos en virtud de santa obediencia, y pena de escomunion mayor, y otras establecidas por derecho, á cuya imposicion se procederá con todo rigor. Dado en Madrid á trece de Enero de mil ochocientos diez y seis. — Francisco Xavier, Obispo Inquisidor general. — D. Cristóbal de Cos y Vivero, Secretario del Rey nuestro Señor y del Consejo.

Digitized by Google

iſt es auch noch gegenwärtig. Die ganze Gewalt des Königs wird durch ſie geübt; auch iſts der König, welcher, wie ſonſt, den Generalinquiſitor, als Vorſteher des Consejo de la suprema y general Inquisicion, ernennt, den der Papſt nur zu beſtätigen hat. Die Abſchaffung des Glaubensgerichts in Spanien wäre eine volle Umgeſtaltung der Regierungsform. Daher, weil Ferdinand VII nach Wiederbeſteigung des Thrones ſeine alten Rechte wieder haben wollte, mußte er nothwendig auch die alten Formen, in denen ſie vorzeiten geübt wurden, wieder aufſtellen. Alſo erneuerte Ferdinand VII, gleich in den erſten Wochen nach dem Eintritt in ſein Reich, den 21. Juli 1814, das Inſtitut der Inquiſition.

Von Ketzern, Abtrünnigen, Mauren und Juden, gegen welche ehemals die Pfeile des heiligen Gerichts zielten, iſt jetzt keine Gefahr mehr zu beſorgen. Aber es ſind während der franzöſiſchen Invaſion, während der kurzen Regierung Joſeph Bonaparte's, Anſichten, Begriffe, Vorſtellungen, Erfahrungen, Grundſätze, Wahrheiten in Umlauf gekommen, die dem Herkömmlichen gefährlicher ſind, als eine ganze mauriſche Kriegsmacht. Und dagegen wird der Hauptkampf der Inquiſition geführt. Sie bedient ſich vor allen Dingen deſſelben Mittels, das Julian, genannt Apoſtata, vergebens anwendete, das Chriſtenthum wieder auszulöſchen. Sie verbietet alle Bücher und Schriften, welche auf irgend eine Weiſe den Verſtand in ſeine Rechte und Uebungen einſetzen wollen. Sie thut im Grunde ungefähr daſſelbe, was auch manche andere europäiſche Regierung, nur oft mit noch halbern Maasregeln und mit gleich ſchlechtem Erfolge, thut. Die Wahrheit geht leiſe von Lippe zu Lippe, von Ohr zu Ohr, und niemand hört die Schritte des Geiſterganges. Es iſt unvermeidlich, daß ſich das Naturgemäße in ſeine Rechte einſetzt, und all die verſchrobene Politik der geiſtesarmen Staatskünſtler ohnmächtig bleibt. Dieſe allein führen gewaltſame Revolutionen herbei, ſo wie ſie es von jeher durch ihre Unverſtändigkeit gethan haben. Schiller ruft ihnen vergebens zu: Bebt

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht!

Aber

Vor dem freien Manne erzittert nicht.

Man hat in den ſpaniſchen Städten eine heimliche Literatur, die ſehr geſchätzt iſt, vermuthlich auch ſchon darum geliebt wird, weil ſie die Süßigkeit verbotener Frucht hat. Die erlaubte oder öffentliche Literatur iſt in der That ohne Reiz und Werth. Sie beſteht größtentheils aus mangelhaften Lehr- und Schul- und Gebetbüchern, abgeſchmackten frommen Wunderhiſtorien und Spielereien zur Beförderung des Aberglaubens.

Die heimliche Literatur ſcheint ziemlich verbreitet zu ſein. Sie beſteht aus den vorzüglichſten ſpaniſchen und franzöſiſchen Werken; engliſche ſind wenige darunter. Sie beſteht ferner aus allerlei Druckſchriften groß und klein, welche während der Kriege mit Frankreich und der Regierungsjahre Joſeph Bonaparte's herausgekommen ſind und ſich in aller Welt Händen befinden. Es muß ſich damals eine wahre Schriftfluth über Spanien ergoſſen haben. Meiſtens beziehen ſich zwar dergleichen Tagsſchriften auf nun theils vergangene, theils vergeſſene Dinge

Digitized by Google

des Tages, aber doch sind sie voll von denjenigen Ideen, die nie alt werden können, weil sie ewig und unter allen Verhältnissen wahr bleiben. Sie enthüllen die Nachtheile alter Einrichtungen; entlarven die Gebrechen und ungesunden Wirkungen vormaliger Verwaltungen und beschäftigen sich mit Vorschlägen des Bessern. Es ist ein Sonnenstrahl über die Pyrenäen in die alte mönchische Nacht gedrungen, der sich durch keinen Exorzismus mehr wegbannen läßt. Wir werden von den Wirkungen noch erfahren.

Von der öffentlichen Literatur läßt sich nicht viel sagen. Sie besteht aus heiligen Kunststücken, mit welchen man dies verirrte Volk wieder in den Schafstall der Kirche zurücklocken will.

Mein junger geistlicher Freund theilte mir sehr gefällig Einiges davon mit, was nicht der Mühe werth war, gelesen zu werden. Aber ein zierlicher, in groß Folio kupfergestochener Indulgenzenzettel zeichnet sich durch seinen Inhalt ganz besonders aus. Er ist mit königlichem Privilegium versehen, vom ersten Hofmaler, Don Vincente Lopez, gezeichnet, von Don Mariano Brandi sehr brav gestochen, und eine Gnadenfrucht aus dem ersten Jahr der geistlichen Wiedergeburt Spaniens (nämlich 1815).

Die Hauptfiguren des Bildes sind der heilige Joseph, in idealisch-patriarchalischer Himmelstracht, das Jesuskind auf den Knien haltend; und König Ferdinand VII, wohlgetroffen, in Uniform, mit Orden behängt, mit seidnen Strumpfen, den dreieckten, befiederten Treffenhut in der Hand haltend, auf den Knien vor dem Heiligen. Sein aus der Scheide gezogener Degen, Krone und Zepter, nebst zwei Weltkugeln, die auf den Herrn beider Indien deuten, liegen zu Füßen des Josephinischen Wolkenthrons. Er überreicht dem Pflegevater Christi mit anstandsvoller Demuth und niedergesenktem Blick eine Schrift, bezeichnet Suplico, und das Christkindlein hält ihm schon eine andere mit dem Concedo bereit. Man wird auf der Unterschrift des Bildes verständigt, „daß der König Don Fernando VII durch die kräftige Dazwischenkunft des heil. Joseph Gott um Glück und Heil für seine geliebten Unterthanen in Spanien und den Indien bittet.“ — Am Rande sind die Verzeichnisse von der Anzahl Indulgenzen, welche von verschiedenen Prälaten der Kirche (dem Kardinal Erzbischof von Toledo, dem Patriarchen von Spanien und Indien, dem Nunzius Erzbischof von Nicea, dem Generalinquisitor, den Erzbischöfen von Tarragona, Granada, San Jago und Bajadoz, ferner von zweiundzwanzig spanischen Bischöfen, nämlich denen von Siguenza, Cuenca, Lerida, Guadix, Ceuta, Tortosa, Urgel, Santander, Leon, Palencia, Lorima, Segovia, Plasencia, Osma, Coria, Astorga, Lugo, Barbastro, Carthagena, Tui, Jaca und Oviedo) ertheilt worden sind, wenn sie mit Ave Maria und Gloria Patri zum heil. Joseph und zu Gott flehen für Frieden und Eintracht unter den christlichen Fürsten, Austilgung der Ketzerei, Erhöhung unsers heiligen katholischen Glaubens und Bekehrung der Sünder. Der Kardinal und Patriarch geben jeder für hundert, die Erzbischöfe für achtzig, der Generalinquisitor (weil er bloß Bischof von Almeria ist) und die übrigen Bischöfe nur jeder für vierzig Tage. Dies macht doch eine

Digitized by Google

Gnadensumme von 1520 Tagen. Aus jenem Verzeichnisse erkennt man zugleich die Rangfolge der spanischen hohen Geistlichkeit.

Weil der 19. März im Jahr der St. Josephstag ist, wird die Zahl 19 in allen Umständen gefeiert, ihr oder dem glorioso patriarca eine abergläubige Ehrfurcht zu erwecken. Nicht nur sind alle Indulgenzen von der hohen Klerisei am 19. Tag irgend eines Monats gegeben oder erbeten worden; nicht nur sind am 19. irgend eines Monats immer Hauptumstände bei Verfertigung des Kupferstichs eingetreten, z. B. Anfang der Zeichnung, des Stichs, des Drucks, der Dedikation u. s. w., sondern um auch zu beweisen, welchen Einfluß der heilige Joseph auf das Schicksal der spanischen Monarchie hat, sind die wichtigen Ereignisse hergezählt, die sich immer auf den 19. Tag eines Monats begaben. Z. B.

Am 19. März 1808, also am Namenstage des heil. Josephs, veranstaltete die göttliche Vorsehung die gloriosa revolucion Spaniens in der königlichen Residenz von Aranjuez.

Am 19. Juli desselben Jahres die Gefangennehmung der französischen Armee unter General Dupont durch Castaños bei Bailen.

Am 19. März 1814 die Annäherung des ersehnten und geliebten Königs Ferdinand gegen die spanischen Grenzen, um seine Freiheit und seinen Thron wieder zu empfangen.

Am 19. April benachrichtigt der Herzog von San Carlos den General Copons, daß Se. Maj. in Perpignan eintreffe.

Am 19. April, oder demselben Tage, wird der Waffenstillstand zu Tolosa von den Franzosen in Vollziehung gesetzt, dem gemäß alle besetzte Plätze und Festungen Spaniens zurückgegeben werden.

Andere Neunzehnen des folgenden Jahres beziehen sich nur mittelbar auf Spanien durch Murats und Napoleons Niederlagen u. dgl. Estos y otros acaecidos en los dias 19 son señales evidentes de lo mucho que nos protege San Joseph, y esperemos que nos protejerá en lo sucesivo.

Verfall der spanischen Größe.

(Carthagena.)

Unsre europäischen Reiche haben in ihren Schicksalen viel Aehnlichkeit mit dem Schicksal einzelner Familien, die etwa in einer Stadt beisammen wohnen. Durch kluge Thätigkeit eines einzigen verständigen Mannes kommt da oft ein Haus zu Ansehen und Vermögen, glänzt und verdirbt nachher wieder durch die Unklugheit der Söhne und Töchter. Es scheint im ersten Augenblick unbegreiflich zu sein, warum die nachfolgenden Söhne und Töchter, wenn sie nicht Kraft genug in sich fühlen, mit ihren Vorfahren im Großen und Löblichen zu wetteifern, ihnen nicht wenigstens nachzuahmen suchen, um das zu behalten, was sie haben. Nichts scheint leichter, als gewisse probatgefundene Maximen anhaltend zu beobachten. Allein das Räthsel löset sich aus der gewöhnlichen Geistesarmuth der gemeinen Menschen. Dergleichen Leute sind gewöhnlich, eben wegen ihrer Armsinnigkeit, eifersüchtig auf den wohlverdienten

Digitized by Google

Ruhm der Vorgänger, und wollen die Sache beſſer noch als ſie verſtehen; thun daher entweder ſchnurſtracks das Gegentheil von dem, was jene thaten, um originalklug zu heißen, oder übertreiben alles und jedes, was jene mit Mäßigung vollbrachten. Sie ſcheuen nichts inniger, als für Nachahmer zu gelten, und nicht für Selbſtkluge gehalten zu werden.

Die ſpaniſche Monarchie verdankte den Urſprung ihres Glanzes vorzüglich dem chriſtlichen Glaubenseifer ſeiner Könige und des Volks gegen die Sarazenen. Dieſe wurden dadurch nach und nach aus der ganzen Halbinſel jenſeits der Pyrenäen verdrängt, bis Ferdinand der Katholiſche Meiſter von Allem ward. Das Glück begünſtigte ihn und gab ihm auch den erſten Gewinn aus der Entdeckung Amerika's. Nach ihm regierte noch Karl V mit Größe. Aber deſſen Sohn, Philipp II, welcher beide übertreffen wollte, richtete, durch ſeinen deſpotiſchen Unſinn, Alles zu Grunde.

Spanien und Portugal gehörten ihm. Es war nichts mehr da von den Moriſken zu erobern. Trotz dem wollte er den Ruhm des großen Glaubenseiferers haben und ſelbſt den katholiſchen Ferdinand übertreffen. Er wüthete nun toll genug aus eitel Glaubenseifer gegen ſeine eigenen Unterthanen. Mit den friedlichen Moriſken rottete er deren Gewerbsfleiß, Kunſt und Wiſſenſchaft aus. Das Mönchthum ging über Alles. Die heilige Inquiſition loſchte jedes Licht aus. Damit gingen in dem fruchtbaren Lande ſelbſt Ackerbau und Viehzucht unter. Die Goldgruben von Potoſi blieben für Spanien ohne Segen. Es half ihm nichts, daß er den oſtindiſchen Alleinhandel durch die Erwerbung von Portugal empfing. Portugal vielmehr ward, ſeit es zu Spanien gekommen war, mit hinab in den Abgrund der Unwiſſenheit und Verarmung gezogen. Die Niederländer fielen von Spanien ab. Darüber büßte Philipp den ſchönſten Theil der eigenen Seemacht und des Handels ein. Der Herr von Potoſi mußte zuletzt gewiſſermaßen bankerot machen. Was er draußen an Größe verlor, wollte er an Größe im Innern erſetzen. Jeder Freie und Unabhängige ward ihm ein Gräuel.

Seine Nachfolger hätten gar leicht die groben Staatsfehler ihres Vorfahren einſehen können; denn die traurigen Wirkungen derſelben lagen offen genug zu Tage. Statt deſſen verharrten ſie im begonnenen Wege. Sie ſahen weit umher durch chriſtliche Glaubensduldung ſchwache Staaten ſtark werden; ſie hielten's mit dem Gegentheil und ließen Ketzer verfolgen und verbrennen. Sie ſahen, wie Kunſt und Wiſſenſchaft in alten und neuen Zeiten Reiche groß und herrlich über andere gemacht hatten; ſie aber führten Zenſuren- und Bücherverbote ein; machten ſelbſtſüchtige, beſchränkte Mönche zu Scheidsrichtern in Geiſtesſachen, und ließen aus Furcht vor Unkraut den ganzen, altblühenden Garten veröden. Sie wußten ſehr gut, daß ein an Händen und Füßen gebundener Menſch weniger arbeiten kann, als einer der ſich frei bewegen mag; daß noch von jeher Völker unterm Sklavenjoch und Herrenzwang arm und elend wurden, während andere, denen man Freiheiten gab, ſich und ihrem Fürſten in allen Verlegenheiten am beſten zu helfen verſtanden; ſie wußten ſehr gut, daß der Fürſt an ſich nur ein ſchwacher Menſch ſei, und nur durch die Weisheit, Stärke und Güter der Nation herrlich, mächtig und

Digitized by Google

reich werde; sie wußten sehr gut, wodurch England, Holland emporgewachsen, oder Venedig und Genua groß geworden waren; aber sie thaten alles Erünnliche, den Aufschwung der Nation niederzudrücken; bewaffneten erst die Städte gegen den unabhängigen Adel; nahmen dann wieder den Städten die Vorrechte; schwächten die Freiheiten der Stände; machten die Cortes zum leeren Schattenspiel; schrieben vor, was man und wie man lehren müsse, und vollendeten die allgemeine Knechtschaft durch wohlorganisirtes Spionensystem, durch die heilige Hermandad und durch Vernichtung aller Freiheit des Gedankens.

So war es ganz natürlich, daß Spanien mit jedem Jahrzehend tiefer sank; daß selbst im achtzehnten Jahrhundert ein Don Pablo Olavides, der in andern Reichen die Bürgerkrone verdient haben würde, die mit Teufeln bemalte Papierkrone der heiligen Inquisition empfing; daß Auftritte, wie die zu Aranjuez, möglich werden konnten; daß die Amerika's abfielen; daß ein König von Spanien, ein Herr beider Indien, alte russische Schiffe kaufen mußte, um doch eine Art Flotte zu haben.

Wie hochgefeiert in Spanien auch der glorioso patriarca S. Joseph ist, hat doch der Name desselben nicht das Mindeste für den König vom Stamm Bonaparte genützt. König Joseph ist verhaßt oder verachtet, schon darum, weil er ein aufgedrungener Fremdling, ein Auflömmling der Revolution, ein Auflöser der alten Gewohnheiten war. Heute aber gibt es Spanier genug (doch keine Priester und Mönche darunter), welche ihn zwar nicht zurückwünschen, aber doch gern sehen würden, wenn die Regierung in seinen bessern Grundsätzen geführt würde. Es läßt sich gar nicht läugnen, daß Spanien unter einer aufgeklärtern und folgerechtern Verwaltung wieder kraftvoll und mächtig hätte werden können; daß Spanien nur durch eine vollständige Umschaffung seiner innern Verhältnisse wieder aufzublühen vermögend ist; daß es nur dann den Verlust Südamerika's ohne allzugroße Schmerzen ertragen könne. So geht es aber einer immer größern Noth entgegen. Endlich wird die Noth das Bessere erzwingen, sie, die Alles lehrt.

Was dies prächtige Land durch sich selbst vermöge, hat es vielleicht noch nie erfahren, als zur Zeit, da es durch die Waffen der Araber erobert, und durch deren Fleiß gebaut war. Der mächtigste von den regierenden Ommiaden bezog damals von den christlichen Staaten Spaniens einen Tribut, der am Werth heutiges Tages die Summe von hundert Millionen Livres übersteigen würde. Zwölftausend Dörfer und Weiler blühten längs den fruchtbaren Ufern des Guadalquivir, und ihm gehorchten über dreihundert Städte. Seine Hauptstadt Cordova, mit zweimalhunderttausend Häusern, zählte neunhundert Bäder und sechshundert Moscheen. Heutiges Tages hat eben diese Stadt nur kaum noch viertausend Gebäude, und nichts zeugt mehr von ihrer untergegangenen Pracht, als noch die große, von den Mauren über den Guadalquivir gebaute Brücke, dreihundert vier und sechszig Ellen lang, mit sechszehn Bogen. Das heutige Madrid selbst kann dem damaligen Cordova nicht an Größe verglichen werden, da es nur etwa neun- bis zehntausend Gebäude hat. Die schönste aller der zahlreichen spanischen

Digitized by Google

Kirchen kann nicht mit dem Glanze und Umfange der damaligen Hauptmoschee von Cordova verglichen werden, zu welcher vierundzwanzig eherne Pforten den Eingang bildeten; deren Dach von tausend drei und neunzig marmornen Säulen getragen wurde, und deren Inneres des Nachts viertausend siebenhundert Lampen erleuchteten, worin jährlich bei zweitausend Zentner Oels verbrannt wurden.

Welch ein anderes Spanien das heutige!

Besuch in Barcelona.

(Barcelona.)

Es war mir lieb, daß unser Kapitän, ehe er sich den französischen Küsten näherte, noch einmal auf der spanischen einkehrte. Barcelona hat einige schöne Plätze, einige artige Straßen; aber diese sind meist eng und verbaut. Auch hier ists nicht mehr, wie sonst.

Barcelona ist nun nicht mehr die vormalige, gewerbsfleißige, regsame Handelsstadt. Auf dem Molo wächst Gras. Dennoch wird an Vergrößerung und Ausbesserung des Hafens und seiner Sicherheit thätig gearbeitet, wie ich sah. Auf der Werfte fand ich ein einziges kleines Kauffahrteischiff neugebaut; es war noch nicht vom Stapel gelaufen und das einzige, das binnen Jahresfrist gebaut worden ist. Ehemals ließ man, wie mir die Schiffbauer erzählten, beinahe alle Woche ein neues Schiff von zwei- bis dreihundert Tonnen vom Stapel. Eben so hat die Ankunft und Abfahrt der Schiffe im Hafen ausserordentlich abgenommen.

Die Revolution von Südamerika's Völkern wird vielleicht in keiner spanischen Stadt tiefer gefühlt, als eben hier. Barcelona war die einzige Stadt, welche große Gewerbe und Fabriken hatte, deren Erzeugnisse im spanischen Amerika keine Konkurrenz fürchten mußten. Hier lebten einst bei achtzehntausend Personen allein vom Baumwollespinnen und Baumwollenweben. Man zählte wirklich gegen anderthalbhundert große und kleine Baumwollenfabriken. So lange also in Amerika Konkurrenz fehlte, mußten freilich große Summen gewonnen werden, da man weit über vierzig Millionen Realen an Werth fabrizirte.

Nun aber ist das Verhältniß ganz anders geworden. Andere Nationen führen gegenwärtig ihre Waaren frei und ungehindert den amerikanischen Hafen zu. Die hiesigen Waaren können weder in Rücksicht des innern Werthes, noch der Preise, neben denen der Engländer bestehen. So hört der ausserordentliche Absatz auf. Die Briten machen den Gewinn. Daher ist auch vorauszusehen, daß das englische Kabinet Spaniens Sache gegen die Insurgenten durchaus nicht thätig unterstützen werde, es müßte denn wider sein eigenes Interesse Krieg führen wollen, was von den Engländern einstweilen gar nicht zu erwarten ist. Ja, ich bin überzeugt, daß Großbritannien, geriethe wirklich die amerikanische Freiheit durch altspanische Expeditionen in Gefahr, wozu jedoch kein Anschein ist, lieber mit Spanien brechen würde, um die Amerikaner zu begünstigen. Für den Augenblick aber sieht England am liebsten, wenn der Krieg Ferdinands VII mit seinen abtrünnigen Kolonien noch lange fortdauert. Dadurch wird Spanien

Digitized by Google

immer erschöpfter, Amerika gehinderter, sich den Gewerben und Künsten des Friedens hinzugeben, und Großbritanniens Freundschaft und Kunstfleiß beiden täglich unentbehrlicher. So rechnet die Politik; Menschen- und Völkerglück, Recht und Rechtlichkeit kommen dabei am wenigsten in Betracht.

Das Uebel zu vergrößern, kommen noch die Kaper der Insurgenten, welche den spanischen Handel über das atlantische Meer zu Grunde richten helfen, und eben durch ihr rühriges Kapereitreiben zugleich ihren Freistaaten eine werdende Seemacht organisiren, der die spanische bald durchaus nicht mehr Spitze bieten kann. Niemand schickt mehr Waaren ab, ohne befürchten zu müssen, daß sie verloren gehen.

Während alles Unglück zusammentrifft, den Gewerbsfleiß und Verkehr von Barcelona zu vernichten, geschieht in Spanien selbst nichts, ihn zu unterstützen. Umgekehrt, die unerschwinglichen Douanen, Abgaben, gezwungenen Anleihen u. s. w. ziehen, beim ohnedin schon allgemeinen Geldmangel, die nothwendigen Kapitalien aus dem merkantilischen Betrieb. Alle Volksklassen sind genöthigt sich einzuschränken in ihren Bedürfnissen. Mancher, um in solcher Zeit zu retten, was er noch hat, stellt sich ärmer, als er wirklich sein mag. Reste alten Wohlstandes neben gewohnter Prunklust, Gemüthlichkeit, spanischer Biedersinn, Rückerinnerung an goldne Zeiten und treue Hoffnung auf deren Wiederkehr erhalten noch, möchte ich sagen, mechanisch einen trügenden, äusserlichen Glanz, der mit seinen matten Strahlen das wachsende Elend und eine düstere Zukunft verhüllt.

Der wackere Generalkapitän Castaños, der Sieger bei Bailen, den ich, deutschen Blättern zufolge, längst für todt gehalten hatte, lebt hier in Barcelona allgemein beliebt und geehrt. Er ist, wie gesagt, Generalkapitän von Katalonien; ein stattlicher, kräftiger Mann, der den Sechszigern nahe zu sein scheint. Ich hörte Keinen von ihm sprechen, der nicht auf irgend eine Weise herzliche Liebe und Verehrung des vaterländischen Helden ausdrückte. Jeder pries seine Thätigkeit zum Besten der Provinz, seine Großherzigkeit, sein anspruchsloses, leutseliges Betragen, und sein sichtbares Streben, Gutes zu thun. Man kann sagen, er wird von allen Katalonien angebetet. Für seine Erhaltung steht Alles. Karakteristisch war mir die Bemerkung eines Mannes, als man in Gesellschaft eben vom Generalkapitän sprach: „Lobet ihn nicht zu sehr, wenns der Hof erfährt, verlieren wir ihn.“ Er soll wirklich bedeutende Feinde haben, und an Verleumdungen und Hofintriguen gegen den alten, wohlthätigen Helden solls nicht fehlen. Ganz anders sprach man von seinen Kollegen, die Valencia und Mayorca verwalten. Man erzählte widerliche Züge von ihrer Härte. Inzwischen weiß ich nicht, ob nicht der spanische Nationalstolz das strenge Urtheil strenger machte. Denn man sagte mir: „Beide sind keine Spanier. Der von Valencia ist ein Irländer, und der in Mayorca ein Franzose aus Arras.“

Ich hatte in meinen Notizen von den Sehenswürdigkeiten Barcelona's auch verschiedene öffentliche, besonders wissenschaftliche Anstalten angezeichnet. Ich fand sie entweder nicht, oder

Digitized by Google

gar nicht ſo glänzend, als ſie mir in ihren Titulaturen vorgekommen waren. Die meiſten der hieſigen Inſtitute ſolcher Art danken eigentlich der Regierung unmittelbar nichts, ſondern ſie ſind ſowohl ihr Entſtehen als ihr Fortdauern der hieſigen Junta de commercio (Handelskollegium) ſchuldig. In der gegenwärtigen Lage der Dinge aber können ſie ſich auch keiner fröhlichen Zukunft, vielleicht kaum eines langen Beſtandes tröſten.

Akademien der ſchönen Künſte, der Seewiſſenſchaft, Lehrſäle der Naturlehre, Botanik, Land- und Staatswirthſchaft ſtehen hier noch auf unrechtem Boden. Es äuſſert ſich jedoch manche ſchöne Anregung, manches Streben, das, wenn es gehörig benutzt würde, ſegensreiche Folgen für das kommende Geſchlecht hervorbringen müßte.

Die Heilkunde hat, wie es ſcheint, die meiſten Fortſchritte gemacht; doch einen eigentlichen berühmten Mann in dieſem Fach hat Barcelona nicht aufzuweiſen. Am meiſten iſt der Lehrer der Phyſik, Don Pietro Vieta, als geſchickter Wundarzt, geprieſen; eben ſo Don Carbonell, als ein trefflicher Chemiker. Der Arzt Ardevol hat ſich als Erfinder einer hydrauliſchen Maſchine (Hidropota) ausgezeichnet.

Gedeihlicher iſt, als den Wiſſenſchaften ernſtern Sinns — von philoſophiſchen Syſtemen der Spanier hört man keine Sylbe, und für Forſt- und Hüttenkunde hat die ſpaniſche Sprache noch kein eigenes Wort — gedeihlicher, ſage ich, iſt der Himmel von Barcelona den ſchönen Künſten. Der Bildhauer Campayn arbeitet mit Genialität und Kraft. Ich ſah einige herrliche Werke dieſes Meiſters. Man ſagte mir, Campayn ſei der Nebenbuhler Canova's. Das aber möchte ich nicht entſcheiden. Unter den Malern nimmt Don Rodez den erſten Platz ein, ſo wie unter den Muſikern Carnicer als glücklicher, kenntnißreicher und anmuthiger Tonſetzer.

Weil ich im Leben noch keine ſpaniſche Bibliothek geſehen hatte, beſuchte ich die hieſigen, was ich ſonſt eben nicht gern thue. Es ſind in Barcelona deren zwei öffentliche. Die eine ſteht im Dominikanerkloſter Sta. Catalina, und iſt die beträchtlichere. Handſchriften hat ſie, auſſer einem Koran, den man mir wies, gar keine. Auch fand ich hier kein engliſches, geſchweige ein deutſches Buch. Schon ſeit vielen Jahren wurde hier überhaupt nichts Neues angeſchafft. Die andere Bibliothek befindet ſich im ehemaligen Jeſuiterkloſter Belen, und iſt etwas reicher an neuern Werken. Freilich beſitzt auſſerdem jedes Kloſter ſeine eigene Bibliothek, worin man aber auſſer Homilien, Legenden, Predigten und theologiſchen Streitſchriften wenig Erbauliches antrifft.

Der hieſige botaniſche Garten iſt traurig beſtellt. Noch übler ſolls mit dem Lehrſtuhl der Botanik ſein. Nach öffentlichen Naturalienſammlungen fragte ich vergebens. Nur ein Apotheker zu Barcelona hat eine ſolche, welche mir als ganz vorzüglich gerühmt ward. Mir blieb keine Zeit, ſie zu beſuchen. Ihr gröſter Schatz ſoll in Muſcheln, Meerſchnecken und andern Seeprodukten beſtehen.

Digitized by Google

Schreiben des Hrn. Joseph Wolf zur Rechtfertigung seines Uebertritts von der katholischen zur evangelischen Kirche. — Schreiben des Hrn. Kardinals Litta an denselben.

Nachfolgendes Schreiben ward vom Verfasser desselben dem Herausgeber dieser Zeitschrift so dringend zum Einrücken in diese Blätter empfohlen, daß letzterer keinen Anstand nahm, den Wunsch zu erfüllen, um so mehr, da sich der Verfasser bei seinen Freunden in Deutschland wegen seines Uebertritts zur evangelischen Kirche rechtfertigen zu müssen glaubt, und unbillig wäre, dies zu hindern oder zu verspäten.

Von der Person des Verfassers, einem jungen, gelehrten und geistvollen Manne, jetzt in England lebend, weiß der Herausgeber nichts zu sagen, als daß derselbe — der Sage nach — in frühern Jahren von der mosaischen Religion, aus eigenem Triebe nach Licht in göttlichen Dingen, zur christlichen überging; mit Stolberg und andern Gelehrten in freundschaftlichen Verhältnissen stand; in Basel die Bekanntschaft der Frau v. Krudener machte; von ihr ermuntert, sich mit achtbaren Empfehlungen nach Rom begab; dort ins Collegio Urbano, mit der Bestimmung, in Asien einst der Propaganda zu dienen, aufgenommen, und von verschiedenen hohen Geistlichen, Kardinälen, ja von Sr. Heiligkeit dem Papste selbst, mit ausgezeichneter Huld behandelt wurde; in Rom aber, durch die dort herrschende, todte Werkheiligkeit, durch das Wahrnehmen der geistlichen Politik und bittern Unduldsamkeit erschreckt, Mißtrauen in den Werth des katholischen Kirchenthums setzte; sich durch seine unbefangenen Aeußerungen und durch sein sowohl in Reden als Briefen unverhohlen gemachtes Unterscheiden des katholischen Christenthums vom Privatinteresse der Curia romana oder des Papstthums Unzufriedenheit, zuletzt sogar Verbannung zuzog; dann durch die Vorstellungen seiner Freunde in Wien gerührt, wie ein Reuiger, ins Kloster Valsainte, im Kanton Freiburg, ging; hier aber nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seine begeisterungsvolle Reue schwinden sah, und damit endete, nach England zu reisen.

Der Brief Sr. Eminenz des Hrn. Kardinals Litta ist in der Note ausführlich und genau abgedruckt. Ueber die von demselben gegen die Bibelgesellschaften und ihr Streben angebrachten Meinungen wird sich keine Partei verwundern; aber jede Partei wird doch, mit Liebe und Rührung, die fromme Herzensgüte des ehrwürdigen Greises in seinen Worten beachten.

H. Zschokke.

Cambridge, den 19. Dez. 1819.

Selbst nach meiner Verbannung aus Rom war ich noch anhänglicher an den Hohenpriester in Rom und an dessen Bullen, als es Rom selbst hoffen und vermuthen konnte. — Da ich aber während meines Aufenthalts in dem Kloster Valsainte in der Schweiz das Gräuelhafte des Jesuitismus besser studierte, und das gefahrliche System, das dieser Orden und alle Zweige desselben aufstellen, durchdacht hatte, und hingegen die göttliche Begeisterung der Bibelgesellschaft in London mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hatte, so hielt ich es für meine heilige Pflicht, dem Papstthume zu entsagen — (das mich, so oft ich mich seinem Systeme akkommodiren wollte, zum Verfolger der Menschheit und zum Heuchler gemacht hatte) und mich in London nicht als einen Lutheraner, nicht als einen Kalviner,

Digitized by Google

nicht als ein Mitglied der Kirche von England, sondern einzig und allein als einen Bibelchriſten zu erklären. Es iſt nun zwar meine Abſicht nicht, als Verfolger der römiſchen Kirche aufzutreten, in der ich erleuchtete und gottesfürchtige Chriſten antraf, unter allen Ständen, ſondern einzig und allein das Papſtthum und den Jeſuitismus zu entlarven. Ich mache den Anfang damit, die Abſchrift des Briefes des ſonſt vortrefflichen Kardinals Litta mitzutheilen, den er mir nach meiner Verbannung aus Rom nach Wien ſchrieb. Mit eigener Hand ſchrieb er denſelben; Sie können daraus abnehmen, welchen Eindruck mein Brief an einen deutſchen Freund machte, in welchem ich ſchrieb, daß ich nicht wolle „Soldat des Papſtes, ſondern Jeſu Chriſti Streiter allein ſein!“

Rom hatte dieſe Briefe aufgefangen, auch andere Briefe meiner Freunde, die an mich kamen.

So lautet nun der Brief Sr. Eminenz des Kardinals Litta: *)

„Der Brief, den Sie mir, lieber Wolf, von Bologna aus ſchrieben, wenn er mir auch die Mißempfindung erhöhte, die ich ſeit dem Augenblick nicht wieder verlor, da ich zum

---

*) *Caro Wolf,*

La lettera che mi avete scritta da Bologna, sebbene m'abbia esacerbata quella pena che sempre dura in me dal momento che sono stato obbligato a prender la risoluzione di farvi partir da Roma, mi da nulla dimeno qualche motivo di consolazione, giacchè vi protestate che amerete sempre la Santa Chiesa Cattolica. Temo per altro che nella vostra mente, e forse nel vostro cuore facciate una distinzione tra la *Chiesa Cattolica* ed il *Suo Capo* ch' è il Papa, cha mi lusingo che nell' avvenire i vostri sentimenti sieno più sinceri che non sono stati per lo passato. Io vi avea avvertito io stesso e per mezzo di *Ostini* più volte di troncar le vostre pericolose corrispondenze. Voi non avete ubbidito ed avendo avuta più confidenza con alcuni pretesi amici che colle persone che vi facevano e vi volevano bene sinceramente, avete anche senza ritegno manifestato i vostri sensi e le vostre intenzioni. Da queste si vedea chiaro che in vece d' esser grato ed attaccato a quella Sede Romana che vi nutriva e ch' è il vero centro e la vera maestra del Cattolicismo, fomentavate invece dei sentimenti d' avversione e perfino d' orrore per questa buona madre, che secretamente vi andavate disponendo a tradir le cure della Propaganda, proponendovi tutti altri oggetti ed altri fini s' eravate spedito nell' Oriente che quelli che ha in mira la S. Congregazione. Con tali massime avreste anche guastato i vostri compagni nutriti nella vera ubbidienza ed attaccamento alla S. Sede.

In seguito di tali cose che io vi ho detto prima d' intimarvi la partenza, che voi non avete negato ne potete negare è stata una necessità di togliervi dal Collegio Urbano, ed in questo caso nemmeno era proposito di trattenervi più lungo tempo in Roma attese le protezioni e gli appoggj che voi forse conscio del pericolo al quale v' esponeano i vostri maneggi vi andavate procurando. Voi che mi giudicate capace di punir alcuno senza giusto motivo e senza prevenirlo non mi crederete se vi dico, che questa risoluzione inevitabile mi ha dato moltissima pena, ma Dio sa quanto io sofferto e quanto ne soffro finora.

Non vi ho tenuto per Socio della Società Biblica nella quale non è alcuna maraviglia che sieno entrate inavvedutamente molte persone dabbene, perche il venerabile nome delle Sacre Scritture che sono la lettera e la parola di Dio dee naturalmente impegnare le anime zelanti della Divina Gloria e della salute de' prossimi. Ma è appunto delle cose più eccellenti che suol

Entſchluß gezwungen war, Sie von Rom fortzuſchicken, gewährt mir doch auch wenigſtens einigen Grund zur Selbſtberuhigung, denn Sie geben das Wort, immerdar die heilige katholiſche Kirche lieben zu wollen. Ich beſorge nur, Sie machen mit Ihrem Verſtande, vielleicht auch mit Ihrem Herzen, einen Unterſchied zwiſchen der katholiſchen Kirche und dem Haupt

---

farsi maggior abuso. Io spero nella misericordia del Signore e nella sua onnipotenza e sapienza infinita ch' egli trarrà il bene dal male come ha tratto la luce dalle tenebre e le creature dal nulla. Ma senza un ajuto speciale dobbiamo sperar da Dio alla sua Chiesa. Certo è che l'impegno di tradur in tutte le lingue anche le più basse e barbare la Scrittura Divina, moltiplicarne e profunderne le copie per darle in mano a tutte le persone anche più idiote e più temerarie senza ajuto di chi ne spieghi i profundissimi sensi, sciolga le difficoltà grandissime che arrestavano le menti acutissime e sublimi degli Agostini e de Girolami non può negarsi essere cosa pericolosissima che apra la Strada a mille errori, come si è veduto per lo passato coll' esempio degli Eretici e come si vede più chiaro in oggi colle assurdità più mostruose de' Metodisti e di altre sette innumerabili alle quali pare di veder nella parola di Dio i proprj deliramenti.

Che dovrà dirsi poi se negli Statuti di questa Società si pone per fondamento che la versione più autentica dev' essere l'Anglicana, convinta da' nostri Vescovi d' Irlanda e da Vicarj d' Inghilterra di moltissimi errori de' pretesi riformatori? Se anche tra le versioni Tedesche se ne sono adottate delle poco sane e corrotte come quella di Lutero tanto più seducente dell' altre per la purità e l' eleganza della Lingua. La Santa Chiesa Cattolica Apostolica Romana non chiuse già il celeste tesoro della scritture divine, come molti la calunniano sotto il titolo di Curia Romana, del qual titolo io non mi vergogno ma anzi me ne glorio e me ne sono sempre gloriato, anche in mezzo a' dileggi del nostro esilio professandomi per un membro della Curia Romana e per questo stesso più unito al Centro dell' Unità ed alla Cattedra principale depositaria della dottrina e della potestà di Gesù Cristo.

Ma questa Cattedra Romana alla quale l' errore non può aver accesso come l' esperienza di tanti secoli dimostra, ma molto più ce n' assicura la fede per l' immancabili promesse di Gesù Cristo; questa Cattedra che insegna a tutti la verità della fede, ha prescritte le regole e le cautele colle quali stando attaccati alle dottrine de' Padri ed al senso della Chiesa si debba con gran rispetto e tremore trattare questo gran dono di Dio, e non già profanarlo con temerità ed abbandonarlo quasi cosa vile e triviale nelle mani degl' idioti ed impuri. Il nostro Santo Padre Pio VII anch' esso ha parlato con suoi Brevi contro tale abuso. Ma basta di questo argomento.

In una cosa avete ragione sebben contro l' intenzione mia sia accaduta; voglio dire l' espressione della lettera di ritornar alla vostra patria. Fu questo un abbaglio de' Segretarj del qual mi accorsi subito, ma essendomi poco tempo sottoscrissi la lettera, e feci poi correggere l' errore nell' altra lettera scritta a Monsignore Nunzio. Vi mando una lettera per *Hoffbauer*. Profittate di questa disgrazia che dovete a voi stesso per non aver ubbidito a ciò ch' io vi avea ordinato anche permezzo di *Ostini*. Io non sono in collera con voi, sebbene il mio dover m' abbia obbligato ad una risoluzione che mi ha fatto gran pena. Desidero giovarvi in altro modo, e potete scrivermi con libertà. Prego Iddio che vi preservi da' cattivi compagni e che perfezioni in voi quel gran dono che vi ha fatto col chiamarvi alla fede.

Vostro Aff.mo

L. Card. *Litta*.

P. S. Con qualche occasione vi si manderanno i vostri libri ed alcuni altri di Propaganda.

Digitized by Google

derſelben, dem Papſt. Inzwiſchen will ich gern glauben, daß für die Zukunft Ihre Geſinnung aufrichtiger werde, als ſie es ſeither geweſen. Ich ſelbſt habe Sie, und mehrmals auch durch Oſtini, gemahnt, Ihren gefährlichen Briefwechſel abzubrechen. Sie gehorchten nicht. Sie hatten mehr Vertrauen auf gewiſſe vermeinte Freunde, als auf Perſonen, die Ihnen wohlthaten und redlich wohlwollten. Auch haben Sie Ihre Geſinnungen und Abſichten ohne Rückhalt offenbart. Und ſo erkannte man klar, daß Sie, ſtatt dem römiſchen Stuhl, der Sie verſorgte, und welcher doch der wahre Mittelpunkt, der wahre Meiſter des Katholizismus iſt, — dankbar und anhänglich zu ſein, ganz entgegengeſetzten Sinn nährten, und daß Sie, was das Aergſte ſein mußte, ſich heimlich anſchickten, Verräther an der Sache der Propaganda zu werden, weil Sie ſich ganz andre Gegenſtände und Zwecke, wenn Sie einmal in den Orient geſchickt worden wären, vorſetzten, als die im Plan der heiligen Kongregation lagen. Mit ſolchen Maximen haben Sie ſogar noch Ihre Mitgefährten angeſteckt, die im wahren Gehorſam und in rechter Anhänglichkeit am heiligen Stuhl erzogen waren."

„Das waren die Gründe, die ich Ihnen, ehe ich Ihnen das Abreiſen ankündigte, mitgetheilt habe, die Sie nicht läugneten, nicht läugnen konnten, und in Folge derſelben es nothwendig ward, Sie aus dem Collegio Urbano zu nehmen. In dieſem Fall war kein Gedanke mehr waltend, Sie längere Zeit in Rom zu behalten, und zwar rückſichtlich der Protektionen und Gönnerſchaften, die Sie ſich, wahrſcheinlich der Gefahr bewußt, der Sie ſich durch Ihr Treiben ausſetzten, erwerben wollten. Sie, der Sie mich fähig halten, Jemanden ohne gerechte Urſache und ohne vorhergehende Warnung zu ſtrafen, Sie werden mirs wohl nicht glauben, wenn ich Ihnen ſagen, daß jener unvermeidliche Entſchluß mir die größte Mühe gemacht hat. Gott aber weiß, wie viel ich gelitten habe, und was ich darum noch leide."

„Ich habe Sie für kein Mitglied der Bibelgeſellſchaft gehalten, in die viele rechtſchaffene Leute, was eben kein Wunder iſt, unvorſichtig eintreten, weil der ehrwürdige Name der heiligen Schrift, des Buchſtabens und Wortes Gottes, natürlich Gemüthern imponiren muß, die für göttliche Ehre und Heil des Nächſten glühen. Aber es iſt eben bei den herrlichſten Dingen, wo der größte Mißbrauch getrieben zu werden pflegt. Ich hoffe zur Barmherzigkeit des Herrn und zu ſeiner unendlichen Weisheit und Allmacht, er werde Gutes aus dem Böſen hervorgehen laſſen, gleichwie er das Licht aus der Finſterniß, und das Geſchöpf aus dem Nichts hervorgehen ließ. Aber auch ohne beſondere Beihilfe ſollen wir von Gott auf ſeine Kirche hinblicken. Es läßt ſich nicht läugnen, das Bemühen, die heilige Bibel in alle, auch in die gemeinſten und wildeſten Sprachen zu überſetzen, ſie in Uebermaas zu vervielfältigen, um ſie in die Hand aller, auch der unwiſſendſten und unbeſonnenſten Perſonen zu geben, ohne alle Auslegung der Tiefen des Sinnes, ohne Löſung der auſſerordentlichen Schwierigkeiten, vor denen ſelbſt die ſcharfſinnigen und erhabenen Geiſter der Auguſtine, der Hieronimuſſe betroffen ſtanden: wahrlich, es iſt das gefährlichſte Unternehmen, welches tauſend Irrthümern das Thor öffnen muß, wie man vormals das Beiſpiel an den Ketzern ſah, und wie ſichs heutiges Tages noch auffallender in den

Digitized by Google

ungeheuern Albernheiten der Methodisten und andrer zahlloser Sekten offenbart, die in Gottes Wort allen ihren eigenen Wahnsinn zu finden glauben."

„Was soll ich noch dazu sagen, wenn in den Statuten der erwähnten Gesellschaft als Grundsatz aufgestellt wird, daß die ächteste Uebersetzung die anglikanische sein solle, sie, in der doch schon unsre Bischöfe von Irland und die Vikarien von England die zahlreichsten Irrthümer der vermeinten Reformatoren nachgewiesen haben? Und nimmt man auch von deutschen Uebersetzungen nicht die mangelhaftern und verdorbenern, wie z. B. die lutherische, auf, um so verführerischer sind dann nur die andern durch Reinheit und Zierlichkeit der Sprache. Die heilige römisch-apostolisch-katholische Kirche verschließt den himmlischen Schatz des göttlichen Wortes keineswegs, wie ihr von Vielen, aber unter der Benennung des römischen Hofes, angelästert wird; einer Benennung, der ich mich übrigens gar nicht schäme, sondern freue, und auf die ich immer stolz war. Selbst immitten der Schmach unsers Exils bekannte ich mich als Glied des römischen Hofes, und dadurch also auch als Engverbundenen mit dem Mittelpunkt der Einheit, mit dem Hauptlehrstuhl und Bewahrer sowohl der Lehre, als der Gewalt Jesu Christi."

„Aber dieser römische Stuhl, welchem sich kein Irrthum nähern kann, wie es die Erfahrung so vieler Jahrhunderte bezeugt, sondern der uns vielmehr den Glauben durch die unfehlbaren Verheißungen Jesu Christi sichert; dieser Stuhl, der Allen die Wahrheit des Glaubens zeigt, hat Weisungen und Vorsichtsmaasregeln ertheilt, wie man, treu der Lehre der Väter und dem Sinn der Kirche, mit hoher Achtung und Ehrfurcht eine große Gabe Gottes behandeln, und sie nicht mit Frechheit entweihen oder wie eine gemeine, schlechte Sache in die Hände der Unwissenden und Unreinen hingeben solle. Auch unser heiliger Vater Pius VII selbst hat in seinen Breven gegen solchen Mißbrauch geredet. Doch genug davon!" — —

„In Einem haben Sie recht gehabt, wiewohl es gegen meine Absicht so gekommen war. Ich meine den Ausdruck im Brief: „in Ihr Vaterland zurückzugehen." Es war ein Versehn des Schreibers. Der Irrthum ward in einem andern Schreiben an den Herrn Nunzius berichtigt. Ich schicke Ihnen durch Hoffbauer einen Brief. — Benutzen Sie jetzt das Mißgeschick, das Sie sich selbst zuzogen, weil Sie dem nicht Folge leisteten, was ich Ihnen durch Ostini befehlen ließ. Ich bin gegen Sie ohne Zorn, obschon mich Pflicht zu dem Entschluß zwang, der mir so viel Mühe machte. Ich wünsche Ihnen auf andere Weise zu helfen, und Sie können mir frei schreiben. Ich flehe zu Gott, daß er Sie vor bösem Umgang bewahre, und daß er in Ihnen die große Gnade vollende, die er Ihnen gewährte, da er Sie zum Glauben rief."

„Ihr geneigtester

L. Card. Litta.

Hier endet der Brief des Kardinals Litta mit einigen Nebensachen. Es ist in demselben ausführlich die Ursache auseinandergesetzt, warum ich am 15. April 1818 genöthigt war, vier

Digitized by Google

Stunden unter Aufsicht eines Advokaten des geheimen geistlichen Vehmgerichts zu bleiben, der mir nicht gestattete, aus dem Zimmer ohne Begleitung eines Mannes zu treten — und aus dem Hause gar nicht, bis ich endlich in der Nacht um 1 Uhr den Postwagen in der Begleitung eines verkleideten Soldaten besteigen mußte. Drei Gendarmen begleiteten mich eine halbe Stunde zu Pferde, und von Bologna aus erhielt ich einen Arzt zum Gefährten bis nach Wien. Aus seinem Ausfragen über Männer Deutschlands und über meine Gesinnungen konnte ich leicht bemerken, daß er Mitglied der Inquisition sein muß. In Wien ließ ich mich von Männern, die dem Papste anhängen, bewegen, mich mit Rom auszusöhnen; ja ich ward sogar ganz betäubt. Allein nachdem ich drei Monate im Kloster Valsainte allezeit kränklich zugebracht, und dann im freien England diesen Jesuitismus frei überlegt, die Früchte der Bibelgesellschaft wahrgenommen und gesehen hatte, und wirklich sah, daß der Jesuitismus reservatio mentalis lehrt und ausübt, — einsah, daß mich die Vereinigung mit der Bibelgesellschaft duldsam macht und mich mit Christo vereinigt, so entschloß ich mich endlich, dem Papstthum zu entsagen. Kardinal Gerdil und der römische Hof behaupten, daß nur Sittenlose die römische Kirche verlassen. Diesen Vorwurf machte mir weder Rom noch das Kloster Valsainte. Das Zeugniß des letztern lautet also:

Ego infrascriptus testor ingenuum juvenem Joseph Wolf, natione borussum, Halla oriundum, per septem menses, qua novitium conversatum fuisse in monasterio Vallis Sanctae, Congregationis Sanctissimi Redemtoris, mores exhibuisse integerrimos, nec exiisse, nisi ob valetudinis infirmitatem, proinde mereri, qui omnibus ad quos pervenerit impense commendetur. Has ei manu propria subscriptas, ac sigillo consueto munitas dabam. In Valle sancta die 29. Julii 1819.

P. Jos. Passerat,
C. SS. R. Rector.

Ich bitte Sie, Alles dem Druck zu übergeben, mit Nennung meines Namens, denn ich fürchte nichts.

Die Kirche von England, deren Kultus ich beiwohne, zeichnet sich vor allen andern Sekten allhier an Liberalität, Toleranz und durch das Herzerhebende ihres Kultus am vortheilhaftesten aus. Sie hat das Herzerhebende und Wahre des römischen Kultus beibehalten, denselben ins Englische übersetzt, damit jeder vernünftige Mensch sich erbauen könne, und die Mißbräuche des römischen Kultus weggeworfen. — Um nicht als Separatist von allen äussern Kirchen dazustehen, halte ich mich an diese Kirche, und nehme indessen die Bibel als die einzige Regel meines Glaubens an. Mit Hochachtung für den Rektor und einige Glieder des Klosters Valsainte muß ich dennoch ihr Reservatio-mentalis-System und ihre Aufhäufung von Traditionen verdammen! Die Geschichte der nach Bukarest entflohenen Rosalia aus Wien ist mir Bürge, daß die Söhne des heiligen Ignatius v. Loyala und Liguori gefährlicher sind, als alle Illuminaten und Freimaurer. Auch ist mir gänzlich die Weise der Sanctifikationen bekannt.

Joseph Wolf.

Digitized by Google

Das Tagebuch der Reiſe des britiſchen Oberſtlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818.

(Journal of a rout across India, trough Egypt etc. London 1819, ein mit Karten und Kupfern begleiteter Quartband.)

Hr. Fitz Clarence hatte den General-Gouverneur von Indien, Marquis von Haſtings, als Adjutant auf dem Kriegszuge gegen die Pindares begleitet, und er ward von ihm beauftragt, den im Wintermonat 1817 mit Scindiah geſchloſſenen wichtigen Vertrag nach England zu überbringen. Der indiſche Fürſt verhieß darin ſeine kräftige Mitwirkung zur Vernichtung der Pindares, und es konnten die verſchiedenen Beſtimmungen dieſes Vertrags unſtreitig als ein Beweis der entſchiedenen Uebermacht der Briten in Indien angeſehen werden. Hr. Fitz Clarence war befehligt, ſeine Reiſe nach Bombay über Land, durch die Städte Keitah, Punnah, Jubbulpoor, Nagpoor, Ellichpoor, Aurungabad und Poonah zu machen; von Bombay nach Suez ſollte ihn ein Compagnieſchiff überſetzen, von wo er alsdann Alexandria zu erreichen, und in dieſem Seehafen ſich nach Europa einzuſchiffen dachte. Die erſte Hälfte dieſer Reiſe war keineswegs gefahrlos, indem mehrere von den Pindares beunruhigte Landſchaften und die Beſitzungen verſchiedener indiſcher Fürſten durchwandert werden mußten. Dieſe letztern hatten nun freilich wohl britiſche Beſatzung in ihrer Hauptſtadt, und wurden dem zufolge als Verbündete der Regierung von Calcutta betrachtet; demungeachtet lagen die feindſeligen Geſinnungen der Einen offen zu Tage, und die Andern ſchienen nur eine gute Gelegenheit abzuwarten, um ebenfalls loszubrechen. Hr. Fitz Clarence war demnach genöthigt, einige Hundert Mann Reiter und Fußvolk als Bedeckung mitzunehmen, ungerechnet die beträchtliche Anzahl Laſtvieh und deſſen Führer, die auch dem kleinſten Reiſezug in Indien unentbehrlich ſind. Während dieſer ganzen Reiſe, die vom Dezember 1817 bis zum Juli 1818 dauerte, zeichnete Hr. Fitz Clarence jeden Tag auf, was er theils ſelbſt zu ſehen und zu beobachten Anlaß hatte, theils von Indianern oder von ſeinen Landsleuten, über Sitten, Gebräuche und Alterthümer des Landes und über die Vorfälle des angehobenen Kriegszuges inne ward. Aus dieſem Tagebuch verfertigte er nach ſeiner Ankunft die Reiſebeſchreibung, welche jetzt gedruckt vorliegt. Die Form des Tagebuchs iſt dabei zwar verwiſcht, aber ungeachtet die Tagesangaben meiſt weggelaſſen ſind, ſieht man doch leicht, daß die Notizen des erſtern bloß an einander gereiht ſind, und daß man ſich die Mühe nicht gab, was verſchiedentlich über die nämliche Sache vorkam, zu vereinbaren, um Wiederholungen zu vermeiden; auch iſt es nicht leicht möglich, ſich von den kriegeriſchen Vorfällen, deren Einzelnheiten zwar umſtändlich erzählt werden, einen genügenden Ueberblick oder eine klare Anſicht zu verſchaffen. Man will darum nur dasjenige hier ausheben, was der Reiſende über die Sitten, die Gebräuche, die Religion, die alten

Denkmäler Indiens und Aegyptens, ſo wie auch über die Verhältniſſe der britiſchen Herrſchaft in Indien Bemerkenswerthes meldet.

Das Tagebuch eröffnet ſich mit Nachrichten über den Völkerſtamm der Pindares, gegen welchen die britiſche Heermacht eben damals Krieg führte, und deſſen die politiſchen Tagblätter ſeither häufig erwähnt haben; das Nachſtehende wird darum nicht ohne Theilnahme geleſen werden. Ueber den Urſprung des Namens der Pindares iſt man nicht einig; unſerm Reiſenden kommt die Meinung am wahrſcheinlichſten vor, die ihn vom alten Hindusworte Pind, welches Beute oder Raub bedeutet, herleiten will. Eben ſo unbekannt iſt die wahre Abſtammung der Völkerſchaft; vermuthlich geht ſie von einigen Abentheurern aus, die während der beſtändigen Unruhen des Landes ſich, nach dem Vorbilde der Condottieri des Mittelalters, in bewaffnete Banden vereinten, die ihre Hilfe Jedem, welcher am beſten zahlte, anboten. Um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts ward einem ihrer Häuptlinge, zur Belohnung geleiſteter Dienſte, von einem der indiſchen Fürſten ein Jagbire oder Bezirk Landes, am nördlichen Ufer des Fluſſes Nerbuddah, der ſich in den Golf von Cambay ausmündet, zu Theil. Daraus bildete ſich eine feſte Niederlaſſung, die ein ziemlich ſchnelles Wachsthum erhielt, theils durch freiwillige Abtretungen indiſcher Fürſten, theils durch Waffeneroberungen; ſo daß zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts das Land der Pindares an den Ufern von Nerbuddah ungefähr hundert Millen lang und vierzig breit war. Während des Friedens, welcher ſeit 1805 in Indien herrſchte, hatte ſich ihre Anzahl beträchtlich vermehrt, weil viele damals von den Briten ſowohl als von indiſchen Fürſten entlaſſene Kriegsmänner es vorzogen, ſich dieſen Räuberhorden anzuſchließen, als zum Feldherrn zurückzukehren. Im Jahr 1812 waren die Pindares in drei Durrah's oder Diviſionen abgetheilt, von denen jede unter einem eigenen Häuptling ſtand; ihre vereinte Macht mochte auf dreißigtauſend waffenfähige Männer, worunter ſehr viele Reiter ſind, anſteigen; einer der Häuptlinge hatte eine Kanonengieſſerei errichtet und beſaß einige Elephanten.

Die Waffenzüge der Pindares gehen meiſt nach Süden, und werden darum auch erſt im Dezember eröffnet, wenn der Fluß Nerbuddah ſeicht geworden iſt, um durchwatet werden zu können. Die Reiterei zieht allein aus, und das Fußvolk bleibt zum Schutz der Wohnungen, der Weiber und Kinder zurück. Ihre Streifereien dehnen ſich zuweilen bis auf ſechshundert Millen weit aus; ſie rauben und zerſtören was ſie antreffen, und kehren eher nicht heim, bis das Land, das ſie durchzogen haben, zur Wüſte geworden iſt. Die Schnelligkeit der Bewegungen erleichtert gleichmäßig ihre überraſchenden und plötzlichen Ueberfälle, wie ihre geſicherten Rückzüge da, wo ſie nicht die Stärkern ſind. Wenn ſie ein Dorf beſetzt haben, erpreſſen ſie durch Grauſamkeiten die Angabe des verſteckten Eigenthums von den Einwohnern, und Kindern haben ſie auch wohl ſchon die Hände abgehackt, um ihre Armbänder deſto ſchneller zu bekommen. In den letzten Jahren wurden vorzüglich die Landſchaften Mirzapoor, Guntoor und Gargam durch ihre Verwüſtungen heimgeſucht, und der Schrecken, welche ihre Annäherung einflößte, war ſo

Digitized by Google

groß, daß, als sie die Provinz Gontoor überzogen, die Bewohner des Dorfes Ainavole, von der Ohnmacht jedes Widerstandes überzeugt, lieber ihre Wohnungen anzünden und mit Weibern und Kindern in die Flammen stürzen, als der barbarischen Wuth und den grausamen Qualen, die sie von jenen Räubern zu erwarten hatten, sich preisgeben wollten.

Auf diesen Streifzügen ist jeder Pindares verpflichtet, für seinen und seines Pferdes Unterhalt selbst zu sorgen; dagegen bekommt er dann auch Theil an der Beute. Wie diese Theilung geschieht, weiß man nicht, ausser daß die Elephanten und die Palankins ausschließlich nur den Häuptlingen zukommen. Diese haben eine eigenthümliche, aus gewählter und von ihnen besoldeter Reiterei bestehende Wache. Die Pindares haben nur wenige Schießgewehre, und sind meist mit zwölf Fuß langen Lanzen bewaffnet, die sie mit vieler Gewandtheit zu behandeln wissen. Sie besitzen vortreffliche Pferde, denen sie, wenn Eilmärsche gemacht werden müssen, Opium und Gewürze geben. Die Regenmonate sind für die Pindares die Jahrszeit der Ruhe, und sie unterlassen nie, vor dem Monat Mai über den Nerbuddah in ihre Heimath zu kehren, aus Besorgniß, das in den Sommermonaten angestiegene Wasser möchte ihnen die spätere Rückkehr unmöglich machen. Ein Umstand, welcher die Nachtheile der Streifzüge der Pindares noch vermehrt, ist dieser, daß durch ihre eigenen Verwüstungn sich ihre Anzahl verstärkt, weil den Unglücklichen, denen sie ihr Eigenthum raubten, gewöhnlich anders nichts übrig bleibt, als sich ihnen anzuschließen, um durch die Plünderung der Nachbarn den eigenen Verlust zu ersetzen.

Nach Allem, was Hr. Fitz Clarence von den Pindares erzählt, von der Gerechtigkeit und Konvenienz des Vertilgungskrieges, welchen die Regierung von Calcutta, mit denen von Madras und Bombay einverstanden, gegen jene zu führen endlich den Entschluß faßte, und über die Vortheile, welche die Zerstörung dieses Räubervolkes für die Ruhe und den Wohlstand der britischen Besitzungen insonderheit und Indiens überhaupt haben muß, wünschte man wohl in seinem Tagebuch über die Art, wie dieser Krieg geführt wird, und über seine Ergebnisse Aufschlüsse zu erhalten; aber in allem dem, was der Reisende von den Kriegsereignissen meldet, ist ungleich weniger von den Pindares die Rede, als von den indischen Fürsten, welche, statt die Unternehmungen der Briten zu unterstützen, den Augenblick vielmehr begierig abwarteten, wo sie feindselig gegen dieselben auftreten konnten.

Hr. Fitz Clarence hatte, wie gleich anfangs bemerkt worden ist, durch den Marquis von Hastings den Auftrag erhalten, den mit Scindiah geschlossenen Vertrag nach England zu überbringen. Er reisete am 8. Dezember aus dem englischen Lager ab, und nahm seinen Weg in südlicher Richtung durch die Landschaft Bundelcund, die nur zum Theil unter englischer Botmäßigkeit steht. Es ist dieses Land überaus fruchtbar und malerisch; sein Pflanzenwuchs ist ungemein schön, und bei jedem Schritte fast begegnet man Tempelgebäuden, Grabmälern und Trümmern, welche den Reiz der Landschaft erhöhen; die zierliche Kleidung der Eingebornen trägt hinwieder auch zu ihrer Verschönerung bei. Den natürlichen Vorzügen der Gegend halten

Digitized by Google

aber die fehlerhaften Staatseinrichtungen ein volles Gegengewicht. Für öffentliche Ordnung und Sicherheit iſt ſo wenig geſorgt, daß jedes Dorf eine kleine, mehr oder minder bedeutende Feſtung hat, um welche her die Einwohner ihre Hütten bauen, um ſich im Fall eines Angriffs mit ihren Haushaltungen und mit ihrem Eigenthum dorthin flüchten zu können. Sobald man das britiſche Landesgebiet verläßt, hört alle perſönliche Sicherheit auf; auch haben die Landleute bei ihren Feldarbeiten allezeit ein Schwert am Gürtel hängend, und eine Lanze oder Muskete an einen nahen Baum gelehnt, um nicht unverſehens überfallen zu werden.

Adii Gur iſt eine der berühmteſten Feſtungen der Landſchaft Bundelcund; ſie liegt auf einem abgeſonderten Hügel, der etwa achthundert Fuß Höhe und ungefähr drei Meilen Umfang hat. Die Mauern der Feſtung ſtehen am Rand des Plateau auf der Höhe des Hügels; wird ſie tapfer vertheidigt, ſo muß ihre Einnahme unmöglich ſein, indem die Beſatzung von den Mauern herab Steine auf die Belagerer wälzen kann. Als die Briten vor ein paar Jahren dieſelbe belagerten, fand ihr Befehlshaber, welcher ein aufrühreriſcher Zemundar war, ſie zu räumen gerathen, obgleich er die erſte Berennung mit Erfolg abgeſchlagen hatte. Sein Rückzug gab Anlaß zu einer jener auſſerordentlichen Handlungen, denen die Verachtung des Todes zum Grunde liegt, und die zuweilen unter den Hindus vorkommen. Nachdem der britiſche Anführer das Fort beſetzt hatte, trug er einem nahen Anverwandten des Zemundar auf, ſeinen Frauen zu erklären, daß ſie ihre Wohnung verlaſſen müßten. Als dieſer nicht wieder zurückkam, ließ er die Thür des Zunnana (Frauengemachs) einſchlagen, und zum nicht geringen Erſtaunen der Krieger fanden ſie die acht Frauen des Zemundar, nebſt dem an ſie abgeordneten Boten, in ihrem Blute ſchwimmend und ſterbend. Der Gedanke, durch die Gegenwart britiſcher Truppen im Innern des Forts beſchimpft zu ſein, hatte den Entſchluß, ſich umzubringen, bei dieſen Frauen erzeugt, und die verzweifelte Handlung geſchah freiwillig, indem kein Lärm oder Ruf des Widerſtandes von den das Gemach umzingelnden Soldaten war gehört worden.

Bei Gelegenheit einiger von ihm erzählter Kriegsthaten ſpricht Hr. Fitz Clarence von den verſchiedenen Truppenarten, deren ſich theils die Briten, theils die indiſchen Fürſten bedienen. Von den Rhobillas und von den Arabern erzählt er Folgendes. Die Rhobillas ſind ungeregelte Schaaren, welche zu Pferde dienen und Jedem zu Gebote ſtehen, der ſie bezahlen will. Die Armee von Bengalen zählt gegenwärtig ihrer ſiebentauſend, die in mehrere Haufen zertheilt ſind. Von einem derſelben, dreitauſend Mann ſtark, iſt der Oberſt Skinner Anführer, ein farbigter Mann, der um ſeiner Tapferkeit willen von ſeinen Mitbürgern den Beinamen Alexander, oder Seemunder, wie die Indianer ihn ausſprechen, erhalten hat; die Erinnerung des macedoniſchen Eroberers hat ſich, wie man ſieht, in Indien bis heutzutage erhalten. Ein Rhobilla bezieht monatlich zweiunddreißig Rupien, welches, die Rupie zu 2 Sh. 6 D. gerechnet, 2 Pf. Sterl. 15 Sh. beträgt. Mit dieſer mäßigen Summe muß er ſeinen eigenen und den Unterhalt ſeines Pferdes beſtreiten, auch ſich die benöthigte Munition verſchaffen. Weil die Rhobillas ſich ihrer eigenen Pferde bedienen und mit dem Verluſt derſelben auch ihren Brod-

Digitized by Google

erwerb verlieren, ſo behandeln ſie ſolche mit großer Schonung, und man kann darum auch an Schlachttagen nicht auf ſie zählen; dagegen leiſten ſie als Bedeckung der Zufuhr und für Handhabung der Polizei treffliche Dienſte. Die in der engliſchen Armee befindlich ſind, ſtehen unter genauer Aufſicht, und werden ſelbſt für kleine Ausſchweifungen ſtrenge beſtraft, darum halten ſie dann auch ziemlich gute Mannszucht; die, welche unter den indiſchen Fürſten dienen, ſind hingegen nur wenig beſſer, als die Pindares, und die Landleute werden von ihnen vielfältig mißhandelt.

Mehrere indiſche Fürſten halten Araberkorps in ihrem Sold, die der muhamedaniſchen Religion zugethan ſind, und im Rufe ſehr tapferer Soldaten ſtehen. Die Mannſchaft der arabiſchen Fahrzeuge, die ſich mit dem Handelsverkehr zwiſchen Arabien und Indien abgaben, fand ſich vermuthlich durch die Feigheit und die weibiſchen Sitten der Indianer bewogen, in ihren Sold zu treten. Marco Polo, der berühmte Reiſende des dreizehnten Jahrhunderts, traf viele Araber auf der malabariſchen Küſte an; und Barthema ſpricht von fünfzehntauſend derſelben, die ſich im Königreich Calicut aufhielten, und im Rufe guter Soldaten ſtanden. Unter den Truppen der Fürſten von Decan gab es ihrer viele, und ſie waren da auch mehr geachtet, als in Hindoſtan. Die Landſchaft Guzerate ſtand bis zum Jahr 1802 unter einer Ariſtokraten-Herrſchaft der Araber, und noch gegenwärtig befinden ſich mehrere Araberkorps im Dienſte des Peiſhwah und des Rajah von Nagpoor.

Nahe bei Nagpoor ſah der Reiſende mit Kreuzen beſetzte Grabmäler, in denen, wie ihm geſagt ward, die Leichen einiger, in einem kurz zuvor ſtatt gehabten Treffen getödteter Sepoys oder Cipayes aus Madras verwahrt wurden. Er nimmt davon Anlaß, über die Schwierigkeiten, die ſich der Einführung des Chriſtenthums in Indien entgegenſetzen, einige Bemerkungen zu machen. „Es wundert mich gar nicht," ſagt er, „daß unſere Religion bei den eingebornen Indianern in ſo geringem Anſehen ſteht. Die chriſtlichen Miſſionarien, welche ſtets bereit ſind, Jeden in den Schoos der Kirche aufzunehmen, der ſich als Ueberläufer darbietet, tragen der Meinung des Landes keinerlei Rechnung, und taufen ohne Bedenken die verachtetſten Menſchen der unterſten Klaſſe, ſo wie auch ſolche, welche überall keiner Kaſte angehören, und darum von den Hindus verabſcheut ſind. Das Wohlwollen, welches die Miſſionarien gegen alle Menſchen ohne Unterſchied zu Tage legen, iſt in den Augen der Hindus ein Beweis, daß ſie ſelbſt zur niedrigſten Kaſte gehören, weil ſie ſonſt den Umgang mit den Gliedern derſelben meiden würden. Man begreift leicht, wie ſehr dieſe Anſicht die Indianer der höhern Klaſſen dem Chriſtenthum abgeneigt machen muß. Dazu kommt, daß ein Hindus von höherm Range, wenn er ſeine Religion ändern will, nicht nur die Meinungen und Grundſätze zu überwinden hat, die ihm von Kindheit an eingeflößt worden ſind, und die ſich demnach ſeiner ganzen Natur vereinbart haben, ſondern daß er auch alles Anſehen und alle Rechte, die ſeine Geburt ihm einräumt, zu verlieren Gefahr läuft. Um durch ſo große Hinderniſſe nicht abgeſchreckt zu werden, wäre wohl ein nicht kleiner Feuereifer erforderlich. Auch iſt meines Wiſſens noch

Digitized by Google

niemals ein Hindu von Rang zu unſerm Glauben übergetreten. Die einzige Bekehrung dieſer Art, wenn ſie anders den Namen verdient, von der ich ſprechen hörte, iſt diejenige eines Braminen, welcher zu einer der erſten Familien des Landes gehört, das Sanſkritiſche gründlich verſteht, und öffentlich erklärt hat, die Religion des Brahma ſei urſprünglich reiner Deismus, und keineswegs der grobe Polytheismus geweſen, in den ſie ſpäter ausartete. Ich fand, während meines Aufenthalts in Indien, Gelegenheit, die Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen Mannes zu machen, welcher Ram Mohun Roy heißt, und deſſen Beredſamkeit, Talente und Einſichten ich öfters bewundert habe. Am auffallendſten war mir, ihn über die politiſchen Verhältniſſe von Europa überhaupt, und über diejenigen von England insbeſondere, ſprechen zu hören, wie nur von einem ſehr wohl unterrichteten Europäer und Engländer erwartet werden konnte. Er iſt mit der arabiſchen und perſiſchen Literatur vertraut und hat die beſten engliſchen Werke geleſen; unter andern hörte ich ihn mehrmals Bacon und Locke anführen. Mit den Sitten, Gewohnheiten und den Glaubensſyſtemen vieler Nationen bekannt, hat er ſeine eigene Religion unbefangen prüfen gelernt; er fand dieſelbe völlig entſtellt, und ſtand nicht an, ſeine Meinung öffentlich auszuſprechen. Man begreift leicht, daß er ſich dadurch die Feindſchaft derjenigen unter ſeinen Standesgenoſſen zuziehen mußte, welche aus eigennützigen Abſichten die untern Volksklaſſen in Unwiſſenheit zu erhalten wünſchen. Man ſagte mir auch wirklich, ſeine Familie lebe völlig getrennt von ihm, er ſei von ſeiner Kaſte ausgeſchloſſen, und ſtehe auſſer aller Verbindung mit ſeinen Verwandten und vormaligen Freunden. Er pflegt jetzt Umgang mit den Briten; doch hat er ſeine Nationaltracht beibehalten, und fährt fort, die Lebensart der Brahminen zu beobachten; nicht weil er auf ihre Vorſchriften Werth legt, ſondern um dem Vorwurf zu entgehen, er ſei vom Glauben ſeiner Väter abgefallen, um ſich läſtigen und beſchwerlichen Pflichten zu entziehen. In Bengalen hörte ich auch von einem andern Brahminen ſprechen, welcher ein Buch geſchrieben hat, worin er zu beweiſen ſucht, Jeſus Chriſtus und Mahomet ſeien Menſchwerdungen des Viſhnow. Dieſe Meinung ſteht keineswegs im Widerſpruch mit der Religion der Hindus, die überzeugt ſind, es ſei die Gottheit öfters und in manchen Ländern ſichtbar geworden, um die Menſchen zu erretten; ſie glauben auch, im Grund ſei es der nämliche Gott, der unter verſchiedenen Geſtalten von allen Völkern angebetet wird, und jede Art der Verehrung ſei ihm angenehm, wofern ſie mit aufrichtigem Herzen geſchieht. Einer ihrer Schriftſteller drückt ſich ſogar dahin aus, es gewähre der Anblick der verſchiedenen Religionen dem Allmächtigen ein ähnliches Vergnügen, wie die Anſicht der mannigfachen Geſtalten der von ihm erſchaffenen Dinge."

Von den Fikirs oder Fakirs erzählt der Reiſende neben anderm Folgendes. Wenn die indiſchen Armeen ins Feld ziehen, ſo hat jedes Regiment oder Truppenkorps einige Fakirs in ſeinem Gefolge, die vom Aberglauben ihrer Landsleute leben. Alle Abende laſſen die Fakirs in einer kleinen Entfernung vom Lager ein Klagelied ertönen, das mit Trommelſchlag begleitet wird, und die Mildthätigkeit der Krieger anruft, welche nicht unterlaſſen, ihnen eine Menge

Scheidemünze zuzuwerfen; die britiſchen Armeen, die bekanntlich zum Theil aus Landeseingebornen beſtehen, führen in ihrem Gefolge gleichfalls einige ſolche Fakirs. Viele dieſer heiligen Bettler verurtheilen ſich ſelbſt zu höchſt ſchmerzhaften Büßungen. Ich habe ſolche geſehen, die ihre Fäuſte ſo lange feſt geſchloſſen hielten, bis die Nägel ihrer Finger ins Fleiſch eingedrungen waren; andere, deren Arme durch langes Emporhalten über den Kopf ganz ſteif geworden waren. Bisweilen geloben ſie, den Weg von ihrer Wohnung bis zu einem berühmten Tempel mit ihrer Leibeslänge zu meſſen; ich habe in der Nähe von Calcutta den Anfang einer ſo ſeltſamen Wallfahrt geſehen. Der Büßer legte ſich zuerſt, mit dem Geſicht gegen die Erde gekehrt, auf den Boden nieder, ſtand hernach auf, that zwei Schritte vorwärts, welche ungefähr die Länge ſeines Körpers betrugen, legte ſich nochmals nieder, und ſchritt ſo abwechſelnd weiter vorwärts. Bisweilen ſind die Frömmigkeits- oder Bußübungen dieſer Unglücklichen noch gar viel grauſamer. Die Einen laſſen ſich die Zunge mit einem eiſernen Stäbchen durchſtechen, das ſo dick wie ein gewöhnliches Bleiſtift und vier Fuß lang iſt; Andere laſſen ſich Einſchnitte in die Seiten machen, durch die ein Bambusrohr gezogen wird; fünf bis ſechs auf ſolche Art mit dem nämlichen Bambusrohr durchbohrt, ziehen alsdann in Prozeſſion rings um die Dörfer; noch Andere endlich laſſen ſich mit eiſernen, in ihre Rückenmuskeln eindringenden Haken, an das eine Ende einer langen, wagerecht über einem Pflock befeſtigten Stange aufhängen, an der ſie alsdann mittelſt einem Zapfens ſchnell umgedreht werden, unter dem Beifallzuruf der Zuſchauer, denen ſie während des Umdrehens Blumen auswerfen.

Eine in Indien gewöhnliche, ſehr grauſame Sitte beſteht darin, daß man Kranke, die von den Aerzten aufgegeben wurden, ans Flußufer bringt, ihnen Mund und Naſe mit Sand füllt, und ſie auf dieſe Art ihrem Schickſal überläßt. Wer nach dieſer Art letzter Oelung ſich wieder erholt, der wird von ſeiner Kaſte ausgeſchloſſen und als bürgerlich todt betrachtet. Wahrſcheinlich könnten manche derer, die auf ſolche Weiſe elend zu Grunde gehen, durch ſorgfältige Pflege gerettet werden; und wie leicht mag es mitunter geſchehen, daß habſüchtige Erben dieſes Mittel anwenden, um eines Verwandten loszuwerden, der ſonſt ſo ſchnell nicht, wie ſie es wünſchen, ſterben würde.

Wenn britiſche Reiſende ihren Weg durch das Gebiet eines mit der Kompagnie verbündeten indiſchen Fürſten nehmen, ſo ertheilt derſelbe den Bewohnern der Dörfer, durch die ſie kommen, gewöhnlich Befehl, jenen die benöthigten Lebensmittel unentgeldlich abreichen zu laſſen, wogegen ſich die Häuptlinge dieſer Dörfer aber alsdann auch berechtigt halten, die Gezelte der Reiſenden zu beſuchen, und dieſe mit einer Menge der ungereimteſten Fragen zu quälen. Es verurſacht dies den dadurch Behelligten ſo viel Langeweile und Zeitverluſt, daß ſie ihre Bedürfniſſe gar viel lieber kaufen würden, um ſo mehr, als die Lebensmittel dermaßen wohlfeil ſind, daß, wenn ſichs um kleine Portionen handelt, dieſelben in Metallgeld nicht gewerthet werden mögen, und man genöthigt iſt, ſich als Tauſchmittel kleiner weißer Schneckengehäuſe zu bedienen, die von den Malediven-Inſeln kommen und Cowries genannt werden.

Digitized by Google

In Calcutta gilt eine Rupie 5200 solcher Cowries, in den vom Meer abgelegenern Landschaften hingegen nur 3500. Auf dem niedrigen Preise der Lebensmittel beruht der geringe Lohn der Dienerschaft. Ein Palankinträger in Calcutta erhält monatlich nicht mehr als fünf Rupien, oder ungefähr zwölf und einen halben Schelling; daraus muß er sich kleiden, nähren und kann auch noch etwas zurücklegen. Die Zahl dieser Träger ist sehr groß, zumal beinahe alle Europäer sich in Palankins tragen lassen, und man, um gut bedient zu sein, zehn bis zwölf Träger bedarf. Sie sind alle Hindus, welche die Vorschriften und Gewohnheiten ihrer Kaste streng befolgen. So bringen sie, zum Beispiel, ihrem Herrn wohl ein Glas Wasser, aber sie nehmen es ihm nicht wieder ab, nachdem er es durch die Berührung seiner Lippen befleckt hat. Ueberhaupt verrichten die Hindus-Diener immer nur das, ihnen eigens angewiesene Geschäft, und wenn einer sich eine Abweichung von dieser Vorschrift erlaubt, so wird er von den übrigen gleichsam ausgestoßen, und keiner will mehr mit ihm sprechen, speisen oder Tabak rauchen. Mittelst einer guten Mahlzeit jedoch, die er etlichen Brahminen oder auch seinen Kameraden gibt, mag die Aechtung wieder aufgehoben werden. Man macht sich keinen Begriff von dem Starrsinn, womit die Hindus an ihren Gewohnheiten und an den Gesetzen ihrer Kaste hängen. Weil Personen der niedrigsten Klasse zum Mahlen des Getreides mit Handmühlen gebraucht werden, so erscheint diese Arbeit den Brahminen und den Rajahpoots dermaßen verächtlich, daß sie lieber Hunger leiden oder sich mit geröseten Körnern begnügen, als daß sie selbst mahlen würden. Der britische Heerhaufe, welcher im Jahr 1817 gegen Jubbulpoor auszog, hatte mehr als hinreichenden Getreidevorrath und auch genug Handmühlen; weil aber die vielen indischen Soldaten aus den höhern Kasten lieber kein Mehl erhalten, als solches selbst mahlen wollten, und andere nicht in hinlänglicher Zahl vorhanden waren, so hätte bald Hungersnoth sich dem Ueberfluß beigesellt. Alle Handwerke gehen vom Vater auf den Sohn über, und bleiben viele Geschlechtsfolgen durch in der nämlichen Familie; daraus erklärt sichs ohne Zweifel, warum die Hindus, sonst im Nachahmen geschickt, doch nichts vervollkommnen und nie etwas erfinden.

Hr. Fitz Clarence kam auf seiner Reise in die Nähe der berühmten Ausgrabungen von Ellora, unfern von Aurungabad, und konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Ausflug dahin zu machen. Leider sah er sich auf einen Tag beschränkt, während es Wochen bedürfte, um diese bewundernswerthen Denkmäler menschlicher Beharrlichkeit genauer zu untersuchen. Es haben zwar verschiedene Reisende davon bereits auch Nachrichten mitgetheilt, ihre Werke sind aber nicht in Jedermanns Händen, und die nachfolgende, den Angaben des Hrn. Fitz Clarence enthobene Beschreibung dürfte darum vermuthlich manchem Leser angenehm sein.

Die Ausgrabungen von Ellora bestehen in mehr und minder geräumigen Grotten, die durch Menschenhände in Felsen gehauen sind, und für den Religionskultus der Hindus bestimmt waren. Der Hügel, welcher sie enthält, besteht aus rothem Granit, und beherrscht eine ausgedehnte, ziemlich ode Ebene, an deren Eingang sich das Dorf Ellora befindet. Die größte der

Digitized by Google

Höhlen führt den Namen Kenlas oder Paradies; ihre Länge beträgt zweihundert siebenundvierzig, die Breite hundert und fünfzig, und die Höhe hundert Fuß. Durch eine vierzehn Fuß hohe Thür gelangt man auf einen geraumigen Platz, der mit zwei Elephanten-Bildern in Lebensgröße und mit zwei Obelisken von achtunddreißig Fuß Höhe verziert ist. Zwischen beiden Obelisken steht ein kleiner Tempel, welcher den Stier Nundee, einen Gegenstand religiöser Verehrung der Hindus, enthält; dieser kleine Tempel ist durch eine Art Brücke mit dem ungefähr im Mittelpunkt der Grotte befindlichen großen Tempel in Verbindung gebracht. Dieser letztere, in welchen man über zwei Treppenabsätze von fünfundsechszig Geviertfuß gelangt, ist in seinem Innern nicht über siebenzehn Fuß hoch; die pyramidalische Decke wird durch sechszehn Säulen getragen, deren Dicke mit ihrer Masse vielmehr als mit ihrer Höhe in Verhältniß steht. Die Säulenschafte sind von zierlicher Bildhauerarbeit, die Kapitäler hingegen ganz einfach, und die Decke stellt dicke Balken vor, deren Endtheile auf den Kapitälern ruhen. Dem Haupteingang gegenüber steht eine Vertiefung, die einer Kammer oder Kapelle gleicht, und wahrscheinlich das innerste Heiligthum war, um welches her in einiger Entfernung fünf kleine Tempel, von gleicher Gestalt, wie der große ist, stehen. Die innern und die äussern Wände, die Säulen, Pfeiler u. s. w. sind mit Bildhauerwerken überdeckt, welche Menschen, Thiere und Zierrathen vorstellen, deren einige, dem Zeugnisse des Hrn. Fitz Clarence zufolge, an Zierlichkeit den Erzeugnissen der schönen Jahrhunderte Griechenlands nicht nachstehen. Ausser dem Hauptwerk in der Mitte der Grotte sind an ihren Wänden weiterhin zahlreiche Nebengemächer oder Kammern eröffnet, die theils den Priestern, theils den vormals in Menge hier zusammenströmenden Wallern zum Aufenthalt dienten. Bedenkt man, daß dies ungeheure Werk aus einem einzigen Stücke besteht; daß in einer gewaltigen Felsenmasse Tempel, Säulen, Hallen, Obelisken u. s. w. ausgehauen werden mußten, wie man einen Marmorblock behauet, woraus eine Statue gebildet werden soll: so weiß man nicht, welcher mehr zu bewundern ist, ob der Erfinder eines solchen Riesenplans, oder der, welcher beharrlichen Muth hatte, ihn auszuführen.

Auf der Nord- und Südseite des Tempels von Kenlas befinden sich mehrere andere Ausgrabungen, deren Zugang schwierig ist. Ihr Umfang ist kleiner; in Gestalt und Verzierungen hingegen treffen sie mit dem Kenlas völlig zusammen; nur eine, die am südlichsten liegt, unterscheidet sich von den übrigen durch ihre gewölbte Bildung, durch ihre einfachen Säulen, und überhaupt durch den Styl ihrer Verzierungen; auch glaubt Hr. Fitz Clarence, ihr Bau sei ein Werk der Anhänger von Bhud oder Budda, während die andern unbezweifelt Werke der Anhänger der Religion der jetzigen Brahminen sind. Um zu erklären, wie diese zwei Sekten, die gegenwärtig in großer Feindschaft zu einander leben, vormals so nahe beisammen stehende Tempel besitzen konnten, nimmt er an, es haben dieselben in einer viel früheren Zeit, ihres gemeinsamen Ursprungs eingedenk, in gutem Vernehmen mit einander, ihrer abweichenden Meinungen ungeachtet, gelebt, und jene blutigen Zwiste, die sich mit der Vertreibung der Bhudisten aus Hindostan und dem Dekan endigten, seien lange nach der Erbauung der Grotten

Digitized by Google

von Ellora erſt eingetreten. Das Feld der Vermuthungen und Hypotheſen, welche dieſe Denkmäler veranlaſſen konnen, iſt übrigens um ſo ausgedehnter, als darüber keine zuverläſſigen Zeitangaben bekannt ſind; die Brahminen behaupten, es ſeien dieſelben vor 7894 Jahren, auf Befehl eines Rajah, welchen ſie Ylou nennen, errichtet worden; gelehrte Mahomedaner verſichern hingegen, ein Rajah, welcher Yl hieß, habe die Grotten vor 900 Jahren ausbauen laſſen; beide Behauptungen ermangeln der hiſtoriſchen Grundlage und ſind darum wenig glaubwürdig: auch iſt es ungereimt, ein Werk von ſolchem Umfange, das immerhin die Arbeit mehrerer Geſchlechtsfolgen erheiſchte, einem einzigen Manne zuzuſchreiben. Die Hindus von Aurungabad lehren, es ſeien die Grotten durch Rieſenhände in einer unbekannten Zeit gegraben worden. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Tempel, obgleich ſie im Ganzen wohl erhalten ſind, obgleich ſie die Bilder aller gegenwärtig von den Hindus verehrten Gottheiten enthalten, und obgleich ihre ſämmtlichen Verzierungen auf die wirkliche Religion dieſes Volks Bezug haben, dennoch ſeinem Gottesdienſte fremd geworden ſind. Kein einziger Waller beſucht jetzt dieſe Orte, welche vormals die Menge der Gläubigen vermuthlich kaum zu faſſen vermochten, und wo heut zu Tage der Reiſende, auſſer den Vögelſchwärmen, die in Felſenhöhlen niſten, kein lebendiges Geſchöpf antrifft. Dieſe auffallende Erſcheinung mag nur dadurch erklärt werden, wenn man annimmt, es ſeien die Muſelmänner, zur Zeit, wo ſie Hindoſtan feindlich überzogen, in dieſe Heiligthümer eingedrungen, und haben darin Ausſchweifungen begangen, durch die ſie in den Augen der Hindus auf allezeit verunreinigt werden mußten.

In der Nähe von Ellora befindet ſich die zu Nizam gehörige Zitadelle von Dowlutabad, ein in ſeiner Art faſt eben ſo merkwürdiges Werk, als die Tempel, von denen eben die Rede war. Es iſt ein völlig einzeln ſtehender Hügel, der die Geſtalt eines Bienenkorbes hat. Ehe man an den Fuß des Hügels gelangt, kommt man durch die Mauern der einſt ſehr bevölkerten, jetzt aber unbedeutenden Stadt Dowlutabad. Ein ſiebenzehn Fuß breiter und achtzehn Fuß tiefer Graben geht um die Zitadelle her, und über denſelben führt ein Fußpfad, der ſo ſchmal iſt, daß zwei Menſchen darauf nebeneinander zu gehen Mühe haben. Der Untertheil des Hügels, auf dem die Zitadelle ſteht, iſt durch Menſchenhände ſenkrecht gebauen, und ſtellt ſich dem Auge als ein völlig unerſteiglicher Felſen dar. Ein in ſeinem Innern angebrachter verdeckter Weg führt in die Zitadelle. Sein Eingang iſt ſo niedrig, daß man nur tiefgebückt eintreten kann; nachdem man aber einige Schritte gethan hat, befindet man ſich in einem ungefähr zwölf Fuß hohen und eben ſo breiten Gange, welcher ſanft emporſteigt. Iſt man beim Fackellicht etwa zehn Minuten in demſelben vorgeſchritten, ſo findet ſich eine Oeffnung von ungefähr zwanzig Geviertfuß, die aus dem unterirdiſchen Wege herausführt, und mit einer ſehr ſtarken eiſernen Fallthür geſchloſſen werden kann; dies letzte Schutzmittel kann auf den Fall Dienſte leiſten, wo den Belagerern in den Stollen einzudringen gelungen wäre. Man ſteigt von da weiter über einen ziemlich rohen Weg auf die Spitze des Hügels, wo Nizams Fahne weht, und wo auf einem kleinen ebenen Platze ein Vierundzwanzigpfünder und zwei Dreipfünder ſtehen, welche

Digitized by Google

die ganze Artillerie der Zitadelle ausmachen. Auſſer der Wohnung des Gouverneurs, die ein recht ſchönes Ausſehen hat, ſtehen am Abhang des an verſchiedenen Stellen mit Geſtrauch bewachſenen Hügels verſchiedene Häuſer und mehrere Thürme; etwa hundert Schritte von der Spitze an gerechnet ward zum Gebrauch der Bewohner des Forts eine Ziſterne gegraben.

Die ungeheure Arbeit, welche erforderlich war, um dieſen Felſen unüberwindlich zu machen, führt auf die Vermuthung, es ſei derſelbe zum Schutz einer ſehr wichtigen Stadt beſtimmt geweſen, und die Nähe der Grotten von Ellora unterſtützt die Meinung, es ſei Dowlutabad, das alte Tagara, welches auch den Namen Deoghur führte, vormals eine ſehr anſehnliche Stadt geweſen, deren Verfall an die Zeit hinaufreicht, worin Aurengzeb den Sitz der Regierung nach Aurangabad verlegte. Der Vorkehrungen unerachtet, wodurch der Baumeiſter der Feſtung von Dowlutabad ihren Zugang zu erſchweren ſuchte, hat ſie doch öfters ihre Beſitzer gewechſelt. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts befand ſie ſich in den Händen eines indiſchen Fürſten, Namens Ram Deo; die Muſelmänner, die damals zuerſt ihre Streifzüge ans ſüdliche Ufer des Fluſſes Nerbuddah ausdehnten, eroberten dieſelbe. Bald nachher wählte Mahomed, der Sohn von Tonglick Shah, nachdem er den größten Theil des Dekan an ſich gebracht hatte, Deoghur zu ſeiner Reſidenz, gab dieſer Stadt den Namen Dowlutabad, die beglückte Stadt, und zwang einen Theil der Bewohner von Delhi, ſich dahin zu verpflanzen. Sie blieb aber nicht lange im Beſitz der Muſelmänner, welche durch die Eigenherrſcher von Arincil und Carpatic aus dem Dekan vertrieben wurden. Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts war Ahmed Nizam Shah ihr Beſitzer, und beim Sturz dieſes Fürſten kam ſie in die Hände von Malik Amber, eines abyſſiniſchen Sklaven, der durch ſein Kriegertalent Parteihäuptling geworden war. Mahabat Khan, einer der Heerführer von Shah Jehan, nahm ſie dem Sidi Amber, dem Sohne von Malik Amber, wieder ab. Seit dieſer Zeit haben die Eigenherrſcher, denen Dowlutabad angehörte, jederzeit die Befehlshaberſtelle der Feſtung von dem Amte des Vizekönigs der Landſchaft, worin ſie ſich befindet, getrennt, um zu verhüten, daß dieſer, durch den Beſitz eines ſo ſchwer zugänglichen ſichern Ortes, nicht zum Aufruhr gereizt werde. Ihrer vielfältigen Herrſchaftswechſel ungeachtet, glaubt Hr. Fitz Clarence immerhin, ſie könne kaum anders als durch Hunger oder Verrath genommen werden; weil ſie aber keinen Paß oder Heerſtraße beherrſcht, ſo hat ſie auch keine große Bedeutſamkeit, und es ſcheint ſich ihr Nutzen darauf zu beſchränken, daß ſie bei Ueberfällen eine augenblickliche Zufluchtſtätte gewährt. Man erklärt ſich auch leicht, daß die Beherrſcher einer Gegend, die von jeher den Streifzügen fremder Eroberer ausgeſetzt war, die Oertlichkeit benutzten, um eine Zufluchtſtätte zu haben, wo ſie, im Fall der Noth, ihre Frauen, ihre Schätze, und vielleicht auch ihre Götter, in Sicherheit bringen konnten.

Bei der Ankunft in Toka, einer Stadt von ziemlich gutem Ausſehen, die nur ſteinerne Häuſer hat und an den Ufern des Godavery-Fluſſes liegt, vernahm Hr. Fitz Clarence, es werde die Straße, welche er einſchlagen ſollte, von Streifereien der Bheels beunruhigt. Dieſen Namen führt ein Stamm wilder Menſchen, denen die Vorurtheile und die Sittigung

Digitized by Google

der Hindus gleichmäßig fremd sind, und die noch in einem Zustande völliger Barbarei leben. Sie wohnen zerstreut in den Provinzen von Aurungabad, von Khandeish, von Concan und auf der Nordseite des Flusses Nerbuddah in der Provinz Guzeratte.[76] Aehnliche wilde Stämme trifft man in Hindostan überall; die dem Rajah von Nagpoor zustehenden Landschaften werden zum Theil von den Gonds besetzt; in andern Gegenden Indiens sind sie unter den Namen Getes, Bhattees und Meenkas bekannt. Diese Stämme alle hält man für Nachkommen der Ureinwohner Indiens, welche in einer fernen Vorzeit durch die Anhänger des Brahma bezwungen wurden. Diese Vermuthung scheint durch den Umstand unterstützt zu werden, daß in den Staaten von Biccaneer und Jeypoor die Einsetzungs-Gebräuche der Rajah's von indischer Herkunft durch Personen, die den Stämmen der Getes und Meenkas angeboren, vorgenommen werden; und der Grund, den man dafür angibt, ist, weil jene Stämme vor der Ankunft der Hindus Besitzer dieser Lande gewesen sind. Bei der Einsetzungs-Zeremonie des Rajah von Jeypoor macht der Häuptling des Meenkas-Stammes ihm einen Einschnitt in die große Fußzehe, und bestreicht ihm mit dem ausfließenden Blut die Stirne.

Hr. Fitz Clarence, weit entfernt, der Meinung derer beizupflichten, welche das Verfahren der Briten in Indien für Unterdrückung und Tirannei halten, glaubt vielmehr, es sei dasselbe löblich, und die unter ihrem Zepter stehenden Provinzen sollen sich sehr glücklich schätzen. Er kommt in seinem Tagebuch öfters darauf zurück, und läßt sich unter anderm also vernehmen: „Wer von allgemeiner Menschenliebe beseelt ist, der muß sich nothwendig freuen, wenn er hört, daß die britische Regierung in Indien einen neuen Zuwachs ihrer Besitzungen erhalten hat; denn obgleich örtliche Verhältnisse die Einführung unsrer Verfassung und Gesetze daselbst nicht gestatten, so erwächst jedoch immerhin für die Bewohner jener Landschaften eine vervollkommnete Gesetzgebung und ein vermehrter Wohlstand aus dem neuen Verhältniß. Wohl weiß ich, daß nicht jedermann diese Gesinnungen theilt, und daß, vormals wie jetzt, den Briten große Vorwürfe über ihre Herrschaft in Indien gemacht wurden; ich weiß auch, daß die Wirkungen der heftigen Ausfälle, welche einer unsrer ersten Redner sich in dem Prozeß des Generalgouverneur Hastings erlaubt hat, noch immer nicht völlig erloschen sind; allein, ohne die zur Zeit, von welcher Burke sprach, angestellten Beamten der ostindischen Gesellschaft rechtfertigen zu wollen, halte ich jedoch dafür, man hätte seine Anklagen, in gewissen Beziehungen wenigstens, widerlegen können. Wenn er zum Beispiel der ostindischen Kompagnie den Vorwurf macht, sie vernachlässige alles dasjenige gänzlich, was auf die Kunste Bezug hat und den Wohlstand der ihr unterworfenen Volker befördern könnte: so ließe sich hierauf antworten, zunächst, daß in jener Zeit die Herrschaft der Kompagnie noch zu wenig gesichert war, um ihr möglich zu machen, an etwas anders als an die eigene Erhaltung zu denken; und hernach, daß die meisten Einrichtungen, welche sie, seiner Meinung nach, treffen sollte, ganz unnütz gewesen wären. So bedarf es keiner Wirthshäuser oder Karawanserais in einem Lande, wo jedermann zu Wasser reiset, in Barken, welche Obdach und alle erforderlichen Bequemlichkeiten gewähren.

Digitized by Google

Der Bau von Brücken wäre unnütz, weil dieselben alljährlich in der Regenzeit fortgeschwemmt würden; auch das Graben von Kanälen wäre ein sehr überflüssiges Werk in einem Lande, wo, nach Rennel's Angabe, sich keine Stadt findet, die über fünfundzwanzig Meilen von einem schiffbaren Fluß entfernt steht. Wenn auch Landstraßen angelegt würden, so blieben dieselben unbenutzt, weil die Hindus, entweder aus Trägheit oder um ihrer Vorurtheile willen, gar viel lieber zu Wasser reisen. Mit einem Wort, man begreift nicht leicht, was das für große und nützliche Unternehmungen sind, welche Hr. Burke der ostindischen Kompagnie zumuthet, und deren Unterlassung er ihr zum Vorwurfe macht. Wie sichs übrigens immer auch in dem Zeitpunkt, wo jener berühmte Staatsmann seine Reden hielt, mag verhalten haben, so bleibt immerhin gewiß, daß der britischen Regierung in Indien seit langen Jahren das Verdienst zukommt, anstatt der barbarischen und willkührlichen Despotengewalt der eingebornen Landesfürsten eine milde, gerechte und väterliche Gesetzgebung eingeführt, durch unparteiische Rechtspflege und kräftige Polizei die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gewährleistet, und überhaupt den unter ihren Gesetzen lebenden Indianern einen vorher unbekannten Grad von Glück und Wohlstand verschafft zu haben. Dies ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, und wofern irgend ein unvorgesehenes Ereigniß die Herrschaft der Briten in Indien zerstören sollte, so müßte das Gedächtniß ihrer wohlthätigen Verwaltung doch immerhin sich auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen. Die gegenwärtige Regierung beschränkt ihre Sorgfalt nicht auf die Verwaltung im engern Sinne; sie beschäftigt sich auch mit andern, die Künste und die gemeine Wohlfahrt betreffenden Dingen. So hat sie zum Beispiel, mit vielem Aufwand und Kosten, mehrere von den vormaligen Beherrschern des Landes errichtete Denkmäler herstellen lassen, und eben jetzt läßt sie einen Kanal wieder öffnen, der seit länger als einem Jahrhundert völlig unbrauchbar gewesen ist. Der Statthalter von Cashmir, Ali Murdhan Khan, hatte diesen Kanal um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts graben lassen, nicht zum Behuf der Schifffahrt, sondern zur Bewässerung einer ausgedehnten Landschaft zwischen Panipat und Delhi. Der zuvor ganz unfruchtbare Erdstrich ward vermittelst dieser Wässerungen so fruchtbar, daß er dem Statthalter ein jährliches Einkommen von vierzehn Lack Rupien abwarf; seit der Kanal versandet ist, trat auch in jenem Landesbezirke die frühere Unfruchtbarkeit wieder ein, und er erträgt jetzt nur noch ein Lack Rupien. Neben dem landwirthschaftlichen Nutzen gewährte der Kanal den Einwohnern von Delhi annoch den wichtigen Vortheil eines im Ueberfluß vorhandenen, gesunden und angenehmen Wassers, während sie jetzt nur Quellwasser haben, das mit Natron geschwängert und, in gewissen Jahrszeiten wenigstens, der Gesundheit schädlich ist. Die Herstellung dieses Kanals ist darum ein sehr wohlthätiges Werk; der jetzige General-Gouverneur von Bengalen hat sich davon überzeugt, und einen geschickten Ingenieur mit der Aufsicht der Arbeiten beauftragt. Wie beträchtlich die Kosten auch sein mögen, so werden sie doch immerhin weit übertroffen sein durch das Ergebniß der Fruchtbarkeit von mehr denn einer Million Morgen Landes, welche jetzt unbebaut liegen."

Digitized by Google

„Nichts", sagt Hr. Fitz Clarence an einer andern Stelle, „nichts iſt erſtaunenswerther, als die ſchnellen Fortſchritte unſrer Herrſchaft in Indien. Noch im Jahr 1746 waren unſre Niederlaſſungen auf etliche Faktoreien beſchränkt, deren Direktoren vor den Unterbeamten des Kaiſers von Mogol zitterten und ſich die ſtolzen Anmaßungen derſelben gefallen laſſen mußten. Ihre ganze Militärmacht beſtand in etlichen Schildwachen der Waarenmagazine; im Jahr 1817 beſaß die oſtindiſche Kompagnie eine Armee von 150,000 bewaffneten Soldaten, die den beſten europäiſchen Heeren an guter Mannszucht glichen, und einen geſchickten General und großen Staatsmann zum Anführer hatten. Auch liefert eben dieſe Geſellſchaft gegenwärtig dem Kaiſer von Mogol, als einem Penſionair der Regierung, ſeinen Unterhalt. Dieſer faſt unglaubliche Machtzuwachs iſt hauptſächlich das Werk des Uebergewichts, welches die europäiſche Taktik und Diſziplin den britiſchen Heeren, denjenigen der indiſchen Fürſten gegenüber, ertheilten. Zwar haben auch dieſe ſich unſre Waffen gutentheils angeeignet, aber die unter ihren Truppen herrſchende Unordnung, die mangelnde Uebereinſtimmung ihrer Bewegungen und die ihnen gänzlich fehlende Mannszucht machen es unmöglich, daß ſie einen regelmäßigen und wohlberechneten Widerſtand leiſten können. Bekanntlich beruht die Hauptſtärke der britiſchen Armee in Indien auf den Regimentern der Sepoys oder Cipays, die aus Muhamedanern und Hindus beſtehen, welche großentheils von britiſchen Offizieren befehligt ſind. Die Franzoſen hatten zuerſt den Verſuch gemacht, aus den Landeseingebornen Regimenter zu bilden und ihnen europäiſchen Waffenunterricht zu geben; allein ihre Sepoys gelangten nie zu der guten Mannszucht, wie die unſrigen; freilich iſt es der Fall, daß auch wir nur langſam und mit vieler Mühe gute Soldaten aus ihnen zu ziehen vermocht haben. Die Gewohnheiten der Hindus, die vielfältigen Gebräuche und Zeremonien, welche ihre Religion ihnen auflegt, endlich dann auch ihre Kaſtenvorurtheile machen es überaus ſchwer, ſie an europäiſche Diſziplin zu gewöhnen; und nachdem man einmal dahin gelangt war, ſie mit dem regelmäßigen Dienſt vertraut zu machen, bedurfte es noch viel Gewandtheit und Geduld, um ſie zu bewegen, ihre Nationalkleidung abzulegen und unſern Rock und Kopfbedeckung dafür anzunehmen. Jetzt iſt die Umwandlung vollſtändig bewirkt, zumal in der Armee von Bengalen, und an der Hautfarbe allein nur mag man die Sepoys derſelben von den europäiſchen Truppen unterſcheiden. In der Präſidentſchaft von Madras iſt es immer ſehr ſchwierig geweſen, den Sepoys die Neuerung in der Kleidung zu belieben. So gelang es zum Beiſpiel bisher nicht, die Reiterei von Madras zum Tragen der ledernen Beinkleider zu bringen, weil ſie fürchten, dieſelben möchten aus Kuhleder verfertigt ſein, und von einem Thiere herrühren, das bei den Hindus bekanntlich in großer Verehrung gehalten wird. Inzwiſchen hat das verſtändige und kluge Verfahren, welches die britiſch-oſtindiſche Regierung hinſichtlich der Sepoys beobachtet, einen ſo glücklichen Erfolg gehabt, daß in mehrern Fällen der Gehorſam gegen ihre Offiziere über die religiöſen Vorurtheile obſiegte. Ein auffallender Beweis hievon ergab ſich im Jahr 1809 bei Anlaß eines Streites, welcher ſich zwiſchen den Muhamedanern und den Benares-Indianern erhoben hatte. In der

Digitized by Google

Absicht, diesen letztern einen Schimpf anzuthun, hatten jene auf dem unfern eines heiligen Brunnens stehenden Altar, einer Kuh den Hals abgeschnitten; um für diese in den Augen der Indianer abscheuliche Entheiligung sich zu rächen, hatten diese hinwieder in einer der muhamedanischen Moschen ein Schwein getödtet. Es erhob sich hierüber ein blutiger Streit, und die minder zahlreichen Muselmänner wurden aus der Stadt vertrieben. Die Regierung war genöthigt, zu Stillung des Aufruhrs eine bewaffnete Truppe zu gebrauchen, die aus Sepoys bestand. Die Brahminen, sobald sie dieselben anrücken sahen, riefen ihnen zu, es sei die Veranlassung des Streites eine Sache, die ihre gemeinsame Religion betreffe, und der schwerste Fluch solle sie treffen, wofern sie weiter vorrücken würden. Statt aller Antwort rückten die Sepoys mit gekreuzten Bajonetten vor und zerstreuten die Aufrührer. Bei einem neulich in Bereily statt gefundenen Aufruhr blieben die Sepoys, obgleich sie von der Mehrzahl der Aufrührer überwältigt zu werden Gefahr liefen, ihrer Pflicht treu, und es fand sich kein einziger Ausreisser unter ihnen; das Gleiche geschah bei den jüngsten Unruhen in Poonah, wo weder Verheißungen, noch Drohungen, selbst Mißhandlungen nicht, sie von ihrer Pflicht und von der ihren Vorgesetzten geschwornen Treue abwendig machen konnten. Uebrigens ist es allerdings der Fall, daß ihr eigener Vortheil sie dazu bewegen muß, zumal sie an den Briten jederzeit gerechte und gute Herren hatten, die ihren Sold genau zahlten; ein Umstand, der ihnen gar nicht gleichgültig ist; die im Dienst Verstümmelten empfangen Retraite-Gehalte, und wer eine gewisse Zeit lang gedient hat, erhält ein Stück Land eigenthümlich. Wofern die Regierung diesem System treu bleibt, und zu gleicher Zeit ihre Religionsmeinungen mit Achtung und Schonung behandelt, so kann sie auch, wie ich nicht zweifle, auf ihre Treue so gut, wie auf diejenige der europäischen Soldaten zählen."

Ehe die Reisenden die unter dem Namen Western Ghauts (das Wort Ghaut bedeutet eigentlich einen Bergpaß) bekannte Bergkette erreichten, machte Hr. Fih Clarence beim Dorfe Carli Halt, um die in dortiger Gegend befindlichen Höhlen zu beaugenscheinen. „Am Fuß einer Hügelkette, derjenigen von Ellora ähnlich (sagt er), ließen wir unsre Pferde zurück, und und stiegen einen schmalen, holperigen Fußsteig an, der für das Bett eines Baches gelten konnte. Wir hatten bald eine schmale Terrasse erreicht, die mit der Höhle parallel steht, welche sich, wie jene von Ellora, gegen Westen öffnet. Der Eingang hat ungefähr sechszig Fuß Höhe und ist mit zwei Obelisken verziert, welche Löwen tragen, deren einer stark beschädigt ist. Durch eine Art Vorhof, worin Elephanten und andere Bildwerke mehr stehen, gelangt man in eine große, neunzig Fuß lange und dreißig Fuß breite Höhle. Ihre Wölbung wird durch zwanzig steinerne, über zwanzig Fuß hohe Säulen und Elephantenbilder getragen. Am hintern, dem Eingang gegenüberstehenden Ende findet sich ein großer Steinblock, der die Gestalt eines Grabmals hat, und dessen Obertheil in eine Kuppel ausläuft. Es scheint diese Grotte der Verehrung des Budda gewidmet gewesen zu sein; ich bemerkte mehrere Inschriften darin, deren Buchstaben mir völlig unbekannt waren. In der Nähe befinden sich andere Grotten, die wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich den Prieſtern zum Aufenthalt dienten; über eine ſteinerne Treppe ſtiegen wir in eine Art Saal, welcher dreißig Fuß ins Geviert hatte und auf drei Seiten mit kleinen, acht Fuß ins Geviert haltenden Nebenzimmern umgeben war. Einer unſerer Begleiter hatte im Saal eine Flinte abgedrückt, deren durch zahlreiche Echo's wiederholter Ton mehrere Minuten donnerähnlich andauerte. Dieſe merkwürdigen Denkmäler haben alle beträchtlich gelitten, weniger durch die Zeit, als durch Beſchädigung von Menſchenhänden; man gibt den Portugieſen dieſe Zerſtörungen Schuld; ich zweifle aber, daß ſie je in dieſe Gegend gekommen ſind, und ich glaube viel eher, die Beſchädigungen rühren von den Muhamedanern her."

„So wie man den Weſtern Ghauts ſich nähert, wird die Landſchaft mannigfaltiger; nackte Felſen, die mit dem ſchönen Pflanzenwuchs der Abhänge, über denen ſie emporragen, mächtig abſtechen; Thalgründe, deren Tiefe das Auge kaum erreichen mag; Berggipfel, worauf Feſtungswerke ſtehen; alles dies zuſammen gewährt einen überaus maleriſchen Anblick. Bis zum höchſten Punkt des Bergpaſſes gelangt man auf einem faſt unmerklich anſteigenden Pfade; auf der andern Seite hingegen muß man über einen ſchlimmen, ſteilen und ſehr holperigen Weg hinunterſteigen; eine Menge Schanzgräber, die der Armee von Bombay angehören, waren eben beſchäftigt, die Straße zum Uebergang der Artillerie brauchbar zu machen. Die Weſtern-Ghauts-Kette dehnt ſich von den Ufern des Taptee bis ans Kap Comorin aus, in einer zwiſchen dreißig und fünfzig Meilen abwechſelnden Entfernung vom Meer; ſie iſt, wie die Andenkette im ſüdlichen Amerika, auf der Weſtſeite ſehr ſteil, während ſie auf der Oſtſeite ſich über einen ſanften Abhang unmerklich neigt."

„In dem am Meeresufer gelegenen Dorf Pamvelle nahmen wir eine Barke, um in die Stadt Bombay zu gelangen, die auf einer Inſel ſteht. Im Ueberfahren machten wir bei der kleinen Elephanten-Inſel Halt, die in der Rhede von Bombay liegt, ſich dem Auge wie zwei nebeneinander ſtehende Hügel darſtellt und mit ſchönen Bäumen bewachſen iſt. Wir ließen uns nach der berühmten Grotte oder Höhle dieſer Inſel führen. Dieſelbe war durch eine große Mauer geſchloſſen, die mit einem Thor verſehen iſt, wozu ein alter Invalide, der Hüter des Denkmals, den Schlüſſel hat. Sie iſt nicht ſo geräumig und merkwürdig, wie die Höhlen von Ellora und Carli, mit denen ſie ſonſt Aehnlichkeit hat; das einzige Neue, was ich darin fand, war eine Bildſäule mit drei Köpfen, die vermuthlich Brahma, Vishnou und Shiva vorſtellen ſollen."

„Nachdem wir die Elephanten-Inſel beſichtigt hatten, kehrten wir zu unſrer Barke zurück, und gelangten in wenigen Stunden nach Bombay, wo wir beim Statthalter, Sir Evan Nepeen, der uns aufs freundſchaftlichſte empfing, Wohnung erhielten."

„Am folgenden Tage beſuchte ich die Becken des Hafens. Sie wurden aus Granit im Jahr 1735 durch einen geſchickten Baumeiſter verfertigt, der dem Volke der Parſen angehörte, deſſen Nachkommen im fünften Geſchlecht noch gegenwärtig die Aufſicht der Werften führen, und dieſen Vorzug durch anererbte Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit verdienen. Es werden

Digitized by Google

in Bombay nicht nur Kauffahrteischiffe, sondern auch Fregatten und Linienschiffe gebaut, die in keiner Hinsicht den in Europa verfertigten nachstehen."

„Die Bevölkerung der Stadt Bombay besteht zum Theil aus Parsen, deren Hautfarbe weißer ist, als die der Eingebornen, obgleich nicht völlig so weiß, wie die der Europäer; sie sind großentheils gut erzogen und arbeitsfleißig, die meisten sprechen und schreiben auch Englisch. Die Parsen sind bekanntlich Anbeter des Feuers, und ihre Verehrung für dieses Element geht so weit, daß ein Bedienter, den ich während meines Aufenthalts in Bombay gebrauchte, sich weigerte, meine Kerze zu löschen, und für dies Geschäft jemand anders rief. Ihr Oberpriester Moulah Feruz ist ein kenntnißreicher Mann, welcher Orme's Geschichte der indischen Kriege aus dem Englischen ins Persische übersetzt hat. In kleiner Entfernung von Bombay steht der Tempel des Feuers, dieses vorzüglichen Gegenstandes der Verehrung der Parsen. Es ist derselbe ein kleines, ungefähr acht Fuß langes und fünf Fuß breites Gebäude, mit schrägem Dache und kleinen Gitterfenstern, durch die der Rauch seinen Ausgang nimmt; es wird darin mit wohlriechendem Holz ein beständiges Feuer unterhalten. Ihren Begräbnißplatz habe ich nicht gesehen, weil sie jeden Fremden davon sorgfältig entfernt halten; hingegen versicherten mich sachkundige Personen, daß sie keineswegs, wie behauptet worden ist, ihre Leichen den Raubvögeln preisgeben."

„Die ostindische Gesellschaft besitzt gegenwärtig in Bombay ungefähr vierzehn bewaffnete Fahrzeuge von sechs bis sechszehn Kanonen, welche den freien Verkehr zwischen Bombay, dem Golf von Persien und dem rothen Meer gewährleisten und die Kauffahrteischiffe längs der Küste von Cutch gegen die Angriffe der Seeräuber schützen sollen. Die, so heutzutage diese Gewässer gefährden, sind Wehabis, welche auf der Südseite des persischen Meerbusens wohnen. Ihre größte Niederlassung ist in Ras Ul Kymer; sie können ungefähr sechszehntausend Mann zusammenbringen und besitzen eine bedeutende Zahl Fahrzeuge, welche sich der Ruder sowohl als der Segel bedienen, und dadurch bei Windstillen vor andern Schiffen einen bedeutenden Vorzug haben. Da sie gewöhnlich mit zahlreicher und kühner Mannschaft versehen sind, so bestreben sie sich möglichst bald zu entern, und wenn ihnen dies gelingt, so entgeht ihnen ihre Beute auch nur selten; doch meiden sie gewöhnlich Kriegsschiffe und greifen nur Kauffahrer an, von denen sie sich eine reiche Beute versprechen können. Ihr Hauptfeind ist der Imaum von Muscat, dessen großer Vortheil es erheischt, den Handelsverkehr in diesen Gewässern zu beschützen und der darum auch mit den Seeräubern beständigen Krieg führt."

„Am 8. Hornung 1818 schiffte ich mich auf dem Merkur, einem Fahrzeuge von hundert und achtzig Tonnen, ein, das mit zwölf Caronnaden und zwei Neunpfündern versehen war, so daß ich von Kaperangriffen nichts zu besorgen hatte. Unsere Ueberfahrt war glücklich; am 20. kamen wir durch die Meerenge von Bab-el-Mandeb, und am 21. warfen wir den Anker im Angesicht von Mocha aus, welches gegenwärtig die Zwischenstation von Aegypten und Indien ist. Am 25. kamen wir neben zwei kleinen Eilanden vorbei, welche die Brüder hießen, und am 26. trafen

wir vor Coſſier oder Coſſeir, einem ägyptiſchen Hafen, ein. Coſſeir liegt auf einer völlig unfruchtbaren Küſte, auf der man nur Sandflächen und nackte Felſen, aber keine Bäume, nichts Grünes und keine Quellen ſieht. Die Stadt iſt ziemlich anſehnlich; die Häuſer ſind aus Lehm gebaut und umgeben ein kleines Fort, deſſen Mauern auf der Seeſeite mit zwei Kanonen beſetzt ſind. Das Haus des Statthalters zeichnet ſich vor den andern nicht aus. Indeſſen iſt Coſſeir ein nicht unwichtiger Seehafen; das Getreide und andere Lebensmittel, welche die Städte von Mekka und Juddah, ſo wie überhaupt das weſtliche Arabien, aus Aegypten ziehen, gehen durch Coſſeir; und hier ſchiffen ſich auch die Pilger aus der ganzen Barbarei und aus Aegypten ein, die nach Mekka ziehen."

„Sobald ich in Coſſeir angekommen war, verfügte ich mich zu dem Statthalter, Mehemed Effendi, um ihn zu befragen, ob ich ohne Gefahr durch die Wüſte nach Khenné am Nil reiſen könne, und wie viel Zeit ich dazu nöthig hätte? Er antwortete auf meine erſte Frage, daß in allen unter der Herrſchaft des Paſcha von Aegypten, Mehemed Ali, ſtehenden Ländern ein Reiſender ſeine Goldbörſe auf die Landſtraße niederlegen könnte, ohne daß er fürchten müßte, es werde ein Vorübergehender ſich daran vergreifen. Hinſichtlich der zweiten Frage ſagte er, es wäre möglich, in ungefähr ſechsunddreißig Stunden nach Khenné zu kommen, weil ich aber an den Gang des Kameels nicht gewöhnt ſei, ſo werde ich mehr brauchen. Er übernahm es, mir ſieben Kameele zu verſchaffen, deren ich für mich ſelbſt und mein Gefolge bedurfte. Dieſes beſtand aus einem Mauren von Tanger, welcher Mehumed hieß, ſich in England, Spanien und Frankreich aufgehalten hatte und mir als Dolmetſcher diente, aus drei türkiſchen Soldaten, einem Araber und einem Neger. Mit dieſen Begleitern trat ich am 26. März bei Anbruch der Nacht den Weg an, und bald befand ich mich mitten in der Wüſte. Wir machten nicht eher Halt bis zwei Uhr nach Mitternacht; jedoch mußte ich mehrmals vom Kameel abſteigen und zu Fuß gehen, um mich von der angreifenden und ermüdenden Bewegung des Thieres zu erholen. Nach kurzem Halt ſetzten wir unſern Weg fort; bald ward es Tag, und ich konnte jetzt die Landſchaft, welche wir durchzogen, in Augenſchein nehmen. Es iſt eine ausgedehnte Sandebene, worin viele Felsſtücke zerſtreut liegen, welche eine ſenkrechte Höhe von zwanzig bis hundert Fuß und die ſeltſamſten und mannigfaltigſten Geſtaltungen haben. Der Weg ſchlängelt ſich zwiſchen dieſen Felsblöcken und führt nirgends über irgend eine Anhöhe. Zur Rechten und zur Linken trägt alles den Karakter der Zerſtörung an ſich; keine Pflanze, keinen Bach, keine Quelle trifft man an; an zwei oder drei Orten nur haben die Kameelführer, welche ſich dieſer Straße bedienen, kleine Ziſternen gegraben, in denen der Reiſende ſchlechtes Waſſer in geringer Menge findet. Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß, wofern man etwas tiefe Brunnen in den Felſen graben wollte, man Waſſer, wo nicht im Ueberfluß, doch in hinreichender Menge fände. Dies Unternehmen wäre um ſo nützlicher, als die Straße zwiſchen Coſſeir und Khenné ſehr viel gebraucht wird; in den drei Tagen, welche wir darauf zubrachten, begegneten uns mehrere mit Lebensmitteln und Kaufmannsgütern beladene Karawanen. Wir kamen durch verſchiedene

Digitized by Google

Engpäſſe, die vormals ſehr gefährlich waren, und unſre Begleiter erzählten uns, wie öfters hier durch Beduinen-Araber ganze Karawanen, wenn ſie auch eine zahlreiche Militärbedeckung hatten, überfallen und beraubt wurden; ſie ſetzten hinzu, die ſtrenge Verwaltung des Paſcha von Aegypten habe dieſem Räuberunfug ein Ende gemacht."

„Am 28. früh hatte ich endlich die felſigte Gegend zurückgelegt und war in eine flache Ebene gekommen, die mit graulichtem Sande, welcher ſchmutzigem Schnee glich, überzogen war. Gegen Abend erreichten wir das Ende der Wüſte, und alsbald erblickte ich, ſtatt unfruchtbarer Felſen und dürrem Sand, zahlreiche, mitten unter Gerſtenfeldern ſtehende Dörfer, ſchöne, mit Heerden beſetzte und von Palmbäumen beſchattete Weiden. Man kommt alſo ohne einigen Uebergang aus der Wüſte auf das fruchtbarſte Land. Die Grenze der Nilüberſchwemmung iſt es, die dieſe Scheidungslinie bildet; das von dem Fluß nicht beſpülte Land iſt keines Anbaues fähig, während dasjenige, welches einige Monate des Jahres vom Nilwaſſer überdeckt wird, an Fruchtbarkeit keinem andern nachſteht."

„Am 29. früh traf ich in Khenné ein, und weil ich mich in der Nähe der Ruinen des Iſistempels von Dendera befand, ſo wollte ich nicht weiter reiſen, ohne dieſelben beſucht zu haben. Ein zu Konſtantinopel gebornet und ſeit einigen Jahren in Khenné angeſiedelter Engländer, Hr. Robert Anderſon, war ſo gefällig, mich zu begleiten. Ein großer Theil der Mauern, Thüren und Säulen dieſes Tempels, deſſen Inneres, wie es ſcheint, in mehrere Zimmer abgetheilt war, ſteht noch aufrecht; und obgleich der Zerſtörungseifer der Muſelmänner bemüht geweſen iſt, die Bildhauerwerke, welche lebendige Geſchöpfe darſtellen, zu verſtümmeln, ſo ſind doch noch eine Menge gut erhaltene halb erhabene Werke (bas-reliefs) übrig, die ohne Zweifel verdienen gezeichnet und bekannt gemacht zu werden. In einem der Vorzimmer bewunderte ich ein blau und gelb gemaltes Getäfel, deſſen Farben, ihres hohen Alters ungeachtet, noch ſo friſch und glänzend ausſahen, als wären ſie von geſtern her. Es iſt Schade, daß der um den Tempel und in ſeinem Innern angehäufte Schutt ihn gutentheils bedeckt. Das köſtliche Denkmal könnte mit geringem Aufwand geräumt werden, und es iſt zu wünſchen, daß die Ruhe, deren Aegypten unter Mehemed Ali Paſcha genießt, für dieſe Arbeit möge benutzt werden."

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Allgemeine Bemerkungen. — Die Orazione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor.

— — Ach, das herrliche Italien! Es iſt unter allen Ländern Europens der Apollo, der ewige Jüngling! Hier gibts nichts Neues. Alles iſt beim Alten; die Ruine von Rom, wie der Menſchengeiſt. Hier iſt nichts alternd; denn das Alter wird doch gewöhnlich zu etwas Neuem reif, wenigſtens zur Verwandlung. Das iſt hier der Fall nicht. Ich empfehle Ihnen zum Nachleſen über Italiens neueſten Zuſtand Büſchings Geographie, erſte Ausgabe vom Jahr 1750—1760. Unerhebliche Kleinigkeiten ausgenommen, findet man jedes auf dem vorigen Platz, nur nicht das — Geld; und daher auch nicht Genua und Venedig mit aufgerichtetem Haupt mehr. In den venezianiſch-lombardiſchen Landſchaften walten aber deutſche Ordnung, Häuslichkeit und Zucht von oben herab, wie ehemals. In den päbſtlichen Staaten bewegt ſich männiglich in herkömmlicher Weiſe, inclusive das Raubgeſindel. Im Neapolitaniſchen gilt nur das Neapolitanerthum. Nun wiſſen Sie Alles. Fragt man: Come stà? ſo antwortet jeder: Stà bene. Wer nicht ſo antwortet, iſt ein Bonapartiſt, Muratiſt, Atheiſt, Kalviniſt, Carbonaro.

Mit Ausnahme einiger Werke von und für Gelehrte wird hier nichts Neues geleſen; überhaupt nicht viel geleſen. Die Gebete weiß man auswendig. Die Zeitungen ſind wohlzenſirt. Wärs es doch überall ſo; man hätte tauſend Verdruß weniger! — Und warum kanns denn nicht überall ſo ſein? Ich erkläre geradezu, all' unſer Unheil ſtammt aus dem Londoner Parlement und den Pariſer Kammern. Wären dieſe einmal durch einen miniſteriellen Staatsſtreich beſeitigt, ich wette, die goldne Zeit des Mittelalters ſtände wieder in Europa ſo zierlich da, wie in Veit Webers Ritterromanen. Die Völker lebten wieder in der vormaligen, ſeligen Iſolirung und wüßten kein ſterbendes Wörtchen von einander, bis es den Kabineten einmal gefiele, wegen einer Erbſchaft oder andern ähnlichen, das Wohl der Menſchheit betreffenden Sache ſie gegenſeitig auf die Schlachtfelder zu führen. —

Diejenige Druckſchrift, welche mir zufällig am meiſten zu Geſicht kam, ſchicke ich Ihnen hier. Es iſt die Copia di una razione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor Gesù Cristo in Gerusalemme, la quale sonervò da Sua Santità, e da Carlo V ne loro oratori in cassa d' argento. Sie iſt gedruckt, wie ſie ſehen, zu Napoli nella Stamperia di *Severino*, und zwar con permesso de' Superiori.

Es iſt ein karakteriſtiſches Aktenſtück zur Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, daher füge ich Ihnen meine wörtliche Ueberſetzung bei. Sie lautet alſo:

„Die heil. Eliſabeth, Königin von Ungarn, die heil. Mathilde und die heil. Brigitte ver-

Digitized by Google

langten einige nähere Umſtände von dem Leiden Jeſu Chriſti zu vernehmen, und thaten deswegen beſondere Gebete, worauf ihnen Jeſus Chriſtus erſchien, und jeder von ihnen folgendermaßen erzählte:“

„Meine geliebten Dienerinnen, ſo wiſſet denn, daß der bewaffneten Soldaten anweſend waren 125. Diejenigen, welche mich gebunden fortſchleppten, waren an der Zahl 23. Der Vollzieher der Juſtiz waren an der Zahl 33. Fauſtſchläge wurden mir auf den Kopf 30 gegeben. Um mich beim Garten von der Erde aufzurichten, empfing ich 105 Stöße. Der Schläge mit den Fäuſten gegen Kopf und Bruſt waren 108; Hiebe auf die Schultern 80. Weggezerrt am Seil und bei den Haaren ward ich 23 mal; ins Geſicht geſpuckt 30 mal. Schläge bekam ich 6666; Wunden am Leib 110; Löcher im Kopf 100. Am Kreuz gaben ſie mir 1 Todesſtoß. Zu einer Zeit ſtieß ich 129 Seufzer aus. Beim Bart geſchleppt und gezupft wurde ich 23 mal. Dornenſtiche am Haupt waren 100; tödtliche Dornen auf der Stirn 3. Speichelflecke im Geſicht 150. Wunden, die ich empfing, waren 1000. Soldaten, die mich führten, waren 108. Gerichtet haben mich 3. Blutstropfen, die von mir floſſen, waren 3 Millionen achttauſend vierhundert und dreißig.“

„Wer täglich ſieben Pater Noster und Ave Maria binnen zwölf Jahren betet, um damit der Zahl der Blutstropfen, die ich vergoß, gleichzukommen, dem gewähre ich fünf Gnaden.“

„Die erſte, volle Indulgenz und Erlaſſung der Sünden.“

„Zweitens ſoll er von der Strafe des Fegfeuers frei ſein.“

„Drittens, wenn er vor dem Verlauf der zwölf Jahre ſtürbe, ſoll es gelten, als wenn er ſie vollgemacht hätte.“

„Viertens ſoll er gelten wie ein Märtyrer und als wenn er ſein Blut für den heiligen Glauben vergoſſen hätte.“

„Fünftens will ich vom Himmel herab auf die Erde für deine Seele ſorgen und für die deiner Verwandten bis in das vierte Geſchlecht.“

„Wer dieſe Worte (orazione) bei ſich trägt, ſoll nicht durch Erſäufung oder Erſtickung ſterben, oder eines böſen, oder eines plötzlichen Todes. Er iſt ſicher vor anſteckender Seuche, vor dem Blitz; er ſtirbt nicht ohne Beichte; er iſt geborgen vor ſeinen Feinden und vor der Gewalt der Juſtiz (e del poter della giustizia) und vor allen ſeinen Gegnern und vor falſchen Zeugniſſen.“

„Die Frauen, welche bei der Entbindung nicht gebären können, wenn ſie dieſen Zettel tragen, werden ſchnell entbunden und gehn aus aller Gefahr.“

„Wer dieſe Rede im Hauſe hat, da werden keine Verrätherei noch andere ſchädliche Dinge ſtatt finden, und vierzig Tage vor ſeinem Tode wird er die allerſeligſte Jungfrau Maria ſehn.“

„Ein gewiſſer Hauptmann ſah auf der Reiſe einen vom Rumpf getrennten Kopf. Dieſer Kopf redete ihn alſo an: Weil Ihr doch nach Barcellona reiſet, ſo ſchicket mir einen Beichtiger, dem ich beichten könne. Es ſind ſchon drei Tage, daß ich von Räubern und Mördern getödtet

Digitized by Google

bin; kann aber nicht sterben, bis ich gebeichtet habe. Da nun der Hauptmann den Beichtiger herführte, beichtete der lebendige Kopf und dann starb er, und man fand bei ihm diese Rede des Herrn."

„Diese Rede ist approbirt von verschiedenen Tribunalien der heiligen Inquisition und von den Königen von Spanien."

„Man soll also die sieben Pater und Ave für gebenedeite Seelen beten und für solche, die einem am meisten am Herzen liegen."

„Neapel 1815. In der Druckerei von Severino. — Mit Erlaubniß der Obern."

Wie wird Ihnen beim Lesen solcher Dinge zu Muth? Was sagen Sie zu einem Volke, das noch dergleichen annimmt? Was zu einer Geistlichkeit, die noch dergleichen gibt oder billigt? Was zu der Maxime, die Werke geistvoller Männer zu zensiren; Schriften, in welchen dem Volke gesunde Wahrheiten gegeben werden, zu unterdrücken, und statt dessen mit Erlaubniß der Obern Blätter auszustreuen, welche, zum Verderben der Religiosität, die rohesten Lügen zur Nahrung des rohesten Aberglaubens enthalten?

Bibliographische Anekdote.

Plantin war aus der Gegend von Tours gebürtig. Von der Glücksgöttin selbst übel bedacht, kam er nach Antwerpen, und gewann seinen Unterhalt dadurch, daß er, und zwar mit vieler Geschicklichkeit, in einer kleinen Bude Schachteln von Pappendeckel und andere solche Kleinigkeiten verfertigte. Eines Abends, als er dem Meere nach über den Platz ging, erhielt er ganz unversehens einen Dolchstich in den Unterleib, der ihm eine gefährliche Wunde verursachte. Er hatte den Meuchelmörder erkannt; es war ein reicher junger Antwerper. **Plantin** erklärte ihm, daß er ihn wegen des frevelhaften Angriffes vor den Gerichten verfolgen werde. Der junge Herr aber kam zu ihm in die Bude und betheuerte, daß er niemals die Absicht gehabt, ihn zu beschädigen, sondern durch einen kläglichen Mißgriff, statt eines Nebenbuhlers, an dem er sich hätte rächen wollen, **ihn** verwundet habe. **Plantin** blieb unerbittlich, und erst nachdem der Vater des jungen Menschen auch noch mit seinen flehentlichen Bitten ins Mittel getreten, ließ er sich bereden, sich gegen Ausbezahlung einer sehr beträchtlichen Summe Geldes der gerichtlichen Prozedur zu mäßigen. Gleich nach seiner Genesung kaufte er alsdann aus der erhaltenen Baarschaft ein Haus, errichtete eine Buchdruckerei, und begann jene Arbeiten, durch welche er einst so berühmt werden sollte. Nach Verfluß von einigen Jahren ward sein Haus für die Wichtigkeit seiner Unternehmungen zu klein erfunden, und er kaufte auf dem Platze des Freitagsmarktes ein andres, sehr schönes, wo sich noch gegenwärtig seine Buchdruckerei in den Händen seiner Nachkommen, der Herren **Moretus**, befindet. H.

Digitized by Google

Parga und ſeine Bewohner, von Deboſſet, britiſchem Kommandanten von Parga.

Parga iſt eine kleine, an der Küſte von Epirus beſindliche, mit Mauern umgebene und auf einem kegelförmigen Felſen, den das Meer von drei Seiten beſpült, erbaute Stadt. Zwei ihr zur Seite ſtehende Buchten dienen zum Aufenthalt kleiner Fahrzeuge. Eine Art von Zitadelle iſt die Wohnung des Befehlshabers.

Die weite und ſchöne Ausſicht der Stadt dehnt ſich über ihr Gebiet nach den Gebirgen Albaniens aus, und umfaßt einen groſſen Theil des jonischen Meeres. Links entdeckt das Auge die Inſel Santa Maura, den berühmten leukadiſchen Felſen und die Berge von Cephalonien. Rechts zeigen ſich, in der Entfernung von zwölf Millen, die Inſeln Paxo und Antipaxo. Das der Stadt zuſtehende Gebiet dehnt ſich nur auf zwei bis drei Millen aus, und ihre Geſammtbevölkerung beträgt nicht volle viertauſend Einwohner. Ein ſteiler Berg begrenzt dies Gebiet und trennt es von dem des Ali Paſcha.

Parga ward allezeit als den jonischen Eilanden zugehörend und als ein ihnen, und voraus der Inſel Corfu, wichtiger Militärpoſten angeſehen; man nennt es das Auge oder das Ohr dieſer Inſel. Der Arbeitsfleiß der Einwohner und die vielen Waſſerbäche, welche das Land durchſchneiden, haben das Gebiet von Parga zu einer anmuthigen Gegend gemacht. Luft und Waſſer ſind geſund; Orangen, Zitronen und Biſamzitronen (cédrats) wachſen daſelbſt im Ueberfluß: die letztern ſind ein bedeutender Handelsartikel. Der hoherliegende Theil der Landſchaft iſt mit Olivenbäumen, Eichen, Platanen und Zipreſſen bewachſen.

Mehrere Erdbeſchreiber melden übereinſtimmend, der Fluß, welcher ſich eine halbe Mille von Parga ins Meer ausmündet, ſei der Cocytus der Alten. Man begreift nicht leicht, wie die Dichter dazu kamen, das plutoniſche Reich in eine ſo reizende Gegend zu verlegen; allein die Nachbarſchaft des Acheron macht allerdings wahrſcheinlich, es ſei jener kleine Fluß in der That der Cocytus. Er nimmt ſeinen Lauf zwiſchen Felſen durch enge Thäler und bildet mehrere Kaskaden, ehe er das am Meer gelegene, mit Orangen-, Zitronen- und Fruchtbäumen aller Art bepflanzte Thal bewäſſert. Das Waſſer des Cocytus iſt weißlicht und mit einem Kalkſtoff beladen, der durch ſeinen Niederſchlag auf den Felſen einen alabaſternen Tuff, dem von Tivoli ähnlich, bildet.

Wahrſcheinlich haben die Alten eine ſo vortheilhafte Lage, wie diejenige der Landſchaft Parga iſt, nicht unbenutzt gelaſſen; inzwiſchen findet man weder Ruinen noch Münzen, die dem Alterthumsforſcher Aufſchluſſe geben konnten. Einzig nur am rechten Ufer des Cocytus

Digitized by Google

ſind einige römiſche Alterthümer gefunden worden, ſo wie auch etliche Münzen des öſtlichen Kaiſerreichs.

Die Parganioten haben allezeit mit den Türken in Fehde gelebt; ſie ſind tapfer und kriegeriſch; ſie zeichnen ſich durch ihre Nüchternheit aus und erreichen ein hohes Alter. Die Männer ſind groß und ſtark. Ihre Tracht iſt die der Griechen auf den Inſeln, ein geſticktes Kamiſol, weite blaue Pantalons und eine rothe Mütze. Sie tragen Backenbärte, und ſind gewöhnlich mit einer Flinte, zwei Piſtolen, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Ihre Weiber ſind hübſch. Sie tragen ein ſeidenes oder tuchenes, geſticktes oder mit Goldſchnur eingefaßtes Leibchen, einen Rock mit Falten, und eine rothe Doppelſchnur, die durch ihre Haarflechten gezogen wird, und dieſe gefällig und nach antiker Sitte emporhält. Wenn ſie ausgehen, ſo decken ſie den Kopf mit einem farbigten Tuch.

Von ihren Nachbarn, den Albaniern, unterſcheiden ſich die Parganioten durch Sprache wie durch Sitten. Ihre Verhältniſſe zu den Venezianern und zu den Inſeln erklären dieſen Unterſchied, welchen auch ſchon die ungleiche Abſtammung begreiflich machen würde. Sie üben Gaſtfreundſchaft, und eine der Urſachen, um deren willen Ali Paſcha ſie haßt und längſt nach dem Beſitz ihres Ländchens geſtrebt hat, iſt dieſe, daß Parga jederzeit den Schlachtopfern ſeiner Tirannei als Zufluchtſtätte gedient hat. Der Schutz, welchen die Parganioten den von dieſem Paſcha verfolgten Sulioten zu Theil werden ließen, könnte allein ſchon ihr diesfallſiges Verdienſt begründen.

Landbau und Schifffahrt ſind ihre Hauptbeſchäftigungen. Sie pflanzen Reben an den Hügelabhängen und bereiten einen ziemlich guten Wein, den ſie nebſt Baumfrüchten ihren Nachbarn zuführen. Von Korn und Mais ärnten ſie kaum die Hälfte ihres Bedarfs. Flachs pflanzen ſie für den eigenen Gebrauch, und Tabak theils für ſich, theils zur Ausfuhr. Dieſer iſt ſehr geſucht; aber Oel, Zitronen, Orangen und Cedrats ſind die wichtigſten Handelserzeugniſſe. Sie werden von Ali Paſcha's Unterthanen gekauft, und nur die Cedrats gehen nach Trieſt. Man pflückt ſie noch grün und unreif, ehe ſie die Größe einer Zitrone erreicht haben, und verpackt ſie alsdann ſorgfältig. Sie werden meiſt von den Juden verbraucht, denen ihre Religion dies in einer gewiſſen Jahrszeit zur Pflicht macht. Wenn die Preiſe in Trieſt allzuniedrig ſind, gehen ſie auch nach Polen.

Es befinden ſich auf dem Gebiet von Parga ein Dutzend Mühlen, deren ſich die Parganioten öfters bedienen, weil ihre Inſel nur Windmühlen hat, die bei ſtiller Luft unbrauchbar ſind. Eben ſo hat Paxo einen Theil des Jahres Mangel an Waſſer und muß ſich dieſes von Parga holen.

Die Parganioten beſuchen die italieniſchen Städte, wo ſie als Kaffeewirthe oder im Dienſt von Speiſewirthen ihr Brod ſuchen. Mit dem Erſparten kehren ſie in ihre Heimath zurück. Die Fiſcherei iſt an dieſer Küſte unbedeutend, und der größte Theil des Fiſchbedarfs kommt aus der Bucht von Phanari an der Mündung des Acheron.

Digitized by Google

Die Parganioten bekennen sich zur griechischen Religion und sie haben einen Proto-Papa. Zu den Zeiten der Venezianer kam der Bischof von Paramithia in Albanien jährlich zum Besuche nach Parga. Seit Paramithia an die Botmäßigkeit des Ali Pascha überging, wird die Gerichtsbarkeit des Bischofs nicht länger anerkannt. Die verschiedenen Kriegsvölker, welche einander in der Besatzung von Parga ablöseten, hatten nur geringen Einfluß auf die Sitten der Einwohner. Diese bleiben ihren gewohnten Lebensweise treu. Die Frauen sind ehrbar, obgleich sie vieler Freiheit genießen. Unter den Landesgewohnheiten befindet sich eine, die der Auszeichnung werth erscheint. Wenn ein Jüngling sich um eine Tochter bewirbt, und die beiderseitigen Aeltern dazu ihre Einwilligung geben, so wird die Braut ins Haus ihres künftigen Schwiegervaters zu einstweiligem Aufenthalte geführt. Von beiden Seiten bestrebt man sich, das neue Verhältniß einander angenehm zu machen. Auf diese Art wird ein Probejahr verlebt, nach dessen Abfluß alsdann erst die Religion die beabsichtigte Verbindung heiligt. Die Eheleute erhalten dadurch hinlängliche Zeit, um sich einander genau kennen und werthen zu lernen. Findet der eine Theil vor Abfluß des Jahres gute Gründe, um die Verbindung abzubrechen, so macht seine Familie dieselben geltend. Man verhandelt die Sache und erklärt sich gegenseitig. Der Protopapa versammelt einen Familienrath, worin nach reiflicher Ueberlegung die Entscheidung gefaßt wird. Bemerkenswerth ist, daß diese Trennungen nach Abfluß des Probejahres selten sind, und wenn sie geschehen, so sind die Verlobten gewöhnlich im Fall, eine ihnen angemessenere Verbindung einzugehen.

Eine Mille auſſer der Stadt liegt eine Brunnquelle, zum St. Trifon genannt, wo sich die Frauen ihren täglichen Wasservorrath holen. Sie sehen diesen Gang zum Brunnen als eine nützliche Bewegung an, und es würde schwer halten, sie auf dieses Vergnügen verzichten zu machen. Die Gruppen der Frauen, mit den zierlich geformten Wasserkrügen auf ihren Köpfen, am Brunnen oder wo sie sich auf dem Wege in den Oliven- und Orangen-Wäldern kreuzen, gewähren einen sehr malerischen Anblick.

Die Parganioten besitzen ein aufgewecktes Naturell. Bei ihren Hochzeiten, Taufen und übrigen Festen wird allezeit getanzt. Der romaische oder kreisende Tanz, den sie mit allen Griechen gemein haben, ist der, den sie am meisten lieben. Es darf dies Volk nicht mit den fleißigsten Völkern des Nordens verglichen werden; aber gegen ihre Nachbarn gehalten und mit Hinsicht auf ihren fruchtbaren Boden und ihr mildes Klima, zeichnet sich der Arbeitsfleiß der Parganioten immerhin vortheilhaft aus. Ihr kleines Gebiet gewährt einen höchst freundlichen Anblick, während die umliegende Landschaft öde und unfruchtbar erscheint. Man erblickt anders nichts, als eine verödete Gegend, die einigen Heerden zum Aufenthalte dient, deren Hirten elende Sklaven sind. Die Ueberbleibsel einiger Dörfer bezeugen dem Reisenden, daß einiger Wohlstand im Lande vorhanden war, ehe der Pascha von Joanina sein grausamer Gebieter ward. Seit dem Untergange Venedigs wurden die Bewohner des von ihm eroberten Landes

ihrem Geburtsorte entriſſen, und nach den innern Landesgegenden verſetzt, wo ſie durch Krankheit, Kummer und Elend meiſt umkamen.

Folgendes iſt eine kurze Ueberſicht der Geſchichte von Parga.

Vor Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſtand die Hauptſtadt der Parganioten auf dem Berge, wo jetzt die Trümmer von Paleo-Parga befindlich ſind. Die Anarchie, welche den Untergang des öſtlichen Kaiſerreichs herbeiführte, zwang die Parganioten, ſich einen, gegen die Ueberfälle der Nachbarn beſſer geſicherten Aufenthalt zu ſuchen. Sie verſetzten darum ihre Wohnungen auf den Felſen, welcher ſeither die Feſtung Parga trägt. Im Jahr 1401 begaben ſie ſich unter den Schutz von Venedig, das bereits im Beſitz der joniſchen Inſeln und im ganzen Morgenlande gefürchtet war. Sie hielten ſich tapfer und treu, und erwarben dadurch Vorrechte, die ihnen im Jahr 1447 bewilligt wurden, und die ſie bis zum Untergang des Freiſtaats beibehalten haben. Im Jahr 1500 ward Parga von den Türken erobert, verbrannt und wieder verlaſſen. Die Einwohner bauten die Stadt von neuem auf, und im Jahr 1571 ward ſie durch die Venezianer befeſtigt. Im darauf folgenden Jahrhundert riefen auch die Bewohner der umgelegenen Landſchaft Venedigs Schutz gegen die Bedrückungen der Türken an, und verſchiedene Dörfer wurden nach und nach mit Parga vereinbart; allein der Paſcha von Albanien benutzte das ſpätere allmälige Sinken der venezianiſchen Macht, indem er jene Dörfer, eines nach dem andern, wieder an ſich riß, dieſelben zerſtörte und ihre Einwohner zerſtreute.

Ein Edelmann aus Corfu reſidirte als Abgeordneter der Regierung von Venedig und als ihr Statthalter in Parga; allein die Parganioten wählten ſelbſt ihre Magiſtrate und hatten ihren eigenen Rath. Neben andern Vorrechten genoſſen ſie das der Befreiung von allen Auflagen, ſo wie von allen Ein- und Ausgangs-Zöllen der Waaren und eine gänzliche Kulturfreiheit. In ihrem Verkehr mit den joniſchen Inſeln zahlten ſie nur die Hälfte der gewohnten Abgaben.

Die Beſatzung der Feſtung beſtand aus einer italieniſchen oder ſlavoniſchen Kompagnie, unter dem Befehl des Statthalters. Die Parganioten waren nicht, gleich den Inſelbewohnern, in die Militärregiſter eingeſchrieben, aber jeder von ihnen war Soldat, und ward in dieſer Eigenſchaft öfters zur Vertheidigung des Landes berufen. Die Beſatzung nahm an dieſem kleinen Krieg keinen Theil. Wenn der Statthalter ſich untreue Verwaltung zu Schuld kommen ließ, ſo ward er von den Parganioten als Gefangener ſo lange zurückbehalten, bis ſie in Corfu, wo der venezianiſche General-Statthalter reſidirte, Genugthuung erhalten hatten.

In den Kriegen, welche Venedig gegen die Türken führte, kam Parga öfters ins Gedränge, erhielt jedoch allezeit ſeine Freiheit wieder. Beim Untergang des venezianiſchen Freiſtaats im Jahr 1797 theilte Parga das Schickſal der joniſchen Inſeln, und ward, in Gemäßheit des Friedensſchluſſes von Campo-Formio, durch die Franzoſen beſetzt. Nachdem Bonaparte's ägyptiſcher Feldzug die Pforte bewogen hatte, Frankreich den Krieg zu erklären, ſuchte Ali, der Paſcha von Albanien, ſich der venezianiſchen Beſitzungen des Feſtlandes zu bemächtigen.

Digitized by Google

Im Jahr 1798 überfiel er die Stadt Prevesa und ließ ihre Einwohner grausamer Weise niedermachen. Dadurch hoffte er die Parganioten zu schrecken, denen er wiederholt schrieb, um sie aufzufordern, die Franzosen zu vertreiben und seine Oberherrschaft zu anerkennen. Er empfing aber nur abschlägige Antworten. Die Einwohner erklärten den Franzosen, sie seien entschlossen, sich gegen die Türken zu vertheidigen; allein jene, welche den gleichzeitigen Angriff der Türken und der Russen fürchteten, zogen sich nach Corfu zurück, und die in Zante eintreffenden Russen verhießen den Parganioten ihren Schutz. Die Türken und Russen, welche gemeinsam die Franzosen von den jonischen Inseln vertrieben hatten, schlossen im Jahr 1808 einen Vertrag, welcher diese Eilande, unter dem Schutz der Türkei und Rußlands, als unabhängigen Staat erklärte. Der nämlich Vertrag übergab dann auch Venedigs Besitzungen auf dem Festlande unter nachfolgenden Bedingungen an die Türken: den Einwohnern sollte der freie und öffentliche Religionskultus zugesichert bleiben; sie sollten zu keinen mehrern Abgaben angehalten werden, als sie den Venezianern bezahlt hatten; sie sollten ihre eigenen Gesetze und Uebungen beibehalten, und endlich sollte keinem Muselmann gestattet sein, sich auf ihrem Gebiet niederzulassen oder Grundstücke anzukaufen.

Drei vormals venezianische Städte, Bucintro, Prevese und Vonitza, erhielten, in Folge dieses Vertrags, türkische Besatzung. Die Parganioten hingegen weigerten eine solche anzunehmen. Sechs Monate widerstanden sie dem Ali Pascha, gegen den sie endlich auch durch Abgeordnete in Konstantinopel Schutz suchten. Die Dazwischenkunft des Ministers der sieben Inseln verhalf ihnen zur Gewährung ihres Gesuchs. Es ward ihnen ein Bey gesandt, dessen Gegenwart sie beschützen sollte. Dieser Bey war der einzige Muselmann, der bis zum Jahr 1806 in Parga wohnte, welches sich demnach denn auch bis dahin in der That unabhängig erhalten hatte.

Als der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochen war, benutzte Ali Pascha den Vorwand der Besorgniß, es möchten die Russen sich Prevesa's und der übrigen Städte bemächtigen, um eine völlig militärische Verwaltung einzuführen. Er forderte neue Abgaben, bemächtigte sich des Eigenthums der Einwohner, um Türken damit zu beschenken, verfügte willkührlich über die persönliche Freiheit der Bürger, und verletzte den Vertrag von 1800 in allen Beziehungen. Die Parganioten, welche ein gleiches Schicksal befürchteten, suchten und erhielten nun den Schutz des russischen Admirals, der ihnen Besatzung sandte.

In Kraft des Tilsiter Vertrags von 1807 wurden die jonischen Inseln von den Türken geräumt und an Frankreich abgetreten. Bonaparte's Absichten auf die Levante machten es ihm wichtig, sich Ali Pascha's Freundschaft zu erwerben, den er als Werkzeug seiner Plane brauchen konnte. Der General-Gouverneur von Corfu, Cäsar Berthier, ward demnach beauftragt, sich mit diesem Pascha in gutes Vernehmen zu setzen, und ihm nöthigenfalls Gefälligkeiten zu erweisen. Dem Ali lag die Erwerbung von Parga fortdauernd am Herzen; er ließ durch einen Abgeordneten den General Berthier um die Abtretung dieser Festung, wie der Vertrag von

Digitized by Google

1800 sie ihm zusicherte, ersuchen. Der französische General war überrascht und im Begriff, dem Ansuchen zu entsprechen, als der Magistrat von Parga ihn mit dem wahren Verhalt der Sachen noch zu rechter Zeit bekannt machte. Er schlug nun dem Ali sein Begehren ab, verlegte französische Besatzung nach Parga, und Bonaparte hieß sein Verfahren gut. Bis 1814 bildeten ungefähr dreihundert Franzosen die Besatzung dieser Stadt. Die damaligen Unfälle der französischen Heere regten in Ali neue Hoffnungen auf. Er näherte sich mit seinen Truppen dem Gebiete von Parga, und stellte an den in Corfu residirenden französischen General-Gouverneur Donzlot das Begehren, ihm das kleine, auf einem nahe bei Parga befindlichen Hügel gelegene Dorf Aja abzutreten. Als der französische General dies zu thun weigerte, bemächtigte jener sich des Dorfs und ließ Parga durch einen Bey, welcher sein Neffe war, angreifen. Die Parganioten vertheidigten sich tapfer. Der Bey kam im Handgemeng um, und Ali Pascha ließ ihm in Aja ein Denkmal errichten, den Parganioten gleichsam zur augenfälligen Erinnerung des ihrer wartenden Schicksals.

Die Lage der französischen Armeen war damals so beschaffen, daß der General-Gouverneur sich ausser Stand sah, das gewaltsame Verfahren einer mit Frankreich noch im Frieden lebenden Macht zu rügen, und die Engländer, welche den Franzosen folgten, mochten in jenem Augenblick ebenfalls keine Fehde mit Ali Pascha eröffnen; dieser benutzte also das günstige Verhältniß, und ließ eilig in Aja ein Fort erbauen. Diejenigen Einwohner des Orts, welche in den Gefechten ihrer Vertheidigung nicht umgekommen waren, wurden theils als Sklaven ins Innere des Landes abgeführt, theils durch die Mannschaft der bewaffneten Fahrzeuge des Pascha, welche ihnen den Rückzug nach Corfu abschnitten, getödtet. Nur wenigen gelang die Flucht nach Parga. Die Grundstücke dieser Unglücklichen wurden an Türken vertheilt, und dadurch der Unfruchtbarkeit neuerdings preisgegeben.

Als wenige Tage nach der Einnahme von Aja die Parganioten sahen, daß sie von den Franzosen nichts weiter hoffen konnten, wandten sie sich an den britischen Kriegshauptmann Gurland, der inzwischen die Insel Paxo besetzt hatte. Sie überreichten ihm aufgefangene Briefschaften, wodurch Ali Pascha einem Obersten arabischer Jäger, welcher die französische Garnison ihrer Festung befehligte, wofern er ihm diese übergeben würde, bedeutende Summen anbot. Die Parganioten baten die Briten um ihren Schutz. Der englische Kommandant von Paxo wandte sich an den Oberbefehlshaber der Truppen, General Campbell, und dieser sandte ungesäumt einen, durch den Ritter Gordon befehligten Heerhaufen von Zante nach Paxo, um nöthigenfalls den tapfern Parganioten zu Hilfe zu kommen; gleichzeitig trafen auch zwei englische Fregatten ein. Den Abgeordneten von Parga ward versprochen, wofern sie selbst sich der Zitadelle bemächtigen und die britische Flagge darin aufrichten würden, sollten sie von England Hilfe und Unterstützung und mit den jonischen Inseln ein gleiches Schicksal erhalten. Um sich jedoch zu versichern, daß die Parganioten den britischen Offizieren nicht etwa eine hinterlistige Falle legen und heimlich mit der französischen Garnison einverstanden seien, ward eine schriftliche

Digitized by Google

von den angesehensten Einwohnern unterzeichnete Erklärung verlangt. Sie stellten dieselbe unterm 17. März 1814 aus. Ihren Abgeordneten ward hierauf eine britische Flagge übergeben, welche sie durch ein Weib in die Zitadelle zu bringen wußten; auf ein verabredetes Zeichen wurden die Wachen überfallen und die britische Flagge aufgepflanzt. Die überraschte Besatzung ergab sich gefangen, nachdem im Handgemeng etliche Menschen waren getödtet worden. Die zwei im Angesicht der Festung kreuzenden Fregatten ließen, sobald die britische Flagge wehte, einige Truppen unter den Befehlen des Major Gordon landen, welche am 22. März die Zitadelle besetzten, und die französische Garnison zog, mittelst einer Art Kapitulation, nach Corfu ab. Am 29. wandten sich die Einwohner von Parga durch Abgeordnete an den General-Lieutenant Campbell, um ihm für seine Verwendung zu danken, ihn ihrer Ergebenheit an die britische Regierung zu versichern, und um sich die Genehmigung Sr. Maj. für die Verbindung von Parga mit den jonischen Inseln, wie sie von Alters her bestanden hatte, zu erbitten.

Vom März 1814 bis zum März 1817 war die Festung durch eine kleine Abtheilung englischer Truppen besetzt. Der kräftige britische Schutz und der unter britischer Flagge begünstigte Handelsverkehr hatten die Parganioten, welche auf die Dauer dieser Verhältnisse zählten, den Briten überaus zugethan und geneigt gemacht. Der Wohlstand von Parga hob sich zusehends, sein Handel und Landbau blühten. Ali Pascha hatte aber darum seine Plane nicht aufgegeben. Durch Umtriebe gelang es ihm, von der Pforte auszuwirken, daß sie die Ueberlassung von Parga als Gegensatz ihres Beitritts zu dem Pariser Vertrag vom 9. Okt. 1815 begehrte, welcher die jonischen Eilande unter den Schutz von England gestellt hatte. Mit dem britischen Botschafter in Konstantinopel ward das Einverständniß getroffen, dem zufolge die Pforte einen Kommissär nach Ioanina abordnete, um mit einem britischen Kommissär, den der General Maitland seinerseits dahinsenden würde, in Unterhandlung zu treten.

Am 16. März 1817 erschien ein Abgeordneter des Pascha in Corfu, um den General von der Ankunft des türkischen Kommissärs zu benachrichtigen. Der General Maitland erachtete angemessen, die Besatzung der Zitadelle von Parga, welche seit 1814 aus nicht mehr als dreißig Mann bestand, zu verstärken, um dem Pascha die Lust vergehen zu machen, die Festung vor Beendigung der Unterhandlungen zu überfallen. Der türkische Abgeordnete ward unter mancherlei Vorwand in Corfu so lange zurückgehalten, bis die Verstärkung in Parga eingetroffen war. Der General besorgte hinwieder auch, es möchten die Einwohner, wenn sie ihre beabsichtigte Uebergabe inne würden, irgend einen verzweifelten Entschluß gegen die so gar schwache Garnison fassen. Der Oberst-Lieutenant de Bosset landete mit dreihundert Mann am 18. März in Parga. Sein Auftrag ging dahin, das Kommando der Stadt sowohl als der Festung zu übernehmen, und den Einwohnern ihre bevorstehende Uebergabe an die Pforte zu eröffnen. Schon die erste Meldung hievon erweckte eine allgemeine Bestürzung, und es bedurfte vieler und langer Bemühungen, um auch nur wieder einiges Zutrauen einzuflößen. Dem Kommandanten gelang es zwar, ihnen darzuthun, daß England kein Interesse dabei haben könnte, sie

Digitized by Google

aufzuopfern; allein des Pascha's ihnen wohlbekannte Herrschsucht und Karakter erzeugten dennoch immer neue Besorgnisse.

Die Einwohner von Parga konnten nicht begreifen, daß eine solche Maasnahme von einer Regierung herkommen sollte, die ihnen so kräftigen Schutz verliehen hatte; sie wünschten sich demnach unmittelbar an den General Maitland zu wenden, um ihn zu beschwören, daß er das drohende Unglück von ihnen abhalten möge. Der Kommandant benachrichtigte den General von diesem Vorhaben und ersuchte ihn, durch eine Kundmachung die Absichten der Regierung auszusprechen. Der General antwortete: da die Uebergabe von Parga an die Pforte unabänderlich beschlossen sei, so würden alle Vorstellungen vergeblich sein. Der Kommandant mißrieth demnach den beabsichtigten Schritt, und suchte die Einwohner von den väterlichen Gesinnungen, welche die britische Regierung für sie hege, also zu überzeugen, daß sie ihnen vertrauen und mit Zuversicht erwarten sollten, daß nichts, was ihr Schicksal mildern könne, ausser Acht gelassen werde. Hinsichtlich auf die gewünschte Kundmachung antwortete der General, er könne bei dem Ausbleiben erwarteter Weisungen der Regierung, in ihrem Namen keine beruhigenden Versicherungen ertheilen; für seine Person aber wolle er den Einwohnern die Versicherung geben, daß, bis die bedungenen Zahlungen geleistet und diejenigen unter ihnen, welche auszuwandern wünschen, auf die Inseln übergesetzt seien, Parga nicht übergeben werden soll. Nebenbei forderte er den Kommandanten auf, den Einwohnern nachdrucksam zu bedeuten, daß wenn sie durch gewaltsame Schritte ihr Schicksal zu bessern suchen und wenn Blut fliessen sollte, sie alsdann sich selbst überlassen bleiben und die britische Regierung sich ihrer gar nicht weiter annehmen würde.

Eine allgemeine Verzagtheit war unter diesen Umständen eingetreten. Die Grundbesitzer hörten zu pflanzen auf, aus Furcht, nicht mehr ärnten zu können; jeder suchte sein Eigenthum gegen Baarschaft zu verkaufen; aller Handelsverkehr gerieth in Stockung, und die Klasse derer, welche von ihrem Tagesverdienst leben müssen, litt Mangel. Die Vorräthe an Lebensmitteln wurden nicht erneuert, und Parga sah sich mit Hungersnoth bedroht. Der Pascha von Joanina, dem dies Verhältniß der Stadt nicht unbekannt blieb, verbot jede Ausfuhr von Lebensmitteln. Um den Armen zu Hilfe zu kommen, verzichteten die Vorsteher des kleinen Bürgervereins auf ihre Gehalte, und einer Einladung des Kommandanten entsprechend, errichteten die bemittelten Einwohner eine Unterstützungskasse und ließen Korn von Corfu her kommen. In Folge neu eingeholter Weisungen des Generals ließ der Kommandant alle Einwohner, die Weiber und Kinder nicht ausgenommen, an Ausbesserung der Festungswerke arbeiten, und in zehn Tagen stand eine Batterie von zwanzig Kanonen gerüstet.

Der Hauptbestimmung des Vertrags wegen der Uebergabe von Parga zufolge sollte das Grundeigenthum derer, die den Ort verlassen und sich unter britischen Schutz begeben wollten, gewerthet und von Ali Pascha bezahlt werden. Dieser hatte keine Einwendung dagegen gemacht, sich vorbehaltend, nach seiner Gewohnheit, das Verheißene nicht zu halten. Das grausame

Digitized by Google

Schickſal aller chriſtlichen Einwohner der unter Ali Paſcha's Herrſchaft gekommenen Städte hatte den Parganioten ihr Schickſal vor Augen geſtellt. Weil ihnen die Wahl des Auswanderns gegen Bezahlung ihrer Beſitzungen offen ſtand, ſo war kein Zweifel, daß ſie ſich dem drohenden Roche entziehen und unter britiſchen Schutz begeben würden. Es war zu beſorgen, Ali Paſcha möchte durch geheime, an einen ſeiner Kriegshauptleute ertheilte Aufträge, Parga während der Unterhandlungen überfallen und wegnehmen laſſen, um ſich dadurch die bedungenen Zahlungen zu erſparen. Was bei Aia geſchehen war, rechtfertigte dieſen Argwohn.

Die Herren Cartwright und Pariſh waren als Kommiſſarien nach Joanina geſandt worden, um mit Hamet Bey, dem Geſandten der Pforte, welcher aber in der That nur der Beauftragte von Ali Paſcha war, zu unterhandeln. Dieſer erwies den Briten die größte Höflichkeit und behandelte ſie mit ſchmeichelhafter Auszeichnung; dagegen waren ſie von aller Verbindung mit Corfu und Parga gleichſam völlig abgeſchnitten. Das Ergebniß eines zweimonatlichen Aufenthalts in Joanina, während deſſen den britiſchen Kommiſſarien nur diejenigen Briefſchaften zukamen, welche der Paſcha ihnen gern verabfolgen ließ, war ein geheimer Vertrag, vermöge deſſen Hamet Bey ſich mit Hrn. Cartwright nach Parga begeben ſollte, um ſo beförderlich als möglich eine billige Schatzung des Eigenthums der Einwohner, welche Parga verlaſſen wollten, vorzunehmen.

Ali Paſcha aber hatte ganz andere Abſichten. Während er ſich Mühe gab, den Aufenthalt des Hrn. Cartwright in Joanina unter allerlei Vorwand zu verlängern, bemühte er ſich hinwieder in Parga, durch Beſtechungen und Umtriebe aller Art, die Einwohner unter ſich uneins zu machen, ſie zum Aufſtand und zu ſolchen Schritten zu verleiten, wodurch ſie des britiſchen Schutzes verluſtig werden möchten. Leute, die wegen Mord oder um andrer Verbrechen willen aus der Stadt verwieſen waren, wurden angeſtellt, um durch Aufhetzungen an der Grenze jene Abſicht zu befördern. Die Beſatzung und die Munition des Forts Aia wurden verſtärkt. Seine Ausſpäher, die ſich in Parga eingeſchlichen hatten, verſuchten ſogar Waſſer und Brod zu vergiften; alle dieſe Ränke und Argliſten erreichten jedoch ihren Zweck nicht; die Parganioten blieben einträchtig und der britiſche Befehlshaber genoß fortdauernd ihr Zutrauen. Dieſer erſtattete an Sir Thomas Maitland über alles, was vorfiel, Bericht; allein der Oberbefehlshaber befand ſich gerade von Corfu abweſend, als Hamet Paſcha und ſein Gefolge, nebſt Hrn. Cartwright, auf der Grenze eintrafen, um in Gemäßheit der geheimen Uebereinkunft von Joanina in Parga eingelaſſen zu werden. Der Befehlshaber, welcher, früheren beſtimmten Aufträgen zufolge, den ottomaniſchen Kommiſſär nicht in die Stadt einlaſſen ſollte, und der nebenbei auch die Uebereinkunft von Joanina für eine Falle hielt, verweigerte die Aufnahme von Hamet Paſcha. Er hatte alſogleich einen Eilboten nach Corfu geſandt, um den Willen des Oberbefehlshabers einzuholen, und ihn wiederholt zu bitten, daß die Parganioten endlich durch eine amtliche Kundmachung von den ſie betreffenden Geſinnungen der britiſchen Regierung in Kenntniß geſetzt werden möchten.

Digitized by Google

Sir Thomas war nach Malta verreiſet, und ſein Stellvertreter, der Obriſt Patrie Stuart, antwortete, es ſollen der türkiſche und der britiſche Kommiſſär Einlaß in die Stadt erhalten, indem Sir Thomas vor ſeiner Abreiſe ſich erklärt habe, dies müſſe geſchehen, ſobald der Vertrag von Joanina unterzeichnet ſein werde.

Ali Paſcha ließ dem türkiſchen Abgeordneten in der Entfernung einer halben Tagreiſe einen Heerhaufen von zweihundert Mann Fußvolk und fünfzig Reitern folgen. Er hatte nicht geglaubt, daß die Zulaſſung des Bevollmächtigten Schwierigkeiten finden würde, und der Heerhaufe ſollte, ſobald dieſe erfolgt wäre, ein Landesgebiet beſetzen, das ihm ohne anders abgetreten werden mußte. Er konnte mit Zuverſicht vorausſehen, die ſchwache britiſche Garniſon werde die Feſtung nicht verlaſſen, um jenes Land ſelbſt zu beſetzen, und ſomit müßte die Ohnmacht des britiſchen Schutzes offenbar werden.

Man darf nicht vergeſſen, daß bei der lange gedauerten Erbitterung und bei dem Mißtrauen der Parganioten gegen die Türken, die Erſcheinung eines einzigen Turbans in Parga hinlänglich Urſache eines Aufſtandes ſein konnte. Die Kunde von der Annäherung eines bewaffneten türkiſchen Heerhaufens, der im Gefolge Hamets erſchien, und bei dem ſich hinwieder Ali Paſcha's verhaßteſte Werkzeuge, jene aus Parga verwieſenen Verbrecher, befanden, erregte eine allgemeine Entrüſtung. Die vornehmſten Einwohner begaben ſich zum Kommandanten. Sie ſtellten ihm vor, ſeine Kundmachung vom nämlichen Tage (28. Mai 1817) ſpreche nur von zwei Kommiſſarien. Sie proteſtirten gegen die Zulaſſung bewaffneter Leute und der Verwieſenen auf ihrem Gebiete, und ſtellten vor, daß, wofern dies Begehren unerfüllt bliebe, ſie für die Folgen nicht gut ſtehen und für die Erhaltung der Ordnung, welche als die Bedingniß des britiſchen Schutzes war aufgeſtellt worden, nicht weiter verantwortlich ſein könnten. Der Kommandant wollte ihre Vorſtellungen zu Handen des Oberbefehlshabers nicht annehmen, und gab ſich hingegen Mühe, die Ueberbringer derſelben zu beruhigen; dieſe aber ſandten nun von ſich aus drei Abgeordnete an den Oberſt Stuart in Corfu, welcher ohne höhern Befehl nichts thun konnte, ihre Vorſtellung an den General Maitland nach Malta übermachte, und inzwiſchen einen Kornvorſchuß zur Unterſtützung der Armen in Parga bewilligte.

Dies Hin- und Herberichten dauerte zwölf Tage, während welcher die zwei Beauftragten, nebſt ihrem zahlreichen Gefolge, fünf Meilen von Parga, im Dorfe Margariti, verweilten. Weil damals in Ali Paſcha's Gebiet an verſchiedenen Orten die Peſt ausgebrochen war, und dadurch Vorſichtsmaasnahmen nöthig wurden, nebenbei auch für den Empfang der beiden Kommiſſarien und ihres Gefolges Zurüſtungen geſchehen mußten, ſo benutzte man die Zwiſchenzeit theils hiefür, theils zu Beruhigung der Einwohner und zu Vorbeugung gewaltthätiger Auftritte zwiſchen ihnen und den Türken, damit Ali Paſcha keinen Vorwand, ſeinen Verpflichtungen untreu zu werden, erhalten möchte.

Die Uebereinkunft von Joanina war in verſchiedenen Beziehungen unvollſtändig geblieben; der Kommandant hatte verſchiedene Zuſatzartikel vorgeſchlagen, welche der Oberſt Stuart

Digitized by Google

genehmigte, und die hierauf durch Hrn. Cartwright dem Hamet Bey als die Bedingnisse vorgelegt wurden, unter denen der Kommandant von Parga ihn aufzunehmen bemächtigt wäre. Es enthielten dieselben einige, auf Abhaltung der Pest bezügliche Verfügungen; sie beschränkten das Gefolge des türkischen Kommissärs auf sechsunddreißig Personen, schlossen die von Parga Verwiesenen aus, und unterwarfen die Abordnung der ordentlichen Stadtpolizei. Der Kommandant, mit hinlänglicher Vollmacht dazu versehen, stellte dem Hamet Bey vor, daß die Nähe bewaffneter Truppen während des Aufenthalts der Kommissarien in Parga gar unschicklich sein würde, und daß, obgleich die Uebereinkunft von Joanina die Dauer ihres Aufenthalts unbestimmt lasse, doch wohl unstreitig sechszig Tage völlig ausreichen würden, um die zu zahlenden Summen auszumitteln, die Zahlungen zu leisten und die Uebergabe von Parga zu bewerkstelligen. Hamet Bey weigerte die amtliche Anerkennung irgend einer andern Bestimmung ausser den zu Joanina verabredeten, und der Kommandant erhielt Auftrag aus Corfu, ihn nach einfacher Mittheilung der Zusatzartikel in Parga aufzunehmen. Der ottomanische Abgeordnete betrat demnach das Gebiet von Parga am 4. Juni, und ward nebst seinem Gefolge ausser der Stadt in einem Kloster für die zehntägige Quarantaine einquartiert. Der britische Kommissär hatte schon Tags zuvor seinen Einzug gehalten. Jener Heerhaufe von zweihundert fünfzig Mann, der den Hamet Bey anfangs begleitete, war bei dem unvermutheten Aufschub, den die Aufnahme der Gesandtschaft erlitt, durch Ali Pascha wieder aufgelöset worden. Die Gesandtschaft bestand grossentheils aus Werkzeugen des Ali Pascha, worunter zwei Griechen die thätigsten waren, deren einer, Namens Mantho, sein Sekretär, und der andere, welcher Changery hieß, Dolmetscher bei Hamet Bey war.

Die Einwohner von Parga säumten nicht, dem britischen Kommissär ihre Aufwartung zu machen; dagegen weigerten sie (seines Zuredens ungeachtet) beharrlich, dem türkischen Kommissär gleiche Höflichkeit zu erweisen. Sie stünden unter britischem Schutz (antworteten sie), hätten nur gegen die britische Regierung Verpflichtungen, und seien entschlossen, unter ihrem Schutz zu leben und zu sterben. Die Türken ihrerseits suchten sich beliebt zu machen, indem sie reichliche Bezahlung für alles, was sie kaufen würden, verhießen; allein so wie sie in eine Krambude traten, zogen sich ihre Eigenthümer zurück, und das obrigkeitliche Ansehen ward erforderlich, um sie anzuhalten, nur irgend etwas an die Türken zu verkaufen, mit denen jeder Umgang aufs sorgsamste vermieden ward.

Dem Geist der Uebereinkunft von Joanina und den mündlichen Erklärungen beider Kommissarien zufolge, sollte ihr erstes Geschäft nach der Ankunft in Parga eine öffentliche Kundmachung ihres Auftrags sein; es verstrich jedoch beinahe ein ganzer Monat, ehe eine solche erfolgte und ehe irgend etwas für die Erhebung der Schatzung des Eigenthums gethan ward. Der Befehlshaber der Stadt, welcher für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich war, hielt es für höchst wichtig, das Zutrauen der Einwohner zu befestigen, und Ali Pascha's Agenten keinen Anlaß zu geben, um die Absichten der Engländer jenen verdächtig zu machen; er richtete

Digitized by Google

deshalb wiederholte Vorstellungen an die Kommissarien, und erhielt dann endlich, mit vieler Mühe, die gewünschten Kundmachungen. Diese meldeten den Einwohnern: die Kommissarien seien, in Folge der durch England an die Pforte geschehenen Abtretung von Parga, gekommen, um den Werth des Eigenthums derer, die nicht im Lande bleiben wollten, auszumitteln, damit derselbe ihnen bezahlt werden möge. Der türkische Kommissär verhieß denen, die bleiben wollten, Sicherheit und Schutz; aber es mangelten der Kundmachung seine Unterschrift und Siegel, und alle Vorstellungen der britischen Offiziere vermochten nicht, ihn zu Leistung einer Förmlichkeit zu bewegen, ohne die das Aktenstück, den Landesgesetzen zufolge, durchaus nichtig war. Dieser neue Zug von List und Falschheit verstärkte nochmals das Mißtrauen der Parganioten. Die Glieder der türkischen Botschaft hatten, vom Augenblick ihrer Ankunft an, Versprechungen, Drohungen und alle denkbaren Mittel benutzt, um die Einwohner vom Auswandern abzuhalten. Ali Pascha mochte es allerdings bequemer finden, sich das Eigenthum der Parganioten durch Kopfabhauen zuzueignen, als dasselbe zahlen zu müssen; allein die Erinnerung der an den Einwohnern des vorhin ihm abgetretenen Landes verübten Grausamkeiten war noch allzufrisch, um eine neue Täuschung möglich zu machen. Die Vorstellungen, welcher sich die Agenten des Pascha's bedienten, waren zunächst diese: England (sagten sie) ist durch einen langen Krieg, während welchem alle Mächte in seinem Solde standen, erschöpft; seine Finanzen befinden sich in großer Verwirrung; sein Einfluß auf Europa, das weiter nichts mehr von ihm zu hoffen hat, ist verschwunden, und es sieht sich genöthigt, Auswege aller Art zu gebrauchen, um Geld zu erhalten. Ein solcher ist die Abtretung von Parga. Wenn der Pascha zwölfhunderttausend Piaster zahlt, so werden die Briten das Geld für sich behalten, und die von ihren angeblichen Beschützern verrathenen Parganioten können demnach nichts Besseres thun, als sich dem Ali Pascha in die Arme werfen. Die nämlichen Leute verkündigten hinwieder auch, der hohen Pforte sei bekannt, wie sehr die Franken Kreuze und Bänder lieben, und sie habe darum den Wessier zu einer Austheilung derselben ermächtigt. Solche Gründe konnten bei einem mit den europäischen Verhältnissen unbekannten Volke Eingang finden, die Parganioten aber verachteten und verlachten dieselben.

Den erlassenen Kundmachungen gemäß, wurden die Einwohner einzeln vor die Kommissarien beschieden, um ihre Willensmeinung zu erklären. Alle, ohne Ausnahme, versicherten, wenn sie auch alles ihr Eigenthum verlieren sollten, würden sie sich doch nie der muselmanischen Herrschaft unterziehen; und beim Abzug aus dem Vaterland wollen sie auch die Gebeine der Väter ausgraben und mit sich nehmen, um dem Erzfeinde ihres Stammes diese theuern Ueberbleibsel nicht zurücklassen zu müssen. Einer aus ihnen, der Zulla hieß und taubstumm war, mußte durch Zeichen über seinen Entschluß befragt werden. Als er verstanden hatte, warum es zu thun sein, wandte er sich entrüstet gegen den ottomanischen Kommissär, und gab ihm durch unzweideutige Geberden zu verstehen, daß er niemals unter der Herrschaft des Pascha leben möchte, der sie nur behalten wolle, um ihr Henker zu werden. Er wies hierauf mit dem Finger

Digitized by Google

nach der auf der Zitadelle wehenden britiſchen Flagge, und betheuerte, daß ſie ungezwungen niemals auf den Schutz, deſſen ſie genieſſen, verzichten würden.

Die Kundmachungen beider Kommiſſarien verſicherten eine ungeſäumte Werthung des Eigenthums. Der Paſcha aber hatte dafür keine Eile, und er wollte vielmehr Zeit gewinnen, in der Hoffnung irgend eines günſtigen Ereigniſſes, das er benutzen könnte. Die Arbeit war indeß um ſo leichter, da der Kommandant, der die Zögerungen und Schwierigkeiten vorausſah, die Sache vorbereitet und über Alles dem General Maitland Bericht erſtattet hatte. Jedes Eigenthum war anerkannt, geſondert und ſorgfältig verzeichnet worden, und das ganze Geſchäft konnte in etlichen Tagen vollendet ſein. Die Arbeit ward dem Hrn. Cartwright bei ſeiner Ankunft übergeben, und dennoch erfolgten keine Schatzungen. Einer annähernden Berechnung zufolge ſtieg der Geſammtbetrag des verzeichneten Eigenthums auf fünfmalhunderttauſend Pf. Sterling. Es befanden ſich darunter 81,000 Olivenbäume, die allein nur zweimalhunderttauſend Pf. Sterl. geſchätzt wurden. Hr. Cartwright wechſelte unmittelbar Briefe mit Ali Paſcha und mit Sir Thomas Maitland.

Ali Paſcha ſandte einen Abgeordneten nach Malta, um ſich bei dem Oberbefehlshaber über die Maasnahmen zu beklagen, durch die der Kommandant von Parga die Einwohner in ihrer Abneigung gegen die türkiſche Herrſchaft zu beſtärken ſuchte; auch klagte der Abgeordnete über die von dem Kommandanten angeordnete Ausſchlieſſung der aus Parga Verwieſenen, die doch zur Geſandtſchaft von Hamet Bey gehörten, und er verlangte einen Befehl für ihre Zulaſſung.

Zu Anfang Juli's machte Sir Thomas einen Beſuch in Corfu, auf der Ueberfahrt von Malta nach Italien. Als ſein Fahrzeug ſich in der Nähe von Parga befand, ließ er den Oberſt-Lieutenant de Boſſet zu ſich rufen, der ihm, ſo weit dies in einer kurzen Unterredung möglich war, über die Lage der Sachen Aufſchluß ertheilte. Der Oberbefehlshaber ließ alsdann den Hrn. Cartwright zu ſich nach Corfu kommen. Es wurden mehrere Konferenzen gehalten und der Kommiſſär kehrte nach Parga zurück. Der General-Major Sir Frederic Adam, den der Ritter Maitland mitgebracht hatte, übernahm während ſeiner Abweſenheit das Statthalteramt der joniſchen Inſeln. Den vom General Maitland hinterlaſſenen Befehlen zufolge ward der Oberſt-Lieutenant de Boſſet durch den Oberſt Stuart erſetzt, und Hr. Cartwright kehrte an ſeine Konſulſtelle in Patras zurück.

So blieben die Sachen ungefähr ſechs Monate, ohne daß man dem endlichen Einverſtändniſſe auch nur um einen Schritt näher rückte. Zu Ende Oktobers kam der Oberbefehlshaber Maitland aus Italien zurück und begab ſich, auf Ali Paſcha's Einladung, nach Prevesa, wo der Weſſier ihn an ſeinem Hofe empfing. Er hatte ein Corps ſeiner ſchönſten Truppen verſammelt, und Sir Thomas ſeinerſeits brachte ein zahlreiches und glänzendes Gefolge von Offizieren mit, auch waren verſchiedene angeſehene Briten nebſt einigen vornehmen Damen in ſeinem Begleite. Der Paſcha, dem viel daran lag, ſich den Stellvertreter der britiſchen Regierung gewogen zu machen, ließ es an Ehrenbezeugungen und ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeiten aller

Digitized by Google

Art gegen ihn und sein ganzes Gefolge nicht ermangeln. Man kam überein, daß ein neuer türkischer Bevollmächtigter nach Corfu gehen sollte, um die Maasnahmen für die endliche Abtretung von Parga zu verabreden. Eine am 20. März 1818 von Sir Thomas erlassene Kundmachung spricht von den Schwierigkeiten, welche bis dahin die Vollziehung der Uebereinkunft von Joanina gehindert haben, von den Klagen, die dadurch veranlaßt wurden, und von seinem Wunsche, die einverstandene Abtretung beförderlich zu Stande zu bringen.

Im Laufe des Aprils trafen sowohl ein neuer britischer Kommissär, der Oberst-Lieutenant James Maitland, als auch neue türkische Bevollmächtigte, in Parga ein. Dem Verlangen Ali Pascha's gemäß geschah ein neuer allgemeiner Aufruf an alle Einwohner ohne Ausnahme, dem zufolge jeder sich erklären mußte, ob er darauf beharre, Parga verlassen zu wollen, und ungeachtet der langen Zeit, die der Pascha gehabt hatte, um die Einwohner durch seine Emissarien bearbeiten zu lassen, so traf dennoch das Ergebniß dieses neuen Versuchs mit dem des ersten völlig überein. Nicht Einer war in seinem Entschlusse wankend geworden. Alles Eigenthum ward neu geschätzt; allein die türkischen Kommissarien weigerten die Kirchen und Staatsgebäude in die Schatzung aufzunehmen, und erhielten einen Aufschub, bis sie darüber dem Pascha berichtet hätten. Die Einwohner ihrerseits ließen dem Obergeneral durch eine Abordnung nach Corfu vorstellen, daß sie ein unbezweifeltes Recht auf diese Gebäude haben, und daß die Kirchen das Eigenthum einiger Familien seien, deren Vorältern dieselben erbaut hätten. Die Abgeordneten erklärten, wofern ihre Mitbürger gezwungen würden, Parga zu verlassen, so wollen sie sich einen angemessenen Wohnsitz auf dem Gebiete der jonischen Inseln wählen, wo sie alsdann eine neue Stadt zu erbauen und aus dem Ertrag des Verkaufs ihrer jetzigen Staatsgebäude andere aufzuführen gedächten.

Zu ihrem nicht geringen Leidwesen sahen die Abgeordneten den Oberbefehlshaber nach Malta abreisen, ehe er die Frage entschieden hatte. Demnach wurden dann nur die Grundstücke der Partikularen in die Schatzung aufgenommen, mit Ausnahme des nicht angebauten Landes, worauf auch keine Häuser standen, indem der türkische Kommissär erklärte, seine Regierung werde für dieses Land nichts zahlen.

So standen die Sachen im Februar 1819; der Aufenthalt der türkischen Kommissarien, der anfangs auf sechs Wochen berechnet war, hatte nun bereits zwanzig Monate angedauert. Den allgemein bekannten traurigen Ausgang des Ereignisses erzählt eines unsrer nächsten Hefte nach seinen minder bekannten Einzelnheiten.

H.

Digitized by Google

Das Tagebuch der Reise des britischen Oberstlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818.

(Beschluß.)

„Zu Khenné bestieg ich ein elendes Nilboot, das für mich, meinen Dolmetscher Mehumed, den einen meiner Türkensoldaten, Mustapha, der mich nach Alexandrien begleiten sollte, und für zwei Ruderer kaum Platz hatte. Im Herabfahren des Nils sah ich mehrere Krokodille und bewunderte die Schönheit der überaus wohl angebauten Flußgestade. Die westliche Aussicht ist überall durch die Sandhügel der Wüste, und die östliche durch eine Bergkette begrenzt, welche Gibel Mokuttum heißt und die sich wechselnd dem Nilstrome nähert und wieder davon entfernt. Hier liegen die unerschöpflichen Steinbrüche, welche die Materialien zum Bau des Tempels von Dendera und mehrerer anderer, vormals in dieser Gegend errichteter großer Denkmäler geliefert haben. Weil die Wasser im Frühling sehr niedrig sind, machte der Fluß eine Menge Krümmungen, und wir brauchten darum mehr Zeit zur Herabfahrt, als in der Regenzeit erforderlich ist. Zu Girgé gelang es mir, ein etwas besseres Fahrzeug, als das, worin ich von Khenné abgefahren war, zu erhalten. Es war eine dreißig Fuß lange Barke, mit einer Kajüte, die zwölf Fuß Länge auf vier Fuß Breite und deren fünf Höhe hatte; vierzehn Ruderer fanden darin Platz. Wir gleiteten ruhig den Fluß hinab, als sich unversehens ein Flintenschuß vernehmen läßt und ich eine Kugel neben mir vorbeipfeifen höre. Gleichzeitig riefen einige Türkensoldaten, die am Gestade folgten, uns gebieterisch zu, wir sollten landen, und als dies geschehen war, bemächtigten sie sich auch alsbald der Barke. Sie wären, hieß es, von dem Befehlshaber des Bezirks beauftragt, zum Behuf der Einschiffung einer in dem nahen Dorf befindlichen und nach Sciout bestimmten Soldatentruppe, Fahrzeuge zusammen zu bringen. Ich begab mich ungesäumt zu dem Statthalter und ließ ihm vorstellen, daß, da ich wichtige Briefschaften meiner Regierung bei mir führe, diese nicht ermangeln würde, für die mir angethane Beschimpfung von Ali Pascha Genugthuung zu fordern, und daß alsdann die Klage nothwendig auf ihn zurückfallen müßte. Er fühlte, daß meine Beschwerde gerecht sei, und ließ mir die Barke zurückstellen; bei widrigem Winde konnte unsre Fahrt nur langsam vorwärts gehen, und erst am 2. April trafen wir zu Sciout ein. Es ist dieser Ort die gewöhnliche Residenz von Ibrahim Pascha, dem Sohne von Mehumed Ali Pascha und Statthalter von Ober-Aegypten. Die Stadt steht auf einer Anhöhe, unweit vom Flusse, und sie sieht ziemlich gut aus. Der wohlgebaute Palast des Pascha befindet sich mitten in Gärten, die eine Mauer-Einfassung haben. Weil Ibrahim abwesend und als Befehlshaber der Armee, die sein Vater gegen die Wehabiten ziehen ließ, sich in Arabien befand, so wandte ich mich an seinen stellvertretenden Offizier, um mehrere Ruderer zu erhalten; er stellte mir dafür die nöthigen Befehle zu. Als ich zu meiner Barke zurückkam, traf ich daselbst einen Europäer, der meiner wartete und mich in italienischer

Digitized by Google

Sprache anredete. Er sagte mir, er heiße Merola, sei ein geborner Italiener und in Seiout angesessen, wo er den Beruf des Wundarztes ausübe. Als er sah, daß der heftige Wind mir nicht erlauben würde abzureisen, bat er mich in seine Wohnung, setzte mir ein sehr gutes Nachtessen vor und behandelte mich aufs gastfreundlichste. Alles was er mir von Ali Pascha erzählte, überzeugte mich, daß seine Regierung unter die gewaltthätigsten gehöre, die man je gesehen hat. Er hat sich das Monopol von Getreide, Tabak, Butter, überhaupt von allen Erzeugnissen des Bodens und des Kunstfleißes vorbehalten, für die er den Eigenthümern einen von ihm selbst bestimmten Preis zahlt. Als ausschließlicher Herr alles Handels von Aegypten häuft er ungeheure Reichthümer an und läßt seinen Unterthanen kaum den nöthigsten Lebensunterhalt übrig; er behandelt Aegypten wie ein westindischer Pflanzer seine Pflanzung. Auch wird er ungleich mehr gefürchtet als geliebt, selbst von seinen Soldaten, die er unter sehr strenger Zucht hält. Seine nächsten Umgebungen allein nur sind ihm aufrichtig zugethan, sei es, weil sie vielfache Gunst von ihm empfangen, oder weil sein persönliches Betragen in der That sanft und einnehmend ist."

„Ehe wir Melani erreichten, machte ich bei einem Dörfchen Halt, das Rhodomon heißt, und wo sich eine von einem Engländer, Hrn. Brine, dem vormaligen Kapitän eines Kauffahrteischiffes, besorgte Zuckersiederei befindet. Ihre Anlage geht ins Große und scheint sehr befriedigende Resultate zu verheißen. Dieselbe ward auf Kosten des Pascha von Aegypten errichtet, der dem Hrn. Brine die Hälfte des Gewinns für die drei ersten Jahre bewilligt hat, mit dem Bedinge, daß er während dieser Zeit eine Anzahl Türken das Verfahren der Zucker- und Rum-Verfertigung lehren soll. Der Pascha hofft, er werde es dahin bringen, die Küstenländer vom Mittelmeer und vom schwarzen Meer mit sehr gutem Zucker und Rum zu niedrigeren Preisen, als die unsrer westindischen Kolonien sind, zu versehen; er spart dafür keine Mühe und keine Kosten. Hr. Brine ist nicht der einzige in dieser Siederei angestellte Europäer; ich sah ihrer bei vierzig, meist Italiener. Was Hr. Brine mir von dem Pascha erzählte, war ziemlich abstechend gegen das, was Hr. Merola mir über denselben gesagt hatte. Er gab zu, daß seine Lage ihn zu strengen Bestrafungen und zu einer sehr unumschränkten Herrschaft zwinge; hingegen behauptete er, es sei derselbe keineswegs grausam und er beabsichtige durch alle seine Unternehmungen die Wohlfahrt des Landes. Es ließ die von Rosette nach Alexandrien führende, im Jahr 1800 durch die britische Armee zerstörte Straße herstellen, und jetzt läßt er an der Wiedereröffnung eines Kanals arbeiten, welcher Bahar Yosef heißt, dem Nilstrom parallel läuft, etwas unterhalb Rhodomon anfängt, und für die Bewässerung einer Landschaft, die bei vierzig Dörfer enthält, bestimmt ist."

„Am 7. April, bei Eintritt der Nacht erst, erreichte ich Cairo, und hatte Mühe, die Wohnung des britischen Konsuls, Hrn. Salt, aufzufinden, die im Dorfe Bolac, zwischen Alt- und Neu-Cairo, gelegen ist. In seinem Hof merkte ich alsbald, daß ich mich im Hause eines Liebhabers von Alterthümern befand, denn überall waren Bildsäulen, Inschriften, Sarcophage

Digitized by Google

u. ſ. w. aufgeſtellt. Hr. Salt nahm mich mit ſeiner gewohnten Gaſtfreundſchaft auf, und ihm, ſo wie dem Hrn. Belzoni, einem geſchickten italieniſchen Antiquar, verdanke ich die Gelegenheit, die mir zu Theil ward, während meines kurzen Aufenthalts in Cairo eine Menge Merkwürdigkeiten beſehen zu können. Hr. Salt zeigte mir verſchiedene Seltenheiten, die er auf ſeiner letzten Reiſe geſammelt hatte. Darunter waren ſehr ſchöne Papyrus-Rollen, die in Mumiendecken gefunden wurden, und auf deren Obertheil in Farben gemalte Religionsgebräuche dargeſtellt ſind; kleine Wachsfiguren mit Frauen-, Adler-, Affen- und Widderköpfen, die gleichfalls in Mumiendecken gefunden wurden; das Bruchſtück einer kleinen hölzernen Statue, deren Verhältniſſe ſo ſchön und ſo vollkommen waren, als ich nur je geſehen hatte; ein mit Hieroglyphen, welche gedruckt ſchienen, beſetztes Stück Leinwand; mehrere vergoldete Lederriemen, die auf Mumien gefunden und ſo gut erhalten waren, als wären ſie eben erſt vollendet; zwei Statuen von Holz, in Lebensgröße, die in Thebe entdeckt wurden, und woran die Augen und einige andere Theile aus Metall verfertigt waren. Hr. Salt und Hr. Belzoni ſprachen mit Bewunderung von einem Sarkophage, den ſie kürzlich entdeckt, aber noch nicht gen Cairo hatten bringen laſſen. Er iſt aus Alabaſter gehauen, neun Fuß lang und mit Bildhauerwerken verziert, welche Siegeraufzüge, Umgänge, Opferungen u. ſ. w. vorſtellen. Alle Bilder ſind blaugefärbt, und bringt man ein Licht in den Sarkophag, ſo ſtellen ſie ſich auf durchſichtigem Grunde dar. Er ward in einer Grabſtätte entdeckt, die, wie Hr. Belzoni glaubt, dem Apis-Ochs geweiht war.“

„Man mag ſich leicht vorſtellen, daß, wie ſehr ich auch meine Reiſe zu beſchleunigen wünſchte, ich jedoch Cairo nicht verlaſſen wollte, ohne die Pyramiden beſucht zu haben. Hr. Salt und Hr. Belzoni waren ſo gefällig, mich dahin zu begleiten und meine Cicerone's zu ſein. Der erſte Anblick brachte den Eindruck nicht bei mir hervor, den ich erwartet und den mir die Anſicht des Tempels von Ellora gemacht hatte; ſo wie ich indeſſen näher kam, ward ich auch allmälig mehr ergriffen. Die zweite Pyramide, deren Standort höher iſt, ſcheint von ferne höher, als die erſte, deren Höhe doch eigentlich zwanzig Fuß mehr beträgt; die dritte iſt offenbar kleiner. Alle drei ruhen auf einem Kalkfelſen, deſſen Oberfläche vierzig bis fünfzig Fuß höher als die des angebauten Landes iſt. Sie ſtehen etagenweiſe, die größte auf der Nordſeite. Oſtwärts der großen Pyramide befinden ſich mehrere kleine, die vierzig bis fünfzig Fuß Höhe haben und weſtwärts ſtehen etliche ſtarke Mauerwerke, welche verſchiedene kleine Zimmerräume enthalten; die einen und andern dienten wahrſcheinlich zu Grabſtätten. Die Araber nennen, wie mir geſagt ward, die Pyramiden Gebel Pharoun oder Pharaons-Berge; überhaupt ſind die Muſelmänner gewohnt, alle großen Denkmäler, deren Erbauungszeit unbekannt iſt, dem Zeitraume der Pharaonen-Könige zuzuſchreiben.

„Ich hatte vorzüglich den innern Raum der zweiten Pyramide zu ſehen gewünſcht, wozu Hr. Belzoni den Eingang wenige Wochen vor meiner Ankunft entdeckt hatte, und dahin war dann auch unſer Gang zunächſt gerichtet. Die Oeffnung, wodurch man hereinkommt, ſteht

Digitized by Google

etwas über dem Fuß der Pyramide erhaben und hat ungefähr vier Fuß ins Geviert. Sie führt in einen Gang, der bei hundert Fuß lang ist und sich ziemlich schnell senkt. Am Ende desselben nimmt ein andrer seinen Anfang, der wagerecht liegt, sechs Fuß Höhe und viertehalb Fuß Breite hat, hundertachtundfünfzig Fuß lang ist, und unmittelbar zu dem großen in Mitte der Pyramide befindlichen Gemach führt. Dieses ist ganz in dem Felsen eingehauen, welcher gleichsam den Kern der Pyramide ausmacht. Seine Länge beträgt sechsundvierzig, die Breite sechszehn, und die Höhe zwanzig und einen halben Fuß. Am westlichen Ende steht ein Sarkophag aus Granit, in der Richtung von Norden nach Süden, worin Hr. Belzoni einige Menschenknochen gefunden hat;*) vermuthlich sind es Ueberbleibsel des Königs Cephrenes, welchen man für den Erbauer der Pyramide hält. Die Länge des Sarkophags beträgt acht, die Breite viertehalb, und die Tiefe zwei Fuß; mächtige Granitblocke sind um ihn her gelegt, wahrscheinlich um dessen Wegnahme zu hindern. Der Fußboden des Gemachs ist an einigen Stellen aufgerissen worden, ohne Zweifel in der Hoffnung Schätze zu finden. An der westlichen Mauerwand besagt eine arabische Inschrift: „es sei diese Pyramide durch Mehomed El Aghar und Otman eröffnet und in Gegenwart des Sultan Ali Mehomed den ersten Zugluft untersucht worden." Ein Zwischengang führt in ein anderes Gemach, welches kleiner wie das erste, demselben nördlich gelegen ist und einen zum Fuß der Pyramide führenden Ausgang hat. Wahrscheinlich enthält dieselbe noch mehrere solche Räume, die vielleicht später entdeckt werden."

„Wir begaben uns hierauf in die weitläufigen Mauerbauten, die westwärts der großen Pyramide stehen. Man trifft darin recht wohl erhaltene Malereien an, welche das Fortbringen von Steinblöcken zu Wasser und zu Land, verschiedene landwirthschaftliche Arbeiten, die Heerden mit ihren Hirten, Leute, die Fische fangen, und ein Seetreffen darstellen. Die Krieger haben eine schwarze Hautfarbe, aber nicht die Gesichtszüge der Neger, und sie sind vielmehr den Arabern der Gegend von Mocha und den Bewohnern der südlichen Länder Indiens ähnlich."

„Nur mit ermüdender Anstrengung konnte ich den Gipfel der großen Pyramide ersteigen, wo ich ein flaches Dach von etwa zwanzig Geviertfuß antraf. Die Fernsicht, welcher man hier genießt, ist ganz außerordentlich. Im Südosten erblickt man die Pyramiden von Sacarrah, deren bei zwanzig sind, und die zwei Landstraßen oder Dämme, von denen Herodot schon Meldung thut, verfolgt das Auge bis in die Berge von Mokattum."

„Weil Hr. Salt wußte, daß ich den Pascha zu sehen wünschte, ließ er ihn um eine Audienz bitten, die auch sogleich bewilligt ward. Eine Viertelstunde vor dem angewiesenen Zeitpunkt stiegen wir zu Pferde, um uns in den Palast zu verfügen. Der Janitschar des Königs ging voran und trug eine Art silbernen Zepter in der Hand; zwei Diener mit zwanzig Fuß langen

*) Hr. Sir Clarence hat diese Knochen nach England gebracht, um sie dem britischen Museum zu übergeben; ein geschickter Zergliederer hat dieselben untersucht und gefunden, daß sie einem Thier aus dem Ochsengeschlecht angehören, was auf die Vermuthung führen könnte, die Pyramiden seien dem Gotte Apis geweihte Grabmäler gewesen.

Digitized by Google

Stäben machten vor uns her Platz. Als wir im Hofe des Palastes angekommen waren, wurden wir in einen Saal geführt, der mit Ruhebetten besetzt, durch Fenster von großen Glasscheiben erleuchtet, und dessen Mauern mit Fresco-Malereien verziert waren. Nach zehn Minuten erschien der Pascha in großem Kostüm; mit übergeschlagenen Beinen setzte er sich auf den Sopha, und bat uns, neben ihm Platz zu nehmen. Nachdem er dem Hrn. Salt in verbindlichen Worten das Vergnügen über seinen Besuch ausgedrückt hatte, richtete er verschiedene Fragen an mich, über den Umfang und die Lage unsrer Besitzungen in Indien, über die Stärke unsers Heeres und über den gegenwärtigen General-Gouverneur von Bengalen; ein seit langer Zeit in Cairo angesiedelter Franzose, welcher arabisch spricht, diente uns als Dolmetscher. Nach einer ungefähr halbstündigen Audienz verabschiedeten wir uns, sehr zufrieden über die erhaltene Aufnahme beim Pascha."

„Dieser Staatsbeamte ist von mittlerer Größe; seine Gesichtszüge haben etwas Angenehmes und Offenes; man gäbe ihm höchstens vierzig Jahre, obgleich er viel älter ist. Seine Manieren sind so ungezwungen und fein, als diejenigen irgend eines europäischen Fürsten. Während der ganzen Audienz rauchte er aus einer mit Edelsteinen reich besetzten Pfeife und ließ uns zweimal Kaffee reichen. Obgleich er allezeit den Schein der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen den Großherrn beobachtet, so ist man jedoch in Aegypten überzeugt, daß er sich alsbald unabhängig erklären würde, wenn eine der europäischen Seemächte seinem Handel ihren Schutz zusichern wollte; und wenn je eine derselben mit der Pforte in Zerwürfniß gerathen sollte, so könnte ein Bundesgenosse, wie Mahomed Ali Pascha ist, ihr unstreitig großen Vortheil bringen."

„Die Stadt Cairo liegt auf dem rechten Nilufer, am Fuße der Mokattum-Berge, ungefähr zwei Millen vom Flusse. Die Häuser sind aus Stein gebaut, mit flachen Dächern; die Fenster haben stark vorstehende Fensterladen. Die Straßen sind höchst unregelmäßig angelegt und die Verbindungen so schlecht eingerichtet, daß man nicht selten den Umweg einer Viertelstunde machen muß, um zu einem Haus zu gelangen, das man in kleiner Entfernung aus seinem Fenster sieht. Die Festungswerke von Cairo sind durch Mameluken erbaut, und mit Geschütz von englischer, französischer und venezianischer Herkunft, doch alles von geringer Bedeutung, besetzt."

„Die Nachricht, in Rosette sei die Pest ausgebrochen, bestimmte mich, statt der Nilfahrt nach dieser Stadt, den Landweg nach Alexandrien anzutreten. Ich that dies am 12. April auf meinem Dromedar. Vier Millen ausser Cairo kam ich bei einem Lusthause vorbei, das, wie ich hörte, dem Pascha gehört, und worin er, wenn die Pest in der Hauptstadt herrscht, seinen Aufenthalt nimmt; denn, wie sehr er auch Muselmann ist, so verschmäht er doch einen Theil der Vorkehrungen nicht, deren schützende Kraft ihm das Beispiel der Franken darthut. Bei einbrechender Nacht setzten wir in einer großen Fähre über einen Arm des Nils, zunächst bei einem kleinen Dorfe, dessen Theil in mich drang, daß ich die Nacht bei ihm zubringen möchte. Man versicherte mich, die Europäer, welche durch Aegypten reisen, werden, zumal wenn sie

Digitized by Google

der Landessprache kundig sind, mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen und seien allezeit versichert, im Hause vom Theil des Dorfes, worin sie Halt machen, ein gutes Nachtlager zu finden. Längs der Straße bemerkte ich viele aus Backsteinen aufgeführte kleine Gebäude, die zur Einfassung von Quellen dienten, und mit Bechern für durstende Reisende versehen waren."

„Am zweiten Tage trafen wir in Menouf ein, wo wir unsre Dromedare gegen Pferde tauschten. An diesem Tage begegneten uns einige Maugrebinen-Araber oder Araber des Westlandes. Man erkennt sie an ihren Röcken mit weißwollenen Kapuzen, die den Kapuzinerkutten gleichen. Sie sahen abgezehrt und elend aus und sagten uns, sie seien auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen und seit fünf Monaten auf der Reise. Es kommen alljährlich viele dieser Pilger um, vorzüglich zwischen Kbenné und Cosseir. Das Gleiche geschieht in Indien, und die Zahl der Indianer, die auf dem Wege nach Jaggernauth umkommen, ist fast unglaublich."

„Die Landschaft zwischen Cairo und Demanhour ist sehr fruchtbar und wohl angebaut; über diese Stadt hinaus aber ist sie unfruchtbar, und man trifft auch nur wenige Häuser an. Der Weg nach Alexandrien führt über eine lange Kunststraße zwischen dem Meer und dem Mareotis-See. Man kommt alsdann an den ersten, durch eine Mauer und einen Graben bezeichneten Umfang, der die alte Stadt begreift, wovon nur noch Trümmer übrig sind; nachdem man etwa eine Viertelstunde Weges zwischen den Ueberresten alter Wohnungen zurückgelegt hat, gelangt man zum Umkreis der neuen Stadt. Das Quartier der Franken, worin die europäischen Konsuln wohnen, liegt nahe beim Hafen und besteht aus weitläufigen Gebäuden von drei Stockwerken, die in der Mitte einen geräumigen Hof haben und Wohnungen für die Kaufleute mit großen Magazinen im Erdgeschoß enthalten. Jedes hat nur einen einzigen Eingang, um die schützenden Vorkehrungen gegen die Pest zu erleichtern. Die Furcht vor dieser schrecklichen Krankheit, von der sich Spuren gezeigt hatten, hielt mich ab, die Merkwürdigkeiten von Alexandrien, wie ich sonst gerne getan hätte, zu besuchen. Das Merkwürdigste, was ich gesehen habe, war die Adrianische Säule, welche 300 bis 1000 Yards von der Stadtmauer entfernt ist. Sie steht auf einem kleinen Hügel und ruht auf einem großen gevierten Fußgestell. Ihr Schaft ist aus einem einzigen Granitstück gebauen. Man begreift nicht, wie es möglich war, eine so ungeheure Masse aufzurichten und auf ihr Fußgestell zu heben."

„In Alexandrien traf ich glücklicher Weise eine englische Fregatte, den Tagus, Kapitän Dundas, an, auf der ich mich nach Europa einschiffte. Sie hatte zwei Söhne des Kaisers von Marokko am Bord, die von einer Wallfahrt nach Mekka zurückkamen. Ein reicher Kaufmann aus Fez, er hieß Hadjee Talud Ben Jelow, begleitete sie als Gouverneur. Dieser verband mit einem gefälligen Aussehen sanfte und höfliche Sitten, und schien ein Mann von Kenntnissen und Bildung zu sein. Er erzählte uns viele anziehende Dinge von ihrer Wallfahrtsreise, die schon dreizehn Monate andauerte. Die zwei Prinzen waren von Fez an der Spitze einer Karawane von siebenundzwanzigtausend Personen ausgezogen und hatten sich zunächst nach der ihrem Vater

Digitized by Google

angehörigen Stadt Tessa begeben. Von da zogen sie nach Sama, durch ein reiches und fruchtbares, von einem sanften und friedlichen Volk bewohntes Land. Alsdann betraten sie das Gebiet von Algier und dasjenige des Bey von Tunis, liessen aber Algier und Constantine acht bis zehn Tagereisen links. Sie kamen hierauf durch Tebez, Nasa und Gabes nach Tripoli; auf diese Reise hatten sie einundsiebenzig Tage verwandt. Der Pascha von Tripoli hatte sie sehr gastfreundlich empfangen und zehn Tage bei sich behalten. Bei der Abreise hatte er ihnen einhundert mit Mundvorräthen beladene Kameele geschenkt, und nebenbei auch die zur Ueberfahrt ihres Gepäcks nach Alexandrien erforderlichen Fahrzeuge geliefert. Um nach Bengazy zu kommen, brauchten sie achtundzwanzig Tage, und der Küste entlang bis Cairo wieder neunundzwanzig. In Cairo schlossen sie sich einer andern fünfzigtausend Personen starken Karawane an, und gelangten in vierunddreißig Tagen längs der Ostküste des rothen Meeres und unter dem Schutz der Truppen des Pascha von Aegypten nach Mekka. Die Rückreise nach Cairo hatten sie in dreißig Tagen gemacht, und statt den gleichen Weg mit den übrigen Pilgrimmen einzuschlagen, verfügten sie sich nach Alexandrien, um von da zur See vollends heimzukehren. Die zwei Prinzen hatten einen Theil der Reise zu Pferd gemacht und den andern in einer Art Sänfte, die zwischen zwei Kameelen aufgehängt ward; die Weiber ihres Begleits reiseten in Körben, die von Kameelen getragen wurden."

„In einem unsrer Gespräche mit Hadjee Talub Ben Yelow machten wir die Entdeckung, daß er mehrmals in Tombuctoo gewesen war, und dies veranlaßte uns, wie man leicht denken kann, zu mancherlei Fragen. Er sagte uns, der eigentliche Name der Stadt sei Timbuctoo und sie stehe zwei Tagereisen vom großen Flusse entfernt. Ihre Häuser sind, seiner Angabe zufolge, aus Stein und Thonerde erbaut und sehr niedrig. Die Zahl ihrer Einwohner steigt auf sechszigtausend an; alle sind Neger und von sanftem und gastfreundlichem Karakter. Das Land ist mit Kokos- und Palmbäumen bewachsen, und die Wälder in der Nähe von Timbuctoo nähren eine Menge Gewild; es finden sich da ganze Heerden von Elephanten, auf welche die Einwohner von Timbuctoo Jagd machen, da sie ihr Fleisch essen. Löwen und andere wilde Thiere kommen öfters bis an die Stadtmauern."

„Der Handelsverkehr zwischen Fez und Timbuctoo geschieht durch Karawanen, die gewöhnlich in den Monaten März und Oktober von Fez abreisen und ungefähr hundert Tage auf der Reise zubringen. Sie führen nach Timbuctoo Salz, Tabak, europäische Scharlachtücher, englische gedruckte Baumwollentücher und Feuergewehre; hinwieder bringen sie von da zurück Gold, Sklaven und Elfenbein. Einer alten unter den Bewohnern von Timbuctoo verbreiteten Ueberlieferung zufolge gingen vormals regelmäßige Karawanen aus dieser Stadt nach Cairo, aber die in den Zwischenländern herrschenden Unruhen machten diese Reise so gefährlich, daß man darauf verzichtet hat. Hadjee Talub sprach uns noch von der Stadt Houssa als von einem wichtigen Handelsplatze, wo die Kleidungsstoffe verfertigt werden, deren sich die Einwohner von Timbuctoo bedienen; seiner Angabe zufolge ist ihre Entfernung von Timbuctoo so groß, wie

Digitized by Google

diejenige von Fez nach Timbuctoo. Hinsichtlich auf den Lauf des Nigerstroms behauptete Hadjee Talub nach Hörensagen, der Lauf desselben sei gegen Mekka, also nach Osten, gerichtet, und er laufe in einen großen Süßwasser-See aus, der landeinwärts liege, Behus Soldan heiße, und aus dem der Nil von Aegypten entspringe. Ein Europäer, der sich einer Karawane anschließen würde, versicherte er, könnte ohne die mindeste Gefahr oder Schwierigkeit nach Timbuctoo gehen; dagegen wäre es gefährlich, die Reise allein zu machen."

Hier schließt sich das Tagebuch des Hrn. Fitz Clarence; er bemerkt einzig noch, daß er in Spanien nicht landen konnte, weil man die Pest fürchtete, weswegen er auf der See bleiben mußte, und erst am 14. Juni nach einer sechsmonatlichen Reise in Falmouth eintraf.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Die neue Sternwarte zu Marlia im Herzogthum Lucca. Geschichte und Schicksale der Sternkunde.

Es fehlt weder an Sternwarten, noch an Sternkundigen, und noch weniger an Instrumenten, desto mehr aber an Beobachtungen, sagt der königliche Rathgeber, unter dessen Leitung die neue Sternwarte in Lucca errichtet ward. Der Freiherr v. Zach ist dieser, um seine Wissenschaft hochverdiente und ungefähr in allen Fächern des Wissens bewanderte Mann, und es lohnt sich der Mühe, ihn darüber näher zu hören. *)

Wenn wer die Zahl der europäischen Sternwarten zu einhundertunddreißig angeben, so sind damit zuverlässig noch nicht alle gezählt. Wären sie sämmtlich in zweckmäßiger Thätigkeit, mit guten Werkzeugen versehen, mit gelehrten, tüchtigen, fleißigen, ihre Wissenschaft liebenden Astronomen besetzt, so würden ihrer unstreitig mehr als genug sein. Es scheint aber mit den Astronomen sich ungefähr so zu verhalten, wie mit den vormaligen Akademikern in Italien, worunter es Müßige in Bologna, Zierliche in Genua, Unrühmliche in Lucca, Verfteckte in Mailand, Düstere in Ancona, Verborgene in Breseia, Unbewegliche in Alexandria, Trübe in Cesena, Ungenannte in Parma, Zwieträchtige in Fabriano, Bequeme in Rimini, Betäubte in Citta de Castello, Sonderbare in Rom, Eigensinnige in Viterbo, und vollends auch noch Närrische in Perusa und Angekettete in Macerata gab. **)

---

*) Correspondance astronomique, géographique, hydrographique et statistique du Baron de *Zach*. 3 Vol. à Gênes. 1819.

**) Otiosi, Adormentati, Oscuri, Nascosti, Calliginosi, Occulti, Immobili, Offuscati, Innominati, Desuniti, Adagiati, Assorditi, Fantastici, Ostinati, Insensati, Catenati — dies sind die Namen, welche, vor nicht gar langer Zeit, nach dem damals herrschenden Geschmack oder Ungeschmack,

Digitized by Google

Inzwiſchen ſoll man gerecht ſein; nicht allenthalben fällt die Schuld auf die Aſtronomen zurück. Am einen Ort findet ſich zwar eine Sternwarte, aber ſie hat keine Inſtrumente; am andern gibt es Inſtrumente ohne Sternwarte; am dritten Ort, wo geſchickte Aſtronomen ſind, fehlen jene beide, und endlich gibt es Orte, wo alle erforderlichen Hilfsmittel vorhanden ſind, aber kein Aſtronom, oder wenigſtens niemand, der ſeine Pflichten erfüllen kann oder will. Es werden zehn, fünfzehn und zwanzig Jahre auf den Bau und die Einrichtung einer Sternwarte verwandt, und ehe noch eine einzige brauchbare Beobachtung daraus hervorgeht, zerfällt ſie wieder in Trümmer oder die Inſtrumente werden unbrauchbar. Wir wollen keine Beiſpiele anführen, wie leicht dies auch wäre. Wir könnten eine ganz neue Sternwarte nennen, deren Bau beinahe eine Million Franken gekoſtet hat, die durchaus fehlerhaft iſt und deren koſtbare Werkzeuge gänzlich verdorben ſind. Wir konnten eine andere Sternwarte anführen, die vierzig Jahre in Thätigkeit war, ſeit fünfundzwanzig Jahren aber unthätig geworden und noch nicht dahin gelangt iſt, ihre eigene Längenbeſtimmung zu liefern, obgleich ſie die ſchönſten Inſtrumente beſitzt. Wahrhaftig, das ſind Dinge, welche auch die freigebigſte Regierung, wenn ſie noch ſo geneigt iſt, den Wiſſenſchaften Schutz und Aufmunterung zu verleihen, abſchrecken können; und wenn hin und wieder über mangelhafte Unterſtützungen geklagt wird, ſo dürfte ſichs bei näherer Unterſuchung manchmal finden, daß der Kläger daran mehr als der Beklagte Schuld trägt. Zuweilen liegt das Hinderniß in gar ſeltſamen Verhältniſſen. Eine Regierung, zum Beiſpiel, beſitzt eine Sammlung vortrefflicher Inſtrumente; ſie will aber keine Sternwarte bauen laſſen, um jene nicht einem unfähigen Manne, der wirklich angeſtellt iſt, übergeben zu müſſen. An etlichen Orten hat man ſolche wohl zu entfernen gewußt, an andern iſt man duldſamer.

Es gibt Leute (und darunter, wie befremdlich es tönt, auch Gelehrte ſogar und Profeſſoren), die es nicht leiden können, wenn man Enthuſiasm oder Leidenſchaft für eine Wiſſenſchaft zu Tage legt. Das ſeien Selbſtſüchtler, meinen ſie, welche nur an ſich ſelbſt denken und an das, was ihre Theilnahme erregt oder ihnen Freude macht. Wollte Gott, es wäre jeder für ſeine Wiſſenſchaft enthuſiasmirt! Der Botaniker verlangt einen Pflanzengarten, der Scheidekünſtler ein Laboratorium, der Wundarzt ein anatomiſches Theater, und der Aſtronom eine Sternwarte. Sollte man etwa Irrenhäuſer verlangen? Die ließen ſich freilich auch brauchen, und die Aerzte mögen ſie heiſchen. Cicero pro domo sua; die Aſtronomen werden indeß immerhin wohl thun, ſich mit ihren Sternwarten zu beſchäftigen.

Aber, wendet man nochmals ein, ſind nicht deren ſchon die Menge vorhanden, wozu bedarf es neuer? Es werden Sternwarten in allen Ecken und Winkeln errichtet; es iſt eine wahre

---

die ultramontaniſchen Akademiker annahmen; ſie wetteiferten in der Auswahl ſeltſamer, poſſierlicher und phantaſtiſcher Benennungen, gleich als ob die Geiſtesübungen vielmehr Poſſen und Spiele, als nützliche und ernſte Beſchäftigungen waren.

Digitized by Google

Muth. Soll denn überall nur von Aſtronomie die Rede ſein? — Laßt uns gerecht und unparteiiſch prüfen, ob in der That die Sternkunde ſich rühmen möge, heutzutage mehr kultivirt, aufgemuntert, beſchützt und begünſtigt zu ſein, als vormals. Laßt uns die Sternwarten aufzählen, welche in früherer Zeit vorhanden waren, arbeiteten und gänzlich verſchwunden ſind. Ich frage, was iſt in der Stadt London aus den Sternwarten des Herzogs von Malborough, des Grafen von Brühl, des Sir Henry Engleſield, des General Roy, des Doktor Heberden, der Herren Aubert, Bird, Short, Rudge u. ſ. w. geworden? ſind andere an ihre Stelle getreten? Wo ſind die Sternwarten von Wanſtead, von Richmond, von Kew, von Blenheim, von Stow, von Hareſield, von Clerkenwell, von Frompton-Houſe, von York, von Loampit-Hill, von Highbury, von Chiſelhurſt u. ſ. w. hingekommen; ſind ſtatt ihrer neue erbaut worden?

Kehren wir nach Frankreich, und zuerſt, wie billig, nach Paris. Wo iſt die Sternwarte der Marine im Hotel Clugny, in der Straße des mathurins, hingekommen, an welcher die de l'Iſle und Meſſier mit ſo viel Ruhm arbeiteten? Was iſt aus der Sternwarte im Mazarinſchen Kollegium geworden, worin La Caille ſich unſterbliche Verdienſte erwarb? Wo findet ſich die mit königlich prachtvollen Inſtrumenten verſehene, von Le Monnier im Kapuzinerhofe? Die Warte im Dom des Luxemburg, worin La Lande ſeine erſten Dienſtjahre machte? Die von St. Geneviève, in welcher Pingré ſo raſtlos arbeitete? Diejenige des franzöſiſchen Kollegiums, worin La Lande ſeine vortrefflichen Schüler bildete? Die der Kriegsſchule, in welcher Dagelet und La Lande der Neffe die erſte franzöſiſche Himmelsgeſchichte verfaßt haben? Nach mehr andern Sternwarten zu Paris, in der Eſtrapade, in der Poſtſtraße, der Straße Richelieu, der Paradiesſtraße u. ſ. f. will ich nicht weiter fragen.

Reiſen wir durch die Provinzen, und ich möchte gern Kunde erhalten von den Sternwarten in Lyon, worin die E. Väter St. Bonnet, Berand, Le Fevre ihre Beobachtungen gemacht haben; in Bourg en Breſſe, wo La Lande von der Arbeit in neuer Arbeit Erholung fand; in Dijon, wo Fabarel und Bertrand ſo viele nützliche Dinge zu Stande brachten; in Toulouſe, die durch Darquier zu ſolchem Ruhm gelangte, daß ein großer und vielvermögender britiſcher Staatsminiſter ſie beſuchte und ihr ein prachtvolles Werkzeug ſchenkte; in Mirepoix, wo Vidal den Merkur zu achtzehn Sekunden vom Sonnenrande geſehen hat; in Montauban, wo man einem reichen Liebhaber die Aſtronomie dergeſtalt zu verleiden wußte, daß er darauf gänzlich verzichtete; in Breſt, wohin Rochon geſandt ward, um Beobachtungen zu machen, die er nie gemacht hat; in Marſeille, das eine lange Reihe berühmter und verdienter Aſtronomen aufzuzählen hat, die Pytheas, Gaſſendi, Feuillée, Laval, de Chazelles, Pezenas, St. Jacques, Bernard, Thulis, Pons. Ich will nicht nach den minder bekannten Sternwarten von Avignon, Beziers, Bordeaux, Straßburg, Rouen, Vezoul und Tarbes fragen; wohl aber nach derjenigen von Montpellier, die durch de Ratte, Poitevin, Du Bouſquet, Tandon, Romieu, Brun u. ſ. w. ſo berühmt geworden iſt. Von dieſer kann ich die neueſten Berichte mittheilen, welche mir ein Augenzeuge unterm 6. Okt. 1819 meldet: „Hr. Bergonne iſt der Nachfolger des Hrn. Reboul

im aſtronomiſchen Lehrſtuhle von Montpellier; es ſcheint aber dieſe Wiſſenſchaft der Stadt fremd geworden zu ſein. Die Dachung der Sternwarte blieb dermaßen unbeſorgt, daß ſie endlich einſtürzte, und ſtatt ſie wieder herzuſtellen, fand man gerathener, die Klappfenſter (trappes) eingehen zu laſſen, und, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, ein gewöhnliches Kornbodendach zu errichten. Hr. Gergonne wollte nun weiter gar nicht mehr hingehen, und er ließ die vorhandenen Inſtrumente ins phyſikaliſche Kabinet bringen, wo man nichts damit anfangen kann. Sie ruhen ſeit zwanzig Jahren u. ſ. w.“

Iſt man etwa auch jetzt noch der Meinung, die Aſtronomie werde in Frankreich allzuſehr begünſtigt und der Sternwarten ſeien dort allzuviele? Man hat ſo eben geſehen, wie man ſich dagegen hilft, wie man dieſelben wegſchafft und wie man die Aſtronomen auf die Seite zu bringen weiß.

Wir gehen nach Italien und finden hier, daß von zwanzig vormals in dieſem Lande thätigen Sternwarten nur noch ſechs arbeiten: in Mailand, Turin, Padua, Florenz, Rom und Palermo. Drei ruhen, in Bologna, Piſa und Neapel; die übrigen alle ſind nicht mehr vorhanden.

Blicken wir auf Deutſchland, ſo iſt ſeit langer Zeit ſchon keine Rede mehr von den Sternwarten in Nürnberg, Altdorf, Pollingen, Salmansweiler, Dillingen, Schwezingen, Würzburg, Bamberg, Ingolſtadt, Salzburg, Grätz, Greifswald, Erlau, Tyrnau, Carlsburg, Lilienthal (verbrannt und zerſtört durch General Vandamme) u. ſ. w. Man kann noch weiter fragen: Was iſt aus den Sternwarten von Kaſſel, Danzig, Breslau, Leipzig, Halle, Jena, Tübingen, Ofen, München u. ſ. w. geworden? Wie viele thätige Sternwarten ſind dann noch übrig? Zu Deutſchlands Ehre ſei es geſagt, es gibt ihrer noch zehn vollthätige: zu Berlin, zu Bremen, zu Kremsmünſter, zu Dorpat, zu Gotha, zu Göttingen, zu Königsberg, zu Mannheim, zu Prag und zu Wien.

Sollen wir unſre Reiſe noch weiter fortſetzen durch Spanien, Portugal, Holland, die Schweiz, Schweden, Dänemark, Polen und Rußland? Längſt hört man nichts mehr von den Sternwarten in Madrid, Cadix, Sevilla, Valenzia, in Liſſabon und Coimbra, in Amſterdam, im Haag, zu Leyden, Utrecht, Middelburg; in Genf, Bern, Zürich; zu Stockholm, Upſal, Kopenhagen, Krakau, in Warſchau, Wilna, St. Petersburg, Kaſan, Moskau u. ſ. w. Wahrſcheinlich aber liegt die Schuld an uns, und rührt vom Mangel der Verbindungen und Mittheilungen von allen dieſen Orten her.

Immerhin ergibt ſich aus dem Vorſtehenden, daß die einhundert und dreißig europäiſchen Sternwarten am Ende auf eine oder zwei in England, auf eine oder zwei in Frankreich, auf ſechs in Italien und auf zehn in Deutſchland herabſinken; und auch bei dieſen wäre noch manches einzuwenden und zu bemerken, wenn ihre Arbeiten geprüft werden ſollten. Sind die durch ſie gelieferten Bemerkungen von gleicher Güte geweſen? Waren ſie gleich brauchbar zur Vervollkommnung unſrer Theorien, zur Verfertigung der neuen Tafeln der Bewegung der

Digitized by Google

Himmelskörper? Wahrhaftig, wenn diese Frage ohne Ausflüchte, aufrichtig und gerecht beantwortet werden soll, so ergibt sich am Ende die bedauerliche Antwort, daß eine einzige Sternwarte in der Welt ist, welche zu diesem Behuf gute und reichliche Materialien geliefert hat.

Diese Sternwarte ist die von Greenwich. Nahe an siebenzig Jahre ununterbrochen hat dieselbe der Wissenschaft die besten Beobachtungen geliefert, die mit den vortrefflichsten Instrumenten, von den geschicktesten Astronomen gemacht wurden, und welche allen unsern Theorien, allen unsern Sternverzeichnissen, unsern besten Sonnen-, Mond- und Planeten-Tafeln zur Grundlage dienen, so daß, wenn jemand behaupten wollte, unsre astronomischen Tafeln würden alle gleich vollkommen sein, wofern die einhundert und dreißig andern Sternwarten nie dagewesen wären, so ließe sich der Satz gewiß recht gut vertheidigen, wie außerordentlich und wie seltsam er beim ersten Anblick auch scheinen mag.

Wird man nun immer noch sagen, es gebe zu viele Sternwarten? Allerdings gibt es zu viel unnütze, und wer sich über die große Zahl von diesen beklagt, der hat Prosa gemacht, ohne daß er es wußte. Entweder waren es Gelehrte, die, weil sie die Grundlagen einer Wissenschaft erforscht haben, die Geschichte aller Wissenschaften erforscht zu haben glauben; oder es sind vorsichtige Leute, die sehr hell in die Zukunft hinaussehen, und fürchten, die Wissenschaften möchten bei allzufreigebig dargereichten Hilfsmitteln allzuschnelle Fortschritte machen.

Die Astronomie hat zuverlässig in unsern Tagen sehr große Fortschritte in den Studierzimmern gemacht, aber lange nicht so große auf den Sternwarten. Die Schuld hievon tragen nicht immer die Astronomen, und eben so wenig die Regierungen. Diesen mangelte öfters die gehörige Einsicht über die beste Art, ihren Schutz zu ertheilen, und jenen gebrach es oft an der nöthigen Aufmunterung. Mayer, la Caille und Piazzi zum Beispiel sind unstreitig Astronomen gewesen, die dem Flamstead, Bradley und Maskelyne gleichstehen, oder vielleicht auch dieselben übertreffen konnten, wenn sie wären aufgemuntert worden, wie diese, und wenn sie die Hilfsmittel genossen hätten, die eine einsichtige, großmüthige und reiche Regierung denselben zutheilte.

Zwei organische Mängel sind bei den meisten Sternwarten Schuld, daß ihre Arbeiten jene allgemeine, ich möchte sagen, kosmopolitische Nutzbarkeit nicht haben. Was nützt es, kostbare Sternwarten bauen, sie mit schönen Instrumenten versehen und möglichst gute Beobachtungen darin anstellen, wenn man dieselben nicht bekannt macht, sondern in Schränken aufbewahrt, wo sie, wie so oft schon geschehen ist, auf mannigfache Weise zu Grunde gehen, vom Feuer verzehrt, von der Feuchtigkeit angegriffen, oder Würmern und Mäusen zur Speise werden? Da wäre es dann freilich besser, gar keine Sternwarten zu haben. Es dauerte beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe Bradley's umfassende Beobachtungen bekannt gemacht wurden, und über siebenzig Jahre, ehe dieser köstliche Schatz einigermaßen benutzt werden konnte. Man mußte sich glücklich schätzen, als endlich die mühevollen, in dreizehn Folianten und zwei

Quartanten bestehenden Arbeiten den Händen der Chikane und endloser Prozesse entrissen werden konnten. Das warnende Beispiel hat indeß heilsam gewirkt. Seither läßt die britische Regierung alljährlich mit typographischem Luxus die Beobachtungen ihres königlichen Observatoriums von Greenwich in einem großen Folianten drucken.

Würden jemals die Sonne-, Monds- und Planeten-Tafeln zu der Vollkommenheit gelangt sein, die sie wirklich erreicht haben, wenn die Beobachtungen der königlichen Sternwarte von Greenwich nicht wären bekannt geworden? Wo gibt es auf der ganzen Erde eine Sternwarte, die sich rühmen kann, eine ununterbrochene Reihe vortrefflicher Mondbeobachtungen geliefert zu haben, welche die alleinige und ausschließliche Grundlage der den Seefahrern so nützlichen Tafeln gewesen sind? Hätte Meyer nicht ein halbes Jahrhundert früher der Schifffahrt diesen wichtigen Vortheil verschaffen können, wenn Bradley's Beobachtungen zu ihrer Zeit wären bekannt gemacht und herausgegeben worden?

Im ganzen zivilisirten Europa ist die königliche Sternwarte in Greenwich bis dahin die einzige, welche den Vorzug und die Verpflichtung hat, ihre Beobachtungen alljährlich bekannt zu machen. Der königliche Astronom ist dazu angewiesen, der Präsident und die Räthe der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London wachen über die genaue Vollziehung des Auftrags. *)

Auf allen andern europäischen Sternwarten sind weder Gelder noch Verordnungen dazu vorhanden. Wenn ein fleißiger und arbeitsamer Astronom seine Beobachtungen gerne bekannt machen möchte, so muß er bei der Regierung oder bei irgend einer Verwaltungsstelle um die Mittel dafür ansuchen. Mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe, wofern es dem Bittsteller an Beharrlichkeit nicht gebricht, erhält er dann endlich die Bewilligung, etwas weniges drucken zu lassen; es hatte aber dieser Erfolg so viel widrige Schritte erfordert, daß ihre Wiederholung gewöhnlich unterbleibt. Für den Druck von Tobias Meyers nachgelassenen Werken ward lange Zeit angesucht. Er starb im Jahr 1762, und im Jahr 1775 ward endlich der erste Band bekannt gemacht; die übrigen wurden versprochen, das Versprechen aber ist zur Stunde noch unerfüllt. Die Schuld liegt nicht an der Regierung, die sehr willfährig gewesen ist; sie rührt von dem Mißgriffe her, wodurch die Herausgabe einem Manne übertragen ward, der sich um die Ehre beworben hatte, da er doch gar kein Astronom ist.

Hr. De la Lande mußte bei den Ministern der französischen Republik lange anhalten, ehe ihm vergönnt ward, seine Histoire céleste française drucken zu lassen. Endlich gelang es, und im J. 1801 erschien ihr erster Theil. Am Schluß der Vorrede sagt er: „Wann der zweite Theil dieser Himmelsgeschichte erscheinen wird, kann ich nicht bestimmen; die Materialien dafür

*) Es wird dies, in bemerkenswerther Art, auf dem Titelblatte jedes Bandes folgendermaßen angezeigt: Published by te President and council of the royal society, at the public expense, in obedience to his Majesty's command.

liegen jedoch bereit, und ich darf die Versicherung geben, daß, wofern Körper- und Seelenkräfte mir noch einige Jahre treu bleiben, wie sie jetzt im achtundsechsziasten Jahre sind, so hoffe ich auch noch einen dritten Band liefern zu können." Die Wahrheit ist, daß seither nichts mehr erschienen, und daß es seit zwanzig Jahren beim ersten Bande geblieben ist.

Im Jahr 1795 gelang es dem Hrn. Gregoire, vormaligem Bischof von Blois, diesem durch Kenntnisse und Tugenden nicht minder, als durch den Muth und Eifer, womit er den Vandalism jener schrecklichen Zeit bekämpft hat*), verdienten Manne, durch Erstattung eines gelehrten und beredsamen Berichtes, den Beschluß für die Errichtung eines Längen-Bureau zu erwirken. Diese, durch das Dekret vom 7. Messidor des dritten Jahres der französischen Republik (25. Juni 1795) gestiftete Anstalt ist bestimmt, die Fortschritte der Astronomie zum Behuf der Marine zu beachten, die Sternwarten zu beaufsichten, deren neue zu veranstalten, die Berechnungen für die Connoissance des tems zu besorgen, einen Lehrkurs der Sternkunde zu geben und endlich alles dasjenige vorzuschlagen, was zur Vervollkommnung der Marine dienen kann. Im Jahr 1808, dreizehn Jahre nach seiner Errichtung, faßte dies Bureau endlich den löblichen Entschluß, die in der kaiserlichen Sternwarte zu Paris angestellten Beobachtungen durch die Connoissance des tems bekannt zu machen, und um das Neueste nicht alt werden zu lassen, mit den Beobachtungen vom Jahr XII (1804) anzufangen, die frühern aber, einschließlich vom Jahr IX an, in der Folge nachzutragen. Das letztere unterblieb und das erstere hat nicht lange gedauert, indem von 1813 an die Connoissance des tems, ohne zu sagen warum, keine astronomischen Beobachtungen der Pariser Sternwarte weiter liefert, und also in der That nur die Jahrgänge 1801 bis 1809 bekannt gemacht worden sind. Piazzi in Neapel besitzt die erforderlichen Hilfsmittel nicht, um den Schatz seiner Beobachtungen herauszugeben.

Soll demnach eine wohleingerichtete Sternwarte in der That nützlich sein, so müssen ihr die nöthigen Gelder zur Bekanntmachung derjenigen Beobachtungen, die dessen werth sind, angewiesen werden, und ihr Astronom muß zur regelmäßigen Bekanntmachung derselben verpflichtet sein.

Ein zweites organisches Gebrechen vieler Sternwarten besteht darin, daß man glaubt, es sei hinreichend, einen guten Mathematiker dabei anzustellen, und es werde nicht fehlen, daß derselbe alsdann auch ein guter Astronom sei. Ein großer Geometer wird aber nur selten für

---

*) Dieses Zeugniß, von einem edeln und verdienstvollen über einen gleich edeln und verdienten Mann ausgestellt, trifft mit den beispiellosen Schmähungen zusammen, die zur nämlichen Zeit dem Hrn Bischof Gregoire in Paris zu Theil geworden sind. Aber das Zeugniß bleibt dem dadurch Geehrten, während die Ausbrüche wilder Leidenschaft nur ihren Urhebern Schande bringen mögen. Jetzt schon ist es das Urtheil der unparteiischen Zeitgenossen, und später wird es die gerechte Nachwelt sein, die den Schwarm der Höflinge, der Tartüfe und Wetterfahnen, welche den ehrwürdigen Greisen im Christmonat 1819 nach Bubenart mit Koth bewarfen, verdienter Weise brandmarken. U.

Digitized by Google

anhaltende Beobachtung Geschmack und Neigung haben; er wird sich nicht leicht aus Wachen und nächtliche Anstrengungen gewöhnen; der Eifer und die Geduld werden ihm kaum je innewohnen, die für kitzelige Bestimmtheit und für die höchste Genauigkeit der Beobachtungen erforderlich werden; gerade diese Eigenschaften aber sind es, welche die Eigenthümlichkeit des guten beobachtenden Astronomen ausmachen; Newton, Euler, La Grange wären wahrscheinlich gar schlechte Astronomen gewesen. Durch Studium und angestrengten Fleiß mag man ein geschickter Meßkünstler werden; um aber ein guter astronomischer Beobachter zu sein, muß man mit vorzüglichen Organen, fester und dauerhafter Gesundheit, mit Gewandtheit und Fertigkeit ausgerüstet sein. Schwächliche und kränkliche Astronomen haben nie große Dinge geleistet, während hingegen allerdings große Meßkünstler von sehr schwacher Gesundheit bekannt sind.

Das Leben eines tüchtigen Astronomen ist hart, mühsam und zwangvoll. Will er seiner Pflicht ein völliges Genüge leisten, so muß er auf die Freuden der Gesellschaft verzichten; und findet er sein Vergnügen nicht in seiner Wissenschaft, dann nehme er von der Astronomie Abschied. Nur thätige, eifrige, enthusiastische und leidenschaftliche Liebhaber können für sie taugen, und diese Eigenschaften sind mit Bequemlichkeit und Trägheit völlig unvereinbar; es gilt darum hier: satius est otiosum esse, quam nihil agere. Der Astronom einer Sternwarte soll beobachten können und er soll gern beobachten; er soll mit dem Himmelsgewölbe vertraut sein und daran Entdeckungen machen können; die von ihm selbst oder von Andern gemachten soll er eifrig und sorgfältig fortsetzen, und vor allem aus den Lauf der Gestirne mit beharrlichem Fleiß und verständiger Einsicht verfolgen. Hiefür, und für anderes nicht, lassen die Regierungen kostbare Sternwarten bauen und versehen dieselben mit den erforderlichen Werkzeugen; den dabei angestellten Astronomen liegt die Pflicht ob, diese unausgesetzt, bei Tag und bei Nacht, zu gebrauchen. Wenn es um Vervollkommnung von Theorien zu thun ist, so werden die Geometer hiefür sorgen; Newton, Euler, La Grange haben die Theorie des Mondes vervollkommnet, ohne ihn je beobachtet zu haben, und die Flamstead, Bradley, Maskelyne beobachteten ihn, ohne eine einzige Mondgleichung geliefert zu haben. Die Einen hätten nicht ohne die Andern arbeiten können; darum sei jeder was seiner Stelle ziemt, und es ist gar nicht nothwendig, daß der Astronom, welcher einer Sternwarte vorsteht, Formeln erkläre oder Gas reinige. Ist ein Astronom ein geschickter Chemiker und hat er eine besondere Vorliebe für diese Wissenschaft, so ist dies kein Uebel; aber man entferne ihn in diesem Fall von der Sternwarte und mache ihn zum Professor der Chemie. Zeigt ein andrer mehr Neigung und Talent für die höhere Analyse, als für die Beobachtungen, so mache man ihn zum Professor oder Akademiker; er wird nützlicher und bequemer arbeiten, und man gewinnt doppelt dabei, indem man treffliche Professoren erhält und freie Plätze für tüchtige Astronomen gewinnt.

Ich will damit gar nicht sagen, die Eigenschaften eines guten Geometers und die eines guten Astronomen seien unverträglich; der letztere muß die Kenntnisse des erstern in gewissem Grad immerhin besitzen; ich spreche von großen Geometern und bin der Meinung, daß Männer,

Digitized by Google

wie Halley, Gauß, Bessel, Olbers, Littrow, Plana überall seltene Männer sind und allezeit sein werden. Astronomen, wie die Herschel, Schröter, Hardings, Messire, Vons u. s. w. bilden eine andere Klasse; weil es aber höchst selten geschieht, daß man beide Arten in einem Individuum vereint antrifft, so möchte ich zur guten Einrichtung einer Sternwarte vorschlagen, dieselben mit Astronomen von beiderlei Art zu bestellen, den einen zum Behuf der Astronomie, den andern zum Behuf der Astroscopie. Durch diese Vereinbarung allein wird man den guten Gang eines wohleingerichteten Observatoriums sichern können.

Eine lange Erfahrung (fährt Hr. v. Zach, den wir überall nur im Auszuge liefern, fort), meine öftern Besuche fast aller europäischen Sternwarten und die persönliche Bekanntschaft eines großen Theils der jetztlebenden Astronomen liegen diesen Bemerkungen zum Grunde. Ich war gerade mit ihrer Darstellung beschäftigt, als mir aus Lucca geschrieben ward, es seien J. Maj. die Königin Marie-Louise Bourbon, die Infantin von Spanien und regierende Herzogin von Lucca, gesinnt, ihr neuerrichtetes Lyceum durch eine Sternwarte zu vervollständigen, und sie habe den Auftrag gegeben, mich deshalb zu Rathe zu ziehen. Ich antwortete: zum Unterricht in Lyceen, wo es mehr um die Theorie als um Beobachtungen zu thun ist, könne man mit Wenigem ausreichen. Große Sternwarten, mit kostbaren Werkzeugen, bezwecken mehr die Fortschritte der Wissenschaft, als ihren Unterricht. Was denselben erforderlich sein würde, fügte ich hinzu. Die Königin ergriff diese Vorschläge; selbst schon mit astronomischen Kenntnissen vertraut, verlangte sie ein wissenschaftliches Institut, mit allen Erfordernissen ausgestattet, und die Kosten wollte sie auf ihre Schatulle anweisen. Ein lebhafter Briefwechsel ward nur ein paar Monate durch geführt, und nachdem die Präliminarien im Reinen waren, erhielt ich die Einladung der Königin, zur Auswahl des Lokals der Sternwarte selbst nach Lucca zu kommen. Am 1. Sept. brachte ich Ihrer Majestät meine Huldigungen dar.

Ich durchwanderte die Stadt und ihre Umgebungen einige Meilen in die Runde; sie liegt nahe am Serchio, mitten auf einer von lieblichen Anhöhen und Bergen umschlossenen Ebene; die Berge, zwar nicht sehr hoch, stehen hingegen so nahe bei der Stadt, daß sie nach allen Seiten hin die Aussicht auf einen großen Theil des Himmels rauben; darum mußte das Lokal der Sternwarte in bedeutender Entfernung von der Stadt gesucht werden. Sternwarten im Innern der Städte zu errichten, taugt überhaupt nichts; um den Horizont zu beherrschen, müssen sie über die Dächer emporstehen, und also in Thürmen oder über sehr hohen Häusern errichtet werden; nun besitzen aber weder die einen noch die andern die den neuern feststehenden Instrumenten erforderliche Festigkeit; es erzittern vielmehr auch die festesten, weil der Boden erzittert, auf dem sie stehen, wie man in jedem Hause bei auf der Straße vorbeifahrenden Wagen wahrnehmen, oder sich auch vollständiger in einer merkwürdigen Denkschrift des Direktors der Sternwarte in Mailand, Hrn. de Cesaris (sul movimento oscillatorio e periodico delle fabbriche, in den Mailänder astronom. Ephemeriden für 1813) belehren kann. Auch die von Rauch und Dünsten erfüllte Atmosphäre der Städte wird der Genauigkeit der Beobachtungen nachtheilig.

Digitized by Google

Es ſind, um eben dieſer Gründe willen, alle neuern Sternwarten auf erhabenen Städten und zu ebener Erde erbaut worden, die von Greenwich, Oxford, Cambridge, Dublin, Gotha, Göttingen, München, Dorpat, Ofen, Neapel u. ſ. w.

Vier Meilen von Lucca beſitzt die Königin in Marlia ein ſchönes Luſtſchloß, das zum Sommeraufenthalt von der königlichen Familie gebraucht wird. Als ich, durch ſeinen weitläufigen und anmuthigen Park wandernd, eine Anhöhe deſſelben erſtieg, öffnete ſich mir plötzlich ein weiter Horizont, der nach allen Seiten hin, vorzüglich aber im Süden, die freieſte Ausſicht gewährt. Mein Entſchluß war alſobald gefaßt, die Königin genehmigte denſelben und ſandte mir ihren Baumeiſter Nottolini. Der Bauplan war bald zwiſchen uns verabredet, und weil die königliche Freigebigkeit zum Voraus alle Hinderniſſe gehoben hatte, konnten wir, wie das Sprichwort ſagt, das Eiſen ſchmieden, während es warm blieb. Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Lucca, am 17. September 1819, unterzeichnete die Königin die Stiftungsurkunde oder einen Beſchluß folgenden Inhalts:

„Nachdem Wir den Entſchluß gefaßt haben, eine Sternwarte zu errichten, deren Vereinbarung mit dem königlichen Lyceum den öffentlichen Unterricht weſentlich vervollſtändigen und zum Fortſchritt der Wiſſenſchaft in Unſerm Herzogthum beitragen ſoll, ſo haben wir beſchloſſen und beſchlieſſen hiermit: es ſoll auf Koſten Unſrer beſondern Schatulle ein aſtronomiſches Obſervatorium alſogleich auf unſerm königlichen Luſtſchloſſe zu Marlia errichtet und mit den erforderlichen Inſtrumenten ausgeſtattet werden. Daſſelbe ſoll mit dem königlichen Lyceum verbunden ſein, und unter der Verwaltung und Aufſicht unſers Direktors des Lyceums ſtehen.“

Zur Wohnung des Aſtronomen dient ein bequemes und geräumiges, nur fünfunddreißig Klafter von dem gewählten Standort der Sternwarte entferntes Gebäude. Hier wurden die erſten zu Orientirung der Warte erforderlichen Beobachtungen angeſtellt. Die Meridianlinie dafür ward in Beiſein und unter perſönlicher Theilnahme der Königin und des königlichen Prinzen zu Stande gebracht, und dieſelbe ſowohl als die ſenkrechte Linie für den Gebrauch des Baumeiſters geſichert. Alſogleich ward nun auch zum Graben für die Grundmauern geſchritten und am 26. September geruhte nochmals die Königin, den erſten Bauſtein mit eigener Hand zu legen. Es iſt ein karrariſcher Marmor, mit folgenden Anfangsbuchſtaben:

M. A. B.
A. D. MDCCCXIX.
D. XXVI. Septembris
P. *)

In einem über den Stein gelegten Käſtchen aus Kaſtanienholz befindet ſich eine bleierne Platte mit der Inſchrift:

S. M. la Regina Maria Luisa di Borbone, Infanta di Spagna, Duchessa di Lucca, pose a prima pietra del Reale Osservatorio astronomico di Marlia, questo giorno 26. Settembre 1819.

*) Maria Aloisia Borbona, Anno Domini 1819, die 26. Septembris, posuit.

Digitized by Google

Vor Ablauf des Jahres 1820 soll die Sternwarte, die auf hundert Fuß Länge dreißig Fuß Breite hat, nicht nur vollendet, sondern auch vollständig ausgerüstet sein. Da es an den nöthigen Geldern nicht fehlte, so gelang es dem Eifer des Hrn. v. Zach, durch seine mannigfachen Verbindungen überallher dem neuen Institute die besten Werkzeuge zu sichern, deren manche bereits schon eingetroffen sind, und einen Anfang der Beobachtungen möglich machen, noch ehe der Bau des großen Observatoriums vollendet ist.

Noch blieb, als ein wesentlicher Hauptpunkt, die Bestellung des Astronomen übrig. Den vorstehenden Ansichten gemäß hatte Hr. v. Zach ihrer zwei vorgeschlagen. Zum Astroskopen empfahl er den berühmten Hrn. Pons, den bisherigen Adjunkten an der kön. Sternwarte in Marseille und den ersten unter den jetztlebenden Astrognosen. Die Königin ernannte ihn, unter vortheilhaften Bedingungen, zum Direktor der Sternwarte in Marlia für den astroskopischen Theil; er nahm den Ruf an und traf schon im November zu Lucca ein; sein Bestallungsbrief gibt ihm auch den Professortitel am Lyceum. Zum wissenschaftlichen Direktor der Sternwarte ist ein sehr berühmter Gelehrter, Astronom und Geometer vorgeschlagen, mit dem man noch unterhandelt.

Alljährlich sollen, wie zu Greenwich, die eigenthümlichen Beobachtungen des neuen, Urania's Dienste geweihten Tempels in einem Folianten durch den Druck bekannt gemacht werden. Die Geschichte und Einrichtung der Anstalt sollen den ersten Band eröffnen. Nach vorläufigen durch den Hrn. v. Zach angestellten Beobachtungen kann die Länge der Sternwarte zu Marlia auf 28° 14′ 12″ und ihre Breite auf 43° 54′ 28″5 angegeben werden.

Gleich im Anfang dieser Mittheilungen war von Leuten die Rede, welche fragen: ob Sternwarten in der That auch nothwendig und nützlich seien? Es gibt andere, welche weiter gehen, und den Nutzen aller Wissenschaften bezweifeln, weil sie darin die Hauptquelle zahlloser Uebel, die den Menschen im gesellschaftlichen Leben heimsuchen, zu erkennen glauben.

Unstreitig sind Wissenschaft und Tugend nicht allezeit vereinbart; Unwissenheit und Glück können zusammentreffen. Der Unwissende kann, wie der Gelehrte, das wahre Glück des Lebens genieſſen, das auf innerm Frieden, Liebe der Herzen und der Ausübung aller geselligen Tugenden beruht. Der Schöpfer wollte es also in seiner Weisheit, damit jeder an dem Glücke theilnehmen möge, zu welchem alle gleichmäßig berufen sind. Daraus aber den Schluß ziehen, die Wissenschaft sei für das Glück des Menschen entbehrlich, oder für dasselbe sogar verderblich, heißt die menschliche Vernunft gröblich beleidigen und den Schöpfer der Natur tadeln, welcher in seiner ganzen Schöpfung, und unter allen seinen Geschöpfen, den Menschen allein nur mit Verstand und Vervollkommlichkeit begaben wollte; Eigenschaften, die sich in ihm von zarter Jugend an offenbaren und die der Himmel uns nicht unabsichtlich zugetheilt hat.

Der Mensch will Alles wissen, Alles kennen und Alles umfassen. Sein Instinkt, die erste Regung seiner Vernunft ist es, die allem Nachdenken vorangeht. Er durchwandert die ganze

Digitized by Google

Natur als ein ihm angewiesenes Gebiet; er steigt in die Eingeweide der Erde hinunter; er versenkt sich in die Abgründe des Meeres; er schwingt sich in die unermeßlichen Himmelsräume empor; er forscht überall nach Wahrheit, und hat eher nicht Ruhe, bis er in ihr Heiligthum eingedrungen ist. Wie geschieht es, daß sich Geschöpfe finden, welche diese Stimme der Vernunft mißkennen und den Menschen ihr zu folgen hindern wollen? Auch hierin liegen geheime Springfedern der im moralischen wie im physischen Gebiete fortdauernd wirksamen Natur; jene Thoren nämlich, die in ihrer Verderbtheit den Aufschwung des göttlichen Hauches zu hemmen meinen, dienen in der That dazu, denselben zu beschleunigen. Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker liefert den Beweis dafür.

Die Unwissenheit hat immer ein zahlreiches Gefolge von Irrthümern, welche sie erzeugt, und von Vorurtheilen, die sie beglaubigt; diese Irrthümer und diese Vorurtheile können nicht anders als dem Glück des Menschen Nachtheil bringen. Die Wissenschaft hingegen bereichert den menschlichen Geist mit neuen Wahrheiten, sie zerstört alte Irrthümer und zerstreut die Nebel der Vorurtheile: dies leistet die Fackel der Wissenschaft, die nirgends offenbarer und glänzender erscheint, als im Studium der Natur.

Die Unwissenheit der Naturgesetze ist es, die den scheußlichen Aberglauben erzeugt hat, dessen blutige Fußstapfen über die ganze Erde verbreitet sind. Aus ihr ging die grausame Wuth hervor, durch deren Antrieb der Mensch in frommem Eifer um der Meinungen willen Seinesgleichen mordet. Sie ist die gemeinsame Quelle aller jener Ungereimtheiten und Seltsamkeiten, aller jener politischen und religiösen Sekten, die lächerlich und verbrecherisch zugleich gegen Tugend, Unschuld, Rechtschaffenheit und Schamhaftigkeit wütheten, und die Menschen zu den größten sittlichen, politischen und religiösen Gräueln verleitet haben. Die Wissenschaften sind es wahrlich nicht, die hieran Schuld tragen, und sie sind es nicht, die das Sittenverderbniß unsrer Zeit, die eigentliche Quelle des Bösen, worüber man Klage führt, erzeugt haben. Es rühren die ärgerlichen Beispiele weder von gelehrten, noch von kenntnißreichen, sondern von ziemlich unwissenden Menschen her. In reinen, einfachen und redlichen Sitten müssen wir die Hilfsmittel gegen jene Uebel suchen, und dort werden wir sie auch finden, keineswegs aber in der Unwissenheit, in Blödsinn und in viehischer Dummheit. Die, welche mit gutem Beispiele vorleuchten sollten, mögen über die verderblichen Folgen nachdenken, welche die von ihnen zur Schau getragene Verderbniß und Sittenlosigkeit früher oder später herbeiführen können, wofern sie in ihrer Schlechtigkeit und in ihrem Widerstand gegen die Fortschritte des Lichtes verharren.

Der richtigen Kenntniß der Naturgesetze in der physischen und moralischen Welt verdankt der Mensch das unschätzbare Glück, der traurigen Herrschaft des Fanatismus aller Art entrückt zu sein. Die Naturwissenschaft ist es, die diesen finstern, grausamen und blutgierigen Aberglauben besiegt, und die Finsternisse und Blendwerke jener, dem Frieden und dem Glück der Menschen so verderblichen Irrthümer zerstreut hat. Die Beobachtung der Naturgesetze hat den Menschen von jenen kindischen Schrecken geheilt, die ihn so lange Zeit beherrscht und unterjocht

Digitized by Google

hielten. Die Sonnenfinſterniſſe, die Kometen, die Nordlichter, die Aerolithen u. ſ. w. haben ihre ſchlimmen Vorbedeutungen, ſogar auch ihr Wunderbares verloren, und das über ihre Verhältniſſe belehrte Volk betrachtet dieſelben ruhig und ohne Furcht. Es hat gelernt, (oder ſollte es das etwa nicht weiter lernen?) im Weltalle, neben einem höchſten, unendlich weiſen und mächtigen Geiſt, nur phyſiſche und moraliſche, ſtets wirkſame Urſachen erkennen, deren regelmäßige und unwandelbare Thätigkeit der Menſch weder ſtille ſtellen noch hindern kann und in denen nichts Schreckhaftes für ihn vorhanden iſt. Die Erforſchung der großen Natur iſt es, durch die der Menſch zu der Erkenntniß gelangen mag, daß alles in ihr mit bewundernswerther Weisheit, mit einer unſtörbaren Ordnung, welche die menſchliche Thorheit umzukehren nicht vermag, geregelt iſt; daß feſte Geſetze über die Erhaltung der Weltordnung ununterbrochen wachen, und daß, wenn Urſachen und Umſtände ſind, die auf Störung des Gleichgewichts hinwirken, andere nicht minder thätige und eben ſo wirkſame deſſen Herſtellung allezeit bezwecken; die Erſchütterung und die Schwingung, welche man alsdann wahrnimmt, ſind nur die Rückkehr zu einer beſſern, zufällig oder weſentlich geſtörten Ordnung. Es ſind dieſe auſſerordentlichen Bewegungen eben ſo natürlich und eben ſo nothwendig, wie die gewohntern und regelmäßigern.*) Der Himmel verkündet es uns täglich, die Erde lehrt es uns in der Geſchichte aller Völker. Alles, was unwiſſende Menſchen oder Halbwiſſer gegen den mächtigen Trieb der Natur verſuchen mögen, wird demnach fruchtlos bleiben; am ſicherſten aber iſt es, keinen Kampf zu beſtehen, der Gewalt zu weichen und mit Klugheit und Mäßigkeit dem Strome zu folgen. Die Zeiten ſind vorbei (und hoffentlich mag niemand dieſelben wiederbringen), wo Sonnenfinſterniſſe, der Schlachtthiere rauchende Eingeweide, der ungewiſſe Flug der Vögel, das Picken der Hühner u. ſ. w. die Schickſale der Menſchen und der Staaten entſchieden haben.

Aus England.

Das Schickſal der Armen-Stiftungen in England.

Dem heiligen Bündniß, welches die erlauchten Fürſten unſrer Tage geſchloſſen haben, zur Seite beſteht das eben ſo heilige Bündniß der Völker für das Bedürfniß und die Rechte der auf Gerechtigkeit beruhenden Freiheit: durch dieſes Bündniß findet ſich jenes natürliche Band hergeſtellt, das die verſchiedenen Zweige der großen Menſchenfamilie für gemeinſame Zwecke durch übereinſtimmende Geſinnungen verbindet. Sir Samuel Romilly's Tod iſt eines der Ereigniſſe, welche die Freunde der Menſchheit, der Freiheit und des Vaterlandes, welchem Lande ſie auch zugehören, gleich mächtig ergreifen, weil dem ſein Vaterland wahrhaft liebenden Bürger dasjenige gleichmäßig am Herzen liegt, was, wo es immer geſchehen ſein mag, die

---

*) Totam mundi hujus concordiam ex discordibus constare. Non vides quam contraria inter se elementa sint? *Senec. Nat. quaest.* lib. 7, cap. 27.

Digitized by Google

gemeinſamen Grundſätze der Völkerwohlfahrt berührt. Die neuerliche Wahl jenes achtungswürdigen Mannes (ins britiſche Parlament) ward, nicht in England nur, als ein Sieg der ächten Freiheit über die den Namen der Freiheit ſich anmaßende Ausgelaſſenheit betrachtet, und allenthalben erkannte man darin einen Triumph der Männer, die mit gleichem Nachdruck für Pflicht und Ordnung, wie für Recht und Freiheit kämpfen. Die Vereinbarung der Tugenden der Privaten mit denen des Staatsmannes gewährten in Hrn. Romilly allen denen eine große Freude, welche die Grundlage und Stütze der Staatseinrichtungen auf dem Gebiete der Sittenlehre ſuchen und der Meinung ſind, in dieſer allein nur möge der zuverläſſige Wegweiſer auf der Bahn und durch die Stürme des öffentlichen Lebens gefunden werden. Jetzt miſcht ſich leider der Erinnerung an dies ruhmvolle Leben das ſchmerzhafte Gefühl des unglücklichen Vorfalles bei, welcher ſein Ziel ſteckte; man kann nur mit gepreßtem Herzen das Leiden ermeſſen, welches ſtark genug war, den bis dahin ſo muthvollen und entſchloſſenen Geiſt für einen Augenblick irre zu führen, und mit demüthigendem Gefühl erkennt man die Schwäche der menſchlichen Natur, welcher auch ein durch ächte Größe ſo ausgezeichneter Mann unterliegen mußte.

Vor ganz kurzer Zeit erſt hatte ſich der freiſinnige Parlamentsredner Hr. Brougham in einem Schreiben *) an Hrn. Romilly gewandt, wie man ſich an die öffentliche Meinung wendet, für deren Repräſentant dieſer auch in der That gelten konnte, um eine höchſt wichtige Angelegenheit des Gemeinwohls gleichſam unter ihren gemeinſamen Schutz zu ſtellen. Wenn gegenwärtig alle Unterſtützung, die ſich von Sir Samuel Romilly's Eifer, Talenten und Einfluß hoffen ließ, leider verſchwunden iſt, ſo bleibt immerhin noch ſein ruhmvoller Name, durch Hrn. Broughams Schrift, der hier einige Auszüge enthoben werden ſollen, mit einem Gegenſtand verknüpft, der für Sittigung und Gemeinwohl von der höchſten Wichtigkeit iſt.

Der Ausſchuß (Comité) des Unterhauſes, welcher ſich mit Gegenſtänden des Erziehungsweſens beſchäftigt, hatte ſich von dem Daſein der größten Mißbräuche überzeugt, die in der Verwaltung des Vermögens vieler Armenſchulen und einer großen Zahl andrer wohlthätiger Stiftungen ſtatt finden. Im April 1818 erhielt Hr. Brougham, als Mitglied des Ausſchuſſes, von dieſem den Auftrag, dem Unterhauſe die Ernennung einer beſondern Kommiſſion zu belieben, welcher die nöthigen Vollmachten ertheilt werden ſollten, um die vorhandenen Mißbräuche ihrem ganzen Umfange nach genau kennen zu lernen, und um, auf dieſe Kenntniß gegründet, alsdann zweckmäßige Maasnahmen zur Abhülfe vorſchlagen zu können. Die Kommiſſion ſollte aus acht durch das Unterhaus ernannten Gliedern beſtehen, welche die Arbeit unter ſich theilen und je zwei und zwei gleichzeitig die ſämmtlichen wohlthätigen Stiftungen im ganzen Königreich in Unterſuchung zu nehmen beauftragt würden. Die Bill ging im

*) A letter to Sir Samuel Romilly, M. P., from H. Brougham, upon the abuse of charities etc. London 1818. 6½ S. 8.

Digitized by Google

Unterhause nach einer langen Berathung durch, während welcher die Minister verschiedene Veränderungen begehrt und erhalten hatten, unter denen sich auch diejenige befand, welche die Ernennung der Kommissarien den Ministern überläßt. Die Urheber der Bill gaben dies zu, weil sie sonst den heftigsten Widerstand des Ministeriums besorgen mußten. Im Oberhause erlitt die Bill nun aber solche weitere Veränderungen, welche die Maasregel beinahe völlig vereitelten. Vorerst nämlich ward die Zahl der Kommissarien, welche die gemeinsamen Prüfungen vornehmen sollten, von zwei auf drei erhöht, während die Gesammtkommission doch nur auf acht belassen ward; schon das Unzusammenhängende dieser gedoppelten Bestimmung mußte auf die Vermuthung führen, daß man die Kommission verleiten wolle, sich mit Einziehung schriftlicher Berichte zu begnügen, wobei offenbar die Vollständigkeit und Genauigkeit der persönlichen Einsicht nicht erreichbar war. Ferner wurden die Kommissarien zur Untersuchung der betreffenden Mißbräuche auch nur in so weit bevollmächtigt, als dies mit Zustimmung der befangenen (interessirten) Personen geschehen könnte. Zur Abforderung der Stiftungsdokumente und Rechnungen wurden sie auch nicht ermächtigt, und sie durften nur Ansuchen stellen und Einladungen machen. Hr. Brougham bemerkt hiebei, es sei diese letztere Veränderung der Bill im Unterhause nicht vorgeschlagen worden, obgleich sich Hr. Canning der Maasnahme widersetzte; in der Kammer der Lords aber sei dieselbe von einem der Minister, ohne Einwendung irgend eines seiner Kollegen, verlangt worden. Endlich dann wurde auch die den Kommissarien übertragene Vollmacht auf die Untersuchung der für die Armenerziehung bestimmten Stiftungen beschränkt, und jene andern wohlthätigen Anstalten hingegen, welche eigene Visitatoren haben, wurden ihnen entzogen.

Die beiden letzten Abänderungen sind nun so beschaffen, daß durch sie die Mehrzahl der Anstalten, und vielleicht gerade diejenigen, wo die größten Mißbräuche statt finden, der Einsicht der Kommissarien entzogen werden. So befindet sich in Hampshire eine mit der Verwaltung eines Stiftungsguts von 2000 Pf. St. jährlicher Einkünfte beauftragte Korporation, die dasselbe für 200 bis 300 Pfund verpachtet hat, und die selbst noch über diese kleine Einnahme nicht einmal Rechnung ablegt. Man behauptet mit Zuversicht, die nämliche Korporation habe zur Bezahlung eigener Schulden eine ihr für wohlthätige Zwecke übergebene Summe verwandt; weil aber diese Stiftung keineswegs Erziehung und Unterricht bezweckt, so war die Kommission nicht befugt, ihre Verhältnisse zu untersuchen.

Zu Mere, in der Grafschaft Lincoln, befindet sich ein für den Unterhalt dürftiger Arbeiter und zur Bezahlung eines Verwalters bestimmtes Gut von 650 Morgen Landes zu dem niedrigen Preise einer halben Guinee (der Morgen) verpachtet, und von dieser Summe zahlt der Verwalter etlichen armen Arbeitern Jahrgehalte, die sich zusammen auf 24 Pf. St. jährlich belaufen. Diese Stiftung bezieht sich nicht auf das Erziehungswesen und sie hat nebenbei einen eigenen Aufseher (Visiteur) in der Person des Bischofs, der seinem Neffen die Verwalterstelle übertragen hat, nachdem der frühere Verwalter sich zur Niederlegung derselben gegen ein von

Digitized by Google

dem Bischof zu vergebendes Beneßiat verstanden hatte. Der Sohn eben dieses Bischofs bezieht als Spitalverwalter in der nämlichen Grafschaft ein Jahreseinkommen von 600 bis 700 Pf. St., ungerechnet den Ertrag noch andrer Grundstücke, die, ihrer Stiftung zufolge, zum Unterhalt des Spitals und der Armen zweier Kirchspiele dienen sollten. Der Spital steht leer, und den Armen der zwei Kirchspiele, die, dem Armenverzeichniß zufolge, jährlich 200 bis 300 Pf. St. kosten, theilt er 27 Pf. 4 Sch. mit, die an drei oder vier Personen als Jahrgehalte bezahlt werden. Der Dekan und das Kapitel von Lincoln sind Visitatoren dieser Anstalt.

Im Kirchspiel Yeovil befinden sich sehr ansehnlich dotirte Stiftungen, wovon aber nur eine das Erziehungswesen betrifft; diese hat 700 Pf. St. jährlicher Einkünfte, womit sieben oder acht Kinder erzogen werden. Aus einer Stiftung, die 1100 bis 1200 Pf. St. Einkünfte hat, werden sechszehn Arme dürftig genug verpflegt, und ein Grundstück oder Landgut von 150 Pf. Sterl. Ertrag ist für den Jahrzins von 2 Pf. 4 Sch. großentheils an Verwalter der Stiftung verpachtet. Dies alles aber geht die Kommissarien nichts an, weil es keine Schulstiftungen sind.

Die zu Gunsten der unter besonderer Aufsicht stehenden Anstalten gemachte Ausnahme konnte bereits aus den obstehenden Angaben gewürdigt werden; noch besser aber mag dies durch nachfolgende Beispiele geschehen. Die mit einem Visitator versehene Schule von Saint-Bees besitzt Grundstücke, welche über 8000 Pf. St. jährlich ertragen; sie sind aber für ungefähr 100 Pf. St. verpachtet. Der Pachtvertrag ist freilich schon sehr alt, aber da er ursprünglich auf eintausend Jahre errichtet ward, so geht er nach einigen Jahrhunderten erst zu Ende. In einer gar viel neuern Zeit wurden beträchtliche, der nämlichen Schule zustehende Grundstücke für acht- oder neunhundert Jahre, um den jährlichen Zins von 3 Pf. 14 Sch., an einen der Stiftungsverwalter verpachtet; noch gegenwärtig genießt der eine dieser Verwalter, Lord ***, die Pacht; seine Kollegen sind meist Geistliche, welche Beneßiate besitzen, die er zu vergeben hat.

Die der Erziehungsanstalt von Reading zustehenden Grundstücke wurden im Jahr 1811 um den nämlichen Zins verpachtet, den sie unter Karl II ertrugen; diese Anstalt hat einen Visitator.

Die Mitglieder des St. Johns-Kollegiums zu Cambridge sind die Visitatoren der Schule von Pocklington, die mit 900 Pf. St. Einkünften ein einziges Kind erzieht und das Schulzimmer als Magazin für Zimmerholz gebraucht.

Die Einkünfte der Schule von Huntingdon werden in diesem Marktflecken zur Unterstützung der politischen Interessen einer mächtigen Familie verwandt, deren Glieder zugleich Verwaltee und Visitatoren der Anstalt sind.

Das durch den Erzbischof Whitgift gestiftete und unter die Aufsicht seiner Amtsnachfolger gestellte Spital von Croydon besitzt Grundstücke, deren Ertrag durch den Verwalter selbst auf 2673 Pf. St. gewerthet ist; sie sind aber für mehr nicht als 860 Pf. verpachtet, und bis zum Jahr 1812 ertrugen sie vollends nur 336 Pf. Ein Theil dieser Einkünfte sollte, der Stif-

Digitized by Google

tungsurkunde zufolge, für die Errichtung einer Freischule verwandt werden. Eine solche hat inzwischen nie jemand in Croydon gesehen, wohl aber allezeit einen Schullehrer, der den Gehalt für die Freischule bezieht, und hingegen eine Schule hält, in der man bezahlen muß, während in eben dem Saale, welchen der Erzbischof seiner Stiftungsschule bestimmt hatte, die Einwohner nunmehr eine der neuern Unterrichtsmethode gemäß eingerichtete Schule auf eigene Kosten veranstalten.

Zur vollständigen Kenntniß aller vorhandenen Mißbräuche dieser Art würde wohl schwerlich das gesammte Ansehen einer von beiden Häusern mit allen nöthigen Vollmachten versehenen Kommission hinreichen; jede andere Maasnahme kann aber zu gar nichts führen, indem auch die Gesetze selbst jenen Mißbräuchen gewissermaßen Schutz gewähren. Um die Armenanstalten, welche eigene Aufseher haben, der Aufsicht der Kommissarien zu entziehen, berief man sich auf eine während der Regierung der Königin Elisabeth erlassene Verordnung, der zufolge dem Gerichtshofe des Kanzleramts nur im Fall von Defraudation eine Untersuchung jener Verwaltungen zu veranstalten erlaubt ist. So war es notorische Thatsache, daß eine Schule in Berkhamstead, die 5000 Pf. St. Einkünfte besaß, damit einen einzigen Lehrer, einen Schüler und einen in Hampshire wohnenden Unterlehrer bezahlte: das Kanzleramt hielt sich dennoch zu dem Ausspruche verpflichtet, daß die ganze Summe zwischen dem Ober- und Unterlehrer müsse vertheilt werden, wobei alsdann dem Visitator auszumitteln überlassen blieb, in wie weit jene ihren Pflichten Genüge thun. Die Kosten und Schwierigkeiten, welche ein Prozeß dieser Art nach sich zieht, sind sattsam bekannt, so daß niemand, auch wo sichs um eigene Angelegenheiten handelt, einen solchen anzufangen sich leicht entschliessen kann; wie könnte man demnach erwarten, daß sich öftere Fälle ergeben sollten, wo Personen auftreten, die aus reiner Liebe für das Recht sich damit befassen, und nebst dem erforderlichen Eifer auch alle für das Gelingen des Unternehmens nöthigen Mittel besitzen würden! Die Gemeindevorsteher von Bewvil gingen durch ihre Anstrengungen für das Armenrecht zu Grunde. Zwei angesehene Bürger von Huntingdon, deren einer ein Geistlicher ist, ärnteten zum Lohn für große Summen, welche sie zu gleichem Zweck ausgegeben hatten, anders nichts, als den Haß der ganzen Nachbarschaft ein. Gleichartige Versuche haben zwei Einwohnern von Croydon Plackereien aller Art und dem einen derselben eine falsche Anklage des Meineids zugezogen. Die Mißbräuche sind auch dermaßen eingewurzelt, daß dem Erziehungsausschuß heftige Vorwürfe darum gemacht wurden, weil er, wie man sagte, sich unterfangen habe, seine inquisitorischen Untersuchungen auf solche Anstalten auszudehnen, welche für die Erziehung der Begüterten, und nicht der Armen, bestimmt seien, wie dies bei den Kollegien von Winchester, Eton, dem königlichen Kollegium in Cambridge u. s. w. der Fall ist, wenn schon die Stiftungsurkunden dieser Anstalten ausdrücklich sagen, sie seien für die Erziehung der Armen, pauperes et indigentes scholares, bestimmt, und obgleich die Schüler eidlich bezeugen müssen, daß sie nicht über fünf Mark (3 Pf. 6 Sch.) jährlich auszugeben haben, welches dann freilich

Digitized by Google

gar nicht hindert, daß ſie im Kollegium jährlich in der That über 60 Pf. St. ausgeben. Dieſe Anſtalten ſind alle ſehr reich, und die Schule von Winchester zum Beiſpiel hat zwiſchen 13,000 und 14,000 Pf. St. jährlicher Einkünfte. Was hingegen die Armenanſtalten betrifft, ſo müßte ihr Vermögen erſt richtig ausgemittelt werden, indem die bisherigen Angaben höchſt unzuverläſſig ſind, ſo daß, zum Beiſpiel, in Berichten vom Jahr 1816 die Geſammt-Einkünfte der dreiundſechszig Armenſchulen des öſtlichen Bezirks der Grafſchaft York auf 880 Pf. St. als Ertrag von ſiebenundſechszig Stiftungen angegeben werden, obgleich eine einzige derſelben, die Schule von Pocklington, wie aus zuverläſſigen Urkunden erhellet, ungefähr 900 Pf. St. Einkünfte hat. Die nämlichen Berichte geben die Einkünfte der vierundſechszig Schulen von Middleſex auf 5000 Pf. St. an, als den Ertrag von hundert einundfünfzig Schenkungen, während doch erwieſen iſt, daß allein nur die drei Schulen von Charter Houſe, Chriſt's Hoſpital und St. Paul zuſammen über 70,000 Pf. St. Einkünfte haben.

Dies iſt die Lage der Sachen oder der Schaden, welcher durch die vom Oberhauſe veränderte Bill hätte geheilt werden ſollen, und immer noch ward auch die alſo modifizirte Bill von einem bedeutenden Theil des Hauſes für viel zu durchgreifend gehalten. Bei ihrer erſten Verleſung hatte ſich ein entſchiedener Widerſtand, auf der biſchöflichen Bank hauptſächlich, gezeigt, obgleich allerdings auch hier redliche und achtungswürdige Vertheidiger der guten Sache auftraten, der Biſchof von London unter andern und der Erzbiſchof von Canterbury. Die Ueberweiſung an eine Prüfungskommiſſion war mit dem Uebergewicht einer einzigen Stimme erwirkt worden, und mehrere, die dazu geſtimmt hatten, erklärten ſich bereits ſchon, daß ſie die Bill bei der dritten Verleſung verwerfen würden. Die niedergeſetzte Kommiſſion gab ſich alle Mühe, den Vorſchlag zu entkräften und lächerlich zu machen. Auſſer den ſchon erwähnten Veränderungen ward weiterhin auch verlangt, die Kommiſſarien ſollten ſich nur allein mit der Unterſuchung ſolcher Mißbräuche befaſſen dürfen, die ihnen unter eidlicher Bekräftigung wären verzeigt worden. Sie ſollten ferner keine Zeugen auffordern dürfen, die nicht zum Voraus eidlich erklärt hätten, daß ihnen materielle Thatſachen bekannt ſeien, von denen ſie Mittheilungen zu machen wünſchen. Dieſe und noch ein paar ähnliche im Wurf liegende Veränderungen, nebſt dem erwarteten und zum Voraus angekündigten Widerſtand gegen die endliche Annahme, bewogen die Urheber der Bill zu der Erklärung, daß ſie nun keine weitern Einräumungen ſich gefallen laſſen und vielmehr im Unterhauſe den Weg der Adreſſe einſchlagen werden. Aus Beſorgniß, dies möchte gelingen, verzichteten die Gegner auf weitere Veränderungen und ließen nun die Bill durchgehen, welche dann hinwieder auch der Ausſchuß des Unterhauſes in ihrer verſtümmelten Geſtalt annehmen zu wollen ſich bereit erklärte, weil er für den Augenblick nichts Beſſeres erhältlich glaubte und dafür hielt, die Maasregel, wie unzureichend ſie auch ſei, enthalte doch immerhin einen Keim des Beſſern, auf welchen man nicht Verzicht thun dürfe. Wenn indeß dieſer zur Entwickelung gebracht werden ſollte, ſo waren dafür Kommiſſarien erforderlich, die im Geiſt der Bill ernannt ſein und deren Eifer und Thätigkeit gewiſſermaßen

Digitized by Google

für die eng beſchränkten Vollmachten Erſatz geben mußten. Alsdann würde unſtreitig ihr Bericht Aufmerkſamkeit erregt und weitere Unterſuchungen veranlaßt haben, die ihnen ſelbſt einſtweilen anzuſtellen nicht vergönnt war.

Dieſe Hoffnung ſcheint nun aber durch die Wahl der Kommiſſarien gänzlich vereitelt. Hr. Brougham beklagt ſich, daß dafür kein einziges Mitglied des Ausſchuſſes vom Unterhauſe zu Rathe gezogen ward. Unter den Kommiſſarien, welche bezahlt werden, befinden ſich zwei einzige, deren Namen auf der Vorſchlagsliſte des Ausſchuſſes ſtanden, und ſelbſt dieſe wurden, wie Hr. Brougham verſichert, um ganz andrer Empfehlungen, als um derjenigen des Ausſchuſſes willen, ernannt; die übrige Kommiſſion aber beſteht theils aus Männern, deren ohnedies durch Berufspflichten ſehr beengte Zeit ihnen unmöglich Muße für die mühſame Arbeit gewähren kann, mit der ſie beladen wurden, theils aus ſolchen, deren bekannte Geſinnungen den Reformen keineswegs günſtig ſind, und von denen einer insbeſondere, nach Hrn. Broughams Ausſage, öffentlich erklärt hat, wer ſich mit dem Wohl der armen Volksklaſſe allzueifrig beſchäftige, der verrathe dadurch jakobiniſche Geſinnungen. Unter den ſechs Ehren-Kommiſſarien, denen eine Art Oberaufſicht über die Verrichtungen der erſtern zuſteht, befinden ſich zwei einzige Glieder des Oberhauſes, und beide gehören zu den gegneriſchen Biſchöfen. Von den vier übrigen ward keiner aus dem Erziehungsausſchuſſe gewählt, welchem der Erfolg der Maasregel vorzüglich am Herzen liegen muß, und wenigſtens einer derſelben iſt als Gegner der Bill bekannt. Hr. Brougham hatte, dem Verlangen ſeiner Kollegen im Ausſchuß entſprechend, ſich ſelbſt für eine der unbezahlten Stellen in der Kommiſſion oder zum Ehrenmitglied vorgeſchlagen, und damit die Erklärung verbunden, daß, wofern ein momentaner Austritt vom Parlement als unnachläſſiges Wahlbeding betrachtet würde, ihm dafür die Auswahl offen geſtellt werden möchte. Er verſichert, hierauf nicht einmal eine Antwort erhalten zu haben.

So verhält ſich die Sache gegenwärtig, und Hr. Brougham ſpricht ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß alle während der letzten Parlamentsſitzung gemachten Verſuche, um dieſen Zweig der Sinecuren auszurotten, einſtweilen wohl keinen andern Erfolg gehabt haben dürften, als dieſe noch etwa um ein Dutzend zu vermehren. Er iſt entſchloſſen, den Gegenſtand in der nächſten Sitzung wieder auf die Bahn zu bringen, und eben darum wollte er vorläufig das Publikum mit demjenigen Theil der Verhandlungen und mit ſeinem perſönlichen Antheil daran bekannt machen, womit er das Unterhaus nicht weiter aufhalten will, deſſen Aufmerkſamkeit er vielmehr für die allgemeinen, die Geſetzgebung über das Armenweſen betreffenden Fragen in Anſpruch nehmen wird, mit denen alsdann freilich die Armenfonds in genauem Zuſammenhang ſtehen. Die Verhältniſſe der Staatsgeſellſchaft haben ſich ſeit dem Zeitpunkte, welchem die meiſten dieſer Stiftungen angehören, dermaßen verändert, daß beinahe keine einzige mehr dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge angepaßt iſt; wenn auch wirkliche Mißbräuche ſich nicht eingeſchlichen hätten, ſo würde ſchon die buchſtäbliche Vollziehung der Stiftungsurkunden mit den unzweideutigen, wahren Abſichten des Stifters meiſt in ſo offenbarem Widerſpruche

Digitized by Google

ſtehen, daß vielfältig, gerade durch das Daſein der die Verminderung der Armuth bezweckenden Stiftungen, dieſe eher vermehrt würde. Was die Arbeit belohnen ſollte, würde Aufmunterung für den Müßiggang, und aus dem Erbgut der Armen würden die Reichen Zuwachs ihres Reichthums erhalten. Hr. Brougham glaubt, wenn man die Abſichten der Stifter erfüllen wolle, ſo müſſe man ihre Stiftungen alſo verwenden, wie ſie es ſelbſt unter Umſtänden gethan hätten, die eine veränderte Richtung derſelben nothwendig erheiſchen. Wer der Staatsgeſellſchaft eine Wohlthat erweiſen wollte, der würde grauſam getäuſcht ſein, wenn die Geſellſchaft, was er zu ihrem Beſten anordnete, auch dann noch in unveränderter Geſtalt annehmen müßte, wie es, der veränderten Umſtände wegen, ihr in dieſer Geſtalt, ſtatt des Nutzens, vielmehr Schaden brächte; und die Geſellſchaft müßte mit Entſetzen und in gerechter Beſorgniß des künftigen Nachtheils, Wohlthaten zurückweiſen, die ihr als drückende Kette umgelegt würden, in der ſie unbeweglich leben, wachſen und zu Grunde gehen ſollte.

Aus Deutſchland.

Europa's Handelsſtellung gegen England und die andern Welttheile. — Deutſchland. Deſſen Handelsverein. — Webers Andeutungen. — Verarmen der Schweiz.

— — Die Mehrheit der europäiſchen Staaten geht gegenwärtig, ſchneller oder langſamer, für eine kürzere oder längere Zeit, der Verarmung entgegen. Dies iſt zweifellos, wird zum Theil ſchon tief empfunden, bald allgemeiner anerkannt werden. Denn weitaus in den meiſten Ländern vermindern ſich die alten Maſſen des Nationalreichthums, das heißt des Kapitals, aus deſſen Zinſen ſich bisher die Staaten unterhielten.

Sie vermindern ſich mit der fortſchreitenden Abnahme des baaren Geldes, des bequemen Tauſchmittels, des Repräſentanten öffentlichen Wohlſtandes, weil das europäiſche Feſtland ſeine Baarſchaft jährlich für die Bedürfniſſe aus England und fremden Welttheilen über Meer ſenden muß, ohne gleiche Summen für ſeine Erzeugniſſe von ihnen zu beziehen. Dies iſt erwieſen und anerkannt. Die Gold- und Silberbarren Amerika's kommen nicht mehr zu uns, den Verluſt der edeln Metalle zu erſetzen. — Sie vermindern ſich, denn England hat den Welthandel, macht die Preiſe, und das feſte Land iſt von der britiſchen Induſtrie abhängig. Wir [illegible]n an England, weil wir von da das Beſſere wohlfeiler beziehen; unſre Werkſtätten nehmen [illegible], der Verkehr im Innern ſchwächt ſich; es wird weniger produzirt bei wenigerm Abſatz. — Sie vermindern ſich, weil ſelbſt mitten im Frieden die ungeheuern Heermaſſen in den europäiſchen Ländern fortbeſtehen, folglich die Menge der verzehrenden Volksklaſſe unverhältnißmäßig groß machen, und die produzirende gering daneben erſcheint. — Sie vermindern ſich, weil vieler Orten die Menge der Abgaben und Steuern die Hand lähmt, mehr als das Unentbehrlichſte zu produziren. —

Bisher ſtanden größere Reiche einander mit ihren Zoll- und Mauth-Syſtemen unfreundlich

Digitized by Google

gegenüber; es war um Vermehrung ihrer Gewerbe, um höhern Aufschwung ihres innern Wohlstandes zu thun. Bald werden nun die Zoll- und Mauth-Systeme nur noch Waffen zur Vertheidigung ihrer bisherigen Lebenskraft sein, um ein allzuplötzliches Verarmen und Abschwinden des Nationalreichthums abzuwehren.

Rußland, der ganze Norden, Frankreich, die Monarchien Oesterreichs und Preußens und andere größere Staaten bedienen sich jetzt jenes herben Vertheidigungsmittels mit verdoppelter Strenge, weil sich die Noth verdoppeln will. Ich zweifle, daß das Leben ihrer Industrie im Allgemeinen blühender wird; aber es ist schon viel gewonnen, wenn sie das allzurasche Hinwelken verhindern mögen. Es ist kein Radikalmittel, nur Palliativmittel.

Am übelsten sind unter solchen Umständen die kleinern Staaten Europens daran, die, bei der Beschränktheit ihres Raums, weniger Hilfsmittel zur Selbstgenügsamkeit haben. Am meisten muß dies in den Staaten Deutschlands und Helvetiens empfunden werden. Die Waffen des Zoll- und Mauthwesens werden in ihrer Hand selbstmörderisch gegen ihr eigenes Glück.

Wäre Europa's festes Land, nach Napoleons großer Idee (könnte der heilige Bund nicht auf anderm Wege dahin wirken?), ein einziges, geschlossenes Handelsreich, mit freiem Verkehr im ganzen, weiten Innern, nur an den Küsten gegen fremde Welttheile, gegen England mit Douanen bewaffnet: so würde das Festland fähig sein, den Briten und fremden Welttheilen das Gesetz des Handels zu geben, welches es jetzt annehmen und gehorsam tragen muß. Freilich dem müßte in den Staatsfinanzen eine große Umänderung der Einrichtungen vorangehen; aber ist diese schwerer, oder die Emporhelfung des allgemeinen Wohlseins bei zunehmender Entkräftung?

Da aber an nahe Erfüllung der großen Idee eben so wenig, als an baldige Stiftung von Heinrichs IV christlicher Republik zu glauben ist, so wird es den einzelnen Staaten um so dringender, sich in Massen zu vereinen, die, mit Abschaffung ihrer gegenseitigen Zoll- und Mauth-Systeme, in kommerziellen Friedensstand treten, einander durch erleichterten Verkehr gegenseitig mit ihren Erzeugnissen unterstützen, gegenseitig ihre Selbstständigkeit, ihre Unabhängigkeit gewährleisten, die Blüthen ihres Wohlstandes nähren, und mit Aufopferung einzelner, geringer Vortheile größere erschwingen.

Mit Wohlgefallen sah daher jeder deutsche Mann von Einsicht die bisherigen Bestrebungen des deutschen Handels- und Gewerbstandes. Mit Freuden erblickt man endlich die Hoffnungen, welche den Abgeordneten des deutschen Handelsvereins von den Höfen des gemeinsamen Vaterlandes ertheilt werden. Der Vorsteher des deutschen Handelsvereins, Hr. Joh. Jak. Schnell von Nürnberg, ein thätiger Biedermann, und Hr. List, schon längst rühmlich bekannt, jetzt Konsulent des Handelsvereins, haben seit Jahr und Tag nicht Mühen und Aufwand gescheut, die hochwichtige Angelegenheit in Gang zu bringen. Auch Hr. Ernst Weber von Gera, Eigenthümer zweier Fabriken in und bei Gera, ein gebildeter, edler, das Allgemeine im

Digitized by Google

Auge habender Mann, welcher seinen Stand aus großem Gesichtspunkt faßt, hat sich an sie angeschlossen.

Weber hatte schon vor mehr denn zwei Jahren eine Verbindung der Fürsten und Staaten Deutschlands zur Befreiung vom englischen Handelsjoch und zur Rettung von der nahen Gefahr gänzlicher Verarmung Deutschlands versucht. Er wurde an der Ausführung durch die Konjunkturen, besonders das damals eben sich vorbereitende neue preußische Mauthsystem, gehindert. Jetzt steigt die Noth. Weber glaubte, daß der Frankfurter Handelsverein größere Schwierigkeiten finden würde, als wenn man die Fürsten selber zu einem Verein unter sich aufforderte. In diesem Sinn begann er aus sich sein Unternehmen. Er bereisete die Höfe von Weimar, Gotha, Dresden, Rudolstadt, und vergewisserte sich von der Geneigtheit. So trat er mit dem Handelsverein zusammen. Er ward einer der hilfreichsten Abgeordneten desselben an die größern Mächte Deutschlands.

Seine „Andeutungen, die Fabrik- und Handels-Verhältnisse Deutschlands betreffend," welche er den deutschen Regierungen überreichte, sind in gedrängter Kürze das Gehaltvollste und Ueberzeugendste, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann. Sie verdienen in die Hand jedes Staatsmannes zu gelangen. Als wichtiges Aktenstück zur Geschichte der Zeit theilen wir daraus den Lesern mit folgenden Zeilen das Wesentliche mit.

Ehedem wurde die Staatsbilanz Deutschlands hauptsächlich durch das beträchtliche deutsche Fabrikwesen im Gleichgewichte erhalten, und der Verbrauch an Kolonialwaaren u. a. m. wurde reichlich dadurch gedeckt.

Bei dem Beginnen der französischen Revolution bemächtigte sich die Staatsklugheit Englands fast aller Kolonien der europäischen Mächte, und brachte dadurch 70 Millionen Menschen unter seine Oberherrschaft. Die Fabrik- und Manufaktur-Bedürfnisse derselben wollte es allein befriedigen; dazu reichten die Menschenhände des Mutterlandes nicht aus; sie mußten durch Maschinen ersetzt werden.

Bei den ungeheuern Reichthümern, die sich die englische Nation unter Begünstigung der Navigationsakte erworben, bei der Politik, die die englische Regierung unter der Königin Elisabeth angenommen und seitdem ununterbrochen beobachtet hatte: seine Staaten gegen die Einfuhr ausländischer Kunst- und Fabrik-Erzeugnisse auf das strengste zu schließen, und hingegen, so viel möglich, sich den Absatz seiner Fabrikate nach andern Staaten durch Handelsverträge und dergleichen zu bedingen, mußte dieser Nation gelingen, was keine andre vermocht hätte, nämlich durch ein kolossalisches, allumfassendes Maschinenwesen sich von Menschenhänden in seiner Fabrikation möglichst unabhängig zu machen.

Dadurch trat für den Handel Europa's nach und nach eine gänzliche Umwälzung ein, und die frühere Ordnung der Dinge wurde ganz und gar zerstört; denn

Digitized by Google

1) die Fabrikation Englands ward von jetzt an durch nichts mehr beschränkt, und es wurde dadurch in den Stand gesetzt, alle Bedürfnisse der Welt allein befriedigen zu können;

2) die Ersparniß des Arbeitslohns durch Maschinen gegen Menschenhände verhält sich, nach Beschaffenheit der Gegenstände, wie 1 zu 20, zu 50, ja zu 100; es ward also ein leichtes, nunmehr alle übrigen Fabrikstaaten von der Mitbewerbung auszuschließen;

3) wo hiezu natürliche Mittel nicht ausreichten, bediente man sich künstlicher und unnatürlicher, z. B. des sogenannten Drawbacks, der Verdrängung deutscher Leinwanden durch baumwollene Stoffe, die jenen täuschend ähnlich nachgeahmt wurden, und ohne allen Vergleich wohlfeiler herzustellen waren u. dgl. m.

Die Folge davon war, daß Deutschland nunmehr nicht nur fast allen Absatz seiner Fabrikate in das Ausland verlor, oder ihn nur noch mit Verlust bewirken konnte, sondern daß bei gänzlicher Unterlassung der Retorsion nun selbst in Deutschland die deutschen Fabrikate von den englischen verdrängt wurden.

Die allmälige Verarmung Deutschlands war nun unvermeidlich; denn an die Stelle des fremden Geldes, was bis dahin in so großen Summen nach Deutschland gebracht und wodurch der Bedarf fremder Naturprodukte gedeckt wurde, gehen nunmehr bloß für englische Manufakturwaaren jährlich 130 Millionen Gulden aus Deutschland nach England, wie sich aus nachstehenden statistischen und merkantilischen Angaben ergibt:

1) Zufolge offizieller Angaben der englischen Regierung betrug im Jahr 1818 die Ausfuhr englischer Manufakturwaaren nach Europa 35,325,000 Pf. St. oder 388½ Million Gulden. Davon kommt, da die meisten europäischen Staaten geschlossen sind, nach eigener Angabe englischer Fabrikanten ⅓ auf Deutschland, also für 129½ Million Gulden.

2) Zufolge des Verzeichnisses der Börsenhallen-Listen wurden in den Monaten Jänner, Februar und März (also in der Jahrszeit, wo die Schiffahrt erst beginnt) bloß in Hamburg an englichen Manufakturwaaren eingeführt 11,607 Colli; dieses beträgt auf zwölf Monate 46,428 Colli und der beiläufige Werth 125 Millionen Gulden, ohne das in Anschlag zu bringen, was in andern Häfen eingeführt worden ist.

Der Verfall und die Verarmung der deutschen Fabriken hat nothwendiger Weise die Verarmung des ganzen Handel- und Gewerbstandes, und selbst des Ackerbaustandes, demnach der ganzen Nation, zur Folge.

Während des Kriegs war dieses im Allgemeinen weniger fühlbar,

1) weil durch die fremden Kriegsvölker viel baares Geld nach Deutschland gebracht und der Verbrauch von Lebensmitteln ausserordentlich vermehrt wurde, auch viele Gewerbe dadurch ausergewöhnliche Beschäftigung erhielten;

2) weil während der Kontinentalsperre die meisten Fabriken neues Leben erhielten;

3) weil durch Subsidien- und französische Kontributions-Gelder und beträchtliche Anleihen, namentlich in England, ungemein viel Geld nach Deutschland gebracht wurde. —

Digitized by Google

Allein ganz anders iſt es jetzt, wo alle dieſe Geldzuflüſſe und Beſchäftigungen aufhören, und im Gegentheil Intereſſen von den gemachten Anleihen bezahlt, die Kriegsſchulden von den Völkern ausgemittelt werden müſſen, und wo der Landmann — bei der gänzlichen Verarmung und täglich mehr überhandnehmenden Brodloſigkeit der auf Millionen Seelen ſich belaufenden Fabrikarbeiter und Gewerbsleute — nun bald nicht mehr im Stande ſein wird, ſeine Naturprodukte verkaufen zu können. Er wird alſo ſo wenig, als der Gewerbs- und Handelsſtand, in der Folge vermögen, die nöthigen Staatslaſten zu erſchwingen.

Welche Reſultate ſoll nun aber künftig die Staatsbilanz des geſammten Deutſchlands liefern, da bloß für Kolonialwaaren, namentlich für Zucker, Kaffee, Gewürze, Thee, Tabak u. ſ. w. jährlich wenigſtens 172 Millionen Gulden Deutſchland entzogen werden? Denn nach ſtatiſtiſchen Angaben bezieht Europa jährlich

6,614,658	Zentner	Zucker;	dieſe	betragen	zu	50	fl.	circa		331	Millionen
1,314,550	—	Kaffee	—	—	—	66	—	—		87	—
226,500	—	Pfeffer	—	—	—	54	—	—		13	—
310,000	—	Thee	—	—	—	225	—	—		69	—
Tabak, Reiß, Häute, Gewürze, Medizinalwaaren und andere Kolonialwaaren betragen wenigſtens										100	—
Das Ganze alſo . .										600	Millionen

Hievon verbraucht Deutſchland ungefähr:

an Zucker	¼	des Ganzen,	folglich für	circa	. .	82	Millionen
— Kaffee	⅓	—	—	—	. .	29	—
— Pfeffer	¼	—	—	—	. .	14	—
— Thee	⅕	—	—	—	. .	14	—
— Tabak und übrigen Gegenſtänden					. . .	33	—
						172	Millionen

Obſchon dieſe ſtatiſtiſchen Angaben, wie die Erfahrung lehrt, viel zu gering ſind, ſo mögen ſolche, um nichts zu übertreiben, hier als richtig angenommen werden.

Hiezu kommen nun noch:

für engliſche Manufakturwaaren	125 ½	—
und für franzöſiſche, italieniſche und andere Seidenwaaren, Luxus-Artikel, Weine, europäiſche Früchte u. a. m. ungefähr	52 ½	—
Demnach hat Deutſchland eine jährliche Ausgabe zu decken von	350	Millionen.

Wodurch aber ſoll dieſes geſchehen, nachdem Deutſchlands Fabrikanſtalten durch die oben

Digitized by Google

angegebenen Urſachen einen ſo fürchterlichen Verfall erlitten haben, daß z. B. Nürnberg, welches vor der franzöſiſchen Revolution jährlich für 9 Millionen Gulden ſeiner Manufakturwaaren an das Ausland verkauft hat, jetzt kaum noch 1½ bis 2 Millionen abzuſetzen im Stande iſt; Schleſien, welches ehedem jährlich für 10 bis 11 Millionen Thaler Leinwand verfertigte und gegen 35,000 Weberſtühle beſchäftigte, jetzt kaum mehr für 1 Million Thaler verſenden kann. Selbſt an Leinengarnen hat es noch an England verſandt

im Jahre	1814	45,926	Zentner
— —	1815	41,196	—
— —	1816 aber nur noch	6,691	—

weil zu jener Zeit die engliſchen Baumwollenfabrikanten anfingen, Stoffe, der Leinwand ähnlich, aus Baumwolle zu verfertigen, und jene dadurch entbehrlich zu machen. Ein gleiches Bewandtniß findet hinſichtlich der baieriſchen, würtembergiſchen und badenſchen Leinwandfabriken, der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Muſſelinfabriken, der preußiſchen, ſächſiſchen, baieriſchen, würtembergiſchen und andern Wollenzeugfabriken, der Kattun-, Piquee-, Strumpf-, Mützen-, Baumwollen-Tücher-, der Wollen-Tücher-, Kaſimir-, Leder-, Stahl-, Holz- und andern Fabriken und Manufakturen ſtatt.

Bisher ſcheuten die Unternehmer dieſer Fabrikanſtalten kein Opfer, um ihren Arbeitern wenigſtens größtentheils noch Brod und Unterhalt zu geben; allein ſie ſehen ſich bei fortdauernder Verſchlimmerung ihrer Lage nun endlich genöthigt, ſolche alle zu entlaſſen und ihre Fabrikanſtalten für immer zu verſchließen, um wenigſtens die letzten Trümmer ihres Vermögens zu retten.

Bald alſo wird Deutſchland über eine Million unbeſchäftigter, hungernder und verzweifelnder Menſchen zu erhalten haben; der Großhandel wird mit den Fabriken zugleich verſchwinden; dadurch aber müſſen ſelbſt die blühenden Gefilde in öde Steppen verwandelt werden; und Deutſchland von der Höhe ſeiner Kultur in Barbarei, Rohheit und gänzliche Verarmung herabſinken.

Sehr weſentlich würde zur Aufklärung über den Verfall von Deutſchlands Gewerb und Handel beigetragen, und dadurch auf die regſamere Thätigkeit der Regierungen zur Rettung ihrer Unterthanen gewirkt werden, wenn die von Hrn. Liſt ſeit dem Juli vorigen Jahres (1819) herausgegebene Zeitſchrift: „Organ für den deutſchen Handels- und Fabrikenſtand“ viele jener furchtbaren Thatſachen aufſtellen möchte, wie ſie vom geſunkenen Verkehr von Ulm gegeben wurden, wo vor dem J. 1793 jährlich 30,000 Stück Leinwand, jetzt ſeit fünf Jahren nur kaum 6000 verſandt wurden, wo die Gerbereien, gegen den frühern Abſatz, jetzt um einige hunderttauſend Gulden jährlich minder liefern.

Auch die gewerbfleißige, immer mehr verarmende Schweiz könnte vom fortſchreitenden Verſinken ihres Verkehrs traurige Beiſpiele geben. Schon ringsum von einer Douanenkette

Digitized by Google

auf Italiens und Frankreichs Seite faſt gänzlich geſperrt, bleibt vielen Hunderten ihrer Einwohner kein andrer Troſt, als Auswanderung in ferne Welttheile, um dort ihre Induſtrie zum Schaden der Europäer hin zu verpflanzen. Frankreich fängt jetzt ſelbſt an, ſich die Erzeugniſſe der hohen Alpen, die Käſe, entbehrlich zu machen. Vor dem Jahre 1814 zahlten die Schweizerkäſe vom Zentner Markgewicht eine Abgabe von 2 Francs an den franzöſiſchen Zollſtätten, jetzt ſieben Franken, oder vom Pfund einen halben Batzen. Daher fällt die Waare ſelbſt in vielen Gegenden ſo tief im Preiſe, daß der Zentner, wo er ſonſt 32 bis 40 Franken koſtete, nur 24 bis 28 Fr. zu ſtehen kommt. Somit ſinken auch die Alpen ſelbſt im Preiſe.

Für die Schweiz wäre es daher von der erſten Wichtigkeit, ſich den deutſchen Handelsintereſſen aufs engſte anzuſchlieſſen. Schon ſind dazu von verſchiedenen Seiten Anträge und Anregungen gemacht; ſo wie auch die ſchweizeriſchen Handelsleute und Fabrikanten ſich ſchon freiwillig dem Verein des deutſchen Handels- und Gewerbſtandes näherten, und durch Geldbeiträge ihrerſeits deſſen Bemühungen nach Kräften unterſtützten.

Bibliographiſche Anekdoten.

1.

Brunk beſaß viele Kenntniſſe, hatte aber einen widerwärtigen Humor, den er unter andern in ſeinen zahlreichen, einer Oxforter Ausgabe des Apollonius Rhodius von J. Shaw beigeſetzten handſchriftlichen Noten, die zwar allerdings von Einſicht zeugen und zierlich geſchrieben ſind, übrigens aber, zur Ehre des Verfaſſers, wenigſtens zum Theil hätten ungeſchrieben bleiben ſollen, zu Tage gelegt. Unter andern macht er dem freilich armſeligen Herausgeber, der durch ſeine Unwiſſenheit ſeinen Zorn gereizt hatte, auf dem Titelblatte folgendes Kompliment: „*Joanne Shawi*, in arte bibendi c...ndi, ſtertendi, aut ſi quae ſunt harum ſimiles, eximium te magiſtrum credo: ſed in arte poetas graecos edendi sane non dignus es, cui inter tisones infimos concedatur locus. *Saw* germanis porcum ſignificat; gregarium te porcum dixerim, non collegii ullius ſocium. Pecuniis emunxisti quotquot c....as tuas cartas emerunt.“ Andere noch auffallendere Aeuſſerungen finden ſich in dem Buche ſelbſt angeſchrieben.

2.

Die Georgarchontomachia, ein zu Middelburg mit andern Gedichten des nämlichen Verfaſſers 1766 im Druck erſchienenes, burleskes, bei Anlaß der Händel, welche im Jahr 1672 zwiſchen den Stadtbehörden zu Middelburg und den Bauern der Umgegend ſtatt gehabt, verfertigtes Gedicht iſt das Werk eines Stegreifdichters von der ſeltſamſten Gattung, des J. G. Beronicius. Es war dies ein kleiner Mann von der gemeinſten Geſichtsbildung, der ſcheuſslichſten Unreinlichkeit, immerfort betrunken, der ſich nirgends gefiel, als unter dem allerniedrigſten Pöbel. Dabei ſprach er faſt alle modernen Sprachen Europa's, das Lateiniſche in einer Vollkommenheit, welche dem großen Gronovius bange machte, und das Griechiſche ſo gut wie

Digitized by Google

ſeine Mutterſprache; auch wußte er über jedes ihm aufgegebene Thema augenblicklich und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in griechiſchen und lateiniſchen Verſen zu improviſiren. In ſolchen Augenblicken, wo es darum zu thun war, ſeine Talente zu Tage zu legen, verdrehte er die Augen, kratzte ſich in den Haaren, fletſchte die Zähne und krümmte ſich wie ein Beſeſſener; dann aber entſprudelten die Verſe ihrer Quelle mit eben der Leichtigkeit, mit welcher einem Giani und je den berühmteſten italieniſchen Improviſatoren ihre Canzonen und Sonette von den Lippen floſſen. Ob dieſer wunderliche Menſch Profeſſor, ob er Jeſuit oder Mitglied eines andern geiſtlichen Ordens geweſen, iſt nicht bekannt; einzig weiß man von ihm, daß er ſich viele Jahre lang in Frankreich, England und Belgien herumgetrieben und endlich in ſeinen alten Tagen Holland zu ſeinem bleibenden Aufenthalte gewählt hat. Es ſcheint, als habe er den Ort ſeiner Herkunft geheim halten wollen; denn wenn man ihn etwa über dieſen Punkt ausforſchen wollte, ſo antwortete er: patriam cujusque esse, ubi cuique bene est. Einſt ſprach man davon, ihm einen öffentlichen Lehrſtuhl zu übertragen; allein er ſchlug dies Anerbieten aus, mit Bedeuten, daß ein ſo einförmiges Leben keineswegs nach ſeinem Geſchmack ſei. Lieber wollte er ſich ſein Brod mit Meſſerſchleifen, Rauchfangkehren, Torfverkauf und andern ähnlichen Begangenſchaften verdienen. Wie er gelebt hatte, ſo ſtarb er auch. Immer mehr warf er ſich in die Völlerei hinein, und zuletzt fand man ihn erſtickt in einer Pfütze.

3.

Der im Jahre 1809 zu Paris verſtorbene engliſche Buchhändler James Payne war gerade an dem Tage ſeinem Ende nahe, als bei Verſteigerung der berühmten La Serna'ſchen Bibliothek die höchſt ſeltene und koſtbare Römer-Ausgabe von Jul. Cäſar, von 1469 verkauft wurde. So krank er war, ſo intereſſirte es ihn gleichwohl, zu wiſſen, wie viel die vornehmſten Artikel gegolten hätten, und um ihn ein wenig zu zerſtreuen, gab man ihm diesfalls die gewünſchte Auskunft. Da er wußte, daß ein ausgezeichneter Bücherliebhaber zu Paris jenen Cäſar nicht hatte und ſehr darnach verlangte, ſo erkundigte er ſich, ob dieſem das Glück zu Theil geworden, denſelben auf der Auktion zu erſtehen. Man antwortete ihm: Nein; denn Hr. M* ſei um zehn Minuten zu ſpät gekommen. Der Sterbende richtete ſich noch einmal auf und ſagte: „Wer einen Cäſar von 1469 haben will, ſpeiſt nicht zu Mittag.“ Zwei Stunden nachher verſchied er.

Digitized by Google

Ueber den neuen Homer, gefunden in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und herausgegeben von Angelo Maio.

Angelo May, Vorsteher der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, hatte im Jahr 1814 durch ein lateinisches Programm angekündigt, daß er einen Codex von Homers Iliade aufgefunden, der zwischen dem vierten und fünften Jahrhundert geschrieben worden, auch mit vielen schönen und ausgemalten Zeichnungen versehen wäre. Ein Fund, um so schätzbarer, weil die ältesten Handschriften des Vaters aller Dichter kaum an das zehnte Jahrhundert hinaufreichen.

Das Versprechen, diesen für Kunst und Kritik gleichgewichtigen Codex bekannt zu machen, löfete der gelehrte und thätige May durch eine prächtige Ausgabe in sehr großem Folio, die im verflossenen Jahr 1819 zu Mailand erschien, unter dem Titel: Iliados fragmenta et picturae. Accedunt scholia vetera in Odysseam. Item Didymi Alexandrini marmorum et lignorum mensurae. Mediolani 1819.

Geschichte des Codex.

Sehr merkwürdig ist die Geschichte dieses Codex. Joh. Vinzenz Pinelli, ein gelehrter und edler Genueser, wanderte mit seiner zahlreichen Bibliothek im Jahr 1558 nach Padua, um dort den Dienst der Musen in Ruhe und Stille abzuwarten. Vierzig Jahre lang mehrte er seinen Bücherschatz, sammelte um jeden Preis alte Handschriften aus allen wissenschaftlichen Fächern, schrieb nicht nur allein viele eigenhändig ab, die ihm mitgetheilt wurden, sondern hielt auch eigends besoldete Abschreiber, denen er unaufhörlich Arbeit gab.

Er starb zu Padua im Jahr 1601. Die Bibliothek fiel an seine zu Neapel wohnende Erben. Ohne was von einigen untreuen Händen entwendet worden, wurden dreihundert Kisten mit Büchern und Handschriften angefüllt, und auf drei Schiffe geladen, die nun zur See nach Neapel abgingen.

Zwei Schiffe kamen glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung an; eins aber hatte das Schicksal, daß es türkischen Seeräubern in die Hände fiel. Da nun aber diese keine Schätze, sondern nur gefüllte Bücherkisten fanden, so nahmen sie die Schiffleute gefangen, warfen die Kisten ins Meer und überliessen das Schiff den Wellen.

Wind und Sturm jagten das Fahrzeug und die Bücherkisten an die Vicentinischen Gestade.

Die Einwohner dieser Gegenden fischten die Kisten auf, und da sie von den vielen auf Pergament geschriebenen Büchern keinen Gebrauch zu machen wußten, so zerrissen sie manche und klebten die Blätter statt Fensterscheiben auf Rahmen. Allein bald war dies ruchbar. Freunde

Digitized by Google

der Wiſſenſchaft und Pinelli's neapolitaniſche Erben ſchritten ein, und mit Hilfe der büraerlichen Richter eroberten ſie die Ueberbleibſel des ſchiffbrüchigen Bücherſchatzes, theils durch Strafen, theils durch Belohnungen, wieder, und ſo ward das Gefundene nach Neapel abgeführt.

In der Folge drangen die Pinelliſchen Erben darauf, daß die Bibliothek zum Verkauf ausgeboten werden ſollte. Kardinal Friedrich Borromäus, Neffe des berühmten ehemaligen Erzbiſchofs Karl Borromäus, bot eine anſehnliche Summe auf das Ganze, erhielt ſo den geſammten Bücherſchatz, und hiemit wanderte derſelbe in die Ambroſianiſche Bibliothek nach Mailand.

Dieſer große Kardinal, Freund und Beſchützer der Muſen, vermehrte noch ferner mit ungeheuern Koſten die Bücherei in Mailand durch die ſeltenſten Werke und Handſchriften, die er mit Hilfe ſeiner Unterhändler auf allen griechiſchen Inſeln des Archipelagus, auf dem von Mönchen bevölkerten Berge Athos, in Konſtantinopel und in allen Städten Kleinaſiens aufkaufen ließ. Hierzu kamen noch zahlreiche und koſtbare Handſchriften aus dem alten Kloſter Bobio im ligüriſchen Gebiete *), die er, wie ſich May ausdrückt, mit Willen der Beſitzer zu ſich nahm, volentibus dominis abstulit.

Durch dieſe Freigebigkeit und andere anſehnliche Zuwüchſe der folgenden Zeiten erhob ſich die Ambroſianiſche Bibliothek zu einem Grade von Reichthum an Handſchriften, der wenige ſeines Gleichen hat. Ueber achttauſend, behauptet man, ſoll ihre Anzahl ſteigen. Es gehörte eine eigene Verbrüderung gelehrter Männer dazu, um zu unterſuchen und zu beſtimmen, was ſie alles enthalten.

Wie viel der unermüdliche Muratori geleiſtet habe, iſt bekannt. Der würdige Angelo May folgte ſeinem Beiſpiele und richtete vorzüglich auf die codices rescriptos, deren halberloſchene oder abgeſchabte Schrift er wieder durch chemiſche Mittel erweckte und erſcheinen machte, ſo daß die gelehrte Welt theils einzelne Bruchſtücke, theils auch ganze Schriften für verloren geachteter klaſſiſcher Autoren oder hiſtoriſcher Schriftſteller in koſtbaren Ausgaben dem berühmten May ſeit einigen Jahren bereits verdankt.

Ja, wir dürfen hoffen, daß das Quellenſtudium unſrer deutſchen Sprache nächſtens einen mächtigen Zuwuß aus der Ambroſianiſchen Bibliothek erhalten werde. Denn May fand in derſelben einen Codex, welcher eine namhafte Anzahl der Briefe vom Apoſtel Paulus, auch verſchiedene Bruchſtücke des Propheten Nehemias in gothiſcher Sprache enthält, die wahrſcheinlich vom gothiſchen Biſchof Ulphilas überſetzt ſind, oder vielleicht aus den Zeiten des in Italien herrſchenden Oſtgothen-Königs Theodorich herrühren. — Zur Herausgabe dieſer Texte hat nun, wie May berichtet, der Graf Jakob Melleri auf eigene Koſten gothiſche Buchſtaben gießen laſſen. Eine höchſt verdienſtliche, des Dankes würdige Freigebigkeit!

*) Das Kloſter Bobio ſtand in enger Verbindung mit dem Kloſter St. Gallen in der Schweiz. Die Mönche liehen einander wechſelsweiſe die Bücher.

Digitized by Google

Nachdem ich nun die Geſchichte des homeriſchen Codex und ſeiner Wanderung in die Ambroſianiſche Bibliothek erzählt habe, ſo fahre ich fort, ſeine Beſchaffenheit anzugeben.

Beſchreibung des homeriſchen Codex.

Der Codex iſt in Quartform von Pergament, die Schrift von der höchſten Zierlichkeit, durchaus in großen Initial-Buchſtaben (Literis quadratis). Alle Worte hängen ohne Abtheilungszeichen, ſo wie nämlich die Alten ſchrieben, an einander; doch ſteht nicht mehr als ein Vers in einer Zeile, ſo daß er für die, welche mit der homeriſchen Sprache bekannt ſind, leicht zu entziffern iſt. Der ſorgfältige Herausgeber hat eine ſehr elegante Tafel mit dieſer Schrift abſtechen laſſen. Leider fand May nur zerriſſene Glieder des alten Dichters, disjecta membra poëtae.

Es geſchah nämlich, daß derjenige, welcher dieſen Codex urſprünglich für ſich ausfertigte, theils zu Anfange der einzelnen Bücher, theils zwiſchen dem Texte die Zeichnungen von einem Künſtler entwerfen und ausmalen ließ, die auf die homeriſche Kriegsgeſchichte Beziehung haben, und manchmal ein mäßiges Quartblatt oder aber ein Blatt in Oktav einnahmen. Unter dieſen Zeichnungen ward der griechiſche Text fortgeſchrieben und auf der Rückſeite des Blattes fortgeſetzt. Leider kam in ſpätern Zeiten ein Beſitzer dieſer herrlichen Handſchrift, der, Gott weiß, aus welcher Urſache, die Gemälde herausſchnitt, ſo daß nur auf der Rückſeite des Blattes der Text ſtehen blieb, welchen derſelbe aber mit ſeiner Charta bombycina oder mit Seidenpapier überklebte. Um nun den noch übrigen Text zu retten, ließ May dieſe Hülle abziehen. Und ſo wurden leider nicht mehr denn achthundert Verſe aus der ganzen Iliade gerettet. Der Text enthält verſchiedene, aber doch nicht zahlreiche Varianten.

May ließ nun in achtundfünfzig Tafeln die Gemälde abſtechen und den vorhandenen Text darunter abdrucken, der jedoch wegen ſeiner Zerſtückelung nicht immer zur Abbildung paßt.

Da nun ſowohl der Text als auch die Gemälde, die mit demſelben zu gleicher Zeit gefertiget worden ſind, zwiſchen das vierte und fünfte Jahrhundert fallen, ſo haben wir ein Kunſtprodukt, welches über fünfzehnhundert Jahre alt iſt.

Die Gemälde laufen durch alle vierundzwanzig Bücher der Iliade; jedoch müſſen einige verloren gegangen ſein, denn zum dritten, achtzehnten, neunzehnten und einundzwanzigſten Buche fanden ſich keine vor.

Die Gemälde des Codex. Ihre Beſchaffenheit.

Dieſe Gemälde ſind nun durch einen ſehr geſchickten Künſtler, Emanuel Schott, abgezeichnet und in Kupfer geſtochen worden. Jedoch ſind dieſelben nicht, wie im Codex, mit Farben illuminirt, ſondern nur in höchſt treuen Umriſſen hie und da ein wenig ſchattirt.

Wenn nun auch dieſe Gemälde ſich nicht durch Feinheit der Farben auszeichnen, ſo ſind dieſelben dennoch wegen ihres hohen Alters, der Erfindungsgabe des Künſtlers, der einfachen

Digitized by Google

Zusammensetzung, der größtentheils sehr reinen Zeichnung, der genauen Beobachtung des Personen-Karakters, des Kostüms in der Rüstung und in andern Attributen, höchst merkwürdig.

Aus welcher griechischen, vielleicht byzantinischen Schule der Künstler auch gewesen sein mag, so kommt es mir sehr wahrscheinlich vor, daß er seine Ideen vielleicht aus damals noch vorhandenen ältern Gemälden, oder aus Basreliefs, geschnittenen Steinen und Münzen geschöpft haben mag. Um dieses zu erläutern, will ich nun zur Bezeichnung der Gemälde, wie sie May nach den Farben beschrieben und wie sie in den Zeichnungen seiner Ausgabe ohne Farben erscheinen, übergehen.

Die Götter.

Die Figuren der Götter haben eine ausgezeichnete Würde. Jupiter erscheint mächtig größer als die andern, mit Krone und Zepter, das ist, mit einem langen Stabe, begabt. Der Ausdruck seines Gesichts verkündet majestätischen Ernst und Ruhe. Sein Haupthaar ist lockicht und geringelt, die obere Hälfte seines Körpers unbedeckt, die untere in einer Bekleidung mit reichem Faltenwurfe. Das Unterkleid ist theils violet, theils von schwärzlichem Purpur, die Schuhe golden oder vielmehr safranfärbig. Jupiter und die Götter sitzen in ihrer Versammlung auf einem halbzirkelförmigen Ruhebette mit antiken, wohlgedrechselten Füßen, welche die Form eines umgekehrten, auf der Spitze stehenden Kegels haben. Auf den Sitzen liegen schwellende grüne Polster; die Füße der Götter ruhen auf einem verlängerten Schemel oder griechischen Hypopodium. Alle Götter haben um das Haupt einen Nimbus oder Kreis von bläulichter, rother oder auch smaragdgrüner Farbe, wie man sie heutzutage an Heiligenbildern noch anbringt. Daß dieser Nimbus bei den alten Götterbildern in der Vorwelt schon Sitte gewesen, beweiset May durch eine Stelle des Servius zur Aeneide Buch II, 116.

In dem olympischen Götterrathe sitzen die Unsterblichen nach ihrem Range, Jupiter in der Mitte, an seiner Seite Juno, eine edle, aber doch nach dem Ausdrucke etwas bissige Figur. Auf dem Haupte trägt sie einen weißen, blauen oder violetten Schleier. Die in vielen Falten herabfliessende Stola, ein langes Gewand, ist theils weiß, theils amethistfärbig.

Minerva erscheint immer jungfräulich, mit einem Helm auf dem Haupte, einen Schild, eine Lanze oder ein Zepter tragend. Die Schultern umgibt der Mantel, das lange Kleid oder die Tunika wird von einem Gürtel zusammengefaßt.

Die holde Venus kommt dreimal auf diesen Iliſchen Tafeln vor, mit einem weißen, gelbbebrämten Schleier. Die Stola ist roth.

Apollo als unbärtig, mit fliegenden Haaren und einem Lorbeerkranze.

Mars immer bewaffnet, mit einer Chlamys oder einem Kriegsmantel.

Hierzu kommen noch; die leichtschwebende Iris, der Flußgott Xanthus, der, auf einen Felsen gelehnt, seine strömende Urne in das Thal ausleert; ferner die Nacht, eine weibliche Göttin, die, bis an den Gürtel verhüllt und mit Flügeln begabt, vom Himmel herab über dem griechischen Lager schwebt.

Digitized by Google

Ferner erscheint auf einer Tafel Vulkan halb entblößt, eine Kappe auf dem Haupte, gleich jener des Ulysses. Er sprüht zwei Flammenstreife gegen die Wogen des Xanthus.

Die Helden.

Eine eben so große Mannigfaltigkeit herrscht in den Figuren der homerischen Helden. Diese, als Befehlshaber des Heeres, ragen zum Zeichen ihrer Würde Zepter, d. i. lange Stäbe. Der König über die Könige, Agamemnon, von schönem Mannesalter, ragt über alle heraus, ein Diadem läuft über sein Haar, ein Mantel von Purpur über die Waffen.

Achilles in der Gestalt eines edeln Jünglings. Die Hälfte des obern Körpers ist entblößt. Von seinen Schultern fließt eine hyazinthblaue Chlamys, von welcher der untere Theil des Körpers umhüllet wird. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte läuft ein breites Band als Zierde oder auch als Schwertgehänge.

Ulysses sieht einem höchst sinnigen Manne ähnlich, trägt keinen Helm, sondern sein Haupt ist mit der karakterischen, in ein halb konisches Gewölbe zusammenlaufenden Schiffskappe bedeckt. Schon Plinius in dem 35. Buche seiner Naturgeschichte Sect. 36 hat bemerkt, daß Ulysses bereits vom Maler Nikomachus in dieser Kopfbedeckung bezeichnet worden, und daß die spätern Künstler dieselbe beibehalten hätten. Sein Gesicht ist durchaus ernsthaft, sein Blick auf den Boden geheftet, wie ihn Homer in der Ilias B. 3. V. 217 beschreibt. Selbst in den Gefechten erscheint er nicht ohne die Schifferkappe, nie gebarnischt, sondern mit einer Laena, d. i. einem faltigen, purpurfarbenen Umwurf, der sich über eine weiße Tunika herzieht, sonst mit Angriffswaffen, nämlich Lanze und Schwert.

Der Befehlshaber der Argiver, Diomedes, der Liebling der Minerva, eine edle Figur, immer in voller Rüstung. Sonderbar ist es, daß aus seinem Helme und aus seinem Schilde in den Gefechten Feuerflammen herausquellen. Diese Vorstellung bezieht sich ohne Zweifel auf das fünfte Buch der Iliade V. 4 und 5, wo gesagt wird, daß Minerva von seinem Helme und seinem Schilde Feuer herauslockte gleich dem Schimmer eines herbstlichen Gestirns.

Die Helden im Kriegsrathe oder bei den Volksversammlungen sitzen auf einem halbzirkelförmigen Ruhebette, wie ich dasselbe bei den Göttern beschrieben habe. Die bewaffneten Soldaten stehen hinter ihnen. Den linken Flügel bei diesen Sitzungen nimmt Ulysses, den rechten der alte bärtige Nestor ein, gekleidet in eine Tunika mit einem weiten Kriegsmantel, so ganz wie ihn Homer in der Iliade B. X. V. 131 u. f. beschreibt.

Was uns sehr auffallend erscheinen muß, ist, daß, wenn einer der Götter oder der Helden sprechend vorgestellt wird, er den rechten Arm und den Zeige- und Mittelfinger gegen die Umstehenden ausreckt. Dies ist also die karakteristische Figur eines Sprechenden.

Waffen und Rüstungen der Griechen.

Die Rüstungen der Griechen sind der Helm, der Brustharnisch, um dessen Mitte ein Gürtel

Digitized by Google

oder breiter Gürtel läuft, ſodann das Zoma oder das unterſte Kriegskleid, das in Falten von dem Ende des Bruſtharniſches bis auf die Knie, eigentlich in Form einer Schürze, herabreicht. Die Beine ſind mit Halbſtiefeln, auf der Vorderſeite geſchnürt, umgeben, wie es ſich dann, nach dem homeriſchen Ausdrucke, für wohlgeſtiefelte Griechen ſchickt. Lanzen, Schwerter, bei einigen auch Pfeile und Bogen, ſind Angriffs-, Schilde aber Vertheidigungs-Waffen.

Rüſtungen der Trojaniſchen Helden.

Unter den Trojanern haben nur Hektor und einige andere Anführer griechiſche Rüſtung. Das Volk hingegen hat weder Helme noch Harniſche von griechiſcher Form. Den Kopf deckt eine phrygiſche Mütze, hornförmig vorwärts gekrümmt, wie ungefähr die Staatsmütze des ehemaligen Doge von Venedig. Die Schenkel ſind mit langen Hoſen bis an die Knochel, die Füße mit Schuhen bedeckt. Ein flatternder Kriegsmantel reicht bis an die Knie. Das Unterkleid hat lange Aermel bis an die Handwurzel; und ſo ſtellt ſich dann das Bild aus Virgils Aeneide B. IX. V. 614 dar:

Et tunicae manicas et habent
redimicula mitrae.

Uebrigens ſind ihre Waffen Schwerter, Lanzen, Bogen mit Pfeilen und zum Schutz Schilde.

Die Herolde haben ein kürzeres geſtreiftes Gewand bis an die Knie; die Beine ſind bloß bis an die Waden, an denen die Schnürſtiefeln herablaufen. Sie tragen runde, auf dem Scheitel ſpitzige Hüte, faſt wie die Chineſen, in den Händen Merkurſtäbe mit doppelten Schlangen.

Sonſt aber kommt bei dieſen Zeichnungen eine gegen alle Regeln der Proportion und der Perſpektive laufende Anomalie vor. Es zeichnen ſich nämlich mannigfaltige Gruppirungen der im Gefechte gefallenen Todten, die, in ihrer ganzen Figur unter den Füßen der Fechtenden liegend, von weit kleinerer Geſtalt ſind, als ihre Sieger. Das nämliche Mißverhältniß hat auch ſtatt bei den Figuren der Diener und der Sklaven, ja ſogar der Pferde, die an die Kriegswagen geſpannt ſind.

Die Sklaven warten bei den Schmauſereien auf. Ein ſolches Gelag wird in dem griechiſchen Feldlager ſehr karakteriſtiſch dargeſtellt.

Die Soldaten nämlich liegen halbzirkelförmig nach verſchiedenen Gruppen auf Streuen (Stibades nennt ſie Homer), doch ſo, daß die Arme durch Erhöhung des abgemäht liegenden Graſes einen erhabenen Stützpunkt haben.

Die Sklaven holen die Speiſen von der ſogenannten Eſchara, von dem Feuer, welches auf Steinen, die würfelförmig aufgethürmt ſind, brennt. Trinkgefäße von antiker Form und Schüſſeln mit Speiſe werden in dem leeren Halbzirkel den Eſſenden vorgeſetzt.

Die Götter im Olympus ſchmauſen ganz anders. Sie liegen auf halbzirkelförmigen, gepolſterten Ruhebetten, nicht nach der Länge, ſondern halb kniend nach der Breite, die Füße rück-

Digitized by Google

wärts, den Kopf gegen die Tafel gekehrt; die Arme sind an erhöhte Polster gestützt, vor welche die Speisen gesetzt werden.

Im Lager erscheinen die vorwärts stehenden Zelte von Leinwand, fast thranfärbig, auf beiden Seiten aufgeschlagen, mit Lanzen gestützt; an den Seiten hängen Schilde als Verzierung.

Die Streitwagen sind zweiräderig, nieder, hinten offen, muschelförmig, vorne aber mit einem halbzirkelförmigen Schirm, um die Beine bis an die Knie zu decken, den man Antyx nannte, versehen; kurz so, wie man sie gewöhnlich auf alten Kunstwerken oder Münzen zu sehen pflegt. Zwei Pferde sind an jedem Wagen, die in den Original-Gemälden meistens von verschiedener Farbe erscheinen. Zäume und die sehr einfachen Pferdegeschirre sind meistens von scharlachrother Farbe.

Oft erscheinen auch auf den Gemälden Tempel, jedoch meistentheils nur von der Vorderseite oder dem Pronaos. Man steigt zu ihnen auf Treppen, in der Mitte erscheint zuweilen ein undeutliches Götterbild. Auf beiden Seiten sind Säulen.

Die trojanischen Priesterinnen zeichnen sich im festlichen Ornate durch einen Schleier und eine lange Tunika aus. Die Mädchen, die Opfer bringen, sind in sehr zierliche, faltenreiche Gewänder gehüllt. Das Oberkleid ist mit einem Gürtel unter dem Busen hoch aufgebunden, also daß sie ganz nach Homers Beschreibung als Basbykolpos hochgeschürzt erscheinen. Das Haupthaar ist in der Mitte gescheitelt.

Die männlichen Priester stehen vor dem Opferaltare, sind am Oberleibe entblößt, unter mit einem mantelartigen Umwurfe bekleidet, und halten in der Hand ein Opferbeil oder Bipennis.

Ueberhaupt sind die trojanischen Frauen sehr zierlich nach der nationellen phrygischen Sitte geschmückt. Ihr Haar ist künstlich geringelt, meistentheils röthlicht in den Original-Gemälden. Das Peplum oder der übergeworfene Mantel ist auf seiner innern Seite mit langen Flocken, so wie auch die Ränder mit vielfarbigen Franzen besetzt. Die ganze Haltung ist durchaus edel. Auf einigen Figuren findet man auch hier und da viereckte purpurfarbene Segmente als Verzierung aufgenäht.

Unter den trojanischen Formen erscheinen auch der König Priamus und seine Gattin Hekuba, wie billig, als alte Leute. Diese überreicht dem königlichen Greise goldene und silberne Gefäße, die er als Lösegeld für den Leichnam seines Sohnes Hektor in das Lager des Achilles abzuführen bereit ist. Die Maulthiere sind an dem Wagen zur Abreise angeschirrt.

Auch schaut man einmal die schöne Helena, auf einem gepolsterten Sitze vor dem skäischen Thore ruhend, in Gesellschaft des holden Paris, der unbewaffnet, eine phrygische Mütze und das lange phrygische Kleid trägt, und einen oben gekrümmten langen Hirtenstab in der Hand hält.

Eine ganz seltsame Figur macht auf einer besondern Tafel der trojanische Kundschafter Dolon, wie er, in einen Wolfspelz und eine Kappe von Iltishaut eingehüllt, von Diomedes und Ulysses vor dem griechischen Lager erwischt wird. Er steht ganz gekrümmt und bittend da,

Digitized by Google

und die Helden ziehen ihm die Hülle ab, ganz gemäß der Beschreibung im X. Buch der Iliade V. 334 u. f.

Auch sieht man die Flotte der griechischen Schiffe an dem Meeresgestade, vorn und hinten mit gekrümmten Schnäbeln, die roth angestrichen sind, ganz nach Homers Beschreibung. Zuweilen stehen die Schiffe auch in langen Reihen auf das Ufer gezogen.

Die neuen Scholien zur Odyssee.

Die angehängten Scholien zur Odyssee sind aus drei verschiedenen Handschriften gezogen, welche in der Mailändischen Bibliothek sich vorfinden. Ihr Verfasser ist nicht wohl zu bestimmen, wahrscheinlich aber, nach einigen Kennzeichen zu urtheilen, der nämliche, welcher die von Villoison zu der aus dem venetianischen Codex herausgegebenen Iliade die Scholien gemacht hat. Daß aber der Verfasser, wenn anders sämmtliche Scholien von einem und demselben herrühren, ein Christ gewesen sein müsse, erhellet aus einer Stelle, die sich auf die christliche Lehre vom heiligen Geiste bezieht.

In May's Ausgabe nehmen die Scholien 148 Blätter ein. Diese kleine Anzahl wird niemand auffallen, wenn man bedenkt, daß die Odyssee über zweitausend Verse weniger hat, als die Iliade.

Die meisten sind übrigens von sehr gutem alten Gehalte und für die homerische Literatur höchst erfreulich.

Sonst finden sich noch in der Ambrosianischen Bibliothek fünfundvierzig Handschriften des Homer von verschiedenem Alter und Werthe, worunter freilich auch einige sind, welche nur die Hymnen und die Geschichte des Frosch- und Mäusekriegs enthalten.

Wenn nun eine Gesellschaft gelehrter Männer zusammenträte, um diese Handschriften zu vergleichen und die noch etwa verborgenen, unbekannten Scholien zu benutzen, so könnte endlich eine kritische Ausgabe des ältesten Heldensängers der Welt hergestellt werden, die nichts zu wünschen übrig ließe. Nicht zu gedenken, daß dieselbe noch mit einer Sammlung alles dessen, was Heine, Wolf, Clarke, Ernesti und Andere zur Erläuterung des griechischen Heldenbuches geschrieben, als in einem abgesonderten Kommentar verherrlicht werden könnte. Dies ist auch der Wunsch des Angelo May, dessen Erfüllung zwar schwierig ist, aber nicht außer den Grenzen der Möglichkeit liegt. v. Z.

Digitized by Google

Amtliches Referat über ein neu aufzustellendes Gesetz gegen die Preßvergehen.

In mehrern Staaten ist man gegenwärtig beschäftigt, die Freiheit der Schriftsteller zu beschränken; so in Deutschland, so in England, so in Frankreich. Die Anregung dazu geschieht größtentheils von den Hof- oder Ministerien. Die Meinungen über Wichtigkeit und Werth der Sache sind natürlich getrennt. Die Einen erwarten nach festgestellter Beschränkung der Presse leichtere Beruhigung der Nationen; die Andern fürchten mehr den Mißbrauch der Zensurgewalt und des Preßzwanges, als den Mißbrauch der Preßfreiheit, und zuletzt von jenem den Verfall der Wissenschaften und des Wohlstandes der Staaten.

Vielerlei Stimmen haben sich über den Gegenstand erhoben. Noch ist im frischen Gedächtniß, was die Kammer der französischen Deputirten im Frühjahr 1819 über den Gesetzesvorschlag rücksichtlich der Presse verhandelt hat. Unter den Deutschen hat der Professor Krug in seinem Entwurf zur deutschen Gesetzgebung über die Preßfreiheit, schon im Jahre 1818, viel Gründliches gesagt, indem er zugleich die englische Gesetzgebung in dieser Hinsicht vortrefflich entwickelte. Vielleicht nur zu wenig beachtet man jetzt die Worte des Mannes, der mit so großer Einsicht, Rechtlichkeit und Mäßigung sprach. — Unter den Schweizern redete der scharfsinnige Troxler in seiner Abhandlung über die Freiheit der Presse in allgemeiner Hinsicht und in besonderer Beziehung auf die Schweiz (Schweiz. Museum, Aarau 1816) beherzigungswerthe Wahrheiten, eines freien Schweizers würdig. — Unlängst noch erschienen die Materialien zur Gesetzgebung über die Preßfreiheit der Deutschen, besonders zur Grundbestimmung auf dem Bundestage, vom Freiherrn C. W. F. L. v. Drais (Zürich 1819). Der Verfasser, welcher seit beinahe zwanzig Jahren über den wichtigen Gegenstand gedacht hat, und gleich sehr von der Nothwendigkeit der freien Gedankenmittheilung durch Druckschriften, wie von der Nothwendigkeit überzeugt ist, das Verderbliche zu mindern, was durch bosthaften oder unbesonnenen Mißbrauch der Presse gestiftet werden kann, versucht mit Sachkunde die schwierige Aufgabe, besonders in so fern sie auf den gesammten deutschen Staatenbund Bezug hat, zu lösen.

Nach allem, was nun schon über Freiheit und Einschränkung der Preßfreiheit gesagt worden ist, mag die nachfolgende Abhandlung, freilich im offnen Widerspruch mit jetzt herrschend gemacht werden sollenden Ideen, noch Beachtung verdienen, auch wenn unter gegenwärtigen Zeitverhältnissen keine weitere Rücksicht fürs wirkliche Leben darauf genommen wird. Denn Wahrheiten bleiben darum nicht minder Wahrheiten, wenn sie auch nicht offiziell anerkannt werden.

Das nachfolgende Referat erscheint hier abgedruckt, wie es verfaßt worden ist; man hat sich nur begnügt, die üblichen Kurialien, als sehr überflüssig, auszulassen.

D. H.

Victrix causa Diis placuit, victa Catoni.

— — Endesunterzeichneter ward schon vor einem Vierteljahre beauftragt, sein Gutachten über die Mittel abzustatten, wie auf die zweckmäßigste Art und Weise „den schriftstellerischen Unfugen und daraus entstehenden Verwirrungen begegnet und, ohne Beeinträchtigung nützlicher Wissenschaften, Frevel, Vergehen und Verbrechen, welche durch Druckschriften begangen werden können, gesetzlich zu verhüten oder zu bestrafen seien.“

Referent will, indem er dem hohen Befehl Folge leistet, mehr seinen pflichtmäßigen Gehorsam, als seine Fähigkeit darthun, eine Aufgabe zu lösen, vor welcher schon der Scharfsinn so vieler Gelehrten, die Klugheit der vorzüglichsten Staatsmänner, die Einsicht der weise-

Digitized by Google

ſten Geſetzgeber und die Macht der gewaltthätigſten Fürſten, ſelbſt der Deſpoten ohnmächtig zurücktrat. Denn noch hat kein Volk, kein Jahrhundert ein Geſetz gehabt, welches den Mißbrauch der Preſſe hindern oder mindern kann, ohne dem Vortheil der Preßfreiheit für Wohlſtand und Größe der Thronen und Nationen Schaden zu bringen; ein Geſetz, welches den Forderungen ſtrenger Gerechtigkeit, wie man ſie in ziviliſirten Staaten wollen muß, zuſagt, und der Willkühr den wenigſten Spielraum läßt. Denn Geſetze, welche der Willkühr der Richter großen Spielraum laſſen, ſind leicht gemacht; aber ſie begründen auch nur geſetzliche Tirannei und bringen zuletzt mehr Verderben und Unglück, als Gewinn.

Indeſſen will Referent ſeine Ueberzeugungen mit derjenigen Treue und Freimüthigkeit vorlegen, welche ihm Pflicht und Eid gebieten, ſollte er zuletzt auch nur zeigen können, warum alle bisherigen Verſuche, ein gutes Geſetz über Preßvergehen aufzuſtellen, ſcheitern mußten.

Vor allen Dingen ſoll der Geſetzgeber zuerſt mit ſich ſelbſt über die Abſichten im Reinen ſein, welche er erreichen will; ohnedies wird er nur blindlings und alſo auch fruchtlos Mittel wählen. Die Abſicht iſt zum Theil wirklich in der von der höchſten Behörde ertheilten Aufgabe ausgeſprochen.

Ein Geſetz über die Vergehen durch die Preſſe kann theils zum Zweck haben den allgemeinen: zu verhüten, daß der von Jahrzehend zu Jahrzehend in vielen Ländern immer herrſchender gewordene Geiſt der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staatsverfaſſungen und kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen durch die Werke der Gelehrten und Schriftſteller nicht fort und fort genährt werde, als wodurch zuletzt die öffentliche Ruhe zu Grunde gerichtet wird;

oder den beſondern: daß nur die in einem einzelnen Staat befindlichen Autoritäten und Privatperſonen vor Beſchimpfungen, die hier beſtehenden Religionen vor Entehrung, die hier geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt, und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuteriſchen Anfällen ſicher erhalten werden.

Dieſem nach zerfällt gegenwärtiges Gutachten in zwei Theile.

Erſter Theil des Gutachtens.

Schriftſtelleriſche Unfugen haben keine Revolution hervorgebracht.

Zuvörderſt muß unterſucht werden, ob und in wie fern der erſte oder allgemeine Zweck durch ein Geſetz über Preßvergehen erreicht werden könne. — Ohne Zweifel iſt jener Zweck auch wohl in den Augen der meiſten Höfe gegenwärtiger Zeit der allerwichtigſte, da man die Gährungen in vielen europäiſchen Staaten immer lauter werden hört. Denn an Mitteln, bloß Pasquille und Libelle gegen einzelne Bürger und einzelne Stände, gegen hohe lebende Perſonen, gegen die Verletzungen der Schamhaftigkeit u. ſ. w. zu unterdrücken oder zu

Digitized by Google

bestrafen, hat es der Polizei noch selten gefehlt. Auch weiß man aus Erfahrung, daß dergleichen Libelle und Sudelwerke im Ganzen wenigen Schaden stiften, weil sie bald von der öffentlichen Meinung mit Abscheu und Verachtung geschlagen werden.

Soll aber jener Hauptzweck, die allgemeine Zufriedenheit der Nationen, die innere Ruhe der Staaten gegen sogenannte demagogische Umtriebe und revolutionäre Grundsätze sicher zu stellen, durch ein Gesetz gegen „schriftstellerische Unfuge" erlangt werden, so muß nothwendig erst ausser allem Zweifel gesetzt sein, daß die heutigen Gährungen und Unzufriedenheiten durch schriftstellerische Unfuge vorzüglich hervorgebracht oder genährt worden sind. Denn wenn unläugbar gemacht würde, daß zum lautwerdenden Mißmuth der Völker die Schriftsteller nichts oder nur zufällig-mitwirkend beitrügen, so wäre es eitel, auch wohl gar nachtheilig, die Waffen des Gesetzes gegen sie allein zu richten. Es würde das beabsichtigte Ziel ungetroffen bleiben, wenn man die Hauptsache vergäße, und mit allem Aufwand von Mitteln einer Nebenursache den Krieg machen wollte.

Es liegt keineswegs im Sinn des Referenten, die Frechheiten, Unanständigkeiten oder republikanischen Schwärmereien und Schulfuhen-Schwindeleien einiger Tagsschriftsteller in Schutz zu nehmen. Vielmehr glaubt er, man erweise diesen Menschen zuviel Ehre, wenn man sie für Urheber großer Bewegungen und Revolutionen hält. Die polemischen, zügellosen Blättchenschmierer zur Zeit der Reformation haben die Reformation nicht gemacht, sondern diese machte sich durch den Widerspruch von vielen durch vernünftigern Unterricht und aus dem Lesen der Bibel entstandenen Ueberzeugungen mit den in der Kirche und Hierarchie waltenden Mißbräuchen. Eben so wenig wird man glauben, daß die Marats und andere wüste politische Libellisten seines Gelichters die französische Revolution gemacht haben. Diese entstand durch die Fehler früherer Könige, durch die Uebel am Hofe, durch den Egoismus der Adelichen und hohen Geistlichen, der sich keine Schranken setzen lassen wollte und so mit dem gesunden Mutterwitz der Nation in Widerstreit gerathen mußte. — Die nordamerikanische Revolution brach aus, und Nordamerika besaß damals noch wenig Schriftsteller und Zeitungen. Diese hatten folglich am Ausbruch des Aufstandes keinen oder sehr geringen Antheil, weder vorbereitenden, noch unterstützenden. England hingegen war im Fehler und die Nordamerikaner hatten Augen. — Wer wird behaupten wollen, der gegenwärtige Abfall Südamerika's von seinem Mutterstaat sei eine Frucht der dortigen demagogischen Schriftsteller und Zeitungsschreiber? Jedermann weiß ja, daß die dortigen Mulatten und Mestizen und Quarteronen ziemlich frei vom Uebel der Lesesucht sind, und kaum Schriftsteller kennen, geschweige haben. Allein das Volk hatte Ursache, mit der ihm vom Mutterlande widerfahrnen Behandlung unzufrieden zu sein, und die Fortschritte des menschlichen Geistes von Wahrheit zu Wahrheit hatten auch ihren stillen Einfluß auf jene Völker, wo nicht durch Schriftsteller, doch durch Gespräch und Verkehr mit Gebildetern.

Ja, wenn man alles bisher Gesagte läugnen wollte, wird man doch wenigstens zugeben,

Digitized by Google

daß das Königreich Spanien von Zensuren und Inquisitionen, weltlichen und geistlichen Spionen gegen alle schriftstellerischen Unfuge beschirmter von jeher war und ist, als irgend ein einziges Reich in unserm Welttheile. Die Dauer von Joseph Napoleons Herrschaft war daselbst viel zu kurz, viel zu stürmisch, viel zu verhaßt, als daß Spanien in so geringer Zeit durch Tagsschriftsteller hätte mit vielen und tiefwirkenden Pamphleten heimgesucht werden können. Und doch erfahren wir von dorther jährlich wiederholte Versuche zu Insurrektionen, Veränderungen der Verfassung u. s. w Einem zufriedenen und glücklichen Volke, dessen Bildung und Einsichten mit den öffentlichen Einrichtungen im Einklang sind, wird der beredteste Schriftsteller vergebens predigen, sein Glück, seine Ruhe fahren zu lassen oder aufs Spiel zu setzen, um unglücklich durch Zerstörung aller Ordnungen zu werden. Aber ein Volk, das durch Widerspruch seiner innersten Ueberzeugungen mit den ihm aufgezwungenen oder ererbten Verhältnissen unglücklich ist, wartet auch nicht erst das Erscheinen von Pamphleten ab, um sich Luft zu machen; noch weniger läßt sich sein Schmerz von schönrednerischen Schriftstellern oder von holdseligen Proklamationen besänftigen. Hingegen schiefe Gewaltsmittel oder offenes Verhöhnen und Verspotten der Klagen befördern den Ausbruch des Unmuths, als wirksame Reizmittel.

Es scheint dem Referenten also, so lange nicht erwiesen werden kann, daß Tagsschriftsteller irgend ein zufriedenes Volk empört haben, durchaus gewiß: daß alle Gesetze gegen schriftstellerische Unfugen unzureichende Maasregeln zur Wiederherstellung der verlornen innern Ruhe einer Nation sind; daß man sich vielmehr gegen einen ganz andern Feind zu wenden habe; daß, wenn man dies versäumt, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Regierungen jederzeit übel fahren. Die Journalisten und Libellisten aller Art produziren nicht und haben nie produzirt die Bewegungen der Nationen, wie obige und alle Erfahrungen bewiesen, sondern sind selbst nur Produkte der allgemeinen Stimmung.

Die bessern Schriftsteller werden unter gewissen Umständen die gefährlichsten.

Auf keine Weise will Referent darum den Einfluß der Schriftsteller auf die Stimmung der Nationen läugnen. Umgekehrt, er glaubt, daß er groß sei; er glaubt, daß durch ihn die größten Völkerbewegungen der spätern Jahrhunderte am stärksten befördert sind. Dies war aber nicht das Werk der leichten, flüchtigen, ephemeren Autoren, der bellenden Journalisten, sondern es war das Werk der großen, der ehrwürdigsten, der ächtklassischen Schriftsteller, welche Lehrer der Jahrhunderte sind, die Wissenschaften erweitern, die vorhandenen Irrthümer zerstören, neue Wahrheiten entdecken und den menschlichen Geist dem heiligen Bilde näher führen, nach welchem er geschaffen worden ist. — Diese großen Schriftsteller sind es, welchen, als Lichtern und Lehrern, die Völker Europens ihre Aufklärung und Kultur danken. Ihre entdeckten Wahrheiten hasten unzerstörbar fest, darum, weil sie Wahrheiten sind. Man kann sie nicht ausrotten. Wer sie gelesen, dessen Eigenthum sind sie. Sie sind so eins mit ihm, daß er nicht

Digitized by Google

mehr anders kann, als von ihnen aus die Welt beschauen, beurtheilen und sich äussern. So verbreiten sie sich von Lippe zu Ohr, von der Studierstube auf Hoch- und Dorfschulen, von der Kanzel auf Gemeinden. Hat endlich die Mehrheit eines Volks neue Ueberzeugungen gefaßt, so stoßen die alten, unter ganz andern Verhältnissen entstandenen Umgebungen an, sobald sie den Erkenntnissen dessen, was besser und wahrer ist, nicht zusagen. So entwickelt sich der Mißmuth dagegen. So werden Klagen von der einen Seite, und Vertheidigungen der Verklagten von der andern Seite laut, und zwar von denen, die in dem, was die Stimme der Mehrheit verwünscht, Nutzen, Reichthum, Vorzug und Ehre finden. So entwickeln sich Parteien. So erhitzen sich Leidenschaften. So entstehen leidenschaftliche Maasnahmen gegen einander. So erfolgen Revolutionen, mehr oder minder gewaltsam, immer aber dennoch Revolutionen, das heißt, Umgestaltungen der Aussenverhältnisse nach Maasgabe der innern Bedürfnisse und Ueberzeugungen der Volksmehrheit.

So lange also eine Regierung die großen Schriftsteller von Aristoteles und Plato, von den Aposteln und Evangelisten an bis Baco de Verulamio, Leibnitz, Montesquieu und Kant zu lesen gestattet; so lange sie gestattet, daß das Feld der Wissenschaften erweitert wird, und auf der andern Seite sie dem dadurch mündiger werdenden Geist der Nation die Formen aus den Tagen der Unmündigkeit beibehalten wissen will; so lange sie das Volk zur Freiheit erzieht, aber nicht aus dem Knechtsverhältniß der alten Zeiten in das Staatsbürgerthum übergehen läßt: eben so lange bleibt jede Regierung mit sich selber in Zwietracht. Sie reißt mit einer Hand nieder, was sie mit der andern baut. Ihr ist keine Hilfe, ihr ist kein Rath zu geben. Und Gesetze gegen frivole schriftstellerische Schwätzer helfen am letzten, weil diese am wenigsten zur Kultur der Nationen, folglich auch am wenigsten zur Unzufriedenheit derselben mit den mangelhaften oder unrechtlichen äussern Verhältnissen beitragen.

Sollen also Volksgährungen, Unruhen, Unzufriedenheiten und daraus erfolgende Umschaffungen der innern Staatsverhältnisse u. s. w. verhütet werden, so müssen schlechterdings, in so fern die zunehmende Reife der Nationen daran Schuld ist, nicht nur die schlechten, muthwilligen und bösartigen Schriften, sondern die bessern, die lehrreichsten, die menschenfreundlichsten unterdrückt, vertilgt werden. Wenn das Bibellesen in katholischen Ländern noch lange fortdauert, wird zwar das Christenthum in solchen Ländern fortblühen, aber die gegenwärtigen Dogmen und Formen und hierarchischen Grundsätze der römisch-katholischen Kirche können daneben keine drei Geschlechtsalter mehr bestehen. Es ist daher vom heiligen Stuhl konsequent, daß er den Gottesdienst so viel als möglich in lateinischer Sprache, die das Volk nicht versteht, halten läßt; das Lesen der Bibel untersagt; die Bibelgesellschaften verwünscht und Glauben und Gehorsam predigt.

Daran aber ists nicht genug. Es müssen die Schulen nothwendig geschlossen, höchstens für die Söhne der Großen einzeln offen sein; die Stände müssen, wie in China, wie in

Digitized by Google

Ostindien die Kasten, strenger getrennt, in ihren Abstufungen unwandelbar geschieden, erblich gemacht, und die für jeden Stand erlaubten Kenntnisse mit Vorsicht jedem zugemessen werden. Wenn aber Wissenschaft und geistige Bildung und Erkenntniß der reinsten Wahrheit ohne Unterschied den untern Ständen gestattet wird, während die obern Stände aus Bequemlichkeit oder Vorurtheil davon mehr oder weniger entfernt bleiben: so ist die Ordnung der Dinge schon verkehrt, und die Umgestaltung aller Staatsverhältnisse unvermeidlich.

Referent hat wohl nicht nöthig, von seiner Person zu versichern, daß ihm nicht in den Sinn komme, Maasregeln zur Wiederherstellung der alten Welt zu empfehlen, wie sie etwa Julianus, genannt der Abtrünnige, zur Ausrottung des Christenthums wählte, um mit den alten Göttern auch die alte Macht und Majestät Latiums wieder zu verjüngen. Und könnte er boshaft genug sein, es zu thun, so würde er nicht unklug genug sein, das Absolutunausführbare zu rathen. Er kommt aber auf den ewigwahren Satz zurück: daß schlechte und mittelmäßige oder leidenschaftliche Schriftsteller bis hieher weniger Einfluß auf die Nationen und mithin auf Staatsverwandlungen gehabt haben, als die klassischen Schriftsteller der Nationen.

Wenn man daher auch durch ein Gesetz über Preßvergehen die kleinen Büchermacher zwingen könnte, ihren wilden Ausfällen, ihrem frechen Geschwätz zu entsagen, so wäre damit dem Hauptzweck des Gesetzes: die Beruhigung und Zufriedenheit der Nationen mit ihren Zuständen, mit allfälligen Mängeln der öffentlichen Einrichtungen, keineswegs geholfen. Man würde die politischen Libellisten nur zwingen, auf bescheidenere Art die von großen Geistern offenbarten und entwickelten Wahrheiten, diese Gährungsstoffe in der Welt der Geister, auszustreuen. Der Verstand der Nationen fährt fort sich zu entfalten und findet Vieles von dem Bestehenden unbegreiflich, darauf widerlich, zuletzt unerträglich.

Es ist allerdings recht, daß Schriftstellern, so wie Lehrern an hohen und niedern Schulen, geboten wird, nicht die Grenzen des Anständigen zu überschreiten; daß sie, im Fall gröblicher Verletzungen ihrer schuldigen Achtung der an der Spitze des Staats stehenden Personen, bestraft werden. Aber Referent wiederholt es, für den Hauptzweck wird damit nichts gewonnen. Sie öffnen dennoch durch allgemeine Wahrheiten die Augen des Volks. Wen sie nicht nennen, den nennt nachher die Menge insgeheim; was sie nicht namentlich tadeln, das schilt nachher die Menge laut, wo sie kann und darf. Die Gluth des Mißmuthes frißt nicht minder um sich. Dann erwartet sie, um Flamme zu werden, einen gelegenen Luftzug.

Schwierigkeiten, ein vollkommenes Gesetz über Preßvergehen aufzustellen.

Unvertraut mit dem eigentlichen Sinn seiner hohen Behörde, weshalb ein Gesetz „schriftstellerischen Unfugen und daraus entstehenden Verwirrungen begegnen" soll, tappt Referent zwar im Dunkeln, hält es aber nichts desto weniger für Pflicht, alle mögliche Rücksichten zu berühren.

Digitized by Google

Es kommt darauf an, was man unter Unfugen verſtanden haben möchte. Sind es Lehren, Meinungen, Grundſätze, Wahrheiten, welche den beſtehenden Ordnungen widerſtreiten, ſo muß Referent wiederholt erklären, daß die größten Weiſen, daß in dieſem Sinne die klaſſiſchen Schriftſteller mehr Unfugen begangen haben und begeben, als die demagogiſchen Taglärmer. Vielmehr dieſe letztern wären gar nicht vorhanden, wenn jene Unfugen nicht vorangegangen wären; ſie würden gar nicht einmal verſtanden und bemerkt werden.

Daher iſts äuſſerſt ſchwierig, feſtzuſetzen, was man für wahres Preßvergehen halten ſolle. — Plumpe Ausfälle gegen einzelne Einrichtungen, grobe Läſterungen einzelner Perſonen, wüſte Religionsſpöttereien, ekelhafte Zoten und Zweideutigkeiten laſſen ihre ſträfliche Abſicht leicht erkennen und bezeichnen. Aber wo iſt nun von ihnen hinweg die Grenzlinie zwiſchen dem Erlaubten und Unerlaubten? Wir wiſſen ja, ein gewandter Mann kann Alles ſagen, auch das Verbotene, ohne ſtrafbar zu werden; es kommt nur darauf an, wie man es ſagt.

Soll es ſchon Verbrechen ſein, direkt oder indirekt beſtehende Ordnungen, Stände, erlaſſene Edikte u. ſ. w. in ihrer Mangelhaftigkeit den Augen des Publikums entblößt zu haben; ſoll es Verbrechen ſein, durch Vorſpiegelungen deſſen, was beſſer ſein könnte, durch Geſchichten glücklicherer Zeiten, weiſerer Regenten u. ſ. w. das Volk unzufrieden mit gegenwärtigen Zeiten und Regenten gemacht zu haben: ſo würde auch das Unſchuldigſte zur Schuld, die harmloſe Satire, wie die Moral, zur Meuterei, die ganze Weltgeſchichte zum Pasquill auf neuere Begebenheiten und die heilige Schrift ſelbſt eines der gefährlichſten Bücher werden.

Wirklich iſt noch keinem Geſetzgeber gelungen, beſtimmt die Kennzeichen eines ſchriftſtelleriſchen Frevels und Vergehens anzugeben. Man muß ſich lediglich an Willen und Abſicht der Verfaſſer von Schriften halten, die man für ſchädlich hält. Aber wer maßt ſich an, die Abſichten eines Mannes mit Gerechtigkeit zu würdigen, oder gar zu ſtrafen, ſo lange ſie von dieſem ſelbſt nicht unverhohlen ausgeſprochen ſind? Und doch blieb bisher kein andrer Weg übrig, die Schuld oder Unſchuld eines Autors zu beſtimmen, als die ſchuldige oder unſchuldige Abſicht auszumitteln, welche er mit ſeinem Buch oder mit einer Stelle deſſelben verbunden haben konnte. Darum, die möglichſte Unparteilichkeit zu bewahren, die möglichſte Gerechtigkeit zu handhaben, ſtellte zu dem Zweck die engliſche Geſetzgebung aus unbefangenen Männern ein Geſchwornengericht auf, daß es das Daſein der That und die Vorſetzlichkeit der Beleidigung entſcheide. Wirklich ſcheint dieſes Mittel noch von allen das zweckmäßigſte, wenn auch nicht das unfehlbarſte zu ſein. *) Und doch hat man auch dieſe Jurypleute, als

*) So, mit vielen andern, auch Krug in ſeinem Entwurf zur deutſchen Geſetzgebung. Auch in Frankreich, nach dem Geſetz von 1819, iſt (ausgenommen in Kontumazfällen, wo die Aſſiſengerichte, und in Injurienfällen, wo die Zuchtpolizeigerichte allein ſprechen) jedes Preßvergehen, neben den Aſſiſengerichten, auch Geſchwornen zugewieſen, welche letztere das Urtheil fällen.

A. d. Hr.

Digitized by Google

Absichten-Richter, mit sehr guten Gründen an vielen Orten nicht zulassen wollen, und sie für eben so große Mängel in der britischen Gesetzgebung gehalten, als sie von andern gepriesen worden sind. *)

Bei allen Vergehen und Verbrechen im bürgerlichen Leben muß zuerst, um sie Vergehen oder Verbrechen nennen zu können, erwiesen sein, daß sie gesetzwidrig waren. Wenn nun das Gesetz selbst keine bestimmte Bezeichnung der Grenzen zwischen dem Erlaubten oder Unerlaubten angibt, so bleibt dem Richter die Willkühr und die Handlung des Schriftstellers ist schuldlos. — Andre Handlungen des bürgerlichen Lebens können durch den Schaden, welchen sie veranlaßt haben, das Merkmal der Sträflichkeit an sich tragen. Aber wer zeigt immer von einem Buche den Schaden nach, welchen es stiftet? Tausende lesen es ohne Nachtheil, gleichgültig und kalt; Andre werden dadurch entzündet, weil sie den entzündlichen Stoff schon in sich trugen. Es mögen zahllose Blätter in strafbarer Absicht geschrieben sein, die dennoch kein Uebel anrichteten. Hinwieder haben viele der vortrefflichsten Werke Anlaß zu mancherlei Unglück gegeben; die Bibel selbst. Unmöglich kann der Schriftsteller über die Wirkungen seiner Arbeit zur Rechenschaft gezogen werden, da sie nicht sein Werk, sondern das Werk der Gemüthseigenheiten von verschiedenen Lesern, bei dem einen wohlthätig, bei dem andern verderblich, sind.

So bleibt denn wirklich kein andres Kennzeichen übrig, die Sträflichkeit eines Verfassers zu beurtheilen, als seines Willens Schuld oder Unschuld allein. Und ist nur dieses einzige vorhanden, so greift der Richter in das Amt Gottes ein, der allein die Herzen durchschaut, und kein Richter unterm Himmel darf von sich behaupten, in solchen Fällen das Schuldig oder Unschuldig mit Gerechtigkeit ausgesprochen zu haben.

Warum alle Gesetze zur Beschränkung der Preßfreiheit nicht das bewirkten, was man gern wollte.

Die meisten Vergehungen durch die Presse (wenn man darunter nicht bloß persönliche und lokale Schmähschriften, offenbare Aufruhrplakate u. s. w. versteht) sind Vergehungen eigener Art, sind Gedankensünden, geistige Verbrechen, welche man auf keine Weise unter die Rubrik gemeiner, irdischer Kriminal- und Polizeifälle bringen darf. Sie haben die meiste Aehnlichkeit mit Vergehen durch gesprochene Worte; aber man weiß schon, wie schwer es selbst

*) Freiherr v. Drais in seinen Materialien zur Gesetzgebung über die Preßfreiheit der Deutschen erklärt sich ebenfalls gegen die Geschwornengerichte, weil, wie er sagt, in Sachen der Preßfreiheit das Publikum mehr, denn in irgend andern Fällen, als Partei anzusehen sei, die sich selbst vertheidige. Es lasse sich berechnen, daß in den allermeisten Schuldfällen Absolutorien zum Vorschein kommen würden. „Die Gerechtigkeit in diesem Fach", sagt er, „müßte bald zum Gespött werden, und die schlimmere Folge wäre, daß die nun noch mehr angereizten Frevler ihre boshaften oder leichtfertigen Mißstellungen verzehnfachen würden — zur Schande der Nation!" A. d. H.

bei dieſen hält, dem wahren Sinn derſelben nachzuweiſen. Aber auch die vor der Volksverſammlung geſprochenen Worte des Predigers, die vom Katheder geſprochenen Worte des Lehrers laſſen ſich mit dem geſchriebenen und gedruckten Worte des Autors nicht auf gleiche Linie ſtellen. Denn die Wirkung jener iſt auf einen kleinen Raum, auf eine geringe Zahl von Perſonen beſchränkt; iſt ihrer Natur nach von keiner bleibenden Dauer.

Das Wort des Schriftſtellers hingegen erhält ſich in der Druckſchrift; wirkt durchs ganze Jahr, durchs ganze Jahrhundert; wirkt über die Grenze der Gemeinde, des Landes, ſelbſt des Welttheils hinaus. Der Gedanke des Schriftſtellers wird das Gemeingut der Menſchheit, der Geiſterwelt, ohne Rückſicht der Zeitalter. Durch das Organ der Druckerpreſſe redet die Vorwelt mit der Nachwelt und unterhalten ſich die entfernten Welttheile mit einander. Daneben wird das Reich des mächtigſten Fürſten zum kleinen Punkt auf der Erdkugel, und ſeine längſte Lebenswirkſamkeit zum vergänglichſten Augenblick.

Schon aus dieſem erhellet, warum bisher kein einziges Geſetz über Preßvergehen eigentlich den Hauptzweck erreichen konnte, den es bezielte. Die Macht des gewaltigſten Königs hört an den Grenzen ſeines Königreichs auf, wird jenſeits dieſer Grenzen zweideutig; im Geiſterreich aber, wohin er keinen irdiſchen Zepter ſtrecken kann, zur Ohnmacht.

Selbſt ein Konkordat aller europäiſchen Fürſten, ſtrenger, als der heilige Bund, — ſelbſt das treue Einverſtändniß aller Mächte der Erde, nichts drucken zu laſſen in ihren Staaten, was gegen Staat, Religion, gute Sitten und guten Namen geſchrieben wird, reicht nicht aus. Denn ungerechnet, daß beim erſten Friedensbruche eine Macht ſich gegen die andre des Kriegsrechts bedient und die Preſſen wieder frei ſpielen läßt, haben alle Nationen andre Begriffe mit dem verbunden, was Staat, Religion, gute Sitte genannt wird. Wo landſtändiſche Verfaſſungen beſtehen, wird man ihre Vorzüge preiſen dürfen; wo das Feudalweſen abgethan iſt, wird man auf die Nachtheile deſſelben zurückweiſen dürfen; wo Leibeigenſchaft aufgehoben iſt, wird man ſie verfluchen dürfen; wo Denkfreiheit herrſcht, wird man ſich über den Geiſtesdeſpotismus andrer Gegenden beluſtigen dürfen; wo keine Inquiſition gilt, wird man die Schändlichkeit derſelben beweiſen dürfen. — Wer wird in katholiſchen Ländern wehren, die Irrthümer der Proteſtanten nachzuweiſen, um vor denſelben zu warnen? Wer wird in proteſtantiſchen Ländern hindern, die guten Folgen des Reformationswerks zu rühmen und die Gebrechen des Katholizismus zu entlarven? Was alſo in einem Lande Verbrechen gegen die beſtehenden Staatsordnungen, oder gegen die herrſchende Religion, oder gegen die daſelbſt geltenden Begriffe von guten Sitten heißt, kann im benachbarten Lande ſehr unſchuldig, ja ſehr wahr und löblich genannt, wohl ſelbſt belohnt werden.

Allgemeine Beſchränkung der Denk- und Druckfreiheit liegt alſo auſſer dem Bereich der fürſtlichen Macht. Die Geiſter walten frei unter einander; die Menſchheit ſchreitet, allen Preß- und Zenſurgeſetzen zum Spott, vorwärts; das Unächte geht unter; das Rechte bewährt und bewahrt ſich. Die Völker ſtehen noch unter einer andern Gewalt, als der des weltlichen

Digitized by Google

und geistlichen Arms. Darum waren alle Sprüche der Kirchenversammlungen, alle Bannstrahlen der Päpste, alle Autodafé's der Inquisitionen, alle pragmatische Sanktionen, Reichsgrundgesetze, Edikte, Strafen und Belohnungen ohne Kraft, die Völker festzubannen auf den Stufen, wo sie standen. Ihre Geistesbildung änderte von Jahrhundert zu Jahrhundert, und das ward der Zeitgeist.

Alle Gesetze über Preßvergehen, weil sie sich in den verschiedenen Ländern einander widersprechen, und hier verneinen, was sie dort bejahen, heben folglich in der Totalität einander wieder auf und lassen die Presse wirklich frei. Will man also durch strengere Zensuren oder Beschränkungen schriftstellerischer Freiheit vornehmlich das bewirken, daß die Unterthanen nicht vom sogenannten Zeitgeist ergriffen werden, daß sie mit allen Verfügungen ihrer Höfe, Ministerien und geistlichen Autoritäten zufrieden sind, nicht nach dem gelüsten, was sie in andern Staaten als besser erkennen: so ist dieser Zweck, nach des Referenten Dafürhalten, durchaus unerreichbar, wenigstens hat es die Erfahrung bisher unwiderleglich bewiesen, daß man daran nicht denken solle, weil man an Unmögliches denkt.

Nur wenn sich jeder Staat zuletzt auf sich selbst beschränkt, bleibt ihm noch ein einziges Mittel. Es besteht im Verbot, wo nicht aller Bücher, doch derjenigen, die seinen politischen und kirchlichen Interessen feindselig sind. Wieviel mit Bücherverboten ausgerichtet wird, weiß heut zu Tage Jedermann. Man schleicht vor allen andern zuerst dem Verbotenen nach. Es wäre fast nicht unklug, das zu verbieten, von dem man wünscht, es möchte am häufigsten und mit der größten Aufmerksamkeit gelesen werden. Kommen auch schon weniger Exemplare in Umlauf, gehören sie dafür zu den literarischen Kleinodien und wandern sie durch desto zahlreichere Hände, welche sich, ohne das ergangene Verbot, kaum nach ihnen ausgestreckt haben würden. Es ist ein eben so großer Genuß darin, seine Neugier zu stillen, als in dem Vergnügen, wissen zu lassen, man sei im Besitz einer Seltenheit. Bücherverbote sind Fingerweise für Lüsterne, Sachen zu erfahren, die nicht Jeder erfahren soll. Daher war es keineswegs ganz unweise gehandelt, wenn man zu Rom, oder in Spanien, den Katalog der verbotenen Bücher ebenfalls wieder in die Reihe der verbotenen Bücher setzte.

Wenn es aber auch ausführbar wäre, durch wachsame Strenge an den Grenzen und im Innern des Landes das Einschwärzen literarischer Contrebande gänzlich zu verhindern: man kann nie das Einbringen verbotener Gedanken verhüten, man kann nicht mündliche Mittheilungen verhüten. Das Wort fliegt noch unendlich schneller von Lippe zu Lippe, als das Buch von Hand zu Hand. Das bezeugen Südamerika und Spanien heutiges Tages noch. Zudem hat Referent schon gezeigt, daß schmähsüchtige Tags- und Flugschriften, weil sie nur Einzelnheiten, nur Oertlichkeiten berühren (worüber ohnehin die Meinungen schon getheilt sind), oder weil sie gewöhnlich leidenschaftlich und bitter sind (was wohl Einzelne kränken, Einzelne belustigen mag, aber die große Menge nicht oder nur sehr vorübergehend anspricht), keineswegs so großen und entschiedenen Einfluß auf Glück und Unglück der Nationen haben, als vortref-

Digitized by Google

liche, den gesunden Menschenverstand weckende, den Geist über das gemeine Vorurtheil erhebende Werke. — Und diese verbietet man nicht! So kommt ungehemmt durch sie der Verstand der Nationen zur Reife, und er faßt Verdruß und Feindschaft gegen die ihn umgebenden Schöpfungen aus den Tagen der Unreifheit. Die Mißempfindung erzeugt Gedanken und Wünsche; die Gedanken erzeugen Worte; die Worte zuletzt Thaten.

So kehrt Referent im Kreise wieder zu dem zurück, womit er den ersten Theil seines Gutachtens begann; daß nämlich, wenn des Gesetzgebers Absicht bei Beschränkung der Preßfreiheit ist, den wachsender werdenden Geist der Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatsverfassungen und mit den kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen zu verbannen, offenbar ein ganz vergebliches, falsches, ja wohl gar gefährliches Mittel erwählt wird.

Zweiter Theil des Gutachtens.

Bestandtheile eines künftigen Gesetzes über Preßvergehen.

Beschränkt sich aber der Zweck eines Gesetzes über Preßvergehen nur darauf, daß die in unserm Staat befindlichen Autoritäten, Stände und Privatpersonen vor Beschimpfungen, die hier bestehenden Religionsparteien vor Entehrungen, die hier geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt, und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuterischen Anfällen sicher erhalten werden: so wird die Sache einfacher. Es ist keine Frage, ob der Staat die Pflicht, und folglich das Befugniß habe, sich selbst und seine Mitglieder gegen Rechtsverletzungen zu vertheidigen. Es ist nur Frage: Wie dies auf eine gesetzliche Weise also geschehen könne, daß die Beschirmung des Rechts von einer Seite nicht selbst wieder zur Verletzung eines Rechts auf der andern Seite werde.

Man muß auch nicht von einem guten Gesetz über schriftstellerische Unfugen mehr, als dies, erwarten; durchaus nicht, daß es die Unfugen selbst verhüten könne. Vielmehr, es läßt sich voraussagen, daß sie fortdauern werden, so gut, als wenn kein Gesetz vorhanden wäre; so wie da nicht minder Kriminalfälle statt finden, wo sie am schauerlichsten bestraft werden. In Ländern, welche unbeschränkte Preßfreiheit genießen, geschehen jener Unfugen so viele, als in andern, welche der Preßfreiheit verlustig sind. Ja dort sind sie von weit minder nachtheiligen Wirkungen. Man macht aus den Libellen und Pamphleten, schon an ihren Ton und meistens geringen Werth gewöhnt, weniger; liest und vergißt sie schneller. Pitt und Fox und Burke haben durch die auf sie verfertigten Schmähschriften, Satiren und Karrikaturen nicht das Geringste von der öffentlichen Achtung eingebüßt. In Ländern ohne Preßfreiheit dagegen ists wie in kleinen Städten; das Nichtswürdigste macht Aufsehen und ein boshafter Einfall klatscht sich wetterschnell herum.

Der Staat, welcher des Schriftstellers Freiheit und Recht sicher stellt, hat auch die Verpflichtung, Recht und Freiheit andrer Mitglieder zu schützen. Diese sollen vom Schriftsteller

Digitized by Google

nicht ungestraft verletzt werden dürfen und erforderlichen Falls einen Richter finden können. Das ist der einzige standhafte Grund zur Aufstellung eines Gesetzes gegen Vergehen durch die Druckerpresse.

Nach des Referenten Dafürhalten muß ein solches Gesetz in drei Theile zerfallen; in den konstitutiven, welcher die verschiedenen Arten der Preßvergehungen bezeichnet, damit der Schriftsteller wisse, was unerlaubt sei; — in den polizeilichen, welcher den Vollziehungsbeamten die Mittel anweiset, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Presse beabsichtigt oder veranlaßt werden können; — in den richterlichen, welcher im Fall der Gesetzverletzung durch die Druckerpresse die Strafen anordnet.

Was als Preßvergehen angesehen und bestraft werden könne?

Eben der erste Theil des Gesetzes bietet die meisten Schwierigkeiten dar. Man begnügte sich mit allgemeinen, oberflächlichen Bezeichnungen schriftstellerischer Frevel, um den, welchen man schuldig finden wollte, gewisser zu fassen (im Nothfall auch durch Konsequenzenmachereien). Man wollte mehr Andeutung, als feste Erklärung, damit sich der Angeklagte nicht schlau zwischen den Buchstaben des Gesetzes hindurchwinden konnte. Dagegen war man sehr ausführlich in Aufstellung der Gerichtsförmlichkeiten und der Strafen,*) weil das leichtere Arbeit war.

Der Grund der Oberflächlichkeit in Bezeichnung dessen, was als Preßvergehen angesehen werden solle, lag theils in der Natur der Sache selbst, weil es fast unmöglich ist, jede Art der Rechtsverletzungen durch die Presse einzeln oder scharf genug zu bestimmen; theils darin, daß die Regierungen in der Dauer nie selbst ihren Grundsätzen in dem treu blieben, was sie als Preßvergehen ansehen wollten. Je nachdem ein freisinniger oder unfreisinniger Mann an die Spitze der Geschäfte trat, erweiterte oder verengerte sich der Begriff von dem, was strafbar sei.

Da schriftstellerische Geisteswerke, wenn sie sich auch nur auf einzelne Personen, oder auf eine Gemeinde, oder auf ein einziges Land u. s. w. beziehen, dennoch als Stimmen zur gesammten Menschheit anzusehen sind, weil, was auf solche Weise veröffentlicht wird, nicht inner den engen Grenzen einer Stadt oder eines Landes eingebannt bleiben kann; — ferner, da schriftstellerische Geisteswerke nicht wie der Hauch des Mundes im gesprochenen Wort verfliegen, sondern noch nach Jahren, Jahrzehenden und Jahrhunderten fortwirken: so ist das erste Erforderniß eines guten Gesetzes über Preßvergehen, daß es, als Einwirkung auf das

---

*) Auch Hr. v. Drais in seiner oben erwähnten neuesten Schrift meidet sehr vorsichtig, in Bestimmung der Kennzeichen eines Preßvergehens einzutreten, und begnügt sich nur, zu bezeichnen: wer im Fall einer Anklage verantwortlich zu erklären sei, und wie die Prozedur anzuordnen wäre. Die Arten schriftstellerischer Vergehungen anzugeben, unterläßt er deswegen „mit Bedacht“, wie er sagt, weil dies „nothwendig vor die einzelnen Regierungen gehört und auch dort zum großen Theil dem vernünftigen Ermessen der Urtheilenden zu überlassen sein wird.“

groſſe, geiſtige Leben, keine an bloſſe Oertlichkeits- und flüchtige Zeitverhältniſſe gebundene Beſtimmungen enthalte. Es muß daher, als von moraliſcher Natur und in das moraliſche Leben der Welt eingreifend, nichts mit dem Namen des Preßvergehens ſtempeln, was nicht zu allen Zeiten und von allen geſitteten Nationen als ein ſolches anerkannt und verabſcheut werden würde; ja auch dann ſelbſt, wenn die Nationen im Krieg unter einander entzweit wären, gleichwie ſie, auch im Kriege, obſchon Verrätherei benutzend, den Verräther verachten, Meuchelmorder und Brunnenvergifter mit Ekel ſchauen.

Iſt dieſer Grundſatz einmal anerkannt, wird es leichter, die wirklichen Rechtsverletzungen durch die Preſſe anzugeben. Der Schriftſteller, weil er nicht bloß als Mann einer Gemeinde oder eines Staats, ſondern als Mann daſteht, der mit der Menſchheit handelt, ſoll auf keine Weiſe befugt ſein, die Rechte irgend eines lebenden Menſchen, irgend eines beſtehenden Staates, irgend einer vorhandenen Kirch- oder Glaubenspartei zu verletzen. Er iſt daher eben ſo verächtlich und ſtrafbar, wenn er die Rechte fremder Staaten und der darin befindlichen Perſonen, Stände und Glaubens- oder Kirchparteien verletzt, als wenn er ſich auf dieſelbe Weiſe gegen das Einheimiſche vergeht.

Der Schriftſteller, weil er durchaus nur als Geiſt handelt, kann auch nur durch Einwirkung auf Wiſſen, Glauben und Meinen die Rechte Andrer kränken. Weil Andern aber frei ſteht (indem ſie freie Weſen ſind), Wiſſen, Glauben und Meinen des Schriftſtellers anzunehmen oder zu verwerfen, zu benutzen oder nicht zu benutzen, ſo kann er nie für die wirklichen Folgen ſeiner That verantwortlich gemacht werden, ſondern verantwortlich ſind nur die Perſonen, welche, weil ſie ihm Beifall gaben, ungezwungen unerlaubte Handlungen verübten.

Die Größe oder Kleinheit eines ſchriftſtelleriſchen Vergehens muß mithin nicht nach der Größe oder Kleinheit der wirklichen, noch weniger aber der möglichen Folgen gemeſſen werden, ſondern nach der Größe oder Geringfügigkeit der Rechte ſelbſt, die er verwundete. Ein Recht iſt um ſo größer und heiliger, um ſo mehr es Grundbedingung des Beſitzes andrer Rechte iſt, oder um ſo mehr Theilhaber an demſelben durch Verletzung deſſelben beeinträchtigt werden.

Daher ſollten in jedem Staate Verſpottung der Tugend, Liebenswürdigmachung des Laſters (z. B. Ermahnungen zu Meuchelmördereien, unzüchtige Schriften und andere, die auf Vernichtung aller und jeder Religioſität hinarbeiten) als die größten ſchriftſtelleriſchen Vergehen angeſehen werden. Wie man in einigen Ländern mit Recht Gotteslästerer als Wahnſinnige behandelt, ſo ſind jene Laſterprediger mehr als Verrückte oder Vernunftloſe zu betrachten und zu behandeln, denn als beſtrafungsfähige, vernünftige Weſen. Sie müſſen unſchädlich gemacht werden; ſie gefährden nicht nur eine Familie, einen Staat, ſondern das Glück der Menſchheit, welches einzig auf moraliſchen Begriffen beruht. Was moraliſch,

Digitized by Google

was unmoralisch, was Tugend, was Laster sei, darüber kann kein Gericht, unter welchem Volk von einiger Bildung es stehe, einen Augenblick lang zweifeln.

Diesem zunächst steht Aufmahnung zu eigenmächtiger, gewaltsamer Vernichtung oder Verletzung fremder Rechte. — Ruhige Untersuchung, ja sogar Beweis von der Richtigkeit oder Schädlichkeit fremder Rechte ist und kann kein Vergehen sein, weil damit auch nur die Absicht verknüpft sein kann, Erkenntniß der Wahrheit zu befördern, ohne deswegen illegale, thätige Angriffe zu wünschen. Erst dieser erklärte Wunsch macht die Schrift verbrecherisch, weil er in den Augen aller Nationen unmoralisch ist. Daher Ermunterungen zur Ermordung oder Beraubung eines oder mehrerer Menschen, zum Aufruhr, zum illegalen Umsturz bestehender gesellschaftlicher Ordnungen, zur Verfolgung und Vertreibung irgend einer von den Landesgesetzen nicht verbotenen Glaubenspartei u. dgl. als Verbrechen an sich zu betrachten sind. Sie tragen das unzweifelhafte Gepräge des zu allen Zeiten Unmoralischen, oder einer Feindseligkeit, welcher mit feindseliger Kraft begegnet werden muß, wenn sie nicht obsiegen soll. Wo die bestimmte Aufforderung zur gesetzwidrigen Handlung fehlt, wo widergesetzlichen Handlungen keine Lobreden gehalten werden, ist kein Vergehn. Vielmehr ist der Richter strafbarer, als der, den er verurtheilt, wenn jener diesem erst durch Konsequenzenmacherei ein Verbrechen erfindet. Eine an sich legale Darstellung von Gebrechen des Staats, der Kirche und andrer menschlichen Einrichtungen hört darum nicht auf, an sich selbst legal zu sein, wenn sie schon (wie dies oft bei hellerer Erkenntniß des Richtigern der Fall ist) illegale Wünsche, d. i. Sehnsucht nach Verbesserungen, oder Verachtung des wirklich Verächtlichen erregen.

Noch unmittelbarere Rechtsverletzungen können von Schriftstellern geschehen, nämlich Beraubungen fremden Eigenthums, in so fern dies durch Meinung möglich ist. Zu den Gütern, die auf diese Weise geraubt werden können, gehören das Geheimniß und die Ehre.

In allen Zeiten und Ländern gilt Verrath am Geheimniß einer Person, einer Gesellschaft, eines Staates, als Verbrechen, und kann nur durch das Gebot höherer Pflichten gerechtfertigt werden. So ist die Entdeckung einer Verschwörung, einer meuchelmörderischen Absicht u. s. w. durch höhere Pflichten geboten und entschuldigt. Der Schriftsteller, welcher ein Geheimniß wider Willen dessen, der es besaß, öffentlich macht, wird damit zum Räuber. Es dient ihm auch keineswegs zur Vertheidigung, daß er die Wahrheit der Thatsache beweisen kann; sondern lediglich, daß er darthun kann, wie höhere Pflichten ihm geboten, das Verborgene zu offenbaren, und wie er keinen andern Weg, als den der Druckerpresse, kannte, den Nachtheil zu verhüten, welcher durch längeres Geheimhalten des Verborgenen gestiftet werden würde.

Zum Geheimniß gehört Alles, sowohl Kenntniß, als Absicht und That, welches der, oder die, so dergleichen besitzen, nicht wollen können, daß Andre darum wissen, denen sie es nicht selbst mittheilen. Daher gehört das Privatleben der Fürsten, der Beamten, der Gelehrten

Digitized by Google

u. ſ. w., wiewohl ſie öffentliche Perſonen ſind, eben ſo wenig vor das Publikum, als das häusliche Treiben der geringſten bürgerlichen Familie. Darum ſind ſogenannte Staatsgeheimniſſe, wiewohl ſie Hunderten von Amtswegen bekannt ſein können und ſich auf öffentliche Angelegenheiten beziehen, nicht minder als Heimlichkeiten zu betrachten, die ohne Genehmigung der kompetenten Behörde keineswegs der übrigen Welt und fremden Staaten mitgetheilt werden dürfen. Darum ſind Truppenzahl, Stellungen und Märſche der Heere in Kriegszeiten, obwohl ſie vor Jedermanns Augen erſcheinen, im Augenblick des Geſchehens als Geheimniſſe anzuſehen, die dem Feinde verborgen bleiben ſollen und zu deren Kundthuung Niemand Befugniß erhalten kann, als durch Bewilligung des Oberfeldherrn, oder durch Vergangenheit des wichtigen Augenblicks, oder durch das Gebot höherer Verpflichtungen.

Freigegeben hingegen iſt jedem Schriftſteller das Oeffentliche, d. i. dasjenige, was offen in Bezug auf Gemeinde, Staat und Menſchheit vorhanden iſt, was nicht mehr verhehlt wird. Daher ſind der Fürſt, wie ſeine Beamten, Gelehrte, wie Handwerker in einer Gemeinde, in ſo fern ſie öffentliche Perſonen ſind, das heißt durch ihre Handlungen und Verhältniſſe gegen das gemeine Weſen (nicht aber in Rückſicht ihres häuslichen Lebens) dem öffentlichen Urtheil bloßgeſtellt. Ja, ſelbſt Karakter und häusliche Verhältniſſe der Verſtorbenen können, wenn es der Mühe werth geachtet wird, offenkundig gemacht werden, weil die Todten kein Intereſſe mehr haben, daß das ſie Betreffende verhehlt bleibe. Sie gehören, nicht mehr unter den Lebendigen, nur noch der Geſchichte an. Dies Geſetz ward zu allen Zeiten und von allen Völkern beobachtet; dadurch haben wir Geſchichte. Es iſt auch vergebens, es nicht zu wollen, oder zu verbieten, weil es eitel iſt vom Geſetzgeber, zu unterſagen, was er ganz und gar nicht hindern, oder zu gebieten, was er nicht vollſtrecken kann.

Ein ſchätzungswürdiges Gut, wie das Geheimniß, iſt auch die Ehre. Ehrenverletzung iſt alles dasjenige, was vor der Welt Achtung und Zutrauen raubt, in ſo fern der, welchen die Ehrenverletzung angeht, nicht ſelbſt durch öffentliche Handlungen dem Schriftſteller zum öffentlichen Urtheil Befugniß gab. Denn wenn Jemand in einer Druckſchrift namentlich als Dieb, oder Ehebrecher u. dgl. dargeſtellt wird, welcher ſolches Verbrechens willen vor öffentlichen Gerichten Strafe litt, hat das Recht zur Klage über Ehrverletzung verloren, weil ſeine That ſchon offenkundig und von ihm ſelbſt nicht mehr geläugnet iſt. Schon aus dieſer Beſtimmung ergibt ſich, in wie fern Schriftſteller wegen Ehrverletzungen anzuklagen ſind. Es ſind hier dieſelben Bedingungen geltend, wie bei Geheimnißverletzungen; weil auch der moraliſche Karakter jeder Perſon nur ihr eigenes Geheimniß, nur Theil ihres häuslichen Seins iſt, wovon kein Andrer das Recht hat, mehr bekannt zu machen, als ſie ſelbſt in öffentlichen (das iſt auf Gemeindsweſen, Staat und Menſchheit Bezug habenden) Handlungen zu offenbaren gut findet. Man muß alſo die öffentliche Denkart eines Menſchen (publick character) ſehr vom Privatkarakter unterſcheiden. Jene offenbart ſich vorbedacht und freiwillig; iſt alſo der Oeffentlichkeit preisgegeben. Daher haben ſich ein Fürſt, ein Beamter, eine geiſtliche oder

Digitized by Google

weltliche Obrigkeit, wenn ſie, wegen öffentlicher Mißgriffe, Tadel leiden, eben ſo wenig über Ehrverletzungen zu beſchweren, als ein Schriftſteller, wenn ihn aus ſeinem Buche irgend ein ſtrenger Rezenſent als Stümper darſtellt. Die Obrigkeit, ſo wie der gezüchtigte Schriftſteller, können glauben, ihnen ſei Unrecht geſchehen; allein ſie müſſen auch Andern den Glauben des Gegentheils frei laſſen, weil ſie ſelbſt ſich nicht für unfehlbar halten können. Die Obrigkeit kann klagen, daß ihr durch ſolche Beurtheilungen und öffentliche Tadelungen das nöthige Anſehn und Zutrauen im Volke geraubt werde; der gezüchtigte Schriftſteller kann klagen, daß ihm durch ſolche Rezenſionen die Achtung ſeiner Gemeinde, die Ehrfurcht ſeiner Schüler u. dgl. entriſſen werde: allein ſo lange das Urtheil, von welchem man ſich gekränkt fühlt, nur Meinung über Werth und Unwerth deſſen iſt, was die Obrigkeit oder der Schriftſteller ſelbſt dem öffentlichen Urtheil freiwillig und vorbedacht preis gaben, iſt kein Vergehn vorhanden. Sollte dergleichen geſetzlich ſtrafbar ſein, ſo würde man geſetzlich gebieten, alles und jedes zu loben und zu preiſen, was Obrigkeiten, Schriftſteller u. ſ. w. öffentlich ausſtellen, oder ſich jedes Urtheils zu müßigen. — Wer könnte, ohne vor der Welt zu erröthen und ohne von ihr verſpottet zu werden, ein ſolches Geſetz geben?

Es bleibt noch ein dieſem verwandter Gegenſtand übrig, welcher jedem Schriftſteller, als öffentliche Perſon, Heiligthum ſein muß und deſſen Verletzung ſtrafbar iſt — die Anſtändigkeit. Zwar ſind die Begriffe des Anſtändigen und Schicklichen, des Edelſinnigen und Pöbelhaften in den meiſten Ländern verſchieden. Doch iſt das Sittige und Ehrbare mehr oder minder bei den Nationen immer ein Ausfluß und Erſcheinen ihres moraliſchen Gefühls. Die Verachtung von jenem wird alſo zur Verwundung von dieſem. Daher tritt kein Reiſender zu einem fremden Volk ohne Ehrfurcht vor deſſen Gebrauch, Denkart und geſelligen Ton. Der Schriftſteller darf dieſe Ehrfurcht auch nicht bei ſeinem eigenen Volk, und um ſo weniger vergeſſen, je näher das Sittige dem Sittlichen, d. i. dem Gerechten und Tugendhaften verwandt iſt.

Wer in Europa darf es wagen, auf öffentlicher Straße oder in guten Geſellſchaften Zoten zu reden, mit groben Redensarten um ſich zu werfen, Schimpfworte gegen Abweſende oder Anweſende auszuſtoßen, hämiſche Verdächtigungen öffentlich zu predigen? — Es folgt ein Injurienprozeß. Was in guten Geſellſchaften unſchicklich iſt, das iſts noch mehr in öffentlichen Schriften. Der Schriftſteller kann zur Rede geſtellt werden; er, in ſeiner Leidenſchaft, hat ſeine Würde vergeſſen und das moraliſche Gefühl der Nation beleidigt. Denn man kann und ſoll auch die bitterſte Wahrheit mit Anſtand und ohne Grobheit ausſprechen; mit Offenheit, ohne boshafte Tücke; mit Ruhe, ohne ſchäumende Wuth.

Doch über dieſen Punkt, welcher ſchon in den Geſetzgebungen der meiſten Völker am umſtändlichſten behandelt iſt, hat Referent nicht ausführlicher zu werden.

Von den gesetzlichen Mitteln, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Presse entstehen können.

Es liegt dem Referent ob, vom andern oder polizeilichen Theil eines Gesetzes zu reden, dessen Zweck dahin geht, einem noch nicht vorhandenen, aber doch möglichen Schaden vorzubeugen, welcher durch Mißbrauch der Presse entstehen könnte.

Eine ewige Grundbedingung weiser Anordnungen bleibt die, daß sie weder an sich unmoralisch sein dürfen, noch mittelbar das Volk zur Unmoralität leiten dürfen. Diese Grundbedingung gilt auch hier, und ihrer muß um so mehr gerade zuerst gedacht werden, weil von der sogenannten Sicherheits-Polizei die Rede ist, als durch welche gemeiniglich Obrigkeiten am meisten zur Umgehung der Gesetze, zum Despotismus und zur Demoralisirung der Unterthanen verführt werden. Es ist auch leider allgemein schon in Europa bekannt, daß die öffentliche Unsicherheit der Bürger, der Familien und der Nationen durch nichts so sehr bewirkt wird, als durch die Sicherheitspolizei, besonders wo sie in ihrer ganzen, grenzenlosen Majestät erscheint.

Denn wo sie also erscheint, wird sie das Kennzeichen einer schwachen, unfähigen und unmoralischen Regierung, welche, ohne Glauben an die Tugend der Mehrheit des Volks oder im drückenden Gefühl, Vertrauen und Liebe des Volks verloren zu haben, mitten im Frieden den Krieg gegen dasselbe führt, wozu sie, statt der Armeen, die Polizei gebraucht. Wie übel bestellt aber ist der Staat, dessen Regierung genöthigt ist, mit ihren eigenen Unterthanen heimlichen Krieg zu führen und sich in demselben auch die unehrlichsten Mittel zu erlauben, Spionen und Horcher, heimliche Angeber, Brieferbrechungen auf den Posten, oder gewaltthätige Maasregeln gegen Personen, wider die noch keine Anklage, nur oberflächlicher Verdacht statt fand, oder despotische Eingriffe in das Eigenthumsrecht, das heißt, Beschädigungen ohne Ersatz u. dgl. m. Welcher Fürst oder Minister möchte wohl Bürger in einem solchen Staat sein, wie in dem von ihm also regierten?

Die Sicherheitspolizei hat auch die Bücherverbote, die Zensuren und die Konfiskationen der Bücher, vor Ausgabe derselben, erfunden.

Ueber die Maasregel, mißfällige Bücher zu verbieten, hat Referent schon seine Meinung geäussert. Wer diese Maasregel billigt, täuscht sich gewiß, und beweiset nur, wie wenig er aus Erfahrung das Volk kennt. Man vermindert die Anzahl der Exemplare, um die wenigern in weit thätigern Umlauf zu setzen. Man regt der Menschen Lüsternheit auf, um sie zu verführen, das Verbot der Obrigkeiten, es koste was es wolle, zu übertreten. Wehe, wenn man den Leuten einmal diese Gewohnheit gegeben und sie sich mit ihrem Gewissen abfinden gelernt haben! Man beglaubigt durch solche Verbote die abgeschmacktesten Unwahrheiten, gibt Verleumdungen den Schein kühner Ehrlichkeit, und plumpen Grobheiten wenigstens den Anstrich einer Art Feinheit, die getroffen hat. Friedrich der Große ließ die auf ihn verfertigten angeschlagenen Pasquille ein paar Schuh tiefer hängen, damit der Pöbel sie bequemer lesen könne; darum glaubte Keiner an den Pasquillanten, Jeder aber an Friedrichs Größe. — Buttet

Digitized by Google

laſſen ſich an den Grenzen nicht ſo leicht, wie verbotene Kolonialwaaren, aufhalten. Literariſche und merkantiliſche Kontrebande demoraliſiren ein Volk gleich ſehr durch Uebung, die Geſetze zu übertreten und die Obrigkeiten zu betrügen. Selbſt in denjenigen Reichen, wo alle im Ausland gedruckten Bücher und Zeitſchriften verboten, die Schelmereien des Nachdrucks hingegen geſetzlich ehrlich erklärt werden könnten, würde die Regierung betrogen werden.

Manche Regierungen gefallen ſich noch in der Aufſtellung von Bücher-Zenſoren: andere, die von der Eitelkeit dieſer ungeheuren Maasregel zurückgekommen ſind, behalten wenigſtens noch die Zenſur der Zeitſchriften politiſchen Inhalts bei. Unbefangene und erfahrene Männer haben längſt eingeſehen, daß die Zenſurämter dem Staate Geld, den Beamten Mühe und vielſeitigen Verdruß koſteten, und doch keineswegs Nutzen brachten. Denn ſind denn die Staaten, welche keine Zenſur haben, im mindeſten unglücklicher, unruhiger; oder die Regierungen daſelbſt verachteter, verhaßter, die Geſetze verſpotteter, als in Staaten mit zenſirten Zeitungen? Iſt dies nicht der Fall: wozu fruchteten die Zenſuranſtalten?

Es wird vielmehr durch die übelberechnete Maasregel das arge Gegentheil von dem befördert, was man hindern will. Das Ausland betrachtet alle zenſirte Zeitſchriften als halboffizielle Blätter, weil in keinem Blatte etwas erſcheinen kann, was nach den Inſtruktionen des Zenſors nicht mehr oder weniger dem politiſchen Verhältniß des Staats gemäß iſt. Dadurch empfängt die einem ausländiſchen Staat widerfahrne Beleidigung ſchwerere Bedeutung. Das ſchnöde Urtheil eines bloßen Privatmannes könnte man leichter mit Verachtung ertragen. Das Inland hingegen ſieht die zenſirten Zeitungen als dienſtbare Gaule am Staatswagen an, die ohne Erlaubniß nicht links, nicht rechts ſchauen dürfen; glaubt ihnen nicht, ſobald ſie Gegenſtände berühren, die den Hof und das Land ſelbſt angehen, und vertraut ſelbſt den Lügen ausländiſcher Blätter in dieſer Hinſicht weit mehr, als der einheimiſchen Wahrheit. So ſchadet die Zenſur offenbar dem Zweck, den die Regierung will.

Von der andern Seite treten die, welche über Sachen ihres Vaterlandes öffentliche Mittheilungen geben möchten, in ausländiſchen Blättern mit größerer Sicherheit, daher derber, ſchonungsloſer, mit geringerem Stolz auf das Vaterland, in welchem ſie nicht frei reden dürfen, auf. Sie würden, bei eigner Zenſurfreiheit, vielleicht Daſſelbe in inländiſchen Blättern, aber behutſamer, milder geſagt haben. Denn nicht nur fühlten ſie, daß hier ein Zufall ihren Namen leichter aufdecken könnte, ſondern ſelbſt das Bewußtſein, vom Staat die Freiheit des Redens zu haben, regte ihren Edelſinn auf, dieſer Freiheit nicht unwürdig zu ſein; wogegen die polizeilichen Mundſperren ihre Erbitterung, ihren trotzigen Eigenſinn, ihre Rache reizten.

Nichts kann Regierungen wichtiger ſein, als Liebe und Zutrauen der Unterthanen und Vaterlandsſtolz des Volks. Nichts aber unterdrückt jene Liebe und dieſen Stolz kräftiger, als Preßzwang und polizeilicher Unfug. Denn man kann unmöglich dem ſein Zutrauen geben, welcher in Finſterniß gehüllt gehen, und von ſeinen Handlungen nichts geredet, nichts gedacht haben will, als was ihm eben gut ſcheint. Und Vaterlandsſtolz entſpringt nur aus dem Gefühl

Digitized by Google

der Vorzüge des Vaterlandes gegen andere Staaten. Wo aber die Unterthanen wie ein Schwarm unmündiger und unverständiger Kinder, oder wohl gar wie ein Haufe gewissenloser, alles Schlechten fähiger Menschen behandelt werden, wird ihr Stolz aufs herbeste gebrochen. Man läßt ihnen nichts, als allenfalls mit fetten Aeckern und schönen Gegenden groß zu thun, wenn sie dazu Lust haben. Die Preßfreiheit im jüngern Frankreich und die alte Preßfreiheit in England haben zuverlässig den in beiden Ländern vorherrschenden Nationalstolz, welcher andern Völkern oft drückend ist, diesen furchtbaren Hebel in der Hand einer klugen Regierung, mächtig gestärkt und vergrößert.

Da, wo man der Mühseligkeit und Eitelkeit der Zensuranstalten entgehen wollte, erfand man sich einen andern, wo möglich noch schlechtern Ausweg. Man verwandelte die Herausgabe von Tagblättern und Zeitschriften in Privilegien; ertheilte diese an Personen, deren die Regierung sicher war, und ließ sich von denselben, zu noch größerer Sicherung, hinlängliche Bürgschaft oder Geldunterpfand stellen. Damit hob man die Zensurämter auf, ohne die Preßfreiheit zu geben; ersparte der Staatskasse einige Besoldungen, ohne der Regierung neues Vertrauen zu schaffen, und zog die geistigen Angelegenheiten in den Kreis der Geldschacherei, des gemeinen Eigennutzes und der feilen Umtriebe nieder.

Den Absichten der politischen Polizei ward damit so wenig geholfen, als mit den Zensurämtern. Man sah es in Frankreich. Die Privilegirten gingen in der Freimüthigkeit ihrer Blätter so weit, als es die empfangenen Vorschriften gestatteten; daß heißt, sie konnten, bei gewandten Redaktionen, Alles sagen, was sie wollten oder wußten, ohne daß sie gesetzlich zu verurtheilen waren; und sie sagten gern Alles, theils weil sie ihren Blättern einen Vorzug und zahlreicheres Abonnement schaffen wollten, theils weil es sie kitzelte, den ihnen angelegten Maulkorb zu verspotten. Und was in Frankreich nicht gedruckt werden durfte, ward in England gedruckt und kam nur um so rauher und wirksamer über den Kanal auf französischen Boden zurück.

Bei jeder Zensur herrschte bisher — denn wie war es zu hindern — lose Willkühr, und, statt des festen Gesetzes, der Pascha, unter dem Namen eines Zensors, der mehr verderbte, als nützte. Aber wirklich orientalischer Despotismus, gewaltthätige Verhöhnung aller Eigenthumsrechte fand da statt, wo man Preßfreiheit proklamirte, aber sobald ein neugedrucktes Werk durch irgend eine Stelle den Zorn eines Ministers oder auch nur einer Hofdame empörte, ohne weitere Rücksicht die ganze Auflage konfiszirte; Buchdrucker, Verleger und Autor um einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens plünderte, ohne an Entschädigung derselben zu denken; ohne richterliches Befugniß, ja sogar als bloße Partei, das Strafamt übte, und das als ein Verbrechen behandelte, was kein Gesetz verboten hatte, und welches zu meiden daher Keinem möglich war. Diese türkische Justiz ist Anarchie der Gewalthaber. Referent würde die höchste Behörde beleidigen, wenn er sich Mühe geben wollte, in solchen Despotenstreichen die schamlose Ungerechtigkeit weiter zu entwickeln. Aber auch nur einmal darf ein solcher Streich gespielt

Digitized by Google

werden, und fortan läßt jeder Schriftſteller, wohl gewarnt, ſeine freimüthigern Werke im Ausland drucken.

Polizeiliche Verordnungen, hier in Bezug auf ſchriftſtelleriſche Handlungen genommen, müſſen, um gerecht zu bleiben, jederzeit mit dem Sittengeſetz in Harmonie bleiben. Und in ſo fern iſt in friedlichen Zeiten genug gethan, wenn das Geſetz ſich auf den Befehl beſchränkt, es ſoll im Lande kein Werk, keine Zeitſchrift, kein Flugblatt, kein Kupferſtich, kein Steindruck erſcheinen, ohne daß ſich dazu nicht der Verfaſſer, oder Herausgeber, oder Verleger, oder Drucker genannt hat. Das Geſetz kann mit Recht das Mackentragen auf den Gaſſen verbieten und die Wälder von unbekannten Buſchkleppern ſauber halten. Das Geſetz muß es möglich machen, daß der, dem auf der Straße Koth angeworfen oder dem das Fenſter eingeſchlagen wird, wiſſe, wen er vor Gericht zu belangen habe. — Eine ſolche Verfügung kann zu allen Zeiten gelten, von allen polizirten Nationen als gerecht geehrt werden.

Doch bleibt auch ſie nur eine halbe, das heißt, keine Maasregel, wenn ſie nicht mit einem weiſe beſtimmten Preßfreiheitsgeſetz verbunden iſt, durch welches Schriftſteller, Verleger und Drucker in ihren Rechten gegen alle Plagereien der Willkühr geſchützt ſind. Denn wenn man nur darum die Anonymität verbieten will, um Gelegenheit zu haben, beim erſten Anlaß eine Rache zu üben; eigenmächtig und geſetzlos gegen einen Wehrloſen zufahren zu können und den Ort ſogleich zu wiſſen, wo man etwas Mißbeliebiges konfiſziren könne: ſo wird kein Geſetz, keine Fürſtenmacht die anonymen Schriften ausrotten können; ſie werden fortdauern, und ſollte man zuletzt die Taſchenbuchdruckereien vervielfältigen und Winkeldruckereien beſolden. Iſt aber die anonyme Schrift einmal in die Welt hineingeworfen, kommen alle Verbote hintennach zu ſpät. Will man offene, redliche Leute um ſich haben, muß man ihre Redlichkeit und Offenheit nie mißbrauchen, ſondern ehren.

Referent bediente ſich oben, nicht ohne Abſicht, des Ausdrucks „friedliche Zeiten.“ In unruhigen Zeiten, in Kriegen, in Volksgährungen iſt den Armeen und der Sicherheitspolizei etwas mehr, als gewöhnlich, erlaubt. Da geht es um das Leben des Staats, und zur Vertheidigung ſeines Lebens ſetzt man für den Augenblick alle andere Gebote der Menſchenfreundlichkeit zurück. Von Nothwehr im Nothfall hat kein Geſetzgeber Vorſchriften zu ertheilen; da gibt ſie die Lage der Dinge, die Klugheit, der Augenblick. Der geſellige Rechtszuſtand hört auf, wenn nur noch um ein einziges, um die Grundbedingung alles Rechts gehandelt wird, um das Recht zu ſein.

Von der Gerichtsordnung und den Strafen in Bezug auf ſchriftſtelleriſche Vergehen.

Wenn in dieſem Referat bisher von Preßvergehen geſprochen war, wurden darunter nicht nur Vergehen vermittelſt der Buchdruckerpreſſe, ſondern auch die durch Steindruckerei, Kupferſtich und Holzſchnitt verübten verſtanden.

Bei Beurtheilungen einer Klage gegen Preßmißbrauch kommt es weniger, wie in andern

Digitized by Google

bürgerlichen Händeln, auf den Beweis an, daß die angeklagte That geſchehen ſei; denn das Blatt, die Stellen, welche angeklagt werden, liegen da; und wenn Drucker, oder Verleger, oder Herausgeber ſich nennen, ſteht der verantwortliche Mann da.

Schwieriger aber iſts hier oft, das Schuldig oder Unſchuldig auszuſprechen, und noch ſchwieriger, den Grad der Schuld auszumitteln.

Der Ausſpruch: er iſt ſchuldig! kann nur dann ſtatt finden, wenn die vorgelegte Thatſache dem vorhandenen Geſetz beſtimmt widerſtreitet, nicht durch die Abſicht des Thäters, ſondern durch die That ſelbſt. Denn wer will ſich unterfangen, Abſichten mit Gewißheit zu richten und die Seele eines Sterblichen zu durchſchauen, der ſich oft ſelbſt nicht ergründet? Alles läuft da nur auf hohle Wahrſcheinlichkeiten hinaus, wo der Verdammer eben ſo wahrſcheinlich mit Unrecht, als mit Recht verdammt.

Daß man jedoch immer in ſolchen Fällen zuletzt wieder auf die Unterſuchung der Abſicht zurückkam, rührte einerſeits daher, daß der Theil des Geſetzes, welcher die Preßvergehen beſtimmte, ihre Natur und Geſtalt nicht ſcharf genug bezeichnete, anderſeits daher, daß gewandte Schriftſteller ihr Wort mit einer Feinheit und Zweideutigkeit hinzuſtellen wußten, bei der es ſchwer ward, ihre Schuld oder Unſchuld anders als durch Vermuthung ihrer dabei gehabten Abſicht zu erkennen.

Deswegen, weil es hier vorzüglich auf den Sinn des Verklagten, auf Ausmittelung derſelben durch Wörter, Silben und Stellung derſelben ankam, ward vieler Orten die Zuflucht zu Geſchwornen-Gerichten aus unbefangenen, durchs Loos gewählten Männern vom Fach genommen.

Auch Referent hält dafür, daß in Klagen über Preßvergehen Geſchwornen-Gerichte zu einer gerechten Anordnung unerläßlich ſind; nicht aber deswegen, weil er glaubt, daß ſolche Geſchworne ſcharfſichtiger als die gewöhnlichen Richter ſeien, um Abſichten zu errathen, oder daß ſie unbeſtechlicher wären als andere Richter: ſondern deswegen, weil ſie unbefangener daſtehen, wenigſtens daſtehen können, als dieſe, welche vom Landesherrn beſoldet, in ſeinem Dienſt leben, durch ihn befördert oder zurückgeſetzt werden können, und größere Mühe haben, ihre Unbefangenheit rein zu bewahren, zumal in Fällen, wo der Staat, der Hof, hohe Staatsbeamte dem angeklagten Schriftſteller als verhüllte oder unverhüllte Partei gegenüber erſcheinen. In jedem Lande, wo die richterlichen Behörden vollkommen unabhängig von der vollziehenden Gewalt ſind, haben Geſchwornen-Gerichte unbedeutenden Nutzen. Es könnte allerdings eingewendet werden, daß auch andere Prozeſſe zwiſchen Landesherren und Unterthanen mit ſtrenger Gerechtigkeit, oft zum Nachtheil des Landesherrn, vor gewöhnlichen Gerichten behandelt werden. Aber man darf nicht vergeſſen, daß Streit über ein kränkendes Wort oft größere Leidenſchaften in Bewegung ſetzt, als Streit um ein Stück Geldes oder Feldes.

Ein Geſchwornen-Gericht ſoll keineswegs die Schuld des Angeklagten aus ſeiner muthmaßlichen Abſicht, ſondern durch Gegeneinanderhaltung der That und des Geſetzes

Digitized by Google

entſcheiden. Sind die Vergehen der Preſſe, durch das Geſetz, nach jenen Grundſätzen feſtgeſtellt, welche Referent oben bezeichnet hat, ſo bleibt den Geſchwornen nur übrig, nach dem geſunden Menſchenverſtande und nach ihrem moraliſchen Zartgefühl die Frage zu entſcheiden: Iſt die Schrift (die That) inner den Schranken des Schicklichen und Anſtändigen geblieben, oder nicht? — Iſt ſie ehrverletzend für den Privatkarakter, oder nicht? — Iſt ſie Verrath am Geheimniß, oder nicht? — Iſt ſie Aufforderung zur eigenmächtigen Verletzung fremden Rechts, oder nicht? — Iſt ſie Liebenswürdigmachung eines Laſters, oder nicht? —

In den meiſten Fällen wird die Entſcheidung der Geſchwornen ohne alle Schwierigkeit ſein, weil hier nicht unbeſtimmt gefragt wird, ob die angeklagte That gegen die Religion, den Staat u. ſ. w. ſei, ſondern ob ſie den Ton anſtändig, das Wort für Verrath am Geheimniß, für Aufforderung zu Gewaltthaten u. ſ. w. halten?

Jeder Angeklagte hätte volles Recht, die Geſchwornen der Ungerechtigkeit zu zeihen, wenn ſie ihn wegen ſeiner gehabt haben ſollenden Abſicht verurtheilen wollten. Die bleibt ihnen unbekannt. Aber er kann ſie keiner Ungerechtigkeit zeihen, wenn ſie, bei einem gegebenen Fall, laut ihrem Eide und als ehrliche, gewiſſenhafte Männer nichts anders, als nur ihre eigene Anſicht, ihr eigenes ſittliches Zartgefühl ausſprechen. Dies können ſie auch weitaus mit größerer Sicherheit, als über eines Andern verborgene Geſinnungen urtheilen.

Nun iſt es allerdings möglich, daß Anſicht und moraliſches Gefühl des Schriftſtellers ſehr verſchieden ſei von derjenigen ſeiner Richter. Dies iſt aber auch hier ſehr gleichgültig. Es lag in jedem Fall dem Schriftſteller ob, weil er für das Publikum ſchrieb, nicht nur das Geſetz, ſondern auch das ſittliche Gefühl des Publikums und das zu achten, was es für ſchicklich und anſtändig hält. Die Geſchwornen aber ſind, als Stellvertreter des Publikums, ihm gegenübergeſtellt. Nicht dem Verklagten ſteht zu, Ausleger des Geſetzes zu ſein, auch nicht dem Richter, wenn der Fall zweifelhaft iſt, ſondern dem Geber des Geſetzes. Da nun jedes gute Geſetz als Ausdruck des öffentlichen Willens, als freier Ausſpruch des Volks anzuſehen iſt, ſo iſt auch nur das Volk allein befugt, durch ſeine Wortführer, die Geſchwornen, das Geſetz im gegebenen zweifelhaften Falle auszulegen. Es läßt ſich auch vorausſehen, daß die Geſchwornen wohl äuſſerſt ſelten etwas für anſtändig oder moraliſch halten werden, was vom Volke unſchicklich und unmoraliſch (nicht der Abſicht, ſondern der That nach) genannt wird.

Mehr, als das Wort „Schuldig“ in Rückſicht des Schicklichen, des Geheimnißbewahrens, der Ehre des Privatkarakters u. ſ. w., hat das Geſchwornen-Gericht nicht auszuſprechen. Mit dieſer Erklärung gehört der Schuldigbefundene dem gewöhnlichen Gericht an. Dieſes hat nun den Grad der Schuld zu beſtimmen und darauf das Strafgeſetz anzuwenden. Es muß ausmitteln, ob das Vergehen des Schriftſtellers vorſätzlich oder nur durch Irrthum, Leichtgläubigkeit und Leichtſinn geſchah. Denn auch durch Leichtſinn, Irrthum und Leichtgläubigkeit ſchaden, iſt ſtrafbar, um ſo mehr, da der Schriftſteller als Lehrer des Volks auftritt. Da er aber immer, und wäre er der Weiſeſte, irren und ein Verſehen begehen kann — welcher Sterbliche

Digitized by Google

iſt deſſen frei? — ſo wird dadurch ſeine Schuld um vieles geringer, ſo wie hingegen um vieles erſchwert, wenn er ſeine Schrift mit voller Anonymität, ſelbſt ohne Namen des Druckers und Verlegers, in die Welt ſandte.

In allen Fällen, wo das Gericht ſelbſt ſchwankt, ob Vorſatz, oder Irrthum und Leichtſinn bei der That vorwaltete, muß das Gericht durch das Geſetz ſelbſt angehalten werden, eher anzunehmen, der Fehlbare habe mehr durch Verſehen und Unbeſonnenheit, als mit Vorſätzlichkeit geſündigt. — Nicht nur ſoll das Geſetz damit den Richter in ſeinem Glauben an die Menſchheit ſtärken und daß nicht jeder ein Böſewicht ſei, der ihm zugeführt wird, ſondern auch die für das Heil des Staats und der Menſchheit wichtige Preßfreiheit muß darin ihre Aegide gegen Finſterlinge, tiranniſche Plager und Gewaltsherren finden.

Es verſteht ſich übrigens, daß nicht der Verfaſſer einer Schrift, als ſolcher, ſondern derjenige, welcher eine angeklagte Schrift zum Druck befördert hat, der Hauptſchuldige ſei. Der Verfaſſer iſt frei und ſchuldlos, wenn ſeine Arbeit wider ſeinen Willen der Welt mitgetheilt ward; ſeine Schuld iſt doppelt, wenn er ſchrieb und ſein Werk zum Druck beförderte. Nächſt dem Verfaſſer wird der Herausgeber einer Zeitſchrift oder Sammlung der Schuldige, oder wenigſtens der Verantwortliche. Denn er iſt der Erſte, welcher zu prüfen hatte, was er mit Rückſicht auf beſtehende Geſetze dem Publikum mittheilen dürfte, oder nicht. Doch nie kann er mit dem Einſender auf gleichen Grad der Strafwürdigkeit geſetzt werden, weil er ſelbſt kein Allwiſſender iſt und durch die Achtung für den Einſender oder durch das Unverfängliche des ſpäterhin angeklagten Artikels getäuſcht werden konnte. Er hat nur die volle Verantwortlichkeit und Strafe des Verfaſſers zu tragen, wenn er anonym eingeſandte Beiträge zum Druck befördert, oder ſchon gedruckte Artikel, derentwillen ein Verfaſſer ſchon beſtraft wurde, wenn er dies wußte, oder auch ſchon gedruckte Artikel, ſelbſt mit Angabe der Quelle, ſobald ſie den Preßfreiheitsgeſetzen buchſtäblich widerſprechen, neuerdings durch den Druck allgemein machte.

Nächſt dem Herausgeber ſind der Verleger und Korrektor verantwortlich, doch beide, ſo wie der Drucker, ſind es nur in ſehr untergeordneten Verhältniſſen. Der Verleger ſoll, dies darf man von jedem erwarten, keine Waare kaufen und verbreiten, die er nicht vorher geſehen, ob ſie des Verkaufs werth und keine geſetzwidrige ſei. Inzwiſchen iſt der Verleger mehr als Kaufmann, denn als Gelehrter, zu betrachten. Vom weniger noch, als dem Herausgeber einer Zeitſchrift von mehrern Mitarbeitern, kann zugemuthet werden, alle Verhältniſſe zu kennen und zu überſehen und zu beurtheilen. Er wird nur ſtrafbar, wenn ihm bewieſen werden kann, daß er entweder ſelbſt gearglwohnt hatte, die Schrift könne geſetzwidrig ſein, oder daß er durch Ton und Titel der Schrift nothwendig zum Argwohn hätte geleitet werden ſollen. Dann ſtand ihm zu, kenntnißreichere Männer um ihre Meinung anzufragen. Er trägt die volle Schuld, wenn er anonym eingekommene Handſchriften zum Druck beförderte.

Geringere Strafbarkeit fällt dem Korrektor zur Laſt. Zwar er hat die Schrift geleſen, mehr aber auf die Fehler des Setzers, als des Verfaſſers, zu achten. Dafür, nicht zum Zenſor,

Digitized by Google

besoldete ihn der Buchdrucker. Aber kann er überführt werden, die Schrift ganz gelesen und sie gesetzwidrig gefunden zu haben, so war es seine Bürgerpflicht, den Drucker zu warnen.

Den geringsten Theil der Strafbarkeit trägt der Drucker, weil er, so wie sein Setzer, unbekümmert um den Inhalt der Schrift, sie mechanisch setzte und druckte. Er wird nur straffällig, wenn er überführt werden kann, gewarnt worden zu sein, oder den gefährlichen Gehalt der Schrift gekannt, sie wohl gar mit besonderer Geheimhaltung gedruckt zu haben. Er trägt aber die volle Schuld des Verfassers, wenn er die Schrift, ohne den Autor zu kennen, ohne sie vorher von einheimischen Sachkundigen prüfen zu lassen, mit aller daran haftenden Verantwortlichkeit zu drucken und zu verlegen übernommen hat.

Die nach den Graden der Schuld geordneten Abstufungen der Strafen zu bestimmen, scheint dem Referent die leichtere Arbeit zu sein. Aber sie ist so lange entbehrlich, als die höchste Behörde über Annahme oder Verwerfung der Grundsätze, welche in diesem Gutachten aufgestellt wurden, nicht entschieden hat.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Die Schicksale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Appenninen, von ihm selbst erzählt.

Im Spätjahr 1819 geschah fast von allen deutschen Zeitungen des Vorfalls Erwähnung, daß ein Schweizerkünstler, Namens Friedrich Salathe, aus Binningen bei Basel, von Räubern, in der Gegend von Rom, auf einem Landgute gefangen und fortgeschleppt worden sei.

Der Künstler erzählt hier nun das Abentheuer selbst mit allen Umständlichkeiten und mit jener Treue, die seinem einfachen, gemüthlichen Karakter eigen ist. — Es ist ein Sittengemälde ganz eigner Art, und weiht in die Kenntniß vom Leben und Treiben der italienischen Räuber heutiger Zeit ein.

Die Gegend von Olivano gefiel mir sehr wohl; die Gebirge da haben ein schönes Kolorit und Gebilde. Man hat von da aus eine ausgedehnte Aussicht auf die Ebene, die zwischen Palestrina, dem Gebirge von Cori und Monte Cavo liegt; über Veletri weg, links am Monte Cavo, sieht man noch einen Streif vom Meer. Die Stadt selbst liegt auf einem hohen Felsen mit einem zerstörten Schloß. Aus meinem Fenster hatte ich oben beschriebene Aussicht; im Rücken oder gegen das Gebirge zu verändert sich dieselbe; ungeheure Schluchten und spitzige Felsen, an vielen Orten unbewachsen; darüber weg ragen noch an verschiedenen Orten die Gebirge von Subiaco hervor.

Rechts vom Städtchen, etwa eine halbe Miglia entfernt, liegt auf einem mit Olivenbäumen und Weinbergen bepflanzten Hügel, ein kleines Landhaus, das damals (so wie schon

Digitized by Google

vorhergegangene zwei Sommer) der Hr. Baron v. Rumohr bewohnte. Reizender und schöner gelegene Landhäuser habe ich in Italien wenige gesehen; aus allen Fenstern könnte man, so zu sagen, ein vollständiges Bild malen. Fast alle Sonntage versammelten sich hier die jungen Leute aus dem Orte; es wurde getanzt; der Hr. Baron bewirthete oft Alle mit Wein u. dgl. Dieses und andere Wohlthaten, die er an Armen that, brachten ihn in den Ruf, daß er übermäßig reich sein müsse. Sonst aber wurde er von allen Leuten geschätzt und geliebt, als ob er der Herr des Dorfs wäre.

Mein guter Freund und Reisegefährte Rambon ging als eingeladener Gast zu Hrn. Baron v. Rumohr, wo auch der arme Jerny, ein Landschaftmaler aus Weimar, schon über ein Jahr krank lag. Auf die letzte Zeit wurde es immer schlimmer mit ihm, so daß er die allzufeine Luft auf dem Landhause nicht mehr ertragen konnte; er mußte also herunter ins Städtchen getragen werden, wo es ihm auch an nichts fehlte und er von den Leuten (den Besitzern des Landhauses) wie ihr eigenes Kind verpflegt wurde.

Baron Rumohr bewies auch dadurch an Jerny seine Menschenliebe und Wohlthätigkeit, daß er die ganze Zeit seiner Krankheit hindurch ihn verpflegte und unterstützte. Als Freund von Rambon kam ich oft dahin, aß auch beinahe jeden Abend da. Man plauderte und spielte oft bis spät, und es war in jeder Hinsicht recht angenehm.

Unterdessen wohnte ich im Städtchen bei einem alten Mütterchen; sie war die einzige Bewohnerin ihres Hauses. Eine ihrer ersten Fragen an mich war: ob ich ein Katholik wäre? Eine bessere Bedienung werde ich in meinem Leben nicht wieder haben, als ich bei der Alten hatte. Beim Mittag- und Nachtessen freute sie sich recht, mir viele Geschichten und Mirakel von der Santa Margarita zu erzählen, weil ich ohne zu lachen ihr zuhörte; auch beschenkte sie mich mit einer Reliquie vom S. Francesco und mit andern Sachen, damit mir nichts Böses widerfahren möchte.

E, che sia per l'amor di Dio, rief mein Mütterchen aus, als am 16. Juni ein Fußbote von Rom mit einem Brief an mich kam und ich ihr sagte, daß ich in größter Eile nach Rom verreisen müßte. Sie gestand mir mit Thränen in den Augen, sie wollte, daß sie mich nie gekannt hätte, weil es ihr jetzt so leid thue, daß ich sie so bald verlassen müsse.

Während des Einpackens fand ich noch ein Stammbuch vom B. Rumohr, in welches ich etwas hatte zeichnen sollen. Ich war nun ganz fertig, akkordirte mit einem Maulthiertreiber, mir meine Sachen nach Palestrina zu bringen, ging noch vor der Abreise geschwind zum Baron, um ihm das Buch zu bringen und Abschied zu nehmen.

Rumohr war eben am Frühstücken mit Rambon, als ich dahin kam; man hieß mich setzen, und ich trank auch eine Tasse Kaffe mit. Es wurde von meiner Abreise und von meinem Akkord mit Hrn. Müller in Neapel gesprochen. So saßen wir etwa eine halbe Stunde; nun wollte ich wirklich Abschied nehmen, aber es war ein so starkes Gewitter im Anzuge, daß

Digitized by Google

unmöglich gewesen wäre, zu verreisen. Bald darauf fing es an zu donnern und zu regnen, daß wir aufstanden und ein wenig dem Gewitter zusahen.

Auf einmal klopfte es an der Thür und es traten zwei mit braunen Mänteln umschlagene Männer ins Zimmer, welche sogleich fragten: C'è il padrone? (Ist das der Hausherr?) Der Baron erwiederte: No, ma adesso vado a chiamarlo (Nein, aber ich will ihn gleich rufen), sprang, während dem er es sagte, zur entgegengesetzten Thür hinaus, gleich hinter ihm drein der eine von den Männern; Rambon und ich wollten auch nach, aber der zweite Kerl erwischte mich noch unter der Thür, indem er mir das aufgezogene Gewehr auf die Brust hielt. Was wollte ich nun machen? Ich ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und suchte so viel als möglich ruhig zu bleiben, obgleich es mir gar nicht wohl dabei war; denn der Kerl hielt immer die Mündung des aufgezogenen Gewehrs auf mich zu, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Das Jammern und Leisesprechen, das von unten kam, und ein lauter Schrei, in welchem ich die Stimme Rambons erkannte, so wie auch das Aussehen meines Hüters, der nun seinen Mantel auseinander geschlagen hatte, daß ich also alle seine Waffen deutlich sehen konnte, ließen mich gleich das Schrecklichste vermuthen. Ich dachte, du mußt dich zu retten suchen, gehe es wie es wolle.

Einmal stand ich nicht weit von der Thür, die in den Garten führt. Auf einmal sprang ich darauf los, machte die Klinke auf, aber auch jetzt kam mir der Kerl wieder zuvor, hielt mir die Flinte auf die Brust und sagte: Fermati, o ti amazzo! (Laß zu, oder ich bringe dich um). Ich ergriff mit der einen Hand sein Gewehr und hielt den Lauf über meinen Kopf weg; mit der andern wollte ich die Thür aufmachen; er aber setzte mir seinen Dolch an den Hals, und so mußte ich dann wieder still stehen, ließ aber die Thür nicht aus der Hand, und ich weiß selbst nicht mehr recht, wie es zuging, der Räuber zog seinen Dolch wieder zurück, um an seinem Mantel etwas zurecht zu machen, der ihm durch die Bewegung über die Achsel herunterfiel. Diesen Augenblick benutzte ich, sprang zur Thür hinaus und mit einigen Sätzen die Treppe hinunter, die in den Garten geht. Ich glaubte mich schon frei; aber als ich um die Ecke des Hauses herum kam, stand ein andrer Kerl da, der mir das nämliche Kompliment machte, wie der erste, der nun auch hinter mir drein kam und mir, als ich gefangen war, ein paar tüchtige Kolbenstöße in den Rücken gab, die ich noch lange nachher spürte. Jetzt wurde mir schnell die eine Hand auf den Rücken gebunden, und ich mußte vor einem Kerl her laufen, der mich an einem Stricke hielt und mir dann und wann einen Stoß mit der Flinte in den Rücken gab, je nachdem es ihm einfiel.

Nicht lange liefen wir so fort, so begegneten wir auf dem Wege einem Bauerburschen, den sie (wie es wenigstens den Anschein hatte) mit Gewalt mitnahmen. Dieser diente ihnen nachher als Kurier. Etwas weiter fand sich wieder ein andrer, den sie, wie ich vermuthete, als Wegweiser gebrauchten. Er mußte nämlich immer eine Strecke weit vorangehen, und ließ sich von Zeit zu Zeit durch einen Pfiff hören, welchen ihm dann die Räuber erwiederten.

So ging es im heftigſten Regen, immer auf Abwegen, durch Weinberge, Gebüſch und Wald fort; ich wußte gar nicht, wer noch hinter mir war. Einmal ſah ich mich um und bemerkte, daß noch mehrere nachkamen. Wegen meines Umſehens glaubte mein Führer, daß ich Luſt zum Entfliehen oder zu ſonſt etwas hätte, trat auf einmal vor mich hin, hielt mir den Dolch vor und fragte, ob ich ein Meſſer bei mir trage. Ich ſagte: Nein; dann ſuchte er mich aus und fand ein Federmeſſer, wurde darüber entrüſtet, und drohte mir, wie gewöhlich, er wolle mich auf der Stelle umbringen. Ich machte ihm begreiflich, daß dies kein Meſſer, ſondern nur ein Temporin ſei; nun gab er ſich zufrieden und ſteckte es zu ſich. Unterdeſſen waren die Andern auch nachgekommen, und nun gingen wir mit einander ſteil abwärts, bis wir an einen vom vielen Regen angeſchwollenen Waldbach kamen, wo auch der Wegweiſer wartete. Hier wurde einige Augenblicke Halt gemacht, und ich konnte meine Feinde etwas beſſer betrachten, ſah auch hier den andern Gefangenen, in welchem ich den Sohn des Herrn der Villa erkannte. Der Wegweiſer ſchien denſelben auch zu kennen; denn er ſagte zu ihm: „Habe ich Dich nun einmal am rechten Orte? Warte nur, Du ſollſt nicht mehr lebendig vom Monte Serone (ſo heißt nämlich der Berg) kommen.“ Er erwiederte: „Aber was habe ich Dir denn gethan, daß Du mich ſo behandelſt?“ Nun ſchlug er ihn mit der Fauſt ins Geſicht und ſagte dabei: „Du biſt mein Unglück geweſen.“ Der Hauptmann wollte dies nicht leiden, zog ſeinen Dolch, nahm ihn beim Kragen und ſagte dabei, er ſolle ſich künftig nicht mehr unterſtehen, mit ſeinen Gefangenen ein Wort zu wechſeln. Weiter wurde hier nicht viel geſprochen, als über den Regen lamentirt. Um auch etwas ſprechen zu können, ſagte ich, daß mir das Wetter eigentlich am meiſten geſchadet hätte; denn wenn es ſchön geweſen wäre, ſo würde ich gewiß nicht hier ſein. Stati zitto! hai pure voglio de parlare, franmassone! (Halts Maul, du Freimaurer du!) ſchrie mich ſo ein bärtiger Kerl an, indem er den Flintenkolben gegen mich aufhob.

Nun gings durch den Bach und auf der andern Seite wieder ſteil den Berg hinan; es war an vielen Orten ſo ſteinicht und ſteil, daß ich mit meinen genagelten Schuhen ſehr ſchwer zu gehen hatte, hingegen die Räuber ſprangen mit ihren Sandalen ſehr leicht und ſchnell hinauf. Als wir ungefähr eine Viertelſtunde gelaufen waren, wurde ich ſchon ſo müde, daß ich mir mit den Händen nachhelfen mußte, und die Kolbenſtöße fing ich an recht zu fühlen, beſonders einer, den ich auf die Bruſt bekam, war mir beſchwerlich im Athemholen. Es dauerte nicht lange, ſo ſank ich ganz ermüdet auf einen Stein nieder und ſagte, ich könnte unmöglich weiter gehen, wenn ich nicht einige Minuten ausruhen dürfte; es wurde mir aber nicht geſtattet; man gab mir zur Antwort, wir ſeien jetzt bald angelangt. Zu meinem Glück hörte das Steile bald auf und wir kamen in einen Buchenwald, wo wieder bequem zu gehen war. Hier ſtießen wir auf ein paar Männer, welche mit Holzbauen beſchäftigt waren, aber, ſobald ſie uns ſahen, Reißaus nahmen und alles im Stich lieſſen. Die Räuber verfolgten ſie weiter nicht, nahmen aber da ein Beil und einen braunen Mantel mit, der ihnen nachher ſehr gut zu ſtatten kam. Nun gings ein Stück Weges auf einem Fußwege durch den Wald, welchen man aber bald verließ

Digitized by Google

und wieder quer durch den Wald, der aber nach kurzem Gehen ein Ende nahm, und dann auf einer freien Weide in gemäßigten Schritten aufwärts. Auf einem Platz, wo man die ganze Gegend überſehen konnte, ward etwas ausgeruht. Recht gut ſah man die Villa von Rumohr, aber ſchon ziemlich entfernt. Die Räuber ſahen, während dem ſie ſich ſetzten, lachend dahin, mit dem Ausruf: ecco la, la! „O, hätten wir doch den Dickbauch (ſie meinten den Baron) erwiſcht; aber Du haſt für ihn auszuhalten (ſagte der Hauptmann, ſich zu mir wendend); wenn der Baron uns nicht zweitauſend Scudi ſchickt, ſo kommſt Du nicht lebend hier weg.“ Ich ſagte ihnen, daß der Baron dies wohl nie thun werde, daß er wahrſcheinlich ſchon nach Rom verreiſet wäre, und derſelbe, ſollte er auch noch in Olivano ſein, ſchwerlich eine ſo große Summe an einen Menſchen, den er weiter gar nicht kenne, wenden werde. Vielleicht, fuhr ich fort, wenn ihr nur etwas Weniges gefordert hättet, z. B. einhundert oder zweihundert Scudi, ſo würde ihn das nicht ſo abgeſchreckt haben. Auf dieſes drohten ſie mir ganz ſchrecklich und ſagten, daß ich meine Sache durch ſolche Ausreden nur verſchlimmere und daß ich nicht glauben ſolle, daß ſie Leute ſeien, die wegen zweihundert Scudi ſo einen weiten Weg machen. Der Hauptmann faßte mich an, entblößte den Dolch und ſagte, ich ſolle die Wahrheit reden oder er bringe mich auf der Stelle um; er wiſſe es ja, daß ich ein Freund des Barons ſei. Ich ſagte zu ihm: Fa quello che ti pare, ma altro non ti posso dire che gia ti ho detto (Thu, was Du willſt, anders kann ich Dir nicht ſagen, als was ich ſchon geſagt habe). Ferner ſagte ich ihm noch, daß ich ein armer Maler ſei und nur nach Olivano gekommen ſei, um da zu ſtudiren; daß ich früher Soldat geweſen ſei, weil mir aber dieſer Stand nicht gefallen, ſo habe ich mich der Malerei gewidmet und mir in Rom einige Baiok verdient. Nun knöpfte ich mein Bruſttuch auf und gab ihm die fünfzig Scudi, die ich in Gold bei mir hatte, und ſagte dabei: ecco li sudori miei. Ah bravo (ſagte der Hauptmann) almeno è oro (nun, es iſt wenigſtens Gold), und wog es in der Hand. „Das iſt aber auch Alles, was ich im Vermögen habe; wenn ich mehr hätte, ſo gäbe ich euch mehr.“ „Komm nur mit auf den Berg,“ erwiederten Mehrere, „dort wollen wir weiter mit Dir ſprechen; wo du dieſes her haſt, wird anders auch noch zu bekommen ſein.“

Es regnete noch immerfort ſehr ſtark, und dies war auch die Urſache, warum man den Boten nicht von hier aus abſchickte. Man ging alſo noch eine Strecke weiter, bis an eine Felſenwand, die mit etwas überhängendem Geſträuch bewachſen war; auch fanden ſich da wenigſtens ein paar trockene Steine, auf welche man ſich ſetzen konnte. Man wies mir einen derſelben an, wo ich ſitzen ſollte, mit den Worten: mettati a sedere, perche mi hai da scrivere (Setze dich, du mußt mir was ſchreiben). Aber da war die Frage: wie ſchreiben, ohne Dinte, Feder und Papier. Ce rimediamo al meglio (Wir wollen ſchon Mittel finden), ſagte der Eine, indem er den Deckel vom Pulverhorn abnahm, etwas Pulver darein that und vom Hute Waſſer dareintröpfeln ließ, und es mit einem Stäbchen ein wenig umrührte; das war nun die Dinte. Ein kleines Hölzchen gab man mir, nebſt dem Federmeſſer, das man mir vorher genommen

Digitized by Google

hatte, ich ſollte es zum Schreiben zurechtrichten. Jetzt fehlte es noch an Papier. Sie fragten mich, ob ich welches hätte; ich zog meine Briefta ſche hervor; ſie nahmen ſie mir gleich aus der Hand und ſuchten ſie ganz durch und zerſchnitten mir mein Ausgabebüchlein, in welchem noch einige reine Blätter waren. Nun ging das Schreiben an. Zwei ſtanden mir zur Seite und breiteten ein Schnupftuch über das Papier, damit es mir nicht darauf regnen ſollte, und hinter mir ſtand Einer mit entblößtem Dolche in der Fauſt. Dieſer diktirte mir ungefähr folgenden Brief:

Carissimo Signor Barone!

Io sto in pericolo della morte, mandate mi questa sera, o al piu, domani matina, 2000 Scudi, se no questi mi amazzeno; fate la carità a me povero infelice, e salvatemi la vita.

Salathe.

(Ich bin in Lebensgefahr, liebſter Herr Baron, ſchicken Sie mir heut Abend, oder ſpäteſtens morgen früh, 2000 Scudi, damit mich die hier nicht umbringen; thun Sie mir Unglücklichen die Liebe und retten Sie mir das Leben.)

Nachher ſchrie noch Einer dies, der Andere jenes, was ich noch zu ſchreiben hätte, ſo daß ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo mir der Kopf ſtand. Jetzt kam es an den andern Gefangenen, welcher aber ſagte, er könne nicht ſchreiben; ich glaube aber, daß er es vor Angſt nicht konnte, denn aus derſelben Urſache konnte er beinahe auch nicht ſprechen. Nun mußte ich für ihn ſchreiben. Es war ungefähr Folgendes:

Caro Padre!

Se volete riveder vivo il vostro figlio, mandate da due uomini fidati 10,000 Scudi, in caso che non lo fate fin a domani a mezzo - giorno, vi mandono la testa mia. — Questa sera mandate ancore un parillo di vino, pane e formaggio, il vostro infelice figlio Giovanni Baldi.

(Lieber Vater, wenn ihr Euern Sohn lebendig wiederſehen wollt, ſo ſchickt mir durch zwei Leute 10,000 Scudi. Im Fall Ihrs nicht bis Morgen Mittag thut, ſchicken ſie Euch meinen Kopf. Dieſen Abend ſchickt noch ein Fäßchen Wein, Brod und Käſe.

Euer unglücklicher Sohn.)

Mündlich ſetzten ſie noch hinzu, daß es um unſer beider Leben geſchehen ſei, ſobald ein Bewaffneter ſich dem Berge nähern würde.

Dieſe beiden Briefe wurden nun durch den Mann, den man von der Straße weggenommen hatte, abgeſchickt. Wir brachen wieder von da auf, und nach etwa einer Stunde, es mochte ungefähr Abends 6 Uhr ſein, kamen wir auf der Spitze des Berges an, wo man rund herum eine freie Ausſicht hatte. Nun lagerte man ſich auf den Boden; es regnete noch immer fort und ging noch dazu ein ſo kalter Wind, daß wir alle zuſammen ganz entſetzlich froren. Man kann ſich dieſes leicht denken, es war an Keinem ein trockner Faden, und doch blieben wir zwei volle Stunden ohne Feuer auf dem gleichen Flecke ſitzen; dazu kam noch Müdigkeit und Hunger, denn es hatte vom Morgen an Keiner von uns etwas genoſſen. Indeſſen waren doch

Digitized by Google

die Räuber ziemlich luſtig, fingen an geſprächig mit mir zu werden, fragten mich nach meinem Namen u. ſ. w. Unter andern fragte mich einer: hai freddo, Federico? (Frierſt du, Friedrich?) Ich gab ihm zur Antwort: Ja. Er ſagte: „So mußt du tanzen, das iſt das beſte Mittel dagegen," nahm mich an der Hand und fing an den Saltarello zu tanzen. Einige lachten und ſagten: „Stell dir vor, was dieſer für eine Luſt zum Tanzen haben muß." Ich lachte mit und ſagte, daß ich eben große Luſt zum Tanzen nicht hätte; indeſſen große Angſt hätte ich auch nicht; ich ſei ja unter Menſchen, und wenn es einmal geſtorben ſein müſſe, ſo ſei es eins, ein wenig früher oder ſpäter; dies ſei nicht das erſtemal in meinem Leben, daß ich dem Tode nahe ſei. Es wurde nachher noch vielerlei geſprochen. Erſt fragten ſie mich alles aus von Rom, was man da von den Aſſaſſini ſpreche u. ſ. w. Dann gaben ſie auch hübſche Räuberſtückchen zum Beſten, die äuſſerſt intereſſant waren; dann ſetzten ſie noch zu: wenn nur jetzt der Baron das Geld geſchickt hätte, ſo lieſſen ſie mich wieder gehen, und dann ſollte ich ein Bild malen von ihnen, wie ſie ausſehen, es dann auf den ſpaniſchen Platz heraushängen, daß wenn einmal einer von ihnen nach Rom ginge, er auch ſehen könne, wie ſie ausſähen. Endlich, als es Nacht war, wurde Holz zuſammengetragen und ein Platz ausgeſucht, wo man das Feuer anmachen könnte, und etwa um 8 Uhr in der Nacht zündete man es an; es that einem ſehr wohl, daß man ſich wärmen und trocknen konnte. Jetzt wurde der Wegweiſer abgeſchickt, und es kamen immer wieder andere Geſichter zum Vorſchein; aber fünf, nämlich diejenigen, welche in die Villa herunter kamen, blieben immer da und hielten Wache. Ungefähr um 10 Uhr kam ein Hirt mit Brod und einem kleinen Fäßchen Wein, das etwa zwölf bis fünfzehn Foglietten halten konnte. Dann ging einer von den Räubern und holte ein ſchönes Kalb auf der Weide, das wurde geſchlachtet, ganze Stücke davon aufs Feuer geworfen, auf dieſe Weiſe ein wenig gebraten und verzehrt. Freilich war es auswendig verbrannt und inwendig noch blutig. Doch aß und trank ich auch tapfer mit; ich ſagte ihnen, daß mich dies ans Soldatenleben erinnere, und mir gar nicht ſo übel gefalle. Der Hauptmann ſagte, ich ſollte bei ihnen bleiben, ich ſollte es gut haben. Ich erwiederte: Faſt hätte ich Luſt dazu; denn wenn ihr mich auch wieder loslaſſet, was muß ich anfangen? das Geld habt ihr mir genommen, ich bin in einem fremden Lande, wo ich weder Freunde noch Verwandte habe. Dice bene, Federico! ſagte der Hauptmann; aber warte nur, fuhr er fort, Du mußt jetzt noch einmal an den Baron ſchreiben, und es ihm recht ans Herz legen. Ich erwiederte ihm, daß dies alles unnütz ſei, und daß mir der Baron ganz beſtimmt nichts ſchicke. „Was machen wir denn mit dir?" Amazzarlo (ihn todt machen) ſchrien einige Andere, die ſchon etwas Wein im Kopfe hatten; beſonders der, welcher mich auf dem Zimmer gehütet hatte, ſagte, ich hätte es ſo ſchon verdient gehabt, denn ich hätte ihm das Gewehr nehmen und dann auf ihn ſchießen wollen. Ich ſagte ihm, das ſei nicht wahr, ich hätte mich nur vertheidigen wollen, und es wäre Einer ein elender Burſche, wenn er ſich in ſolchen Fällen nicht zu retten ſuchte. Dunque tu volevi fuggire? (Du wollteſt alſo davonlaufen?) Ich ſagte: Natürlich! Per questo solo meriti una balla in testa (Dafür allein hätteſt du ſchon

Digitized by Google

eine Kugel vor den Kopf verdient), ſagte der, dem ich entlief. N., ſagte der Hauptmann; aveva ragione, fügte er noch hinzu, indem er mir die eine Hand auf die Achſel legte; vedi, Federico, par Cristo, ti tengo nel nore. (Er hat Recht; ſieh, Friedrich, beim Chriſt, du biſt mir lieb.) Dieſe Worte klangen trefflich in meine Ohren, denn es war mir bei der Sache nicht mehr recht wohl zu Muthe; ich ſah, daß einige darunter waren, die wirklich Mordluſt hatten; der Wein und die getäuſchte Hoffnung, recht viel zu erbeuten, hatten auch noch viel dazu beigetragen.

Nicht lange dauerte es, ſo hörte man etwas pfeifen; Einer kam von der Wache zurück, zog den Hauptmann bei Seite und ſprach lange und leiſe mit ihm. Dieſer kam jetzt zum Baldi und ſagte zu ihm: „Sieh, was Dein Vater für ein Spitzbube iſt: anſtatt uns Geld zu ſchicken und dich vom Tode zu retten, läßt er das Dorf bewaffnen; und von Paljano ſind ſchon Truppen gegen den Berg marſchirt, das wiſſen wir alles; aber ich will ihnen einen Streich ſpielen, daß ſie ſich verwundern ſollen; uns erwiſchen ſie gewiß nicht.“ Nun band man uns wieder die Hände, zog uns die Schuhe aus und wir mußten uns auf den Boden legen. Jetzt ſchickte der Hauptmann ein paar Mann auf die Wache, und befahl, daß, wenn ſich weiter etwas ereigne, ſie es durch einen Schuß anzeigen ſollten. Dann wendete er ſich zu mir und ſagte: Pacienza, Federico, io non posso far di meno, bisogno dare un esempio a queste gente che ci tratteno in questa maniera. (Nur ruhig, Friedrich, ich kann nicht weniger thun; ich muß den Leuten, die uns auf ſolche Art behandeln, ein Exempel geben.)

Ich befand mich wirklich in einer fatalen Lage, die aber zum Glück nicht lange dauerte. Jedes kleine Geräuſch ſchreckte ſowohl die Räuber, als auch uns beide Gefangene auf. Es war eine ſchreckliche Stille. Bisweilen kamen wieder Kerl (mehrentheils junge Bauern), die mit dem Hauptmann leiſe ſprachen und dann wieder abgingen. Auf einmal hörte man etwas pfeifen, das von Andern wieder beantwortet wurde. Die Räuber kamen ſehr in Bewegung, machten ihre Flinten bereit, ſchütteten friſches Pulver auf die Zündpfannen u. ſ. w. Das Pfeifen kam näher und es kam einer angeſprungen, der dem Hauptmann meldete, daß der Wein aus Olivano käme. Es dauerte nicht lange, ſo kamen zwei Männer mit einem Saumpferd, auf welches ein Barille Wein, ein ganzer Käſe, einige Schinken und hinlänglich Brod gepackt war. Die erſte Frage, welche der Hauptmann an die Männer that, war: Habt ihr Geld? Als ſie es verneinten, ſagte er: Mich dünkt, aus dem Dinge wird eine ſaubere Geſchichte werden.

Wie nun die Männer am Entladen des Pferdes waren, ſo fragten einige Räuber ſie alles aus; z. B. wie weit das Militär ſchon gekommen ſei, das von Paljano ausgerückt ſei, und was es für eine Bewandniß habe mit dem Brief, den der alte Baldi nach obigem Orte geſchickt hatte. Die Männer antworteten, der Brief ſei an den Gobernatore von Paljano geſchickt worden, der ein Vetter von Baldi ſei, und er hätte ihn darin um Gotteswillen gebeten, er möchte doch das Militär zurückziehen, um das Leben ſeines Sohnes zu retten. Der Hauptmann ſchien dies nicht recht zu glauben und ſagte: „Kurz, wenn uns die Olivanеſen ſo

Digitized by Google

behandeln, wie wir noch nirgends sind behandelt worden, so kommen wir einmal mit fünfzig bis sechszig Mann ins Dorf und morden alles, was uns in den Weg kommt.“ Nun wurden wir beide wieder freigelassen an den Händen. Die Räuber wurden lustig. Das Fäßchen Wein ward auf ein Gesträuch zwischen zwei Gabeln gelegt, so daß man oben aus dem Loch bequem trinken konnte. Baldi und ich hatten zuerst die Ehre, daraus zu trinken, wahrscheinlich aus gewisser Ursache. Nach diesem zog Einer seinen eisernen Ladestock aus, und es wurden Stücke Kalbfleisch daran gesteckt; ich half auch das Fleisch salzen und ward zum Bratspießdrehen angestellt. Auf beiden Seiten wurden hölzerne Gabeln in die Erde gesteckt, der Ladestock mit dem Fleisch darübergelegt und umgedreht. Bis der Braten fertig war, fraßen die Andern Schinken und Käse und ließen sich den Wein auch nicht übel schmecken.

Die Gruppe war sehr malerisch. Eine stockfinstre Nacht; die vom Feuer beleuchteten Räuber in ihrem gräßlichen Aussehen; das in der Nähe zerfetzte und zerschnittene Kalb, blutig an einem Baum hängend; das Saumpferd; die braunen Mäntel der Räuber, die an Baumästen zum Trocknen aufgehängt waren: kurz, dies alles zusammen machte auf mich einen Eindruck, der mir noch lange bleiben wird. Ich mußte wider meinen Willen essen und trinken; kaum war ich mit meinem Stück Braten zu Ende, so streckte mir schon wieder ein Andrer ein Stück an der Spitze seines Dolchs entgegen mit dem Zuruf: Mangi, Fuderi (so sprachen sie nämlich meinen Namen aus).

Bald darauf wurde es ruhig; die Räuber hielten abwechselnd Wache, immer einer auf der Spitze des Berges und einer bei uns beiden. Wer nicht auf der Wache war, der schlief, mit dem geladenen Gewehr an der Seite. Ich konnte natürlich nicht viel schlafen. Es war sehr still, und diese Stille wurde nur durch das Ablösen der Wachen unterbrochen, welches ungefähr alle Stunden geschah. Ich schlummerte so sitzend ein paarmal ein, und da träumte mir, wie ich eben nach Hause zurückgekommen sei und wie mich Alle freundlich empfangen hätten. Ich wurde natürlich von jedem kleinen Geräusch des Feuers oder sonst etwas aufgeschreckt, und dann fand ich mich um so ärger getäuscht, wenn ich mich von der saubern Gesellschaft noch umgeben sah.

Einmal hatte ich einen Wächter, der mich etwas besser unterhielt, als seine Vorgänger. Es war ein schöner, junger Bursche, wohl kaum zwanzig Jahre alt. Diesem konnte ich nicht genug aus dem Kriege erzählen; ich mußte ihm eine lange Erklärung von Kanonen und Bomben machen, von welchen er gar keine Idee hatte. Er gab mir auch eine Menge von seinen Stückchen zu Besten; doch versicherte er ganz gutmüthig, daß sie doch ein saures Handwerk hätten; sie müßten auch oft vergebens auf die Lauer gehen, und man fände doch selten Leute, die recht viel baares Geld hätten. Auf die Straße von Terracina gingen sie nur, wenn sie sonst keine Arbeit hätten; da gehe es manchmal einen Wagen mit Fremden; es seien gewöhnlich gute Leute, die Alles gleich hergeben, aber das, was sie bei sich haben, belaufe sich höchstens nur auf ein paar Hundert Scudi. Nachher zeigte er mir seine schöne Flinte. Ich fragte ihn, ob

Digitized by Google

ſie auch gut ſei; er erwiederte: O ja; aber ich für meinen Theil arbeite lieber mit dem Dolch, denn man iſt ſeiner Sache viel gewiſſer; der kann nie fehlen. Am Ende ſagte er mir noch ganz leiſe ins Ohr, ich ſolle nur luſtig ſein, ſie werden mich nicht umbringen.

Endlich nach einer langen Nacht fing es doch an Tag zu werden. Es war ein prächtiger, aber kalter Morgen. Lange vor Sonnenaufgang hatte man das Feuer ausgelöſcht, damit man den Rauch nicht ſehen ſollte; aber bald kam die Sonne und wärmte.

Zwei Buben, von einem benachbarten Dorfe, kamen (vermuthlich um das Vieh zuſammen zu treiben) ganz luſtig ſingend den Berg heran, bis in die Nähe zu uns. Einige Räuber freuten ſich ſchon darauf, ein Späßchen mit ihnen zu treiben; der Hauptmann aber ſagte: Wenn ſie uns erblicken, ſo binden wir ſie zuſammen an einen Baum bis heute Abend; ſehen ſie uns aber nicht, ſo laſſen wir ſie laufen. Sie kamen uns ziemlich nahe, gingen zwiſchen den Schildwachen und uns durch, und zu ihrem Glück ſahen ſie uns nicht.

Der Morgen verſtrich ganz ruhig. Ich hatte Gelegenheit, die Karaktere der Räuber etwas kennen zu lernen. Es wurden allerhand Geſchichten erzählt, auch die letzte ihnen fehlgeſchlagene, und daß nur die vielen Thüren der Villa ſchuld daran wären, daß ſie den Baron nicht erwiſcht hätten. Dann erzählte der Hauptmann, daß er ihn (den Baron) bis in den Garten verfolgt habe, und wie er angeſchlagen, um ihm einen Schuß zu geben, ſei er ausgeglitſcht und auf den Boden gefallen.

Einer von den Nichtbewaffneten hatte ein Gebetbüchlein in der Taſche, zog es heraus, und ſie beſahen die Holzſchnitte darin, keiner aber konnte etwas leſen. Der Hauptmann nahm das Büchlein zur Hand, zeigte auf einen Heiligen und fragte, ob ich auch ſo was malen könne. Ei freilich, gab ich zur Antwort. Er erſuchte mich, ich ſollte ihm doch die Namen von den Heiligen ſagen, welches ich denn that; er küßte beinahe jeden. Nachher mußte ich ihnen die Litanei und andere Gebete vorbeten, welchen ſie alle andächtig zuhörten.

Noch ein beſonderes Geſchichtchen vom Hauptmann muß ich erzählen. Er ſaß nämlich einmal ganz finſter und nachdenkend neben mir, zog, ſo ganz in Gedanken vertieft, ſeinen Dolch heraus und ſagte: è una cosa curiosa che il sangue umano fa così negro i coltelli (Es iſt doch wunderbar, daß Menſchenblut die Meſſer ſo ſchwarz färbt)! Dann wendete er ſich zu mir und ſagte: Du biſt Soldat geweſen; wie habt ihrs gemacht, um eure Sabel rein zu halten? ich kanns nicht ſehen, wenn ich ſo roſtige Waffen habe. Ich ſagte ihm, wenn man Ziegelmehl und Eſſig nehme und dann mit einem Lappen reibe, ſo werde es rein. Er ließ ſich dies gefallen und ſagte nachher, es ſei aber ſonſt ein gutes Meſſer, mit der Verſicherung: entra come un Diabolo (das geht ein, wie der Teufel), und machte ſo den Akt gegen meinen Bauch zu, während er es ſagte. Ich dachte bei mir ſelbſt, jetzt ſticht er doch nicht, und fragte ihn, ob er immer von unten her ſteche. Er ſagte: Ei freilich, von oben her kann man nicht zum Herzen kommen, denn da iſt ein Bein (er meinte das Bruſtbein); aber, ſagte er, wenn man ſo von hier herein fährt (er erklärte an mir, mit der Spitze ſeines Dolchs, das Plätzchen, wo

Digitized by Google

man hereinfahren müſſe), ſo muß es das Herz treffen, es kann nicht fehlen. Nachdem nahm er ſeinen Dolch mit zwei Fingern an der Spitze und warf ihn ſo aufwärts, daß er ſich in der Luft zwei- bis dreimal umdrehte, und fing ihn dann wieder am Heft auf. Er meinte, ich ſolle es auch machen; ich ſagte ihm aber, ich könne es nicht, wiſſe aber ein andres Stückchen, das ich machen wolle. Er gab mir den Dolch in die Hand, und ich machte dann das einfältige Stückchen, das ich in der Schule gelernt hatte, wo man durch das geſchwinde Umdrehen des Meſſers gewiſſe Zeichen verſchwinden und wiederkommen machen kann; dies machte Allen viel Spaß und ich mußte es ihnen gewiß fünfzigmal wiederholen; ſie konnten nicht begreifen, wie das zuginge, bis ich es ihnen dann ſagte.

Nun ſollte ich die Räuber malen; ich redete mich aus, ich hätte nichts zum Zeichnen bei mir; ich ſollte Kohle nehmen, war die Antwort; kurz ich mußte anfangen zu zeichnen, und Einige ſpitzten mir ſorgfältig Kohlen. Den Hauptmann machte ich in Profil, nur den Kopf und die Bruſt. Ein Andrer wollte durchaus in ganzer Figur gemalt ſein, ſo viel ich ihm auch ſagte, daß das Papier zu klein ſein. Eine von den ſaubern Zeichnungen gaben ſie mir wieder zurück, mit der Anmerkung: questo è storto (das iſt verzerrtes Zeug). Den ganzen Morgen fiel nichts Beſonderes mehr vor, als daß der arme Baldi immer geplagt wurde; denn Alle waren unzufrieden, daß das Geld ſo lange ausblieb.

Endlich des Morgens um halb 11 Uhr kam es an. Der Hauptmann ſetzte ſich auf die Erde und fing an zu zählen; es ſollen dreihundert Piaſter geweſen ſein, ſo wie auch mehrere ſilberne Uhren und Löffel dabei, was er aber alles auf die Seite warf und ſagte, ſie ſollen dies nur wieder mit nach Hauſe nehmen. Jetzt wandte ſich der Hauptmann an die Männer und fragte, ob der alte Baldi glaube, er habe mit Narren zu thun, daß er ihnen, ſtatt zehntauſend, nur dreihundert Piaſter ſchicke. Nun befahl er den Baldi zu binden und wegzuführen. Die beiden Männer weinten und baten, aber er blieb ganz unbeweglich auf dem Boden liegen, als ob er gar nichts hörte. Man machte wirklich Anſtalt, als ob man ihn wegführen wollte. Dies geſchah aber, wie es mir vorkam, mehr um die Männer in Furcht zu ſetzen, damit ſie zu Hauſe die Sache recht ſchrecklich ſchildern ſollten. Einer ſetzte ihm auch das Meſſer an das Ohr und ſagte, er wolle doch ſeinem Vater vorläufig die Ohren ſchicken, es könne wohl ſein, daß er ſich anders beſänne. Der Hauptmann winkte ihm, er ſolle es bleiben laſſen, und ſagte zu den Männern: Geht geſchwind nach Hauſe und ſagt da, wie es da oben hergehe, und wenn bis heute Abend nicht zweitauſend Scudi hier auf dem Platz ſind, ſo ſchicke ich unfehlbar den Kopf des Gefangenen nach Olivano.

Die Männer gingen ab und es war wieder eine Zeit lang ruhig, nur bemerkte ich in dieſer Zeit, was für eine hölliſche Freude Einige an der Todesangſt des Baldi hatten; beſonders Einer unterhielt ſich, ihn zu plagen. Er ſtellte ſich mit entblößtem Dolch in der Hand vor ihm hin, ſchnitt fürchterliche Geſichter, und ſagte dabei, ſo durch die Zähne murmelnd: Wenn doch nur Ich das Glück habe, dir das Eiſen in das Herz zu ſtoßen, das ſoll mir eine Freude ſein. Dann

Digitized by Google

wandte er ſich wieder gegen mich um, lachte recht teufliſch und winkte mir mit den Augen zu, ich ſolle doch ſehen, wie ſich der fürchte. — Der Nachmittag ging ziemlich ſtill vorüber, und erſt auf den Abend kamen wieder die Männer mit Geld, ich glaube es waren vierhundert Scudi. Dies aber war den Räubern noch nicht genug, und ſie fingen an ſchrecklich zu ſchimpfen, ſetzten dem Baldi das Gewehr auf die Bruſt, und thaten, als ob ſie ihn auf der Stelle umbringen wollten. Nun fragte der Hauptmann auch wegen mir. Die Männer ſagten, daß der Baron nach Rom verreiſet wäre und nichts für mich zurückgelaſſen hätte. Gut, ſagte der Hauptmann zu mir, du mußt mit uns kommen; wir gehn jetzt an einen andern Ort. Ich erwiederte: ich gehe mit, wohin ihr wollt; aber ich zweifle, daß ihr etwas für mich bekommen werdet; denn um mich bekümmert ſich weiter niemand. Ich wiederholte ihm noch einmal, daß, wenn ich mehr hätte, ich es ihm gern geben wollte. Er ſagte weiter nichts, als: Bene, bene, ging dann von mir weg, ſprach mit den Männern von Olivano und theilte Befehle aus. Unterdeſſen hatte ich ein Geſpräch mit Einem, der mir mit froher Laune ankündete, ich werde nicht umgebracht werden, und er glaube, ich könne bald nach Hauſe gehen; er griff mir dann in die Taſche und fragte, ob ich denn gar nichts anders, als das Gold bei mir gehabt hätte. Ich griff in die Taſche, zog eine Handvoll Silbermünze heraus und ſagte zu ihm: Da habe ich noch etwas; wenn Du es willſt, ſo kannſt Du es haben. Er ſagte: Behalt es nur, Du kannſt es auf der Reiſe nach Rom gebrauchen.

Die Räuber hatten ſich nun alle bereit gemacht, um weiter zu gehen. Der Hauptmann kam ganz gravitätiſch, mit ſeiner Flinte auf dem Rücken, auf mich zu, ſchlug mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: Federico, tu te ne vai in pace, scusa perche mi sono spaljato, — addio! (Friedrich, geh Du nun ruhig wieder Deines Wegs. Nimm nichts für ungut. Lebe wohl.) Ich wollte ſagen: Grazie Sor Nicola; aber er fuhr fort: Va, va, va, non vogliamo sentire queste cose! (Fort, fort, fort, wir wollens gut ſein laſſen!) Die Andern gaben mir alle die Hände und ſagten: Addio, Federico, statevi bene, scusate, perche voi vedete bene come sono andate le cose. (Lebt wohl und geſund; nehmt uns nichts übel; Ihr ſeht wohl, wie's geht!) Der Hauptmann rufte mir noch einmal zu, ich ſollt: mit den beiden Männern nach Olivano gehen und ſie ja nicht verlaſſen.

Nun war es mir doch wieder um ein Gutes leichter auf der Bruſt. Ich flieg mit den beiden Männern den Berg hinunter. Aber kaum waren wir zwei Büchſenſchüſſe weit, ſo hörte ich wieder auf der Höhe rufen: O Fuderi, o Fuderi! Ich wendete mich um und ſah oben einen von den Kerls ſtehen, der mir winkte, ich ſolle wieder herauf kommen. Es hielt etwas ſchwer, mich dazu zu entſchlieſſen, aber doch ging ich. Er kam mir auch entgegen und ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß ich wieder zurückkäme; er habe mich eigentlich nur gerufen, weil ich noch ein Schnupftuch von ihm habe (er hatte mir nämlich Tags vorher mein trocknes Schnupftuch abgenommen, um ſein Gewehr zu trocknen, und mir ſein naſſes dagegen gegeben). Ich gab es

Digitized by Google

ihm auf der Stelle zurück; dann nahm er noch einmal Abſchied von mir, umarmte und küßte mich ſogar, — und ich ging ſchnell wieder meines Weges.

In Olivano war noch Alles drunter und drüber. Das ganze Dorf wollte Alles von mir wiſſen, und Jedem ſollte ich wieder beſonders erzählen, ſo daß ich endlich grob werden mußte. Ehe ich in meine Wohnung ging, beſuchte ich die Familie von Baldi. Der alte Vater war durch den Unfall krank geworden und lag im Bette. Ich ſuchte ihn, ſo viel möglich, zu tröſten. Auch die junge Frau des gefangenen Baldi war untröſtlich und wollte wiſſen, was, wo und wie? Kurz, es war ein Jammer ohne gleichen. Die Leute glaubten, er wäre todt und ich wolle es nur nicht ſagen. Ein Anverwandter von der Familie nahm mich deswegen in ein Seitenzimmer und bat mich, ich ſolle ihm doch aufrichtig ſagen, ob er todt ſei oder nicht. Ich ſagte ihm: nein, er ſei nicht todt, und nun ging er wieder fort. Als ich mich umdrehte, ſah ich, daß ich im Zimmer meines Freundes Jerny war, der auf dem Bette lag, — aber mein Gott, in welchem Zuſtande! Durch die Störung im Hauſe hatte natürlich niemand an ihn gedacht, und er lag den ganzen Tag ohne Abwartung auf dem Bette. Er erkannte mich kaum noch, konnte faſt nichts ſprechen, und hatte einen Blutſturz gehabt, der noch fortdauerte, ſo daß das Bette und alles andere voll Blut war. Ich hob ihn auf und hielt ihn in meinen Armen. Ich glaubte, er würde in dem Augenblick ſterben; ich rief, was ich konnte, Leute herbei, und endlich kamen ein paar Weiber, die ich dann zum Arzt ſchickte, welcher bald herbei kam, aber alle Hoffnung aufgab und ſagte, er werde kaum noch ein paar Stunden leben. Ich ſagte zu ihm: Sei nur gutes Muthes, es wird jetzt wieder beſſer gehen; ich beſuche Dich Morgen wieder. Er aber ſagte ganz ſchwach: Du wirſt mich wohl zum letztenmal ſehen. Nun ging ich aus dem Hauſe weg. Ich konnte jetzt noch nicht beſtimmt ſagen, wo mir übler zu Muthe war, unter den Räubern oder hier.

Kaum war ich zu Hauſe angekommen, ſo kam ein Mann mit einem Billet vom Governatore, worin er mich erſuchte, ſobald als möglich auf ſein Zimmer zu kommen. Ich ging ſogleich zu ihm, und mußte nun alles haarklein erzählen, wie es gegangen ſei, und es wurde alles aufgeſchrieben. Mir aber dauerte das Ding zu lange; ich fing an zu fühlen, daß ich etwas geſchwächt war, und ſagte deshalb: Signor Governatore, io non posso più raccontare, lo finiremo domani (Herr Gouverneur, ich kann unmöglich mehr erzählen; fahren wir morgen fort damit); er wollte aber nicht und fragte: warum? Ich ſagte ihm, daß ich mich gar ſchwach fühle. Er ließ mir eine Flaſche guten Wein geben, und nun gings wieder beſſer.

Wie ich nach Hauſe kam, legte ich mich gleich zu Bette, hatte aber eine unruhige Nacht, und im Traume mit nichts als Räubern zu thun, ſprang auch einigemal im Schlafe auf u. ſ. w.

Des andern Morgens ſtand ich früh auf, es war Sonntag. Ich nahm zwei Mauleſel, einen um meine Sachen darauf zu packen, und auf den andern ſetzte ich mich. Es war ein ſchöner Morgen und meine Reiſe ging ſchnell Paleſtrina zu. Ich wäre gern mit denſelben Maulthieren am nämlichen Tage noch nach Rom gegangen, aber der Mann wollte nicht, und ſo mußte ich

Digitized by Google

abladen (in demſelben Hauſe, wo wir auf unſrer Rückreiſe von Neapel mit einander waren). Ich erſuchte den Mann, es Niemand zu ſagen, daß ich der ſei, der gefangen war, um mich gegen das ewige Fragen zu ſchützen.

Die Wirthsleute kannten mich noch. Ich beſtellte mir ein Mittageſſen; da ſagten ſie, daß ſie mir nichts beſonders machen wollten, ſondern ich ſolle mit an ihrem Tiſche eſſen, was ich auch zufrieden war, und ich fand da eine luſtige Tiſchgeſellſchaft. Es waren nämlich zwei römiſche Mädchen zum Landbeſuch da, die recht luſtig waren. Sie ſahen mir bei Tiſche an, daß ich etwas habe, weil ich manchmal ſo in Gedanken war. Sie ſagten mir, ich werde wohl amore machen und nicht glücklich darin ſein; ich erwiederte aber, es wäre mir ſonſt nicht recht wohl. Ueber die Mittagszeit hatte es ein Gewitter gegeben und regnete ſehr ſtark, ſo daß ich über Nacht bleiben mußte. Aus Langerweile ſtimmte ich eine alte Guitarre, die da im Hauſe war, und fing an etwas zu klimpern. Die Mädchen kamen auf den Einfall, zu tanzen. Der Tiſch wurde auf die Seite geſchafft und der Spaß ging los. Es kamen noch mehrere Mädchen aus dem Dorfe; ich ſpielte ganz luſtig bis auf den Abend den Tarantella. Es war mir angenehm, ich konnte doch dabei die fatale Geſchichte ein wenig vergeſſen.

Des andern Tags trat ich meine Reiſe zu Fuß nach Rom an; mein Gepäck gab ich Einem mit, der Breter nach Rom führte. Ich ging ſchon ſehr früh weg, ohne etwas zu genieſſen, und nahm mir vor, in dem Wirthshauſe, das drei Stunden von Paleſtrina in der Campagna liegt, erſt zu frühſtücken. Bald hatte ich dieſes erreicht, und ſah, daß da eine Menge Carabiniere, welche ihre Pferde am Hauſe angebunden hatten, und auch ein ſchöner Reiſewagen war. Ich dachte, das wird wohl auf die Räuber losgehen, ging hinein in das Vorzimmer, wo eine Menge von den Kavalleriſten tranken und alſo kein Platz da war; ich ging noch in ein anders Zimmer, und rufte: Sor oste! es wollte mir aber Niemand Beſcheid geben. Nun ging ich in ein drittes Zimmer, und wer war da? der Baron Rumohr, Amsler und ein paar Offiziere. Das unverhoffte Wiederſehen konnte bei mir nicht den Eindruck machen, wie es bei ihnen der Fall war; denn ſie glaubten mich noch in den Händen der Räuber, und waren gerade auf dem Wege, mit dem Gelde mich auszulöſen.

Baron Rumohr ſetzte ſeinen Weg nach Olivano fort, Amsler und ich aber gingen mit einander zu Fuß nach Rom zurück.

Aus Aſien.

Bruchſtücke aus einem Privatſchreiben vom 20. Sept. 1819 aus Java. — Deutſche in Java. — Unruhiger Geiſt der zinsbaren Nationen. — Anekdoten vom Kaiſer in Java.

Wir verlieſſen Braſilien den 16. Jänner (1819). Das neue amerikaniſche Königreich befindet ſich in unbehaglichen Verhältniſſen mit den vielen links und rechts aufblühenden Republiken des jungen Welttheils. Es geht heutiges Tages im Politiſchen, wie zur Zeit der Reformation es im Religiöſen ging. Eine Partei will die andere von der Welt treiben. Am Ende werden

Digitized by Google

sie doch einander dulden lernen, und politische Katholiken und politische Protestanten müssen sich gewöhnen, bei einander zu wohnen und die Ketzernamen Aristokrat, Jakobiner u. s. w. abthun.

Nach einer ziemlich glücklichen Fahrt, einigen Stürmen, Donnerwettern u. s. w. kamen wir Alle, 132 Personen, die wir Europa zu Anfang verflossenen Novembers (1818) verlassen hatten, gesund und wohl am 14. Mai (1819) auf der Rhede von Batavia an. Unsre Konkordia kehrt nun (Oktober 1819) reichbeladen wieder nach Antwerpen zurück. Wir hatten auf der Fahrt von Rio Janeiro die Insel St. Paul in der Südsee ziemlich nahe gesehen, ja beinahe die Küste von Neuholland zu Gesicht bekommen.

Der Anblick des Landes von Java ist äusserst reizend. Kein Reisender hat davon zuviel gesagt. Die Natur gab der Insel jeden Schmuck, ohne einen zu vergessen. Daß sich doch die Europäer um einige elende, armselige Dörfer die Hälse brechen! Warum schicken sie ihre überzähligen Prinzen nicht an der Spitze abentheuerlustiger Auswanderer nach Asien und Amerika; machen neue Entdeckungen, wie Prinz Heinrich der Seefahrer im fünfzehnten Jahrhundert that, der edle Portugiese; und gründen in schönern Weltgegenden neue Reiche, wie heute König Johann VI zu Rio Janeiro? — Dies prachtvolle Java gehört jetzt den Niederländern nur zum kleinsten Theil, ja ist ihnen in den meisten Gegenden, auch nach Jahrhunderten, noch fast ganz unbekannt, und beinahe so groß, wie England. Aber weitaus der größte Theil des Volks ist ein rohes, unwissendes, barbarisches Volk. Was könnte dies Java sein, wenn es durchaus mit europäischer Einsicht angebaut würde!

Das Leben in Batavia ist behaglich. Das ganze Jahr hindurch findet man alle mögliche Gartengewächse Europa's. Auf dem nämlichen Platze, wo die Bäume noch blühen, sieht man dicht daneben schon andere schwer mit reifen Früchten beladene. Fische, Wildpret, Geflügel aller Art sind im Ueberfluß. Deutschland, Frankreich, Portugal, Spanien liefern ihre Weine in äusserst billigen Preisen her. Kauft man z. B. Bordeauxwein faßweise, so hat man die Bouteille um acht, höchstens zehn holländische Stüber. Von Kaffee, Zucker und andern Landeserzeugnissen will ich nicht einmal reden. Aber auch das Selterser Wasser sogar ist in allen Häusern zu finden.

Nicht ganz behaglich freilich ist die große Hitze. Aber man gewöhnt sich daran, so wie an den Anblick der vielen Schlangen, die man auch des Abends zuweilen in seinem Bett findet. An Skorpionen und anderm Ungeziefer fehlts auch nicht. Aber am widerlichsten ist die Plage von den Muskiten, die einem Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Dazu kommt, daß gerade Batavia, wie bekannt ist, in der allerungesundesten Gegend des Landes aufgebaut ist.

Die Niederländer haben Mühe, sich in ihren ausgedehnten ostindischen Besitzungen aufrecht zu halten; denn die Vasallen-Könige und Vasallen-Völker regen sich aller Orten und wollen Freiheit und Unabhängigkeit, und haben doch wahrhaftig weder Thomas Payne's gesunden Menschenverstand, noch Rousseau's contrat social gelesen, nicht einmal eine deutsche landständische Zeitung. Ich glaube, die Lust nach Freiheit ist etwas Ansteckendes in der Luft. Das

Digitized by Google

Militär hat jetzt in der Nähe von Batavia, zu Weltevreden u. ſ. w., Lager bezogen. Es muß beſtändig auf dem Sprunge ſein. Die Engländer ſcheinen hier gar ungern die niederländiſche Flagge auf all den großen Inſeln der Sunda, der Molukken und auf dem feſten Lande in Malakka wehend zu ſehen. Sie heißen übrigens getreue Alliirte und gute Freunde. Aber Viele wollen behaupten, ſie blaſen bei den zinsbaren Fürſten und Völkern die Gluth des Aufruhrs heimlich an. Die vor einem Monat (im Auguſt 1819) nach Palimbano in Sumatra abgegangene große Expedition und ihr glücklicher oder unglücklicher Ausgang wird über das künftige Schickſal der oſtindiſchen Beſitzungen Hollands viel entſcheiden. Die Art, wie man hier in Oſtindien Krieg zu führen pflegt, iſt verzweifelt; man hat davon in Europa gar keine Vorſtellung.

Es leben jetzt hier viele Deutſche und meiſtens im Wohlſtand. Profeſſor Reichhardt reiſet, auf Unkoſten der Regierung, als Naturforſcher, im Lande herum. Er kann für die Wiſſenſchaft große Beute machen. Ein General Gaup, auch ein Deutſcher, lebt hier mit ſeiner Penſion den Muſen und der Freundſchaft. General von Lützow hat ſich ebenfalls in Ruhe geſetzt, iſt ſehr reich, konnte daher auch einen Gnadengehalt ausſchlagen, genießt große Achtung überall und wohnt ſehr angenehm zu Ryswik, nicht weit von Batavia. Eben ſo findet man Deutſche in andern Gegenden der Inſel, meiſtens Würtemberger, wie zu Samarang, wo ſich ein Hr. v. Winkelmann aufhält, und der Oberſt v. Zett Befehlshaber der zweiten Militärabtheilung iſt, desgleichen in den Wohnſtädten der Sultane von Java, Dſchukſchakatta u. ſ. w.

Die Sultane ſind, wie bekannt, den Niederländern zinsbar. Dieſe haben auch überall bei denſelben Garniſonen. Die javaniſchen Majeſtäten haben übrigens in der Civiliſation ſo viel Fortſchritte gemacht, als man kaum erwarten ſollte. Sie haben ihren despotiſchen Orientalismus ziemlich abgelegt.

Der Kaiſer von Java (ich ſah ihn bei einem Anlaß mit ſeinem Hofe) geht, ſo wie ſein Generalſtab, europäiſch gekleidet; mehrentheils in einer rothen oder dunkelblauen Generalsuniform mit dreieckigem Hut, worunter er jedoch, als Muhamedaner, ein weißes um den Kopf geſchlungenes Tuch trägt. Sein vermuthlicher Thronerbe, der junge Sultan, jetzt etwa ſechszehn Jahre alt, trägt ſich in orientaliſcher Tracht. Ohne Zweifel, wenn er einmal an die Regierung kommt, wird er Uniform anlegen. Die Könige wollen lieber Krieger, als Bürger ſein.

Uebrigens, wie man mir ſagt, iſt der jetzige Kaiſer, welcher ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren ſein mag, ein anſehnlicher und ſehr verſtändiger Mann, ob er gleich im Harem bei dreitauſend Weiber hat. Sein Bruder hat Dienſte als Major bei den Europäern genommen und iſt wirklich vor Kurzem mit dem General Anjing nach Europa gereiſet. Auch die kaiſerliche Garde iſt europäiſch gekleidet und beſteht aus einigen tauſend Mann.

Unlängſt verheirathete ſich ein niederländiſcher Offizier, deſſen Detaſchement auf der Straße von Samarang nach Suracarte lag. Er nahm ſich die Freiheit, den Kaiſer zur Hochzeit

Digitized by Google

einzuladen. Dieser nahm die Einladung mit Vergnügen an und überraschte, nebst seinem ganzen Hofstaat, der sehr glänzend ist, den Offizier mit dem Besuch. Selbst die Kaiserin war mitgekommen, und eine Eskorte von mehrern hundert Mann Reiterei, alle in rothen Damast gekleidet, machte den Zug stattlicher.

Beim Anblick der Europäer setzte der Kaiser alle orientalische Majestät beiseite, unterhielt sich beim Hochzeitfest, wie es schien, sehr gut; nicht minder die Kaiserin, die eine bildschöne Frau ist. Als Abschied genommen wurde, fragte die Kaiserin den Offizier, ob ihr erlaubt sei, der Neuvermälten ein kleines Andenken zurückzulassen. Natürlich, einer so hübschen Frau, besonders einer hübschen Kaiserin, kann man unmöglich etwas abschlagen. Und die junge Offizierfrau empfing von ihr einen prächtigen Brillantring von 10,000 Piaster werth.

Der Kaiser wäre im Stande, ein Heer von 40,000 Mann ins Feld zu stellen, alle europäisch bewaffnet und geübt. Dennoch bleibt er zinsbar. Es ist auffallend, daß die europäischen Handelsstaaten von jeher ihre halbnackten Tod- und Erbfeinde in Afrika und beiden Indien aus Geldgier wider sich selbst bewaffnet und sie die Kunst gelehrt haben, auf europäisch en masse und regelmäßig zu morden. Man hätte die ohnehin Grausamen wohl etwas Besseres lehren können. — Es liesse sich glauben, daß die Europäer, denen um ein Stück Geld Alles feil ist, aller Klugheit entgegen gehandelt hätten. In der That ist ihnen dieser Vorwurf auch von einigen Unkundigen gemacht worden. Allein die Sache beim Licht betrachtet ist so übel am Ende nicht. Die meisten Orientalen sind trotz dem in ihrer Abhängigkeit geblieben, so gut wie die Wilden und Barbaren andrer Welttheile. Flinten, Pulver, Uniformen, Kanonen, Taktik, persönliche Tapferkeit an sich geben noch keinem Volk ein Uebergewicht, sondern Aufklärung, Kenntniß, Geist und Tugend, mit denen man das Material anwendet. Kenntnisse lassen sich aber nicht so leicht verkaufen, wie Waffen; und statt der Tugenden brachten die Europäer ihre Laster in die fremden Weltgegenden.

Aber hätte man Kenntniß und Tugend so leicht an fremde Völker verkaufen können, wie Gewehre und Säbel, ich zweifle gar nicht, man würde ihnen auch die für Geld feilgeboten haben. F. d. P.

Digitized by Google

Von den Urſachen und Wirkungen der Volksbewegungen in England.

Das Geiſtige und Leibliche in der Politik.

Eine bange Unruhe vor der Wiederkehr oder Fortſetzung der völkerzerrüttenden Unordnungen, die Europa ſeit zwanzig Jahren geplagt haben, hat viele Gemüther ergriffen. Der Kampf der verſchiedenen, einander geradezu widerſprechenden politiſchen Grundſätze in mehrern Staaten, Grundſätze, die ihrer Natur nach ganz geeignet ſind, einander den Vertilgungskrieg zu machen, gibt zu großen Beſorgniſſen Anlaß.

Allerdings, die Gewalt der Grundſätze und Ideen iſt mächtig; wer wollte dies läugnen? Diejenigen haben ſich fürchterlich getäuſcht, welche ſie wie leere Schulmeiſtereien verſpotteten. Auch in Zukunft wird dies der Fall ſein.

Doch muß man aber auch auf das Daſein der bloßen Ideen und ihr Geprieſenwerden nicht zu unermeßlichen Werth legen. Es gibt Grundſätze, die bloß gelernt, nachgeſprochen und wie andre Gegenſtände des Wiſſens fortgepflanzt werden. Die haben auf Staatsverwandlungen ſelten oder nie raſche Einwirkungen. Sie ſind erſt impoſant, wenn ſie ſich nicht mehr als bloße Lehrſätze, ſondern als lebendige Gefühle des Volks im Streit mit der Wirklichkeit offenbaren. Dann ſind ſie Fleiſch geworden und kaum anders, als mit der Vertilgung der Nation ſelbſt zu vertilgen.

Bilde ſich aber ferner auch Niemand ein, daß die zum Gemeingefühl und Gemeinbedürfniß gewordenen politiſchen Ideen, ſo nett ſo klar, wie ſie etwa in einem Schulkompendium ſtehen, für ſich allein wirken! Ganz und gar nicht. Sie haben, wie alles Geiſtige im Leben, ihr irdiſches Gegengewicht, von welchem ihr Gang, ihre Kraft, ihre Richtung abhängig iſt; abhängig, wie es der Geiſt des tiefſinnigſten Philoſophen unterm Monde von ſeinem Schneckenhauſe iſt, das er unter den Sternen mit ſich herumſchleppen muß, — von ſeinem Leibe. — Ohne dies irdiſche Gegengewicht, welches den leichten Aufſchwung mit bleierner Schwere mäßigt, wären längſt ſchon Plato's Republik, Rouſſeau's geſellſchaftlicher Vertrag, Kants ewiger Friede und Alexanders I heiliger Bund wunderſchön in die Wirklichkeit hinausgeblüht.

Daher kommts, daß großen Vorſätzen zuletzt eine mattherzige That nachhinkt, und einem mächtigen Anlauf, den man nimmt, nur ein ganz mäßiger Sprung folgt; daß die Griechen mit ihren Solonen, Ariſtiden und Sokrateſſen nicht weiter kamen; und die franzöſiſche Staatsumwandlung eben aus dem ätheriſchen Adlerflug, den ſie anfangs verkündete,

Digitized by Google

zuletzt einen feinbürgerlichen Gänseflug nah über oder zwischen den alten Kirchen- oder Schloß-Thürmen machen mußte.

Die also, welche der Macht der politischen Wahrheiten Alles, und welche dieser Macht ganz und gar Nichts zutrauen, irren sich laut Zeugnissen der Erfahrung eben so gröblich, als diejenigen, welche glauben, es lasse sich mit Armeen, Bastillen, Kabinetsstreichen, alten Gewohnheiten, Ständeverhältnissen, Handelsverhältnissen, Ordensbändern, baarem Gelde u. dgl. Alles, und Andere, es lasse sich damit ganz und gar Nichts ausrichten.

Ein Mann von Kopf, der in einer eben in Paris erschienenen kleinen Schrift (Lettres de St. James, 1820) seine Gedanken über die schon oft befürchtete und geweissagte Revolution von Großbrittannien mittheilt, hat obenerwähntes Gewicht und Gegengewicht, so gut ers konnte, gegen einander gehalten. Es ist der Mühe werth, ihn anzuhören. Ich will seinen Ideengang verfolgen, ohne mich darum fest an ihn zu halten. Denn die neuesten Bewegungen in England, die lärmerischen Prozessionen der Radikal-Reformers, welche mich gar lebhaft an die Schauspiele der geistlichen Flagellanten auf den Kreuzwegen im Mittelalter erinnerten, haben allerdings eine Zeit lang große Bedenklichkeiten erregen müssen.

Ungerechnet die billige Herzensangst derer, die ihre Fonds in England angelegt haben, hat ganz Europa Ursache, von einer gewaltsamen Staatsumwälzung auf Albion schwere Stöße zu befürchten. Das berühmte politische Gleichgewicht unsers Welttheils verlöre damit abermals seinen Schwerpunkt und die Völker würden abermals verworren durcheinander taumeln.

Ursprung der gegenwärtigen politischen Bewegungen in England.

Mein Briefsteller geht von dem Hauptsatz aus, daß die Gährungen in England gar keine Folge von neuen ins Volksgefühl übergetretenen politischen Ideen seien, wie sie etwa jetzt in Spanien, oder Deutschland, oder, seit 1789, in Frankreich Sehnsucht nach höherer Volksberechtigung erweckten. Und er scheint darin keineswegs Unrecht zu haben. Denn keinem Engländer, nicht einmal einem Radikalreformer, kommt in Sinn, die bisherige Staatsverfassung vom Grund aus zu vertilgen und eine ganz frische Verfassung aufzustellen. Die Reformers selbst nennen sich daher selbst nur Reformers und nichts weiter. Sie wollen keine Revolution. Sie haben auch in der That keinen Grund dazu.

Denn was Andre in andern Ländern heut wünschen, haben die Engländer schon bei sich im Jahre 1688 abgethan; schon damals machten Patrizier, Volk und König ihren Staatsvertrag, welcher, weil er auf ächtmenschlichen Grundsätzen ruht, noch der heutigen Stellung des gesellschaftlichen Zustandes gemäß ist. Europa ringt seit dreißig Jahren nach nichts anderm, als diese Grundsätze und die darauf ruhenden politischen Institutionen bei sich einheimisch zu machen. Die britische Nation hat von keinem neuen gesellschaftlichen Vertrag mehr zu erwarten, als sie wirklich vom jetzigen schon hat. Volk, Patrizier und Krone haben jeder und jede durch

Digitized by Google

dieſen Vertrag eine der drei höchſten Staatsgewalten empfangen, und ihr gemeinſames Zuſammenwirken iſt unentbehrlich, wenn auch nur ein Geſetz erſcheinen ſoll.

Die Erhaltung des britiſchen Reichs beruht lediglich auf dem Gleichgewicht jener drei Gewalten. Die Verfaſſung hatte vorausgeſetzt, es werde nothwendig zwiſchen ihnen, weil jede ein andres Intereſſe verficht, zu einer Art Nebenbuhlerei kommen müſſen. Daher ſuchte ſie auch ſchon im Voraus den Einfluß jedes Theils ſo ſorgfältig zu begrenzen, daß mit der Zeit nicht etwa Einer durch die Uebermacht des Andern verſchlungen werde.

Aber der Gang der Dinge machte dieſe Vorſicht nachher überflüſſig; denn ſtatt der befürchteten Nebenbuhlerei knüpfte ſich zwiſchen den drei Gewalten ein wahres Bündniß an. Die Urſache oder der Grund dieſes Bündniſſes war der Hauptkummer der Jakobiten, und der dauerte von 1688 bis 1746. Der König, das Volk und die Patrizier hatten während dieſer Zeit einerlei Bedürfniß, ſich feſt an einander zu ſchließen, um die Uſurpation zu behaupten und zu befeſtigen, die der Krone zum Rechtstitel und der Staatsverfaſſung zur Schutzwacht diente. Dies Verhältniß währte nothwendig ſo lange, bis der verſtoßene engliſche Kronprätendent einwilligte, ſtatt der angeſprochenen Krone, ſich mit einer Penſion zu begnügen. Seitdem aber hatte England auch keine Könige, die Luſt hatten, die Volksrechte zu vernichten; und hinwieder das Volk hatte noch weniger Luſt, die Rechte des Throns zu kränken, weil es dabei für ſich ſelbſt zuviel aufs Spiel ſetzte. Von der dritten Seite blieben die Patrizier ganz ruhig in der ihnen angewieſenen Stellung zwiſchen Thron und Volk, weil ſie nur in dieſer Stellung gleich unabhängig vom Einfluß des Volks und des Hofes ſtehen konnten.

Der Bund der drei engliſchen Staatsgewalten endete damit, daß die Krone zwar eine minder willkührliche Macht erhielt, aber doch eine vollkommenere, als man den Stuarten achtzig Jahre lang ſtreitig gemacht hatte. In der That, der Wille des Königs leidet keine andere Einſchränkung, als die der Zeit, um ſich von den zwei andern Staatsgewalten geſetzlich machen zu laſſen; eine Formalität, die eben ſo gar unerträglich nicht iſt. Denn es können hier keine andern Widerſprüche eintreten, als etwa über das Mehr oder Weniger der Vortheile, die jeder der beiden andern Bundesgenoſſen von einer vorgeſchlagenen Maasnahme zu erwarten hat.

Man könnte ſagen, eine ſolche Bundesgenoſſenſchaft der Volksgewalt mit dem Patriziat und der Krone habe etwas Unnatürliches. Meinethalben. Aber die Sache beſteht, und zwar weil ein Theil des Volks ſelbſt davon den höchſten Vortheil hat. Aus dieſem Vortheil entſprang Englands Wohlſtand; aus dem Wohlſtand ging Englands Hoheit in Europa hervor, der zufolge die übrigen Nationen den Briten zahlbar werden, wie es Schüler immer den Meiſtern ſind. Indeſſen hat auch dies wieder eine nicht erwartete Folge.

Wohlſtand erzeugt Reichthümer. Reichthum iſt in jedem Lande ungleich vertheilt; dadurch entſteht im Volke ſelbſt ein Gegenſatz der getrennten Menge, weil die eine hat, die andre begehrt; die eine gibt, die andre empfängt; die eine verkauft, die andre kauft. So trat das

Digitized by Google

britiſche Plebejat von ſelbſt in einer eigenen Spannung polariſch aus einander. Ich ſage aus einander, und nicht wider einander. Denn obwohl die Klaſſe der Begüterten nur ans Bewahren, und die Klaſſe der Unbegüterten nur ans Erwerben denkt, alſo ganz verſchiedene Intereſſen haben, waren ſie doch eben dadurch einander unentbehrlich und natürlich verknüpft.

Weil die reichere Volksklaſſe nur aufs Bewahren ſieht, empfängt ſie einen ariſtokratiſchen Anſtrich, einen Doppelkarakter; durch ihr Intereſſe iſt ſie ariſtokratiſch, durch die von der Verfaſſung empfangenen Rechtſame der Plebejer iſt ſie demokratiſch; durch jenes gibt ſie dem Staate das Unterpfand der größten Sicherung; durch dieſes dem Menſchengeſchlecht die tiefwirkendſten Lehren. Sie ſchließt ſich ſo von der einen Seite willig den beiden andern Staatsgewalten an, der Krone und dem Patrizіat, und iſt von der andern Seite Gewährleiſterin des Volksrechts, weil ſie nur durch dies Volksrecht, an dem ſie Theil nimmt, im Staate etwas vermag und gilt.

So geſchah natürlich, daß ſich in dieſer Volksklaſſe die geſammte ſtaatsbürgerliche Macht und Berechtigung vereinte, die vermittelſt der Verfaſſung eigentlich dem geſammten Volke von England gehört. Darüber war das übrige, unbegüterte Volk ohne Sorge; es litt dadurch an ſeinen Rechtſamen nichts; es genoß durch den öffentlichen Wohlſtand ebenfalls auch ſeine Aernten.

Jetzt aber, da Englands Wohlſtand, aus denſelben unausweichlichen Urſachen, wieder abwärts geht, durch die er geſtiegen war, fängt die ärmere Klaſſe an zu leiden. Sie ſchreibt dieſes Uebel dem Umſtande zu, daß die Volksgewalt nicht mehr beim Volke, ſondern in der Hand der reichern Klaſſe iſt, welche die Intereſſen des Geſammtvolks aus Selbſtſucht vergeſſe. Sie verlangt nicht Auflöſung, nein Befeſtigung, Herſtellung der Staatsverfaſſung in ihrer rechten Urſprünglichkeit, und zwar vermittelſt eines verbeſſerten Wahlſyſtems ihrer Stellvertreter im Parlament. Sie verlangt alſo gar keine Revolution, wie ſich gewöhnliche Zeitungsleſer in andern Ländern einbilden, ſondern nur Reform.

Die Theilung der engliſchen Nation durch das Vermögen.

Wer über den Gang der Volksgährungen in England richtig urtheilen will, muß das Verhältniß der reichen und der armen Volksklaſſe in dieſem Lande gründlich verſtehen. In andern Ländern gibts auch reiche und arme Leute; aber ſie ſind nicht ſo ſchroff von einander geſchieden, wie in England.

Anderswo iſt das Vermögen der liegenden und beweglichen Güter in größern und kleinern Theilen unter zahlloſen Familien vertheilt. Die gänzlich Armen, die beinahe Nichtshabenden bilden da immer nur, im Verhältniß zur Geſammtheit der Nation, den kleinern Haufen. Vom Bettler, der aus Almoſen lebt, bis zum Eigenthümer vieler Millionen, ſtuft ſich die

Digitized by Google

lange Reihe der mehr und minder Beſitzenden in ſo allmäligen Uebergang auf, daß es ſchwer iſt, einen Scheidepunkt zwiſchen denen anzugeben, die nur bewahren, und denen, die nur erwerben wollen.

In England iſt das anders. Hier fällt die ſchärfſte Grenzlinie zwiſchen beiden ins Auge. England ſpielte ſeit einem Jahrhundert unwiderſprechlich die erſte Rolle in unſerm Welttheil. Alles machte ſich da früher und beſſer, denn anderswo. Es benutzte alſo ſeine frühere Reife in allen Arten der Induſtrie und Thätigkeit. Es gewann damit den ausſchließlichen Welthandel. Dieſer führte natürlich ein ſtarkes Verlangen nach Waaren und Arbeiten herbei, und dadurch ward unermeßlicher Gewinn angehäuft. Die Beſitzer des Gewinns, um ihre Kapitalien zu ſichern, legten ſie in Ländereien an. So wurden die Minderbegüterten nach und nach durch die Reichern aus dem Beſitz von Grundſtücken weggeſchoben. Während nun die Reichern ihre Domänen immer mehr und mehr ausdehnten, geſchah es, daß zuletzt die ganze Oberfläche des Bodens von England unter eine kleine Zahl großer Eigenthümer vertheilt lag.

Nun hätten dieſe freilich ihre weitläufigen Beſitzungen, wie das in andern Ländern wohl der Fall iſt, wieder an eine Menge unbegüterter Familien lehenweiſe verſtückeln können. Allein theils ſchien es ihnen leichter und vortheilhafter, ihre Domänen in großen Maſſen an reiche Pächter auszuleihen, theils hatte die britiſche Induſtrie zu vieler Arme vonnöthen, und der Kunſtfleiß belohnte die unbemittelte Klaſſe beſſer, als der Landbau.

Die nun überall im Großen getriebene Landwirthſchaft hatte zur Folge, daß man die Arbeiten im Felde zweckmäßiger ordnete und die Ackerwerkzeuge vervollkommnete, wodurch die Menge der Menſchenhände ganz entbehrlich ward. — Auf der andern Seite, weil mit Ausdehnung des Handels der Waarenbedarf ſtieg, vereinfachte man auch den Mechanismus in den Fabriken und Werkſtätten, und erſetzte durch Maſchinen, wo die Zahl der Menſchenhände nicht zureichte, zumal das zunehmende Nachfragen nach Arbeit und Waare den Arbeitslohn in die Höhe ſteigerte. Mithin gerieth der Beſitz aller Kapitalien in die Hand der großen Gewerbs- und der großen Gutsherren; das heißt in die Hand ungefähr des neunten Theils der Bevölkerung von England; die übrigen acht Neuntel der Volksmaſſe ſind, ohne Beſitzthum, zum Anbau des Feldes oder der Fabriken dienſtbar.

Nun wird man begreifen, daß die Menge der Aermern, das heißt die Mehrheit der Bevölkerung, beim erſten Stoß, welchen der Gewerbsfleiß erleiden mag, erſchrickt und gegen eine bisher beſtandene geſellſchaftliche Ordnung gemeine Sache macht, der ſie weder Gewährleiſtung zu ertheilen hat, noch die ihr Gewährleiſtung eines behaglichen Zuſtandes gibt.

Das ganze Unheil Englands, die gegenwärtigen Gährungen und Volksbewegungen liegen alſo nicht in der Verfaſſung, ſondern in der Oekonomie; nicht in neuen politiſchen Ideen, ſondern in dem ängſtlichen Zuſtand, in welchen ſich die Mehrheit der Nation durch den bisherigen Aufſchwung der Induſtrie verpflanzt erblickt. Und wenn die unzufriedene Mehrheit

gegen die Verfassung einstreiten möchte, geschieht es, nicht weil sie eine bessere aufstellen, sondern sich in ihr eine minderbesorgliche Stellung geben möchte.

Was über Englands Schicksal allein entscheiden werde.

Der Ausgang dieses Streits, die Lösung der Frage: Wie ist die Mehrheit von der Bevölkerung Englands zu einer Beruhigung über sich selbst, zu einer gewissen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Individuen, durch Theilhaben an Eigenthum zu bringen? — die Lösung dieser Frage wird über Englands Schicksal entscheiden.

Die Auseinandersetzung der Revenuensteuer (income tax) hat bewiesen, daß die Anzahl der Eigenthümer (sei es der Guts- oder der Gewerbsherren) in England sich nicht über ein Neuntel der Bevölkerung erhebt; ein zweites Neuntel des Volks begreift diejenigen Familien, die direkt von den Eigenthümern oder vom Staat abhängig sind. Die sieben übrigen Neuntel bilden also die große Masse der Armen, die auf dem Lande oder für die Gewerbe arbeiten müssen.

Aus diesen amtlich gegebenen Thatsachen fließt nun

Erstlich, daß alle Erzeugnisse des britischen Bodens, das heißt, die Nahrungsmittel der Nation, in den Händen von einem Achtzehntel der Nation, sei es der Grundeigenthümer, oder Pächter, befindlich sind. Zu Gunsten dieser Anzahl ward die Bill wegen der Nicht-Einfuhr-Artikel gegeben.

Zweitens: ein andres Achtzehntel beutet, vermittelst seiner Kapitalien und Kenntnisse, den Ertrag der Werkstätten und des Handelsverkehrs aus.

Drittens: diese beiden Achtzehntel also besitzen ganz allein das gesammte in England angehäufte Geldkapital, so wie die Summe aller Nahrungs-, Industrie- und Kommerz-Erzeugnisse.

Viertens: von diesem Neuntel hängt unmittelbar ein andres Neuntel ganz ab, und zwar die Klasse der Beamten, der Land- und Seesoldaten, Matrosen, der Dienenden aller Gattung.

Fünftens: jenes, so wie dieses Neuntel bilden gewissermaßen eine unzertrennliche Gemeinheit, ein für sich bestehendes Ganzes, die aristokratische Masse des Volks, während die sieben übrigen Neuntel die plebejische Demokratie bilden, deren Bewegungen und Murren jetzt sich so laut äussern.

Von diesen sieben Neunteln, die ich die Bedürftigen nennen will, bearbeiten ungefähr vier Neuntel, oder etwa vier Millionen Menschen (wenn man Englands Bevölkerung zu neun Millionen, ohne Wales, anschlägt), das Feld, und arbeiten also für die Lebensmittel von neun Millionen (denn die Einfuhr fremder Lebensmittel beschränkt sich auf ein Geringes). Jeder Landarbeiter ernährt mithin etwa zwei bis drei Personen durch seinen Fleiß.

Drei Neuntel von den Bedürftigen oder Nichteigenthümern dienen dem Kunstfleiß, das

Digitized by Google

Wort im weiteſten Sinn genommen. Da ſie durch ihre Thätigkeit die mannigfaltigſten Bedürfniſſe Europens in Kunſterzeugniſſen aller Art befriedigten, ſo kann man (aus dem Verhältniß des Waarenabſatzes berechnet) annehmen, daß ſie etwa für das Bedürfniß von wenigſtens ſechsundſechszig Millionen Menſchen geſchäftig waren, eine Perſon alſo für zweiundzwanzig Individuen das hervorbrachte, was man, bei heutiger Art zu leben, braucht.

Der franzöſiſche Krieg mit allen ſeinen Anhängſeln zerſtörte den ungeheuern Gang des britiſchen Alleinhandels nicht, ſondern änderte nur die Richtung deſſelben. Machte Frankreich auch eine Lücke, ward ſie von andern Weltgegenden ausgefüllt, wohin England nun ohne Konkurrenz handelte.

Allein eben dieſer Krieg nöthigte einen Theil Europens, wohin die Erzeugniſſe Englands nicht immer ununterbrochen gelangen konnten, auf Erſatz des Fehlenden zu denken und die eigene Induſtrie zu verbeſſern. Das geſchah in Frankreich beſonders und in Deutſchland. Die Verſuche dazu, anfangs zweifelhaft, glückten zuletzt in Vielem. Die Kriege endeten, und ſiehe, da ſtanden in Rückſicht des Kunſtfleißes gefährliche Konkurrenten da, z. B. Deutſchland mit der Schweiz in Baumwollenwaaren u. ſ. w., Frankreich in noch mehr andern Artikeln.

Mit dem Frieden, nach Napoleons Verbannung, ſah England wohl den vierten Theil ſeines alten Waarenabſatzes verſchwunden; denn nun trat auch Frankreich mit ſeinen Erzeugniſſen auf die Märkte hin; auch die Deutſchen und die Schweizer kamen. Die wohlfeilere Waare von gleicher Güte mit der theuern hat bei allen Käufern den Vorzug. Das Monopol des Seehandels freilich läßt ſich durch Gewalt wohl behaupten, aber keine Macht der Welt kann die Käufer zwingen, das Theure dem Wohlfeilen vorzuziehen.

Verhältnißmäßig zur Verminderung des britiſchen Waarenabſatzes mußten ſich in England die Werkſtätten vermindern. So fehlte es jählings ſechsmalhunderttauſend Arbeitern an Verdienſt.

Die Folge davon, daß mehr Arbeiter, als nöthig, vorhanden waren, mußte ſein, daß der Arbeitslohn fiel. So geſchah es. Allein eben das brachte Gefahr. Wenn in Deutſchland, in Frankreich, in Italien der Arbeiter allenfalls zuwarten kann, weil er doch auch ein Eigenthum, ein kleines Stück Land beſitzt, das ihm zur Noth die unentbehrlichſte Nahrung gibt: ſo iſt dies in England anders. Der Bedürftige darf hier nicht feiern, er kann nicht warten, er muß verdienen, weil er, will er Lebensmittel haben, auf den Markt gehen muß, wo ſich, was er gebraucht, mit Geld bezahlen läßt. — Fehlt Verdienſt, ſo muß er entweder verhungern, oder ſich, weſſen er bedarf, durch Bettel oder durch Gewalt verſchaffen.

Und auf dem Punkte ſteht nun wirklich ein beträchtlicher Haufen Volks in England. Daher die Maſchinenzerſtörer, die Tumulte in den Manufakturſtädten, das Geſchrei der Arbeiter um Erhöhung des Arbeitslohns, das Lärmen der Radikalreformer. Die Unzufriedenheit und Arbeitsloſigkeit der Volksmaſſe, weit entfernt, abzunehmen, wird mit den Jahren ſteigen, wenn die Mächte Deutſchlands einträchtig genug werden ſollten, einen freiern

Handelsverkehr im Innern des deutschen Staatenbundes zu bewerkstelligen und dadurch den Gewerbsfleiß ihrer Völker beleben, indem sie ihn auser Abhängigkeit von Britanniens Alleinhandel und Industrie setzen; — oder wenn Amerika, volkreicher geworden, seine Gewerbe vermehrt, wozu ihm das verarmende, vielbedrängte Europa der auswandernden sachverständigen Männer genug sendet. — Englands Wohlstand stirbt ab durch dieselben Ursachen, an welchen Venedigs und Genua's und Hollands Blüthen erkrankten: durch die Gesetze der Konkurrenz.

Stellung der Plebejer zu den Staatsgewalten in England.

Bisher war von Thatsachen die Rede, durch welche ersichtlich ist, daß die englischen Unruhen aus dem ganz eigenen Zustande der britischen Nationalhaushaltung, und nicht aus dem Verderbniß der britischen Staatsverfassung hervorgingen. Indessen muß man sich auch nicht verhehlen, daß die Haushaltung allerdings wieder auf die Eigenthümlichkeit der Verfassung hinwirkt, und in der That nicht auf die vortheilhafteste Art.

Die Genossen der plebejischen Aristokratie (wie wir die großen Eigenthümer im Volke nennen wollen) haben sich der Reichthümer Englands, so wie ihres Ansehens, weder durch Verschwörungen, noch durch feine Staatsstreiche bemächtigt. Es ging ganz natürlich zu, ohne Gewaltthat, daß das Vermögen von einem Theil des Volkes ab- und dem andern in Uebermaas zufloß. Niemand kann deswegen angeklagt werden.

Eben so wenig trifft die Schuld vom jetzigen Zustande Englands die Regierung. Weder sie, noch das konstitutionelle Patriziat überschritten ihre Befugnisse. Jede der drei bestehenden Gewalten, wie innig auch zuletzt ihr Bund war, hielt die andre in den altvorgezeichneten Schranken, oder vielmehr ward von den beiden andern in ihren Befugnissen mit aller Ehrfurcht geachtet und bewahrt.

Auch die öffentliche Verwaltung war vortrefflich, wie jedermann eingestehen wird. Nur ein einziger Fehler schlich allmälig ein, den man anfangs für unbedeutend hielt und der anfangs in der That kaum wie ein Fehler aussah, nämlich, daß die Regierung sich in Rücksicht der Finanzen immer abhängiger von der Volksgewalt machte, so, daß sie nicht nur im Kriege die Nation mit Auflagen ermüden, sondern selbst mitten im Frieden ein beständiges Bedürfniß neuen Kredits anwenden mußte, um das jährliche Defizit des Budjets zu decken.

So lange der steigende Wohlstand des Staats ununterbrochen neue Kapitalien herbeiführte, so lange die Volksgewalt, welche, vermöge der Verfassung, die Subsidien zu bewilligen hat, des Vertrauens der Nation genoß, um alle an solchen Bewilligungen hangende Verantwortlichkeit zu tragen, hatte es gar keine Gefahr mit den Finanzen. Aber sobald sich die konstitutionelle Volksgewalt durch Aristokratie des Reichthums mehr von der Nation schied und mit den beiden andern Staatsgewalten vereinigte, repräsentirte jene weit weniger die Interessen der Gesammtbevölkerung, als die Interessen der Geldaristokratie.

Digitized by Google

Damit ging die bisherige Popularität verloren, und die Regierung selbst hörte immer mehr dadurch auf, volksthümlich zu sein. Sobald sie dies nicht mehr war, mußte sie auf die Kraft ihrer Stärke zählen; um dies aber zu können, hatte sie ihre Stärke selbst von allen Ereignissen und vom Kredit unabhängig zu machen. Da steht sie jetzt.

Immer muß man darauf zurückkommen, daß heutiges Tages in England nur zwei große Körperschaften sind, die der Alles- und die der Nichtshabenden. Es ist die Masse der Nation folglich in zwei ungleiche Theile getrennt, jede mit eigenen Interessen, und alle Meinungsverschiedenheiten verlieren sich immer wieder in diesen Interessen. Die Torys können sich bei allfälligen Stürmen nicht mehr unter den Schirm der Wighs begeben; denn die Wighs selbst, durch ihren Reichthum, haben nur die Interessen der Torys, daher nicht mehr die alte Volksthümlichkeit. Man wird sich einander klar erkennen, wenn ein Demagog, etwa ein Hunt, aufstände und vorschläge, man solle zur Gütervertheilung schreiten.

Die Wighs können also nicht mehr, wie sonst, Vermittler zwischen Regierung und Nation sein. Denn ihre ursprüngliche Bestimmung war, Rechte und Grundsätze der Nation zu vertheidigen; aber nicht um diese handelt es sich jetzt, sondern um Interessesachen. Weil nun die Partei der Wighs ihre wahre Wesenheit eingebüßt hat, kann sie als solche Partei gar nicht mehr wirken. Sie wird, sie muß sich nothwendig, beim Andrang des Sturmes, zwischen den beiden einzig vorhandenen Korporationen der Nation theilen, je nachdem ihre Mitglieder vortheilhafter finden, auf die Seite der einen oder der andern zu treten. Was man im Unterhause als bisherige Opposition kannte, wird immer mehr verschwinden müssen, das heißt, der demokratische Karakter der plebejischen Aristokratie muß unter der Gewalt der Umstände verstummen, und so fällt das letzte hinweg, was die Konstitution diesem dritten Stande, dieser dritten Staatsgewalt Ausgezeichnetes, Eigenthümliches, Wohlthätiges gegeben hatte. Und damit hat die ganze englische Verfassung den edelsten Theil ihrer Natur eingebüßt. Es bleibt überall nur der Kampf um Haben und Nichthaben, zwischen den Plebejern und der Aristokratie.

Macht und Schwäche der Radikal-Reformers.

Auf diese Weise sehen wir in England die Rückkehr jenes Kampfes, der die Grundsäulen des alten Roms erschütterte. Nur war in Rom die Aristokratie gesetzlichen, in England thatsächlichen Ursprungs; in Rom auf Geburt und Herkommen, in England auf die Fähigkeit eines Jeden gegründet, Reichthum zu gewinnen; dort ausser dem Volk, erhaben über dasselbe gestellt, hier im Volk, aus demselben hervorgehend und Jedem im Volk zugänglich. Aber dort, wie hier, hatten einerlei Interessen Herrschaft. Die römische, wie die englische Aristokratie standen und stehen einem armen Plebejat gegenüber.

Betrachten wir nun die Streitkräfte von beiden.

Digitized by Google

Die ärmere Volksklasse in England besteht aus sieben Millionen; die Klasse der Eigenthümer aus zwei Millionen. In offener Feldschlacht müßte die letztere überflügelt werden.

Allein die nichtsbesitzende Volksklasse steht beiweitem nicht insgesammt in Reih' und Glied mit ihren gegenwärtigen Vorkämpfern, den Radikalen. Denn nicht alle Glieder dieser Klasse leiden den gleichen Druck des Mangels; nicht alle haben denselben Muth, der öffentlichen Ordnung Krieg zu erklären; nicht alle haben auch nur den Willen dazu, sondern ehren, wie z. B. die große Zahl der Methodisten, aus religiösen und moralischen Grundsätzen die Obrigkeit, welche Gewalt hat. Man kann sehr füglich die Hälfte dieser Volksklasse als unthätig zum Kampf betrachten. Es würden also noch ungefähr drei bis vier Millionen übrig bleiben, die zu den Radikalen ständen. Die Anzahl ist mächtig genug, um einen Staat zu beunruhigen, besonders wenn sie nach einerlei Plan und unter dem Befehl eines einzigen Hauptes handelte. Aber diese Einheit fehlt noch, und die Regierung sorgt wohl dafür, daß sie nie zur Reife komme.

Um eine solche Einheit zu bilden, müßte irgend ein allgemein und tief empörender Vorfall dazu wirken, oder der Anblick eines Mittels, das klar und deutlich einen sichern und ungeheuern Gewinn darböte. Aber die bloße Parlamentsreform, die man als bestes Mittel darstellt, zeigt dem Volke den Gewinn zu undeutlich oder zu schwach, um davon begeistert zu werden. Denn auch ein reformirtes Parlament könnte zuletzt für die ärmere Volksklasse nichts leisten, wenn es nicht alle Gesetze und Ordnungen umstoßen und England zum Raube der Freibeuter machen wollte.

Und wenn zuletzt ein verwegener Demagog geradezu Gütertheilung und Plünderung der Reichen vorschlüge; wenn zuletzt die Noth das Rechtlichkeitsgefühl eines großen Theils der Nation schweigen machte, was ließe sich befürchten? Eine Revolution nach Art der französischen?

In Frankreich war es aber doch um ganz andre Dinge zu thun, als in England. In Frankreich stand die Aristokratie so abgesondert vom Volk, daß der Hof, daß die Großen nichts von dem wußten, was sich im Volke bewegte, was immer der Fall ist, wo zwischen Regierung und Nation das Mittelband fehlt und die Publizität unterdrückt ist. In Frankreich hatte der Hof durchaus nichts gegen die Volksauflehnungen zu stellen, als seine Regimenter. Waren diese zerstreut, aufgelöset, blieb ihm nichts mehr.

In England aber ist mit Veränderung der Verfassung nichts zu gewinnen, alles zu verlieren. Auch will ihr Niemand an. In England ist die Aristokratie nicht vom Volke gesondert, sondern mit demselben als Bestandtheil verwachsen. Sie nimmt durch ihre Natur an allen Bewegungen im Volk Theil, durchdringt dasselbe und kann mit gleichen Waffen kämpfen. Die Stärke der unzufriedenen Plebejer ist auf der ganzen Insel zerstreut; sie sind ohne Einrichtungen, innere Ordnungen und Hilfsmittel. Aber auch die Eigenthümer sind überall; begegnen ihren Feinden überall, kennen deren Bewegungen überall und stehen einträchtig mit

Digitized by Google

den drei Staatsgewalten, in deren Händen alles Haben von England iſt, Geiſtesmacht, Geld, Heer, Marine, Beamte.

Bei dem allen iſt ſchon die Rüſtung zum Streit der Parteien ein öffentliches Unglück. Wehe dem Lande, in welchem die Regierung dahin gekommen iſt, mit ihrem Volk, durch welches allein ſie iſt, was ſie iſt, in geheimem Kriege zu ſtehen!

Wie aber iſt das Räthſel für England zu löſen? Soll die plebejiſche Ariſtokratie der Nation die konſtitutionelle Volksgewalt zurückgeben, welche ihr durch den Gang der Umſtände zu Theil ward? — Soll ſie das Volk, welches das verlangt, mit Gewalt zu Paaren treiben? — Oder ſoll ſie dem Volke neue Bahnen öffnen, in denen es für ſeine Intereſſen, ſeine Thätigkeit, ſeine Einbildungskraft Beſchäftigung findet? — Letzteres zieht billig die Ariſtokratie, auch der Briefſteller von St. James vor.

Stärke der oberſten Gewalten gegen die Reformers.

Machen wir den Verſuch, die Fragen zu beantworten. Die plebejiſche Ariſtokratie in England, ſoll ſie ſich ihrer Stellung als Staatsgewalt entſchlagen? Was hat denn die Maſſe der Nichteigenthümer für Intereſſen zu repräſentiren? Sie hat keine. Alles was ſie hat, ihre Perſonen, ihre Arbeit, ihr Lohn und Gehalt iſt vom Geſetz geſchirmt. Mehr verlangen konnten rechtlich ihre Deputirten nicht. Sie könnten ihr nicht den fehlenden Verdienſt wieder verſchaffen, ſo lange Europa ſich weigert, alle Waaren zu nehmen, die ſie durch ihren Fleiß hervorbringen kann. Sie könnten ihr das Eigenthum, welches ſie veräuſſert hat, nicht wiedergeben, ohne alles zu vernichten, was zur Bildung einer menſchlichen Geſellſchaft gehört.

Eine Parlamentsreform in dieſem Sinne wäre alſo entweder unnütz und fruchtlos, oder eine gänzliche Umkehrung von England.

Laßt immerhin die Deputirten einiger kleinen, baufälligen Städte und Flecken wegfallen, und erſetzet ſie durch eine gleiche Zahl Repräſentanten der Nation. Damit wird nichts gewonnen. Die plebejiſche Ariſtokratie, auf Tod und Leben durch einerlei Intereſſen mit dem Patrizjat und der Regierung verbündet, würde dennoch die Majorität bilden. Das Parlament hat, mit Rückſicht auf den engliſchen Staat ſelbſt, nur ein Ziel. Die Wörter Majorität und Minorität, Miniſterium und Oppoſition, Wighs und Torys haben ihre alte Bedeutung ganz verloren. Vielmehr Majorität und Minorität, Oppoſition und Miniſterium, Torys und Wighs ſind von einerlei Gefahr bedroht; ſind gegen das murrende Plebejat nur eine Partei.

Was iſt zu thun? Soll die Ariſtokratie das Plebejat mit Gewalt zum Schweigen treiben? Aber wie mit Gewalt? durch Bewaffnung gegen Unbewaffnete, wie die Spartaner einſt die Heloten, oder wie die Weißen die farbigen Menſchen in den andern Welttheilen? — Das verhindern die Sitten, die bürgerlichen Verhältniſſe und die Ungleichheit der Kräfte; die Verfaſſung von England ſelbſt, durch Gleichſtellung aller Bürger in ihren Rechten, hindert es.

Die ganze und rechtliche Selbſtvertheidigung der Ariſtokratie kann ſich nur auf kräftige

Digitized by Google

Vollziehung der Gesetze beschränken, durch die sie garantirt wird. Wollte sie zu ihren Gunsten und zur Unterdrückung der Nationalmehrheit die gesetzgebende Gewalt mißbrauchen, so wäre die Konstitution selbst zerrissen, so gäbe man der Nation den Vorwand und das Recht, gegen die Verfassung aufzutreten. Aber an Mitteln zur nachdrücklichen Vollziehung der Gesetze fehlt es in England nicht. Die Regierung bot gegen Ende des Jahres 1819 nur zehn- bis zwölftausend Mann Infanterie auf. Allein in ihrer Gewalt lag's, zweimalhunderttausend Freiwillige aufzubieten, weil ihr zwei Millionen von der Gesammtbevölkerung Englands durch Interesse verwandt sind. Die Linientruppen brauchen nur als Hilfskorps der Freiwilligen angewendet zu werden, während diese, als Nationalheer, der Partei, für die sie sich erheben, ein ehrfurchtgebietendes Ansehen schaffen.

Die Stärke der britischen Aristokratie beruht aber nicht nur im Ansehen und Werth der Verfassung, in der Masse der Freiwilligen, die für sie, des eignen Vortheils wegen, beim ersten Wink zu den Waffen bereit sind, sondern auch in den Finanzen. Aber mit den britischen Finanzen ists bis jetzt ganz bestimmt übel bestellt, was schon daraus unwidersprechlich hervorleuchtet, daß die Regierung, auch vier, fünf Jahre nach dem Frieden, noch immer nicht im Stande war, ihr Budget anders, als durch Anleihen, auszugleichen.

Die Regierung ist also Sklavin ihres Kredits; sie wäre gelähmt, wenn sich, beim ersten Schein der Gefahr, die Anleiher zurückzögen. In bedenklichen Zeiten ist das ein unbehaglicher Zustand. Der Ueberfluß an Kapitalien in England und die Gewohnheit, Vertrauen auf die Regierung zu haben, bewirkten bisher immer noch, daß sich Anleiher fanden und das Defizit gedeckt wurde. Aber, wie lange kann England noch sein ganzes Schicksal so zerbrechlichen Aushilfen anvertrauen?

Es fehlen der Regierung jährlich eilf Millionen, um ihre Ausgaben und schuldigen Zinsen zu bestreiten. Sie muß sich, will sie geborgen stehen, schlechterdings diese Summe auf einem sicherern Wege, als dem schon viel gemißbrauchten der Anleihen, verschaffen. Dies ist, wie die besten Köpfe in England selbst, freilich bisher noch immer vergebens, predigten, zum Theil durch Ersparniß möglich.

Es fliessen jährlich ungeheure Summen aus dem Schatz für bloß dem Namen nach vorhandene Stellen und ausserordentlich große Gehalte für einige wirklich nöthige, noch mehr für ganz überflüssige Aemter. Diese Ausgaben entstanden bloß daher, weil die Regierung die anwachsende und sich bildende Aristokratie des Plebejats enger an sich schliessen wollte. Aber die Vereinigung ist nun geschehen. Die Aristokratie kann, ohne eigene Gefahr, sich nicht mehr von der Alliance mit der Regierung trennen. — Noch mehr, nicht die eigenthumslose Masse der Nation, sondern die Aristokratie zahlt, was zu ihrer eigenen Aufrechthaltung noth ist. Sie zahlt also im Grunde auch nur, um einzelne ihrer Glieder in jenen Stellen reichlicher auszusteuern. Dies gespart, und die Einkommentaxe der Eigenthümer, welche, zu einem Prozent gerechnet, 1,200,000 Pf. Sterl. eindringt, nach Bedürfniß des Defizit erhöht; die

Digitized by Google

Einkünfte von den Kolonien, durch eine beſſere Organiſation der Verwaltung, mehr, als bisher geſchah, in den Schatz des Mutterlandes geleitet; eine Reihe andrer Mittel in Benutzung gezogen, die bisher unbeachtet blieben — und die Regierung hätte Unabhängigkeit vom Kredit.

Großbritannien iſt, rückſichtlich der Finanzen, im Beſitz unermeßlicher Hilfsmittel, wie ſie gegenwärtig kein andrer Staat in der Welt hat. Von dieſer Seite böte ſich wahrlich für England die geringere Gefahr dar. Auch daran ſelbſt iſt nicht zu zweifeln, daß die Ariſtokratie, weil, ohne Feſtigkeit der Regierung und gegenwärtiger Ordnung der Dinge, ihre eigene Exiſtenz auf dem Spiele ſteht, ſich die Erhöhung der Einkommentaxe würde gefallen laſſen müſſen. Alle Ariſtokratien, große und kleine, haben von jeher dieſes Opfer bringen müſſen, weil ſie allein die größten Vortheile vom Staate zogen; in England wird es um ſo wichtiger, weil, im gegenwärtigen Zuſtand der Dinge, alles Eigenthum gleich ſehr bedroht iſt.

Von den Mitteln zur Beruhigung der Plebejer.

Wie ſtark auch immerhin in England die Regierung, das Patriziat und die plebejiſche Ariſtokratie unter einander gegen den androhenden Sturm von Seiten der eigenthumsloſen Bevölkerung verbunden, und wie zahlreich ihre Mittel zum Widerſtand ſein mögen, iſt doch mit dem allen die Grundurſache alles Uebels nicht beſeitigt. Da iſt ein von Auflagen gedrücktes Volk, welches den Schweiß ſeines Fleißes verzinſen muß; da iſt ein Theil dieſes Volks, deſſen Bedürfniſſe immer bleiben, während ſeine Einnahmen durch Gewerbloſigkeit ſchwinden, nahe daran, in Verzweiflung zu gerathen; da ſind ſechsmalhunderttauſend Arbeiter, durch den Flor der Gewerbe ins Leben gerufen, nun beim Sinken der Gewerbe brodlos.

Wer iſt denn ſicher, daß dieſe Menſchen, gereizt durch Langeweile und Elend, in den Feldern, wo ſie Zuſammenkünfte bei Tauſenden halten, nicht auch endlich Leute und Führer von Geiſt, Muth und Anſehen finden, die über irgend eine ſtolze Leidenſchaft ihren eigenen Geldvortheil vergeſſen? Wenn nun ſolche Anführer dieſem Pöbel die reichen Eigenthumer als ſeine Unterdrücker, und deren Eigenthum als ſeine Beute darſtellen: welche Religion, welche Ehrfurcht vor Geſetzen wird den Pöbel feſſeln?

Siegreich oder beſiegt, immer wird, ſollte es zum offenen Kampf kommen, der Staat verlieren. Siegreich würde er zu harten Maasregeln und deſpotiſchen Einrichtungen übergehen; beſiegt nur der Raub von drei Millionen wilder Plünderer und Schwärmer werden.

Die einzige Art, mit welcher die britiſche Regierung bisher der Noth der Arbeiter begegnete, war die ſogenannte Armentaxe, oder vielmehr Armenunterſtützung. Aber wahrlich, ſie iſt gegenwärtig nicht mehr zureichend. Sind wirklich ſechsmalhunderttauſend Arbeiter durch Stillſtand der Gewerbe brodlos geworden, ſo iſt dies einem Verluſt von achtzehn Millionen Pf. St. gleich, einen Taglohn zu zwei Schilling gerechnet. Die Summe iſt auch dann noch groß, wenn man ſie auf die Hälfte herabſetzen wollte.

Digitized by Google

Aber man weiß, daß, auſſer den vielen Tauſenden in den Armenhäuſern, gegen eine Million nahrungs- und gewerbsloſer Menſchen jetzt in England ſchmachtet; daß die Jahresbeiträge der Kirchſpiele, zur Unterſtützung der Bedürftigen, oft die Kräfte vieler Familien überſteigen; daß die Verarmung der Plebejer von Jahr zu Jahr fortſchreitet; daß die Vergantungen und Auspfändungen in einzelnen Grafſchaften ſo zunehmen, daß in mancher binnen zwölf Monaten fünfhundert bis tauſend ſolcher Fälle vorkommen; daß viele Kirchſpiele mit ihren Steuern in ſo ungeheuern Rückſtand gekommen ſind, daß die Summe derſelben zu Kapitalien von zwanzig- bis dreißigtauſend Pf. St. anſchwoll, die nicht zu erſchwingen ſind. Die Einkommenſteuer hatte freilich großen Einfluß auf dieſes ſchnelle Verarmen, auf die Menge der Konkurſe und Auspfändungen, weswegen man ſie auch aufzuheben gezwungen war; allein das Uebel dieſer Steuer lag theils in ihrer ungleichen Anwendung, theils darin, daß man ſie ſelbſt denen auflegte, welche nur über fünfzig Pf. Sterl. jährlich einnahmen, ohne Rückſicht, ob dieſe fünfzig Pf. Sterl. zur Lebenserhaltung einer zahlreichen oder kränklichen u. ſ. w. Familie ausreichend ſeien.

Das bloße Unterſtützen und Almoſengeben iſt der kürzeſte Weg, die volle Entſittlichung eines Volks zu bewerkſtelligen. Die müſſige Menge, der Arbeit entwöhnt, und doch ſeiner Ernährung ſicher, geräth bei geringerer Geiſtes- und Herzensbildung auf Abwege. Hier muß Beſchäftigung geſucht werden. Man glaube nicht, daß es nur um einige Jahre oder Jahrzehende zu thun ſei, in denen man dieſe Mengen aus Menſchlichkeit füttert; daß dieſer Ueberſchuß und Ueberfluß der Bevölkerung dann von ſelbſt durch die Pforten des Todes abziehen und enden werde. Nein, er pflanzt ſich vielleicht mächtiger in ſeinem Elende fort, als die Zahl der Reichen, deren Geblüt und Lebenskräfte der Luxus verzehren hilft. Man denke nicht, dem Uebel mit Geſetzen gegen die Naturtriebe des menſchlichen Geſchlechts zu wehren, und die Ehen derer zu verhindern, welche nicht im Stande ſind, durch ihr Einkommen Weib und Kinder anſtändig zu ernähren. Der Mangel prieſterlicher Einſegnung kann nur die rechtmäßigen, aber nicht die wilden Ehen vermindern, und nur die wüſteſten Sittenloſigkeiten erweitern.

Dieſen Leuten Arbeit in den Werkſtätten zu geben, während, bei zunehmender Induſtrie-Konkurrenz andrer europäiſcher Staaten, die engliſchen Werkſtätten immer weniger Waaren zu liefern haben, wäre ein unſinniger Vorſchlag.

Einen Troſt freilich behält England; das iſt der, das Monopol des Seehandels zu haben; ein Monopol, das ihm keine Macht der Erde entreißen kann. England hat ſeine Flotten und Kapitalien; mit den einen beherrſcht es den Ozean, indem es mit beinahe tauſend Kriegsſchiffen ſeine Kauffahrteiſchiffe und Häfen deckt; mit den andern leitet es Gang und Schwung der großen Handelsunternehmungen.

Dieſe richten ſich mit wenigerm Vortheil gegen Afrika und das nicht-britiſche Aſien, weil da die wenigſten Nationen von europäiſcher Geſittung ſind; mit deſto größerm Vortheil gegen

Digitized by Google

Amerika. Und dies Amerika wird noch lange Zeit für Englands Kunsterzeugnisse ein Ausweg bleiben, weil Jahrhunderte dazu gehören, ehe der Landbau dieser unermeßlichen Gegenden überflüssige Hände zu Fabriken geben kann.

Das Monopol von Brasilien hat Großbritannien schon, und die Maasregeln, es zu behaupten, sind keineswegs vernachlässigt. Brasilien kann und wird, durch die Natur seines Bodens, seiner Lage, immer binnen zwanzig Jahren die eigne Bevölkerung verdoppeln; denn dies ist das Verhältniß des Menschenzuwachses in Gebieten, wo alles denselben begünstigt, nichts ihn hemmt.

Das spanische Amerika, wenigstens der nun freie Theil, bietet gleiche Hoffnungen an. Es kann den Völkern am La Plata und in den Venezuela's nicht mehr an ihrer Freiwerdung gelegen sein, als dem britischen Kabinet. Schon hat England dahin den ungehinderten Absatz seiner Produkte, und dieser wird, mit der Befestigung des Friedens, mit der rascher wachsenden Bevölkerung nothwendig wachsen.

Nordamerika fügt jedes Jahr zu seiner frühern Anzahl von Menschen, die nach Erzeugnissen britischen Kunstfleißes fragten, fünfmalhunderttausend neue hinzu. Dies war bisher ungefähr das Verhältniß der jährlichen Bevölkerungszunahme. In gleichem Verhältniß muß der britische Waarenabsatz gewinnen. Konkurrenz im Seehandel hat England keine von europäischen Mächten zu besorgen. Der letzte Krieg hat alle Marinen zerstört, nur die britische nicht. Es hängt von England ab, jedes Emporkommen einer neuen Schiffsmacht zu verhindern, denn es kann sie im Werden zerstören.

So beruhigend diese Aussichten sein mögen, sind sie doch aber nur erst aus weiter Ferne, nicht für den nahen, dringenden Augenblick beruhigend. Wie schnell auch die Bevölkerung von Amerika wachsen möge, geht sie dennoch zu langsam für die britischen Fabriken. Der Verlust, welcher im Waarenabsatz entstand, kam jählings; die Entschädigung für das in Europa Verlorene erfolgt nur nach und nach.

Napoleon, mit seinem riesenhaften Geist und seinen Riesenmitteln, die er so gewandt zu handhaben wußte, hat dem britischen Staate Wunden versetzt, an denen sich derselbe verbluten kann, wenn nicht durchgreifende Rettungsmittel gebraucht werden.

Oeffentliche Arbeiten. — Landvertheilung an die Plebejer. — Auswanderungen. — Kriege.

Ohne Zweifel das kräftigste Mittel, sagt unser Briefsteller von St. James, großes Unglück zu verhüten, wäre der dürftigen Volksklasse Beschäftigung zu geben, wäre diese Beschäftigung auch für den Staat oder für die Partikularen, welche sie geben, gar nicht von Nutzen. Genug, wenn nur für den Augenblick hunderttausend Arbeiter sich nähren könnten. England kann schon Stoff dazu liefern. Es hat gar nicht nöthig, Pyramiden, nach Art der alten Pharaonen, aufthürmen zu lassen. Da sind wohl noch Gegenden zu entsumpfen, Kanäle zu bauen, öde Felder urbar zu machen u. s. w. Nur keine Arbeitshäuser, keine philan-

Digitized by Google

thropiſche Fabriken, wie man dergleichen auf dem feſten Lande häufig hat, wo man die Armen, um ſie zu unterhalten, ſelbſt mit Schaden für den Staat, der die Arbeitshäuſer aufrichtete, arbeiten läßt. Denn während der Staat da in menſchenfreundlicher Abſicht Summen aufopfert, ſchadet er zugleich durch neue Konkurrenz dem Beſtehen der Privatfabriken, und vernichtet er den freien Gewerbsfleiß der Nation. Um ein Uebel zu verbeſſern, ſtiftet er zwei neue. Lieber geradezu Pyramiden gebaut, als Unternehmungen gemacht, die Aehnlichkeit mit Gewerbsarten haben, welche von Partikularen getrieben werden können.

Oder man mache es mit den brodloſen Fabrikarbeitern in England, wie es im Elſaß bei vielen Fabriken der Fall iſt. Der Gewerbsherr gebe jedem ſeiner Arbeiter ein Stück Feld oder Gartenland zu bauen, wo ſie ſich Gemüſe und Erdäpfel pflanzen können; wo ſie, wenn in der Fabrik gefeiert werden muß, ſich, und ſonſt Weib und Kind, beſchäftigen; wo ſie für jeden Fall Bürgſchaft gegen Hungersnoth finden; wo ſie wieder mit der Natur, mit dem Reiz ländlicher Genüſſe, die Leib und Geiſt ſtärken, vertrauter werden, und wovon ſie durch die Einförmigkeit und den trocknen Mechanismus der Fabrikthätigkeit entwöhnt ſind.

So hat man auch den Taglöhnern, die man bei Turin braucht, in der ſchönen ländlichen Anlage von la Mandria de Chivas Gartenland vertheilt, und gerade dies knüpft den Eigenthümer und den Arbeiter, den Arbeiter und den vaterländiſchen Boden enger zuſammen.

Dieſe Gedanken unſers Briefſtellers ſind auch ſchon von andern Briten, bisher aber mit wenigem Erfolg, geäuſſert worden. Man kennt Owens Vorſchläge zur Verſorgung der Armen. Aber ſie wurden ſelbſt vom Parlament verworfen. Vielleicht weil ſie geradezu im Gegenſatz von der bisherigen Art der Armenunterſtützung ſtanden, waren ſie zu fremd. Inzwiſchen hat eben im gegenwärtigen Frühjahr (1820) der König die Idee friſch aufgenommen. Der Lordmajor von London und der Erzbiſchof von Canterbury haben den ganzen Plan der Verſorgungsanſtalt, und wie dabei die nöthige Aufſicht geübt werden müſſe, entworfen. Die weite Haide der königlichen Domäne von Dartmoor ſoll urbar gemacht werden, und zwar mit Karſt und Spaten durch bettelarme Familien. Freilich iſt das nur für die ungeheure Menge der Brodloſen eine Kleinigkeit; aber doch ein Beiſpiel, wenigſtens eine Ermunterung zur Beſchäftigung derjenigen, welche gegenwärtig in den eigentlichen Armenhäuſern gefüttert werden müſſen.

Am durchgreifendſten würde aber geholfen, wenn die reichen Eigenthümer geradezu ihre großen Pachtgüter in viele kleine Lehen und Höfe zerſtückeln würden. Es iſt wahr, dieſe weitläufigen Pachtereien werden jetzt vortrefflich durch beſſere Vertheilung der Arbeiter und vollkommenere Ackergeräthe angebaut, ſo daß ſie ganz und gar wohl der vielen Hände entbehren konnten. Es iſt wahr, die Getreidepreiſe in England ſind im Durchſchnitt immer ſehr niedrig, oft gar zu niedrig. Ward doch das Korn im Jahr 1815 auf den Märkten ſo wohlfeil verkauft, daß man mit dem gelöſeten Gelde kaum den Dünger bezahlen konnte, welcher zur Befruchtung des Ackers nöthig geweſen war. Allein die großen Gutsbeſitzer Englands gewinnen politiſch; ſie können das Vaterland retten, und ihrem Reichthum, der jetzt

Digitized by Google

leicht ein Gegenſtand des Neides von mehr als der Hälfte der Nation wird, durch Theilnehmenlaſſen der Nation einen ſtarken Schutz verleihen, wie ſonſt durch kein andres Mittel, wie durch kein Geſetz und durch keine Heeresmacht.

Zwei Millionen Acres wären für hunderttauſend arme Familien genug. Denn mehr als zwanzig Acres könnte eine ſolche Familie, die ohne Kapital iſt, nicht bewirthſchaften. Wohnung und Vieh müßten ihnen die Eigenthümer ebenfalls vorſtrecken. Die kleinen Lehenbauern würden ſogar Mühe haben, ihrem Herrn das Land u. ſ. w. mit baarem Gelde zu verzinſen. Man müßte ſich mit Naturalien begnügen. Und liegen nicht noch in England bei ſechs Millionen Acres Land ganz ungebaut und wüſte da?

So iſt klar, England hat zwar eine ungeheure Gefahr nahe, aber auch noch ungeheure Mittel, ſich zu retten, wenn es will, und zwar Mittel, durch welche ein Theil der zahlloſen Schaaren der Nichtshabenden, der furchtbaren Feinde der öffentlichen Ordnung, in eben ſo viele Vertheidiger der beſtehenden Ordnung verwandelt werden kann.

Wenn endlich aber auch die Zerſtückelung der großen Pachtungen wirklich allgemein vollzogen würde: auch das wäre noch beiweitem nicht hinreichend, die ganze Menge der Gutloſen zu verſorgen; ſo ungeheuer iſt ihre Zahl. Es bleibt nichts übrig, dieſe beträchtlich zu vermindern, als Auswanderung, als Gründung neuer Kolonien in fremden Weltgegenden, oder Bevölkerung der alten. Die Regierung iſt aber auch wirklich ſchon zu dieſer Maasregel geſchritten, indem ſie für die Niederlaſſung am Vorgebirge der guten Hoffnung Werbungen veranſtaltete. Doch was bisher dafür geſchah, war im Verhältniß zu dem, was geſchehen müßte, viel zu unbedeutend.

Für keinen europäiſchen Staat ſind Auswanderungen ſo vortheilhaft, als für England. Denn durch das Auswandern eines und deſſelben Mannes wird das Mutterland einen überflüſſigen Produzenten los und gewinnt es dagegen in der Kolonie einen Konſumenten mehr.

Allein die Veranſtaltung großer Auswanderungen hat ihre großen Schwierigkeiten. Das Bedürfniß iſt da, aber die Befriedigung deſſelben hat Grenzen. Denn der Transport koſtet unermeßlichen Aufwand. Zehntauſend Perſonen in einen andern Welttheil jährlich zu verpflanzen und dort einzurichten, iſt das Höchſte, was in den Kräften der Regierung liegt. Die Zahl iſt klein; doch von Jahr zu Jahr wiederholt, wird ſie anſehnlich und beruhigend.

Am Ende iſt auch Krieg ein treffliches, obgleich wüſtes Entvölkerungsmittel. Unſer Briefſchreiber aus St. James kann in ſeiner Menſchenfreundlichkeit ſich nicht erwehren, auch ſeiner zu erwähnen, findet aber doch zuletzt keine andre Macht, mit der England einſtweilen kriegen könnte, als allenfalls die dereinſt mit Großbritannien nebenbuhleriſch ringen werdenden vereinten Freiſtaaten Nordamerika's. Wir wollen ihm dies Mittel ſchenken und lieber eine Betrachtung über Englands wahrhaft gefährlichen Zuſtand von andrer Seite anſtellen.

Bemerkungen über die vorgeſchlagenen Beruhigungsmittel.

Unſer Mann aus St. James, bei allen Rettungsmitteln für England, die er anzugeben weiß, und die allerdings löblich ſind, und Vieles mildern können, hat doch auf zwei Dinge, oder wenn man will, auf drei Dinge nicht Acht genug gehabt, wie es ſcheint. Denn er will beweiſen, daß England wirklich noch, bei den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, in keinem unrettbaren Zuſtande ſei. Wir möchten nun freilich auch nicht eben das entſetzliche Gegentheil behaupten, und noch weniger beweiſen.

Allein eins iſt gewiß, und ſo gewiß, daß es der Politiker aus St. James, der uns in die bisher zu wenig gekannten Tiefen von den Quellen aller neuern Bewegungen und Unruhen jener Inſel führt, ſelbſt nicht läugnet. Nämlich: die Noth der Nation durch Verminderung ihres Waarenabſatzes, folglich der Induſtrie, iſt groß, iſt dringend, und läßt Alles beſorgen, wenn nicht ſchleunige Rettungsmittel angewendet werden.

Nun aber entſteht die Frage: Können dieſe Kanalarbeiten und öffentlichen Unternehmungen, um müßige Hände zu beſchäftigen, ſogleich angeordnet werden? Womit ſoll der Staat, bei ſeinen andern Ausgaben, bei ſeinem großen Defizit jährlich, die Maſſe der auf ſeine Koſten angeſtellten Taglöhner zahlen? — Es würden neue Taxen und Auflagen nothwendig werden, die das Parlament zu bewilligen hätte. Man wird in Verlegenheit gerathen, zu neuen Taxen Hand zu bieten. Inzwiſchen wächſt die Noth.

Können jene großen Pachtungen ſogleich in viele kleine Bauerleben zerſtückelt werden? Wer weiß nicht, wie tauſend Schwierigkeiten ein ſolches Unternehmen ausgeſetzt iſt; wie tiefverändernd dies in die Oekonomie jedes großen Eigenthümers eingreifen muß? Wie vielem Verdruß er ſich hinliefert, mit dreißig, vierzig bis hundert armen Familien zu ſchaffen zu haben, die ihm am Ende lange Jahre ganz zur Laſt fallen dürften, da ſie des leichten Fabrikverdienſtes gewohnt und der ſchweren Feldarbeit entwöhnt ſind? Mancher brächte wohl noch gern ſein Geld, aber nicht ſeine Lebensruhe, dem Vaterlande zum Opfer. Dabei muß man nicht vergeſſen, daß die Fabrikarbeiter, und die Verarmten überhaupt, am wenigſten moraliſch-fein fühlen, am liebſten, was man ihnen in der Noth gibt, als Schuldigkeit der Reichen annehmen und am gewöhnlichſten mit grobem Undank bezahlen. Sie werden ſich immer von den ſelbſtgepflanzten Kartoffeln nach den Fleiſchtöpfen der Fabriken zurückſehnen. Zudem iſt der Ackerbau in England ſchlecht genug lohnend. Die Getreidepreiſe ſind zu niedrig; daher liegen in England allein ſechs bis ſieben Millionen Acres Bodens brach und öde. Wohl wäre dem zu helfen, wenn man die Getreide-Einfuhr verböte. Aber das Brod im Preis ſteigern, heißt nichts anders, als Alles im Preis ſteigern, und der größere Theil der Nation käme in neue Noth. Vielleicht hat dies Mittel ungefähr eben die Schwierigkeiten, wie dasjenige, welches die brodloſen Fabrikarbeiter ſelbſt vorſchlugen und in einigen Manufakturſtädten vollzogen, nämlich Zerſtörung aller Maſchinen in den Werkſtätten. Allerdings, wenn man die Maſchinen abſchaffte, würden viele tauſend Hände nöthig werden, die jetzt durch das Maſchinenweſen

Digitized by Google

entbehrlich geworden sind. Aber die guten Leute bedachten dabei nicht, daß England, mit dem Verlust seiner Werkmaschinen, zugleich alle Konkurrenz mit dem Festlande einbüßen müsse, das eben, weil es sich der Maschinen bedient, die Waaren wohlfeiler und besser liefern würde.

In keinem Fall sind die patriotischen Vorschläge so leicht vollstreckt, als gegeben. Es hängen sich an die Ausführung zu viele andere Rücksichten, selbst wenn alle britische Eigenthümer voll der glühendsten Vaterlandsliebe, voll der unbegreiflichsten Großmuth, von allem Eigennutz frei wären, was doch vielleicht auch eben nicht gar fest vorausgesetzt werden darf. Daher mag geschehen, daß die Briten, welche ihren Zustand ohne Zweifel wohl kennen, bisher so langsam an Vollstreckung der schon mehrmals vorgeschlagenen Maasregeln gehen.

Fortsetzung. Ueber die Kunst, ein Land schnell zu entvölkern.

Um die gewaltige Opposition von sieben oder acht Neunteln der englischen Nation, die ohne Besitz ist, gegen ein Neuntel, in dessen Händen alles Eigenthum liegt, zu vernichten, oder auch nur zu lähmen, bleiben allerdings nur zwei Answege: nämlich die Nichtshabenden theils durch Arbeit in Nahrung zu setzen, theils durch Auswanderung oder durch Kriege ihre Zahl zu vermindern. Der erste Weg ist, wie gesagt, voller unüberwindlicher Hindernisse; der zweite langsam und gefährlich. Langsam — denn was sind jährlich zehntausend Auswanderer gegen die Zahl derer, die auszuwandern Bestimmung und Beruf genug haben? Und Krieg? Welche Niederlagen hätte sich England zu bereiten, um seiner Uebervölkerung frei zu werden! Und dann fielen doch nur die Männer; wie aber ists mit dem Ueberschuß des weiblichen Geschlechts zu halten?

Auch das noch scheint der Staatsmann von St. James viel zu gering anzuschlagen, daß die Entvölkerungsmittel, Auswanderung und Krieg, allenfalls bisher nur zureichend gewesen sind, den Stand der Volkszahl nicht noch wachsender werden zu lassen. England hat fast jährlich beträchtliche Auswanderungen nach Amerika; England hat seit zwanzig Jahren Kriege geführt; demungeachtet nahm die Volksmenge nicht ab.

Sehr natürlich. Jährlich werden der Kinder mehr geboren, die den Abgang ersetzen. Dort auf der Insel, wie auf dem festen Lande, haben gewöhnlich die armen Familien den reichlichsten Kindersegen. Der Grund davon ist bekannt genug. Nicht nur daß Ueppigkeit die Reichen entnervt, während Einfalt der Lebensart den Armen stärkt, meiden auch die reichen Häuser die allzugroße Kinderzahl aus ökonomischen Gründen. Ferner ists bekannt, daß eben die Fabrikarbeiter, bei ihrer Beschäftigungsweise, bei ihrem Treiben im Leben, den meisten Reiz zu wollüstigen Genüssen haben.

Der bekannte staatswirthliche Rechner Maltus hat sich gut mit seinem Grundsatz trösten: die Bevölkerung eines Landes hält immer gleichen Schritt mit der Fähigkeit des Landes, seine Bevölkerung zu ernähren. Wenn schon in England der beschränkte Waarenabsatz die Thätigkeit der Werkstätten schwächt, behält das Land darum nicht minder das Vermögen, eine ungeheure

Digitized by Google

Zahl überflüssig gewordener Leute zu füttern. Dies Vermögen beruht aber vorzüglich in der natürlichen Humanität der Nation, welche nicht geradezu Familien hundertweise vor ihren Augen des Hungertodes sterben lassen will; in den Kapitalien der Großbesitzer, die, gern oder ungern, Aufopferungen machen müssen, um die Hungrigen zu sättigen und die Nackten zu kleiden; und endlich in der Leichtigkeit, die Lebensbedürfnisse durch Zufuhr wohlfeiler herbeizuschaffen aus der Fremde, als sie im Inlande vom harten Boden gewonnen werden können.

Genug, welche Mittel man auch wähle, den Ueberfluß von Menschen in England zu vermindern, sie können nur ungemein langsam wirken. Und das eben scheint das Gefährliche für England zu sein, weil beinahe eine Million brodloser Menschen dadurch den Gährungsstoff in sieben bis acht Millionen Unbegüterter zu nähren fortfährt.

Gesetzt endlich auch, England wüßte theils auf den vorgeschlagenen Wegen, theils durch bis jetzt noch nicht bekannte Mittel den Ausbruch des innern Kriegs der verzweifelnden Nichtshabenden gegen die Alleshabenden zu verhindern; Ordnung und Gesetz zu behaupten; alles im verfassungsmäßigen Gang zu erhalten: so würde daraus zuletzt eine Ordnung der Dinge hervortreten, wie Europa bisher noch nirgends sah. Und wer möchte behaupten, daß eine solche Ordnung der Dinge, wie die englische werden müßte, oder vielmehr wirklich schon ist, glücklich, nachahmungswürdig oder von langer Dauer sein werde? Und dies ist das dritte, was der Mann mit den Briefen von St. James nicht scharf erwogen zu haben scheint.

Unausbleibliche Einwirkung des britischen Nationalzustandes auf die britische Verfassung.

Die englische Staatsverfassung, diese edle Frucht eines besonnenen Nationalgeistes und der Gewalt der Umstände, galt bisher allen gebildeten Völkern als ein bewundernswürdiges Vorbild. Aber auch diese Verfassung schrint das Schicksal aller menschlichen Werke, auch der vortrefflichsten, leiden zu müssen, daß sie nämlich, wenn sie sich schon in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahrt, dennoch durch die vollkommene Verwandlung der äussern Umstände untauglich wird.

Als sich die britische Verfassung ausbildete, war noch Vermögen und Eigenthum in der ganzen Nation gleichformiger und in mildern Abstufungen verbreitet. Daher, als sich in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Deputirten der Grafschaften von den Baronen und hohen Geistlichen im Parlament trennten und mit den Abgeordneten der Städte vereinigten, also, daß das Parlament in ein Unter- und Oberhaus geschieden ward, hatte das Haus der Gemeinen noch, nicht nur Rechte, sondern auch Interessen des Volks zu vertheidigen. Dies findet jetzt nicht mehr statt. Das Volk hat wohl noch gewisse konstitutionelle Rechte, aber die Interessen, welche vom Besitz und Eigenthum entspringen, liegen in der Hand Weniger, die jetzt die plebejische Aristokratie darstellen. Die große Masse der Nation, acht Neuntel derselben, ist arm, dienstbar, abhängig geworden vom Kleinsten, nicht durch das Gesetz, sondern durch die ungleiche Vertheilung des Vermögens. Sie hat der plebejischen Aristokratie, dem

Digitized by Google

Patrizіat, dem Hof nichts Imposantes mehr entgegenzustellen, als ihre Menge, ihre physische Ueberlegenheit.

Angenommen, dieser Zustand währe fort, so steht Europa in seinem Schooße eine ganze Nation ohne Eigenthum, arm, zinsbar und mit allen ihren Kräften als wahres Eigenthum einigen tausend Reichen angehörend; eine Nation, gewissermaßen aus Leibeigenen bestehend, nur dadurch von den Leibeigenen des Mittelalters verschieden, daß sie mehr Bildung haben und in bürgerlichen Rechten ihren Leib- und Gutsherrn vor dem Gesetz gleich stehen. Ich zweifle beinahe, daß es vielen Europäern gefallen möchte, unter dieser Bedingung das Glück zu haben, freie Engländer zu heißen.

Daß die Reichen so überreich, die Armen so nichtshabend geworden sind, ist weder die Schuld der Reichen, noch der Armen. Es geschah allmälig, alles auf rechtliche Weise. Allein man muß nicht glauben, daß ein solcher Zustand, der, wie rechtlich er auch sei, drückend bleibt, jemals irgend einer Nation in der Welt lange habe gefallen können.

Das Mißverhältniß des Vermögens, der schroffe Abstand des Reichthums der Volksminorität gegen die Armuth der Volksmajorität war der erste Keim aller Gährungen, welche das alte Rom zu innern Kriegen, zu stürmischen Verfassungsänderungen, endlich selbst zum Untergang führte. Auch das souveräne römische Volk anerkannte die Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit des Reichthums der Patrizier, aber gequält von der Freudenlosigkeit des eigenen Zustandes, von seinen Schulden niedergehalten, vor seinen Gläubigern und deren Härte zitternd, beschloß es endlich Auswanderung und Gründung einer neuen Stadt. Es zog hinaus auf den heiligen Berg. Wollte das Patrizіat wieder ein römisches Volk haben, so mußte es unterhandeln. „Können arme, aber dennoch freie Bürger sich mit reichen und so ehrsüchtigen Edeln vereinigen?“ fragten die Ausgewanderten. Man mußte ihnen die Schulden erlassen und Gewährleistung für die Zukunft durch Abänderung der Konstitution, durch Aufstellung von Volkstribunen geben. So entsprang der Kampf der Tribunen gegen die Senatorialmacht. So nachher das Licinische Ackergesetz: niemand solle über fünfhundert Jugera vom Gemeinland besitzen, alles übrige unter die Plebejer vertheilt werden; ein Gesetz, welches, mit der Zeit wieder ausser Acht gelassen, nach zweihundert Jahren die Gracchen erneuerten.

In England besteht, rücksichtlich des Vermögensverhältnisses, derselbe Zustand. Die Wirkungen werden dieselben sein müssen, sie mögen früh oder spät eintreten. Wer weiß, welchen heiligen oder unheiligen Berg sich die britischen Plebejer zur Rettung auswählen werden? Schon unter König Richard II erhob sich das gemeine Volk, damals noch im Besitz von Grundeigenthum, als die willkührlichen Auflagen zu widerlich wurden. Daraus folgte zuletzt die Befreiung des Landvolks und das Verschwinden der Leibeigenschaft.

Der gespannte Zustand, in welchem sich gegenwärtig ein Theil der englischen Nation gegen den andern befindet, und nothwendig befinden muß, kann unmöglich, weder für den einen noch den andern Theil, angenehm sein, noch ohne Einwirkung auf die Verfassung. Diese Einwir-

Digitized by Google

kungen können und werden nicht ausbleiben, je nachdem eine oder die andere Partei das Uebergewicht empfängt. Ja, sie haben schon begonnen durch mancherlei Exzeptionen und Suspensionen einzelner Gesetze, wozu die Aristokratie zu ihrem Schutz greifen mußte. Aber eben diese Exzeptionen sind Beeinträchtigungen der Rechte und Freiheiten besonders desjenigen Theils der Nation, der ausser diesen Rechten nichts mehr hat. Muß man sich denn wundern, wenn die Radikal-Reformers eine andre, dem Zustand der Nation angemessenere Repräsentation der Nation verlangen? Ist denn ihr Begehren wirklich so ganz chimärisch, wenn sie auch die Mehrheit des britischen Volks mit deren Rechten im Parlament vertreten sehen will?

Wirklich ist nicht nur die Masse alles Grundeigenthums und aller Kapitalien, sondern zugleich damit auch die Staatsgewalt in den Händen eines Neuntels der Nation ausschließlich. Nicht nur ist das Recht, Deputirte zum Parlament zu wählen, durch beibehaltene Oertlichkeitsvorzüge höchst ungleich geworden, so daß elende verfallene Burgflecken es üben können, während große Städte desselben genußlos sind, sondern es sind nur Personen ins Parlament wahlfähig, die von ihren eigenen Gütern jährlich fünfhundert Pf. Sterl. Einnahme haben und von der Krone durch kein Amt abhängig sind. Weil aber auch derjenige, welcher in der Wahlversammlung nur sein Stimmrecht ausüben will, als Freeholder ein Vermögen aufweisen muß, das wenigstens jährlich zwanzig Pf. Sterl. Einkünfte abwirft, so geschieht es, daß nur ein sehr geringer Theil der Nation an der Wahl ihrer Stellvertreter theilnehmen kann, und daß, wie man berechnet hat, beinahe die Hälfte der Deputirten im Parlament nur durch etwa fünf- oder sechstausend stimmfähige Leute ernannt sind. Weder in Deutschland, noch in Frankreich, noch weniger in Amerika wird man ein solches Verhältniß der Stimmfähigen und der Wählbaren zu der Masse der Nation gerecht und weise nennen, oder sich selbst wünschen.

Wie man auch die Lage des englischen Volks betrachten mag, es bleibt in ihr viel Unnatürliches, welches durchaus von keiner bleibenden Dauer sein kann. Der Drang der Plebeier gegen die bestehende Geldaristokratie wird nicht enden, und eben durch diesen heimlichen Bürgerkrieg wird England geschwächter stehen, als es bei seinen Heeren, Flotten und Handelsmonopolen zu sein scheint. Wer kann die Eingriffe der künftigen Zufälle in den Gang so vielfach verwickelter Dinge berechnen?

Sollten die Plebeier, durch diese Zufälle, oder weil die Aristokratie, um nicht alles einzubüßen, gutwillig weicht, Eintritt ins Parlament, verhältnißmäßigere Repräsentation der gesammten Nation erringen, so ist vorauszusehen, daß nicht nur die Exzeptionen und Suspensionen plötzlich verschwinden, sondern auch solche Veränderungen in der britischen Gesetzgebung erfolgen würden, durch welche der Nation das Erwerben von Eigenthum wieder erleichtert werden müßte, und sollte es zuletzt durch ein neues Ackergesetz sein. Das aber wäre der vollendete Umsturz der Verfassung; das die Hervorrufung des Bürgerkriegs; das eine Unabhängigkeits-

Digitized by Google

erklärung des britischen Oſt- und Weſtindiens; das eine Zerſplitterung des jetzt monopoliſirten Welthandels; das eine Kultur-Verwandlung Europens.

Greifen wir den Propheten nicht ins Amt!

Hoffentlich werden die Leſer dieſer Abhandlung aber, indem ſie nun einen tiefen Blick in das bedenkliche Hausweſen der Engländer geworfen haben, ſich mancherlei räthſelhafte Erſcheinungen des Tages erklären können, als da ſind: die Klagen der engliſchen Manufakturen über Abſatz der Waaren bei ihrem ausſchließlichen Handel; — die Nachgiebigkeit des Unterhauſes und die Eintracht deſſelben mit Oberhaus und Miniſtern in den allerwichtigſten Angelegenheiten Englands; — die ängſtliche Thätigkeit Britanniens zur Erweiterung ſeiner Beſitzungen und Rechte in andern Welttheilen; — das Zurückhalten eines Königs von Portugal in Braſilien; — die ſtille Begünſtigung der Inſurrektionen des ſpaniſchen Amerika's; — die wunderbaren Züge der Reformer und Radikalen in Altengland, ihr geſpenſterhaftes Erſcheinen und Verſchwinden, ihr lockerer und immer leicht zu theilender Zuſammenhang; — der Ruhm der britiſchen Verfaſſung und ihre Untauglichkeit in gegenwärtigen Zuſtänden der Nation.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Landwirthſchaftliche Armenſchule im Kanton Zürich.

Die Regierung von Zürich hatte im Jahr 1817, durch die damalige aus Theurung der Lebensmittel und Mangel an Arbeitsverdienſt entſtandene Noth veranlaßt, eine eigene Kommiſſion, unter dem Vorſitz des Hrn. Staatsraths Eſcher von der Linth, beauftragt, ſich mit den Verhältniſſen der durch jene Noth vorzüglich gedrückten Gebirgsgegend des Landes und der ärmern Gemeinden des Kantons ſorgfältig bekannt zu machen, um, was von Seite der Regierung Zweckmäßiges, nicht für ihre augenblickliche Unterſtützung — denn dafür war bereits geſorgt worden — ſondern für eine gründliche Abhilfe ihres phyſiſchen, ökonomiſchen und ſittlichen Verfalles geſchehen könnte, derſelben vorzuſchlagen. Unter den ſeither durch dieſe Beauftragten gemachten und von der Regierung genehmigten Vorſchlägen zeichnet ſich die Stiftung einer landwirthſchaftlichen Armenſchule, nicht durch die Größe und Koſtbarkeit des Unternehmens, hingegen aber durch die prunkloſe Einfachheit ſeiner Einrichtung und durch ſeine in den zwei erſten Jahren bewährte Nutzbarkeit aus.

Der Beſchluß für die Gründung der Anſtalt ward im Jänner 1818 gefaßt und in ungeſäumte Vollziehung gebracht. Sein weſentlicher Inhalt iſt folgender: 1. Ein dem Staat zugehöriges Pachtgut, von 160 Juchart Umfang, in der Kirchgemeinde Töß, nahe bei Winterthur (der

Digitized by Google

Bläſihof genannt), wird, auf eine Probezeit von vier Jahren, zu Errichtung einer landwirthſchaftlichen Armenſchule beſtimmt, in welche Knaben aus den erwerbloſen Berggegenden des Kantons aufgenommen werden ſollen, um da zu tüchtigen Güterarbeitern erzogen zu werden. 2. Eine Aufſichtskommiſſion von fünf Mitgliedern übernimmt die Einrichtung und Leitung der Schule ſowohl, als diejenige der Bebauung des Pachtgutes. 3. Dieſelbe iſt ermächtigt, einen Schaffner mit einer Gehilfin, drei Oberknechte, drei Unterknechte und zwei Mägde anzuſtellen, welche das Pachtgut nach ihrer Anleitung und mit Hinſicht auf die Zwecke der Lehranſtalt, auf Rechnung des Staats bebauen. 4. Die Aufſichtsbehörde nimmt im erſten Probejahr bis auf fünfzehn Knaben aus den ärmern Gemeinden als Zöglinge an, von denen die eine Hälfte im Alter von ſechszehn, die andre von vierzehn Jahren ſich befinden ſoll; ſie bleiben vier Jahre in der Anſtalt und werden in derſelben genährt, gekleidet, zu allen landwirthſchaftlichen Arbeiten angehalten und unterrichtet. Neben dem landwirthſchaftlichen Unterricht wird dafür geſorgt, daß die Zöglinge in Religion und Sittlichkeit, ſo wie im Leſen, Schreiben, Rechnen und Geſang Unterricht empfangen, und daß ſie zu guten und nützlichen Menſchen gebildet werden. 5. Für den Unterricht der Zöglinge, ſowohl in den landwirthſchaftlichen Arbeiten, als auch in den übrigen in der Schule zu erwerbenden Kenntniſſen und Fertigkeiten, wird ein Lehrer angeſtellt, der ſich ausſchlieſſend mit den Zöglingen beſchäftigt, mit ihnen arbeitet, ſie beſtändig im Auge behält und zu allem Guten anleitet. 6. Zur unmittelbaren Aufſicht und zu wöchentlichem Beſuch der Anſtalt wird ein in der Nähe wohnender, gebildeter und mit den Zwecken der Anſtalt vertrauter Mann als Aufſeher geordnet, der alle Rechnungen des Schaffners unterſucht, und dafür ſorgt, daß ſowohl die Benutzung des Gutes, als auch der Gang des Lehrinſtituts genau den Zwecken deſſelben und den hierüber zu ertheilenden Anweiſungen gemäß geſchehen. 7. Die Aufſichtsbehörde ertheilt ſowohl dem Aufſeher, als auch dem Schaffner und dem Lehrer der Anſtalt, in umſtändlicher Inſtruktion, die Vorſchriften, nach denen das Gut benutzt und die Angeſtellten und Zöglinge der Anſtalt behandelt werden ſollen, ſo wie über die Verhältniſſe, worin dieſelben gegeneinander ſtehen.

Das Staatsgut befand ſich in einem ſehr vernachläſſigten Zuſtande, und ein groſser Theil der für das erſte Jahr der neuen Anſtalt angewieſenen ſechszehntauſend Franken mußte auf die Verbeſſerung ſeiner Gebäude und Güter verwandt werden. Auf einen erſten befriedigenden Jahresbericht wurden für die Bedürfniſſe der Anſtalt, zum Theil nochmals für Bauten im Jahr 1819 (über den Ertrag der Güter hinaus), 6000 Fr., und zu Anfang 1820, für dieſes Jahr, worin die Zahl der Zöglinge auf fünfundzwanzig vermehrt werden ſoll, fünftauſend Fr. angewieſen. Dem umſtändlichen zweiten Jahresbericht ſind die nachſtehenden Angaben enthoben, welche über den Geſammtzweck und die Ergebniſſe der Schule Aufſchlüſſe ertheilen, die vermuthlich einer allgemeinen Theilnahme werth gefunden werden dürften.

Die Anſtalt (ſo drückt ſich der Bericht aus) befaßt jetzt ſiebenzehn Zöglinge, aber ſie hat auch dem Staate im verfloſſenen Jahr unmittelbar und mittelbar zur Verbeſſerung der ihr

Digitized by Google

übergebenen Güter, eine ſo bedeutende Geldaufopferung und der Aufſichtsbehörde ſo viele Mühe verurſacht, daß ſich zunächſt die Frage darſtellt: Lohnt es ſich auch der Mühe für den anſcheinend ſo beſchränkten Zweck, einen ſolchen Aufwand verſchiedenartiger Kräfte zu machen? Die Beantwortung dieſer Frage mag ohne Zweifel am ſicherſten aus einem Rückblick auf die Entſtehung und den eigentlichen Zweck der Anſtalt hervorgehen.

Als im letzten Viertheil des abgewichenen Jahrhunderts der Handelsgeiſt unſrer Stadtbürgerſchaft und der damalige Zuſtand der europäiſchen Fabrik-Induſtrie der Baumwollen-Manufaktur im Kanton Zürich eine ſolche Ausdehnung gaben, daß ſich ein Viertheil von deſſen Bevölkerung mehr und minder ausſchlieſſend damit beſchäftigte, und dadurch in den rauheren Berggegenden des Kantons die bloß Fabrikarbeit treibende eigenthumsloſe Menſchenklaſſe auf eine faſt unglaubliche Art ſich vermehrte, erhob ſich im Kreiſe der Regierung ſowohl als auſſer demſelben, unter ängſtlich beſorgten Freunden des Vaterlands, manche Stimme über das Gefährliche dieſes Ganges des einheimiſchen Gewerbsfleißes. Was ſoll einſt aus dem unverhältnißmäßigen Bevölkerungs-Zuwachs werden, wenn der Induſtriezweig, welcher ihn hervorrief, ins Stocken geräth? — fragte man ſich einander. Niemand wußte beruhigenden Beſcheid, aber die auffallende Vermehrung des Wohlſtandes im Lande und das auſſerordentliche Anſteigen des Ertrags der Handelsabgabe, wodurch jede andere Staatsabgabe entbehrlich ward, beſeitigte jede Maasnahme gegen die Folgen dieſes einſeitigen Ganges des Gewerbsfleißes und des ihn begleitenden Bevölkerungs-Zuſtandes. Und in der That, wenn auch die damalige Regierung ſchon die Hunderte von Spinnmaſchinen und die Hemmung jedes freien Induſtrieverkehrs in Europa vorausgeſehen hätte — welche vorbiegende oder hemmende Anſtalten konnte oder ſollte ſie treffen? Es gibt Verhältniſſe im Gang der menſchlichen Geſellſchaften, und faſt alle ſeine höhern, tiefeingreifenden Verhältniſſe ſind von dieſer Art, gegen welche auch die kräftigſten Anſtrengungen der Regierungen nichts vermögen, und wohl eher noch die gefürchteten Entwickelungen befördern helfen. So mußte auch die ängſtlichſte Sorgfalt dem immer weiter greifenden Uebergewicht einer unſichern Handels- und Fabrikations-Induſtrie unthätig zuſehen. Die gefürchtete Kataſtrophe der Stockung dieſes Gewerbszweiges entwickelte ſich unerwartet ſchnell, und das Hungerjahr 1817 ſteigerte die Folgen der eingetretenen Erwerbloſigkeit zu einer furchtbaren Größe. Durch auſſerordentliche Anſtrengungen wurde dem ſchreiendſten Elende möglichſt entgegengearbeitet, und die Zeit der Noth ging ohne ſehr nachtheiligen Einfluß auf Bevölkerung und Geſundheitszuſtand vorüber. Die Erwerbloſigkeit der vormaligen Baumwollenſpinner fand inzwiſchen einen ſehr unvollkommenen Erſatz in dem wieder eingetretenen Ueberfluſſe der Lebensmittel, und ſie blieb fortdauernd ein Gegenſtand landesväterlicher Aufmerkſamkeit der Regierung. Wie kann aber auch die wohlwollendſte und mit den kräftigſten Hilfsmitteln verſehene Regierung auf ſolche Verhältniſſe einwirken? Wir haben Regierungen geſehen, die mit großer Machtvollkommenheit gegen nachtheilig erachtete Verhältniſſe des Gewerbsfleißes und andrer Angelegenheiten ihrer Völker entſcheidende Maasnahmen anwandten: die Armentaxe in

England, die Sperrung der Einfuhr fremder Fabrikerzeugniſſe in faſt allen Staaten Europa's, und das ſogenannte Kontinentalſyſtem ſind ſprechende Beiſpiele dieſer Art, welche auch den Beweis leiſten können, wie leicht der Erfolg dem urſprünglichen Zwecke ſolcher großen Maasregeln ſich völlig widerſprechend zeige.

Ungeachtet es keineswegs an lauten Stimmen fehlte, welche auch die Regierung von Zürich zu (si magna licet componere parvis) großen Maasnahmen aufriefen, um den innern Arbeits- und Gewerbsfleiß kräftig zu heben, und ihnen ſowohl als der Landwirthſchaft, durch Einfuhrverbote, Einfuhrtaxen u. ſ. w., unter die Arme zu greifen, ſo iſt dieſelbe doch unverrückt in derjenigen Stellung geblieben, die ihren Verhältniſſen, und eigentlich den Verhältniſſen jeder Regierung angemeſſen ſind. Sie unterließ jede gewaltſame Maasregel, welche leicht ganz andre Folgen, als die beabſichtigten, haben konnte, und ſie begnügte ſich, Einleitungen zu treffen und Winke zu ertheilen, um neuen, veränderten, den Zeitbedürfniſſen angepaßten Erwerbszweigen Weg zu bahnen. Sie gebot nicht den, wahre Induſtrie ertödtenden, ausſchlieſſenden Gebrauch inländiſcher Fabrikerzeugniſſe, zum Beiſpiel des Landtuchs für die Milizen; aber ſie ſetzte die inländiſchen Fabriken in eine wohlthätige Konkurrenz mit den ausländiſchen. Der Gebrauch fremder Taglöhner bei verſchiedenen Handwerkern ward nicht verboten, aber junge Leute aus den erwerbsloſen Gegenden des Landes wurden durch Unterſtützung zu dieſem ſichern Erwerb aufgemuntert. Daß ein paar Dutzend Jünglinge, die bis dahin zu dieſem Erwerbe hingeleitet wurden, dabei ihr Auskommen finden, iſt freilich, mit Hinſicht auf das viel größere Bedürfniß, nicht ſehr wichtig; deſto wichtiger aber iſt die Aufſtellung dieſer Beiſpiele für jene erwerbsloſen Gegenden. Ob dieſelben nachgeahmt werden oder nicht, das ſteht dahin; es muß dies dem freien Willen der Menſchen überlaſſen werden; durch irgend einen Zwang würde die Regierung aus ihrem wahren Verhältniß heraustreten und in Gefahr kommen, mehr Schaden als Nutzen zu ſtiften; das aufgeſtellte Beiſpiel, die dargebotene Erleichterung hingegen waren ihrer Stellung angemeſſene Vorſorgen.

Von ähnlicher Art iſt die Einrichtung der landwirthſchaftlichen Armenſchule. Die Hinleitung der erwerblos gewordenen Bevölkerung der armen und rauhen Berggegenden zur Landwirthſchaft mußte als eines der zuverläſſigſten Hilfsmittel gegen die Folgen der eingetretenen Stockung des Fabrikerwerbs erſcheinen. In den mit Landbau beſchäftigten Gegenden des Kantons wird über Mangel für die Landwirthſchaft tauglicher Arbeiter und Dienſtboten geklagt, und wer die weiten, flachen Höhen zwiſchen den Thälern des Glatt- und des Töß-Fluſſes durchwandert, wird wohl kaum mehr zu behaupten geneigt ſein, daß die Landwirthſchaft im Kanton Zürich die höchſte Stufe ihrer Kultur und ihres Umfangs erreicht habe.

Die Gründung einer Pflanzſchule für wohlerzogene Güterknechte war alſo unter den eingetretenen Umſtänden eine der wohlthätigſten Maasnahmen, und die Verlegung dieſer Pflanzſchule in jene noch ſo mangelhaft angebaute, für ziemlich unfruchtbar gehaltene, ausgedehnte, hohe Gegend war ein Umſtand, welcher den Werth der Anſtalt noch vermehrte, durch den

Digitized by Google

darin allmälig zu leiſtenden Beweis der genügenden Fruchtbarkeit des Bodens bei zweckmäßiger Bearbeitung.

Daß eine ſolche landwirthſchaftliche Pflanzſchule nicht die ganze Zahl derjenigen erwerbsloſen Jünglinge aus den Berggegenden aufnehmen kann, für die es wünſchbar wäre, daß ſie der Landwirthſchaft zugewandt würden, iſt leicht begreiflich, und es konnte weder in den Abſichten, noch in den Pflichten der Regierung liegen, durch unmittelbares Einſchreiten auf einmal eine Umwälzung in dem Beruf und in der Lebensweiſe der Bewohner jener bedrängten Landesgegend zu bewirken. Ein Wink an ſie über das, was ihr eigner Vortheil erheiſche, die wirkliche Aufſtellung eines Beiſpiels deſſen, was Zeitbedürfniß geworden iſt, und die Darbietung einer Anſtalt, in welcher ganz hilfloſe Zöglinge zu dem ſichern und befriedigenden Beruf der Landwirthſchaft hingeführt werden, war alles, was verlangt werden konnte. Mehr zu leiſten, kräftiger einzuſchreiten, würde, wenn auch der Regierung alle erforderlichen Hilfsmittel zu Gebot geſtanden wären, völlig unzweckmäßig geweſen ſein. So wie der einzelne Menſch nur dann die volle Entwickelung ſeiner Kräfte erhält, wenn er dieſe gehörig zu brauchen erlernt hat, eben ſo mögen Gemeinheiten und ganze Bezirke ſich zu einem ſelbſtſtändigen, ökonomiſchen Zuſtand nur alsdann erheben, wenn ſie durch eigene Anſtrengung und freien Willen ihre Erwerbsquellen öffnen.

Dem beſtimmten Auftrag der Regierung gemäß war das Hauptaugenmerk der Aufſichtsbehörde dahin gerichtet, die Zöglinge vor allem aus zu einer ſittlich-religiöſen, ununterbrochen thätigen Lebensart zu gewöhnen. Sie wurden nicht im Winter aufgenommen, wo mehr ſitzende Beſchäftigung und regelmäßiger Schulunterricht ſtatt hat, ſondern man nahm dieſelben in ſolchen Jahrszeiten auf, wo ſie auch ſogleich den ganzen Tag in freier Luft mit landwirthſchaftlicher Händearbeit zubringen konnten, deren Angewöhnung, als Hauptzweck der Anſtalt, alſo ſich darſtellen ſollte, daß der Schulunterricht nur untergeordnet, im Winter und bei ſchlechter Witterung betrieben wird. Es gereichte der Aufſichtsbehörde zu großer Beruhigung, theils bei ihren öfteren Beſuchen der Anſtalt, theils durch die regelmäßig eingehenden Berichte des Lehrers, die Ueberzeugung ſchöpfen zu können, daß die Anſtalt, in Hinſicht einer guten Erziehung der Zöglinge, allen billigen Erwartungen und Wünſchen vollkommen entſpricht. Einige derſelben wurden dem Bettler- und Vagabunden-Leben entriſſen; andre kamen aus dumpfigen Spinnmaſchinen, und alle ohne Ausnahme ſo ſchrecklich vernachläſſigt in die Anſtalt, daß die Behörde mit ſchmerzlichen Empfindungen die furchtbare Stufe von phyſiſcher und ſittlicher Vernachläſſigung, und zum Theil ſelbſt Verdorbenheit, wahrzunehmen Gelegenheit hatte, die leider in gewiſſen Landesgegenden unter der Jugend angetroffen werden. So ſchwierig nun die beſſern Angewöhnungen der zuerſt aufgenommenen Zöglinge, an Reinlichkeit, Ordnung, Anſtand und ununterbrochene Thätigkeit, auch waren, ſo kamen ſie dennoch durch die ausharrende Anſtrengung des Lehrers glücklich zu Stande, und die mitgebrachten Verkehrtheiten und Unarten wurden gänzlich verſcheucht. Die Zöglinge unterhalten ſich von ihren Arbeiten; ſie

unterrichten einander selbst, weisen sich freundschaftlich zurecht, lieben und unterstützen sich gegenseitig brüderlich; sie sind an regelmäßiges Gebet, angestrengte und ununterbrochene Arbeit gewöhnt und haben Freude am Unterricht; sie reinigen ihren Körper und ihre Kleidung selbst, tragen für diese die möglichste Sorge; sie blühen auf, ihre Kräfte und Anlagen entwickeln sich, und gewiß wird Niemand ohne freudige Empfindungen diese kleine Schaar muntrer Knaben an ihr Tagwerk gehen sehen, wenn er an ihren vorigen vernachlässigten Zustand zurückdenkt. Werden jetzt neue Zöglinge aufgenommen, so finden sie sich gleichsam in eine andre Welt versetzt; niemand nimmt mehr an ihren Unsittlichkeiten Theil, sie zeichnen sich überall durch Unbehilflichkeit, Unordentlichkeit und Trägheit aus, sie fühlen sich verlassen, — und die Erfahrung beweiset, daß sie sich durch das ihnen von allen Seiten vorschwebende gute Beispiel eben so leicht und eben so bald angezogen fühlen, als der noch unverdorbene Knabe vom bösen Beispiele hingerissen wird, wenn er sich von diesem umgeben sieht.

Wie einleuchtend und befriedigend aber auch der bisherige Erfolg der Anstalt aus dem Vorgesagten sich darstellt, so ist doch ihre Nützlichkeit noch ausgedehnter, als beim ersten Anblicke scheinen möchte. Es ist nun durch diese Pflanzschule erwiesen, daß der bis in sein sechszehntes Jahr in Spinnstuben erzogene Knabe noch keineswegs für die landwirthschaftlichen und für andre, körperliche Anstrengung erheischende Berufsarten verdorben ist. Pflichttreue und gewissenhafte Gemeindsvorgesetzte sehen jetzt das Beispiel vor sich, wie die erwerblose Jugend ohne Schwierigkeit zum Landbau angeführt und an einen sittlich thätigen Lebenswandel gewöhnt werden kann. Es ist nun die Sache der für das Wohl ihrer Gemeinden ernstlich besorgten Vorsteher, dieses Beispiel zu benutzen, und, nicht zwar überall die Form dieser Anstalt, aber ihr inneres Wesen und ihren Geist für eine bessere, zeitgemäße Erziehung der Jugend nachzuahmen. Es ist nicht die Regierung, welche sich mit diesen innern Angelegenheiten der Gemeinden zu befassen hat; ein solches, dem ersten Anschein nach vielleicht für sehr landesväterlich geachtetes Einschreiten der Regierung müßte sehr bald in eine grausame Tirannei ausarten; — so wie es der Regierung obliegt, die Angelegenheiten der gesammten Staatsgesellschaft zu besorgen, so liegt den Gemeinderäthen und Sittenbehörden (Kirchenstillständen) die Besorgung der innern Angelegenheiten ihrer Gemeinden ob; das Eingreifen der einen Behörde in den Kreis der andern führt Unordnung herbei. Die Regierung hat pflichtgemäß den Gemeinden den Weg gezeigt, auf dem sie ihre eigenthumslosen Jünglinge zu Handwerken oder zur Landwirthschaft hinleiten können. Die große Zahl tirolischer Maurer und Zimmerleute, welche im Kanton Zürich Arbeit und Nahrung finden, ist eben so allgemein bekannt, als der Mangel an tüchtigen und bescheidenen Güterknechten und Mägden. Die Klage über Erwerbloſigkeit ist ungerecht gegen die göttliche Vorsehung, so lange noch so sichere Quellen des Erwerbs im Lande unbenutzt vorhanden sind, und Klagen gegen die Regierung wären ungerecht, wenn sie den Gemeinden Anleitung ertheilt und durch Beispiele zeigt, wie die Jugend auf jene sichern Erwerbsquellen hinübergeleitet werden mag. Freilich aber darf der Erfolg und die

Wirkung ſolcher Beiſpiele nicht eben ſchnell und auf einmal erwartet werden, und man ſoll ſich durch hier und da vorkommende, wenn auch grelle und anſtößige Vernachläſſigungen und Verkehrtheiten nicht abſchrecken laſſen. Zur Beſeitigung der Vorurtheile und zur Aufweckung guter, aber noch unkräftiger Entſchlüſſe iſt der Fortbeſtand der getroffenen Einrichtungen wichtig und wohlthätig, und es wäre kurzſichtig gehandelt, wenn man die Koſten und Aufopferungen, welche die landwirthſchaftliche Armenſchule erheiſcht, als einzig nur auf die vorhandenen Zöglinge verwendet betrachten und ſie auf ihre Zahl vertheilen wollte, um zu wiſſen, wie viel jeder derſelben dem Staat koſte.

Es iſt das den Gemeinden vor Augen gelegte Beiſpiel und die Anleitung zu zweckmäßigerer Bildung der durch die Stockung des Fabrikverdienſtes erwerblos gewordenen Jugend — die eigentliche Beſtimmung unſrer Anſtalt; darum wäre dann auch eine Steigerung oder Erweiterung des Unterrichts in derſelben ihrem wahren Zweck völlig zuwider. Die Verſorgung und Erziehung einzelner armer Jünglinge, welche ohne die Anſtalt ihren Gemeinden zur Laſt fielen, ſo wohlthätig auch dieſe iſt und ſo dankbar ſie von den Gemeinden anerkannt wird, iſt doch nur ein untergeordneter Vortheil, welcher keineswegs als erſter, und noch viel weniger als Hauptzweck der Anſtalt betrachtet werden muß.

Nicht unwichtig iſt daneben auch, in land- und ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, die bis jetzt auf dem anſehnlichen Staatsgut des Bläſihofs gemachte Erfahrung, daß weder der Grund und Boden dieſer ausgedehnten Höhe, noch ihr Klima, der Landwirthſchaft ungünſtig ſind. Ganz unerwartet zeigte es ſich, daß ein guter Theil des hochgelegenen Landes verſauert und verſumpft war, daher das wichtigſte Hilfsmittel zur Verbeſſerung dieſes Bodens in Oeffnung von Gräben und Anlegung von Waſſertolen beſteht. Jedem Beobachter iſt auffallend, wie ſehr ſich bereits die Fruchtbarkeit des Gutes vermehrt hat, ſeit dieſes Hilfsmittel allmälig angewandt wird. Das Getreide gedeiht bei gehöriger Pflege auf dieſer nahe an ſiebenhundert Fuß über der Waſſerfläche des Zürchersees liegenden Erhöhung vortrefflich; ſelbſt für die Obſtbaumzucht iſt die Lage, wie einzelne noch vorhandene alte Stämme beweiſen, ſehr gut. Auch zeigt die durch Vernachläſſigung entſtandene Verſauerung des Bodens, daß ſich auf dieſer flachen Höhe viel Waſſer ſammelt, welches zur Wäſſerung von Wieſen, vielleicht ſelbſt für Anlegung von Streurietern, benutzt werden kann.

Von ungefähr ähnlicher Beſchaffenheit ſcheint die ganze hohe Ebene zu ſein, welche ſich zwiſchen dem Töß-fluß und dem Waſſerbecken der Glatt bis zum Landſtädtchen Bülach hinauszieht und in landwirthſchaftlicher Hinſicht noch ſo äuſſerſt mangelhaft benutzt wird. Das im Bläſihof aufzuſtellende Muſterbild einer beſſern Benutzung dieſes erhöhten Landes erſcheint demnach nicht werthlos. Zwar mag die Koſtbarkeit der landwirthſchaftlichen Verbeſſerung und Benutzung dieſes Staatsguts allerdings von Anwendung ähnlicher Verbeſſerungsmittel abſchrecken; allein wenn einſt Ueberfluß von kräftigen, für landwirthſchaftliche Arbeiten tüchtigen Menſchen vorhanden iſt, ſo werden ſich allmälig auch ausführbarere Benutzungs-Maasnahmen entwickeln,

Digitized by Google

um ſowohl dieſe hohe, faſt unbewohnte Gegend, als auch andre Abtheilungen unſers Landesgebiets, die noch lange nicht zweckmäßig genug angebaut ſind, landwirthſchaftlich beſſer zu benutzen.

Den ſehr befriedigenden Zuſtand der Anſtalt, als Erziehungsmittel für die Zöglinge, hat die Aufſichtsbehörde vorzüglich dem regen Eifer und dem ſittlich-frommen Sinne des in Hofwyl gebildeten Lehrers, Johannes Ruegg, aus dem Zürcheriſchen Dorfe Bauma, zu danken, der mit vieler Treue und mit zuſehends ſich entwickelnder Kraft die Zöglinge nicht bloß unterrichtet, ſondern ſorgſam erzieht. Den Unterricht ertheilt er mit verſtändiger Rückſicht auf die Perſönlichkeit jedes Zöglings; ohne den wechſelſeitigen Unterricht in ſeinen vollſtändigen Formen anzuwenden, benutzt er jedoch die fähigern Schüler zur Nachhilfe für die ſchwächern. Der Unterricht wird nach Bedürfniß, gemeinſam oder in verſchiedenen Abtheilungen ertheilt, und die zurückgebliebenen Zöglinge werden öfters allein unterrichtet, um ſie ſchneller den übrigen nachzubringen. Im Winter wird ſchon Morgens um halb ſechs Uhr Unterricht ertheilt, und dieſer mit landwirthſchaftlichen Arbeiten alſo abgewechſelt, daß der Wechſel die erforderliche Erholung gewährt, indem der letztern keine eigenthümliche Zeit eingeräumt iſt. Die Kleider, Betten (dieſe jedoch einſchläfig), Nahrung und ganze Lebensart der Zöglinge ſind ſo eingerichtet, wie es für Glieder der ärmſten Volksklaſſe angemeſſen iſt, und überall wird ein möglichſt ſparſamer Haushalt ſorgfältig beobachtet. Täglich müſſen zwei Zöglinge, der Reihe nach abwechſelnd, bei der Beſorgung des Viehes behilflich ſein, um ſich mit dieſem wichtigen Zweige der Landwirthſchaft recht genau bekannt zu machen. Es wird zwar kein theoretiſcher Unterricht der Landwirthſchaft ertheilt, aber die Zöglinge werden in jedem Arbeitsfache geübt und überall auf die Zwecke der Arbeiten aufmerkſam gemacht. Bei der Behandlung des Düngers, dieſer Hauptgrundlage unſers Landbaues, werden die Zöglinge vielfältig gebraucht, und faſt täglich werden ſie zum Austragen der Jauche angehalten, um ſich an dieſes Geſchäft zu gewöhnen. Mit einem Wort, der ganzen Erziehung dieſer jungen Leute liegt die Abſicht zum Grunde, ſie zu tüchtigen Bauerknechten zu bilden, und ſchwerlich dürfte ein Bauersmann der hieſigen Landſchaft von der Anſtalt Mehreres verlangen können, um einſt aus ihren Zöglingen ſich mit Beruhigung gute Arbeiter zu wählen.

Es hat ſich der Ertrag des Gutes im Jahr 1819 bedeutend vermehrt. Im Jahr 1818 betrug die Getreideärnte hundert Mütte, wovon vierzig wieder angeſäet wurden. Letzten Sommer war der Ertrag, ungeachtet das Getreide in der Gegend bedeutend durch den Brand litt, hundert und fünfzig Mütte, wovon wieder ungefähr vierzig Mütt zur neuen Ausſaat gebraucht wurden; alſo war der reine Getreide-Ertrag beinahe der gedoppelte des vorjährigen. Eben ſo war der reine Haſer-Ertrag im Jahre 1818 ungefähr zwanzig Mütt, in der letzten Aernte ſtieg er gleichfalls nahe an das Doppelte. Weil die Heuärnte im verwichenen Sommer meiſt ſehr ſchlecht war, ſo betrug die ganze Heu- und Emd-Aernte nur ungefähr vierhundert Zentner, während ſie im vorhergehenden Jahr nahe an fünfhundert Zentner ertragen hatte, wodurch ein

Digitized by Google

beträchtlicher Heuankauf für den des vermehrten Haushaltes wegen auch vermehrten Viehstand unentbehrlich wurde.

Aus Spanien.

Zustand der Religion und der Wissenschaften im Jahr 1819.

Diese Darstellung und die sie begleitenden Anmerkungen rühren von einem kenntnißreichen und mannigfach gebildeten jungen Manne her, dem Hr. John Bowring, welcher sich lange und bis ins Jahr 1819 in Spanien aufhielt; sie sind auszugsweise aus den Annales protestantes (1820. Livr. 5. et 6.) übersetzt, und es wäre überflüssig, zu bemerken, welchen erhöhten Werth die Ansichten des verständigen und unbefangenen Beobachters durch die seitherige Staatsumwälzung des darin nach einigen seiner wichtigsten Verhältnisse geschilderten Landes erhalten. U.

Den Berechnungen des Hrn. Antillon zufolge [1]) befinden sich in Spanien zweihunderttausend Geistliche. Der Einfluß dieser mit ungemein reichen Einkünften versehenen Geistlichkeit auf die Volksmasse ist unberechenbar groß; und obgleich derselbe allerdings von Tag zu Tag abnimmt, so ist hingegen das ganze Thun und Streben der Regierung dahin gerichtet, ihn zu erhalten und neu zu befestigen.

Es wäre ungerecht, wenn man die Weltgeistlichkeit Spaniens nicht von der Menge der Mönche unterscheiden wollte, von denen die Halbinsel wimmelt, die zum Theil in reich ausgestatteten, vieles Grundeigenthum und ein großes bewegliches Vermögen besitzenden Klöstern wohnen, zum Theil (die Bettelorden) sich vom Schweiße des Landbauers mästen und von der arbeitenden Klasse den Unterhalt ihres frommen Müßiggangs fordern. Die Weltgeistlichkeit, obgleich ebenfalls allzuzahlreich, ist zum größern Theil human und gebildet; ihre Glieder erzeigen sich in ihrem Kirchspiele wohlthätig und tröstend; manche unter ihnen sind auch Freunde der Wissenschaften und der Freiheit. Die Mönche hingegen, mit sehr wenigen, jedoch bemerkenswerthen Ausnahmen, [2]) sind eine störrige, unwissende und träge Menschenklasse. [3]) Sie leben, dem Ausdruck eines spanischen Dichters zufolge, zwischen Kirche und Refektorium in einem Zustand sinnlicher Genüsse, mit welchem verglichen alle andern Freuden nur ein Fegfeuer sind. [4]) Das Band, welches sie mit dem Glück und Wohl ihrer Mitmenschen verknüpfte, ist für allezeit zerrissen; sie kennen weder Familien- noch Freundschafts-Verhältnisse; ihre Macht gründet sich auf die Barbarei und Unwissenheit des Volks, und ihr großes Bestreben muß dahin gerichtet sein, sich allem dem zu widersetzen, was Kenntnisse und Freiheit befördern kann, die etwas früher oder später dem Lande ihre unnütze Last abnehmen werden. Eine Staatsgesellschaft, die ihren wahren Vortheil erkennt, wird niemals einen so zahlreichen Verein beibehalten, dessen Glieder ihr nutzloses Leben, auf Kosten der fleißigen und thätigen Staatsbürger, in Ueberfluß und sinnlichen Genüssen hinbringen, und die ausser dem Schmucke der eigenthümlichen Kleidung, dem langen Barte und dem geschornen Haupte, kein andres Verdienst

Digitized by Google

bestehen. Wie sehr auch Spaniens Zivilisation gegen andre Nationen sich noch im Rückstand befindet, und welche Rückschritte das Land unter der jetzt auf ihm lastenden Despotie machen mußte, so kann man sich dessenungeachtet nicht verhehlen, daß die Fortschritte der Aufklärung in der Nation, seit Anbeginn der letzten Staatsumwälzung, unermeßlich groß gewesen sind. [5])

Diese Staatsumwälzung hat bereits einen sehr günstigen Einfluß auf die Verfassung und die Verhältnisse der Geistlichkeit gehabt, und sie wird ihn noch weiterhin haben. Ohne der Zahl Priester und Mönche zu gedenken, welche während des Ueberfalls und der Besetzung des Landes von fremden Heerschaaren umgekommen sind, und abgesehen von den vielen nicht mehr vorhandenen Klöstern, von der Veräusserung von Kirchengütern und von den vielen, während der Unruhen und Wirren des Krieges minder bemerkten und minder auffallenden, freiwilligen Rücknahmen religiöser Gelübde, haben sich noch andere wichtigere Veränderungen ereignet. Der Beschluß der Cortes, dem zufolge keine Klosternovizen angenommen werden durften, [6]) hat dem Einfluß der Mönche einen tödtlichen Streich versetzt; die dadurch entstandene Lücke ist seit der Rückkehr des vormaligen Despotismus nicht mehr ausgefüllt worden, und sie dürfte es vermuthlich nie wieder werden. Mit Ausnahme der reichen Klöster, klagen die übrigen meist, daß sie wenige andere als solche Novizen erhalten, die den untersten Volksklassen angehören und nicht geeignet sind, den Einfluß und das Ansehen des Ordens zu erhalten. Höchst selten nur kommen noch Fälle von Söhnen vornehmer oder reicher Familien vor, die ins Kloster treten wollen und ihre Aufnahme durch Reichthümer und Ansehen zu erwiedern geneigt sind. Ein andrer Umstand, welcher, als Folge der Staatsumwälzung, den Einfluß der Ordensgeistlichkeit auf das gemeine Volk kräftig vermindern half, ist dieses, daß die Mönche sich gezwungen sahen, ihre Zellen vielfältig zu verlassen, sei es, um vor den feindlichen Bajonetten zu fliehen, oder weil sie ihre Klöster den kranken und verwundeten Kriegern einräumen mußten, und daß sie nun ausser den Ordenshäusern dem Volke ganz anders erschienen, als innerhalb ihrer Mauern. In dem Verhältniß, wie man sie näher kennen lernte, sank die Achtung, welche man für sie gehegt hatte, und das Vorurtheil der Menge, das ihnen so lange Zeit allgemeine Ehrfurcht gezollt hatte, verlor sich, sobald sie, ihrer äussern Unterscheidungszeichen beraubt, eben die Schwächen und die gleichen Thorheiten wie andere Menschen zu Tage legten. [7]) Derjenige, den man bei einer imposanten Prozession oder vor einem geschmückten und beleuchteten Altar für einen Heiligen oder Propheten genommen hatte, ward ungleich kleiner oder vollends zu nichts geworden, wenn er sich im gemeinen Leben, unverschleiert, dem unbefangenen Beobachter darstellte. Man überzeugte sich damals zum erstenmal, daß die Mönche für die Erhaltung der Religion keineswegs unentbehrlich seien. Die Messen wurden gelesen wie zuvor, die Hostie ward mit gewohnter Feier und Pomp durch die Straßen getragen, die rührenden Gebräuche, welche den Menschen, bei seinem Eintritt, wie bei seinem Ausgang dieses Thränenthals, empfangen und begleiten, wurden in der nämlichen Ordnung vollzogen, die frommen Gebete, welche den Segen des Himmels für die Arbeiten des Landmanns erflehen, wurden nicht vermißt.

Digitized by Google

und die reichen Aernten erfolgten wie zuvor. Inzwischen ward das Vaterland, ohne Zuthun der Mönche, von dem schmählichen Joche der Eroberung befreit; die Anstrengungen der Spanier und ihrer Waffengefährten wurden mit Sieg und Ruhm gekrönt, und wenn die Verachtung, mit welcher diese letztern die ganze Horde der weißen, schwarzen und grauen Mönche behandelten sich ihren katholischen Bundesgenossen nicht in gleichem Grad mittheilte, so ist doch gewiß, daß auch bei ihnen die angewöhnte vormalige Achtung für die Klosterbewohner einen mächtigen Stoß erlitt.

Wie gern man inzwischen auch dem Zeitpunkte nachdenkend voraneilt, wo die spanische Nation vom Mönchsjoche frei sein wird, so darf man nicht vergessen, wie viele angenehme und dichterische Erinnerungen eben dieser Einfluß in ihrer Phantasie weckt. Ihre Feste, ihre Romeria's,[8]) ihre ländlichen Vergnügungen, jede theure Erinnerung vermengt sich mit demselben und schließt sich irgend einem zur Ehre eines Heiligen gefeierten Tage an. Mit einer Messe beginnt der Spanier jede seiner Erholungen, und eine Mönchs- oder Brüderschafts-Prozession ist ein nothwendiger Bestandtheil der Gemälde, bei denen sein Gedächtniß gern verweilt. Aehnlichen und vielleicht noch stärkern Eindruck erzeugt in seinem Geist die in Spanien so allgemein herrschende, enthusiastische Vorliebe für die Tonkunst.[9]) Der Spanier lebt und webt in einem Lande der Poesie und der Dichtungen. Er hört mit immer gleichem Entzücken die Romanceros,[10]) welche die Festtage seiner Helden feiern und seine Mönche und Einsiedler zum Range von Heiligen und Engeln erheben. Aufmerksam horcht er auf die Geschichten ihrer Großthaten, ihrer Leiden und ihres Martyrthums, und diese mit den Reizen des Versbaues geschmückten Erzählungen sind seinem Geist angenehmer, als alle Schönheiten der heiligen Schriften. Der Vortrag der Mönche, welche die unbefleckte Jungfrau ihrer besondern Gunst würdigen soll, gilt dem Spanier als Orakel, und ihre Thaten für Wunder. Ihnen verdankt das Land die Gunst, der zufolge es unter dem besondern Schutze der Engelskönigin und Gottesmutter steht; in jedem Kloster findet der Spanier die Protokolle, welche die durch das Mittel ihrer frommen Bewohner vielfältig erprobte mächtige Dazwischenkunft des Himmels bezeugen. Die Altäre sind mit den Opfergaben derer beladen, welche durch des Klosters fromme Verwendung von Krankheiten genasen oder aus Gefahren errettet wurden. Der Spanier hält sich, vor allen andern Gläubigen aus, für ein bevorrechtetes Volk. Unsre hilfreiche Mutter (del Amparo) lächelt ihm freundlich zu, und die Jungfrau vom Karmel neigt ihr gnadenreiches Haupt ihm entgegen.[11]) Zehntausend Glanzstrahlen bilden die Glorie seines Schutzengels; was die begeisterte Stimme seines Karmelitermönchs verkündet, das ermuntert und beruhigt ihn; durch sein Skapulier, wenn jener es gesegnet hat, glaubt er sich vor allen Gefahren sicher; eine päpstliche Ablaßbulle schmückt sein Haus, ein Gefäß mit Weihwasser hängt über seinem Kopfkissen: was sollte ihm noch fehlen und welche Gefahr könnte ihm weiterhin drohen? Sein Geist überläßt sich unbedingt dem vertrauensvollen Glauben, der ihn beruhigt und ihm keine Freiheit des Unterscheidens mehr übrig läßt. In diesem Glauben besteht alle seine Religion und sein

Digitized by Google

ganzes Chriſtenthum. Wie ſchwer muß ihm dann nicht die Unterſcheidung des Guten und Böſen werden, wenn er einmal dazu gelangen mag? Welche Feſtungswerke müßten erſt umgeworfen werden, wenn Vernunft und Wahrheit nur einige Schritte vorwärts machen ſollen? Wie mögen ſo ſüße Träume, ſo lebhafte Erinnerungen, ſo entzückende Hoffnungen vergeſſen werden? Wer darf ſich berechtigt halten, dem Spanier einen ihm ſo köſtlichen Wahn zu entreiſſen? Kann dieſe Unwiſſenheit nicht ſogar auch für wohlthätig geachtet werden? Iſt es nicht Thorheit, dieſelbe gegen Weisheit austauſchen zu wollen?

Noch aber haben wir leider nur eine Ecke des Vorhangs gelüftet. Wie gefällig das Bild der mit ſich ſelbſt vergnügten Unwiſſenheit die Phantaſie immerhin auch darſtellen mag, ſo muß ſich hingegen der ſittliche Einfluß eines ſolchen Syſtems jederzeit als der Vernunft höchſt verderblich erzeigen. Jeder Irrthum iſt als ein Uebel zu betrachten, und derjenige, welcher die äuſſern Formen des Kultus an die Stelle des Einfluſſes bringt, den die Religion auf das Gemüth ausüben ſoll, iſt ein unermeßlich großes Uebel. In Spanien ſehen wir eine Religion, wenn ſie anders ſo genannt werden kann, die auf ausſchließlichen Zeremoniendienſt beſchränkt iſt. Die Pflichten des täglichen Lebens, welche ſie auflegt, beſtehen hier zu Land in keinen frommen und liebreichen Geſinnungen; ſie beſtehen im Meſſehören, im Herſagen des Paternoſters und des Ave Maria, im Opfern für die Seelen im Fegfeuer und in tauſend kindiſchen Gebräuchen, die ſich in Lebensart und Karakter überall wieder abſpiegeln. Der Spanier bringt ſeine Zeit in der Kirche zu, um ein Meßamt in einer ihm unbekannten Sprache zu hören; [12]) er biegt ſeine Knie oder ſchlägt ſich auf die Bruſt, wenn er gewiſſe, ſeinem Ohr vertraute, übrigens ihm unbekannte Konſonnanzen hört; er geht zur Beichte und zum Abendmahl, mit einer Regelmäßigkeit, von der er nie abweicht, [13]) und die Predigt, die er im beredſamen Vortrag der ſchönen Sprache ſeines Vaterlandes anhört, belehrt ihn keineswegs über die ſittlichen Gebote ſeiner Religion, ſondern ſie beſchäftigt ſich mit Verherrlichung der Tugenden und mit Erzählung der Wunder irgend eines Heiligen oder Martyrers, deſſen Feſt gefeiert wird. Seine Religionspflichten lieſet er nicht in der Bibel, ſondern in einem Kalender, und dieſer Kalender iſt anders nichts, als eine Art chriſtlicher Götterlehre. Wenn die Zahl ſeiner Heiligen größer iſt, als die der Gottheiten des Pantheons, [14]) ſo kommen, die Wahrheit zu geſtehen, darunter ſolche vor, die den letztern nicht zur Seite ſtehen dürfen.

Man ſagt dem Spanier, es ſtelle ſein Land den ſchönſten Triumph chriſtlicher Rechtgläubigkeit dar; die Schismatiker und die Ketzer ſeien, wo nicht vertilgt, doch verſtummt. Wenn nebenbei durch ganz Spanien menſchliches Elend überall zur Schau liegt; wenn die Spitäler gänzlich vernachläſſigt oder eigennützigen und feilen Menſchen anvertraut, wenn die Gefängniſſe mit Verbrechern aller Art, und mit Unſchuldigen zugleich in der kläglichſten Vereinbarung, angefüllt ſind — was liegt daran? Spanien, das katholiſche Spanien, hat ſeinen Glauben unverletzt und rein erhalten; ſeine Prieſter bezeugen uns, ein Irrthum des Glaubens ſei viel gefährlicher, oder, um mich ihres milden Ausdrucks zu bedienen, viel verdammlicher,

Digitized by Google

als eine Menge Verirrungen des Betragens. [15]) Ein verdorbenes Herz kann Gnade finden, der irrende Geist hingegen niemals. Dies ist das eigentliche Verhältniß des verderblichen Grundsatzes, dessen Gift sich über das ganze genau zusammenhängende System verbreitet. Ihm müssen alle Verkehrtheiten, Verirrungen und Verbrechen, deren Schauplatz Spanien ist, zugerechnet werden. Dieser Grundsatz ists, der die Dominics und Torquemada's erzeugt hat.

Mit einem Wort, die Unduldsamkeit, in ihrem vollendeten und verderblichsten Umfange, ist die Grundlage von Spaniens kirchlichen Einrichtungen. Sie ward die Grundsäule der Verfassung genannt, und sie hat sich mit den Gewohnheiten und Vorurtheilen der Nation dermaßen vereinbart, daß die Cortes, bei all' ihrem Freisinn, die Ausübung keiner andern Religion, ausser der römisch-katholisch-apostolischen (catholica apostolica romana unica verdadera) erlauben durften. [16]) Das Geschrei über Neuerung wäre im Spanien, wie an so viel andern Orten mehr, ein furchtbares Schwert in der Hand derer geworden, die dafür halten, der Irrthum werde durch seine lange Dauer geheiligt. Unstreitig, wenn durch langen Bestand das Böse gut werden könnte, so müßte die Verfolgung auf jedem Blatte der Geschichte Spaniens, von der Zeit an, wo der Gothenkönig Recaredo den Arianismus aufgab, ihre Rechtfertigung finden; als einzige Ausnahme stellt sich der duldsame und unglückliche Witiza dar. Lange vor der Zeit, in welcher die Inquisition ihre furchtbaren Strafurtheile dem Systeme beigesellte und ihr blutiges Schwert geltend machte, lebte und wirkte ihr Geist bereits schon in Spanien. Tausende von Juden und Mauren waren Schlachtopfer desselben, und die Stifter des Instituts haben anders nichts gethan, als durch Absolution des Papstes und der Könige Mordthaten für gesetzlich erklärt, die wahrscheinlich ein von Mönchen und aufrührischen Priestern aufgereizter, barbarischer und fanatischer Pöbel ohnedies verübt hätte.

Die Fortschritte der Zeit und der Denkart haben allerdings die Inquisition gar viel menschlicher gemacht; um in einem aufgeklärtern und ans Forschen und Prüfen gewöhnten Zeitalter sich Einfluß zu sichern, mußte sie Männer von höherm Talent aufsuchen; diese haben ihre Härte gemildert und der Verkehrtheit sowohl als den Bedrückungen ihrer untergeordneten Werkzeuge einen Damm entgegengesetzt. Wenn gleich ihre Strenge und ihre Verfolgungen noch fortdauern, so wagt sie doch keine Scheiterhaufen mehr zu errichten. Gegenwärtig ist der Eifer der Inquisition vorzüglich gegen die Freimaurer gekehrt, deren eine Menge in ihren Kerkern und Schlössern verwahrt werden. Ich habe mit vielen aus ihren Gefängnissen entlassenen Personen gesprochen, welche mich einstimmig versicherten, die Tortur werde nicht mehr angewandt. [17]) Hingegen ist die Herrschaft der Inquisition über Literatur und Bücherwesen vielleicht größer als jemals. Obgleich Spanien an vorzüglichen Schriftstellern gegenwärtig keineswegs Mangel leidet, so waren die Druckerpressen doch zu keiner Zeit weniger beschäftigt. Der Despotismus, welchem Verfasser [18]) und Herausgeber sich unterziehen müssen, ist so unerträglich, daß nur Wenige den Muth haben, ihn freiwillig zu erdulden. Nicht selten wird, nachdem die Bekanntmachung eines Werkes bewilligt war, dasselbe dennoch unterdrückt und die ganze Auflage

Digitized by Google

verbrannt, ohne daß jemals den so empfindlich Geschädigten irgend ein Ersatz zu Theil würde. Die Anmaßung der Inquisitoren, welche Alles verurtheilen, was sie nicht verstehen,[19]) ihre Haussuchungen, ihre willkührlichen Befehle, gegen die weder Schutz noch eine weitere Berufung statt findet, machen aus ihnen eben so furchtbare Feinde, als unzuverlässige Freunde.

Die Schwierigkeit, der lange Verzug, die Kosten und die öftere Unmöglichkeit, für die Herausgabe eines guten Buches Erlaubniß zu erhalten, stehen im auffallenden Kontrast mit der Menge und dem Ueberfluß nichtswürdiger und lächerlicher Erzeugnisse, welche die spanischen Pressen emsig zu Tage fördern. Erzählungen der durch viele Muttergottesbilder bewirkten Wunder;[20]) Lebensgeschichten heiliggesprochener Mönche und Nonnen; Romanzen, welche irgend eine wunderbare Bekehrung besingen; Schmähschriften gegen die Juden,[21]) die Ketzer und die Freimaurer; Gespenstergeschichten und was dazu weiter gehört: dies sind die nicht etwa mit Bewilligung der Inquisitoren, sondern durch Veranlassung und mit Aufmunterung derselben, überall ausgegebenen Druckschriften.

Die Bemerkung ist gar nicht neu, daß die grausamsten und unduldsamsten Verfolger öfters Menschen waren, welche selbst keine religiösen Grundsätze hatten; Menschen, welche die Staatsreligion als ein Polizeifach ansahen und jede Abweichung von dem sogenannten Nationalglauben als eine Verletzung des Gesetzes, oder vollends als eine Art Hochverrath. Umsonst mag man sich auf ein Recht zur Prüfung, auf Gewissenszweifel, auf redliche Ueberzeugung berufen; ihr grimmiger und wüthender Zorn versteht davon nichts und fordert unbedingte Selbstverläugnung und blinden Gehorsam. Dies ist im Allgemeinen der Karakter derer, welche die religiöse Unduldsamkeit am strengsten handhaben, und ihre Zahl ist groß in Spanien. Es gibt andere, die sich einbilden, aus dem Pomp und der Pracht des römischen Zeremoniendienstes gehe ein bewundernswerthes System von Täuschung hervor, das die unwissende Volksklasse blenden und sogar auch beglücken könne. Diese halten sich für Geschöpfe höherer Art; während sie selbst das Licht der Vernunft und des menschlichen Wissens gebrauchen und benutzen wollen, mögen sie den unwissenden Pöbel gern in der Finsterniß lassen und zu ihren Füßen erniedrigt sehen. Warum sollten sie ihre Perlen vor die Schweine werfen? Was sollen, meinen sie, Wahrheit und Tugend denen, welche in Laster und Irrthum versunken sind?

Eine bedeutendere Klasse, welche die Mehrheit des gebildeten Klerus von Spanien begreift, besteht aus Menschen, deren vernünftige Meinungen sich einigermaßen zur Ketzerei und zum Unglauben hinneigen. Leider sind die Interessen dieser Klasse mit dem wirklichen Bestand der Dinge so genau verknüpft, daß ihnen kein Sinn daran kommt, jene Vortheile höhern Rücksichten des Rechts und der Wahrheit zum Opfer zu bringen. Sie sehen in dem vorhandenen System einen ehrenvollen und einträglichen Aberglauben. Wenn sie sich vollends noch bereden können, daß er ganz unschuldig sei, so sind sie gänzlich zufrieden. Sie gehen noch weiter; sie sagen, es sei dieser Aberglaube eine Wohlthat, und sie haben das so oft wiederholt, daß sie es am Ende selbst glauben. Wollten sie um sich her blicken, so könnten ihnen die beklagenswerthen

Digitized by Google

Folgen, welche der Aberglaube und die Unduldſamkeit in ihrem unglücklichen Vaterlande erzeugt haben, nicht verborgen bleiben. Was iſt aus Sevilla, der Königin der Städte, mit ihren hundert fünfundzwanzig Kirchen und Klöſtern geworden? eine Zufluchtſtätte und ein Heiligthum der Unwiſſenheit, in welchem die Charte der ſpaniſchen Freiheiten, unter dem aus tauſend Kehlen wiederhallenden Ausruf: Hoch leben König und Inquiſition! Verderben der Konſtitution! mit Füßen getreten ward; und Cordova, die Stadt, welche lange Zeit eine Wiege der Künſte und ein Tempel der Weisheit genannt werden konnte, iſt zur Wohnſtätte des Laſters und der Barbarei geworden. Die Druckerpreſſen, welche während der nur allzukurzen Herrſchaft der Freiheit hier frei geweſen waren, wurden durch einen fanatiſchen Pöbel zertrümmert, der, von Mönchen aufgereizt, durch die Straßen lief und Jedem Tod drohte, deſſen Name in irgend einer Verbindung mit der Sache der Freiheit geſtanden hatte. Wie viel einſt berühmte Städte ſind untergegangen? [22]) Was iſt von ihrem vormaligen Ruhme übrig geblieben? Trümmer der Häuſer, Werkſtätten, Manufakturen und Paläſte; neben dieſen aber Kirchen, Klöſter und Spitäler, die aufrecht ſtehen und das Elend überlebt haben, welches durch ihre Bewohner iſt verſchuldet worden. [23])

(Der Schluß folgt im nächſten Heft.)

Noten und Belege.

1) Ich kann dieſen berühmten Namen nicht vorbeigehen, dem, welchem er angehörte, verdienten Dank und Bewunderung zu zollen. Ein den Wiſſenſchaften und der Tugend geweihtes Leben, ein unerſchütterlicher Muth in Vertheidigung bürgerlicher und religiöſer Freiheit, und zum Lohn dafür der Dolch eines gedungenen Mörders: ſolche Verdienſte und ein ſolches Schickſal müſſen wohl dauernde Erinnerungen in den Herzen zurücklaſſen.

2) Niemand bezweifelt, daß die Einſamkeit der Klöſter dem Nachdenken und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen dermaßen günſtig ſei, daß allerdings die Literatur ihnen in früherer und ſpäterer Zeit Vieles zu danken hatte. Ein flüchtiger Blick auf die Spalten von Nicolas Antonio's biographiſchem Wörterbuch kann davon den überzeugenden Beweis liefern.

3) In manchen Klöſtern trifft man keine andern Bücher an, als Meßbücher und ſolche, welche die Statuten des Ordens enthalten. In andern finden ſich vortreffliche Bibliotheken, deren Werth die Ordensleute nicht kennen. Im Kloſter St. Michael de Los-Reyes bei Valenzia ſah ich manche ſehr merkwürdige Handſchriften, die unter der Obſorge einer höchſt unwiſſenden Brüderſchaft von Geronimiten ſtehen. Der Bibliothekar wollte mir eine berühmte Handſchrift des Romans von der Roſe (roman de la Rose) nicht zeigen, weil der Verfaſſer ein Ketzer ſein ſolle. Er habe, ſagte er, auf das Titelblatt des Buchs einige Verſe geſchrieben, die jeden Neugierigen, der daſſelbe zufällig aufſchlagen würde, zu ſchrecken geeignet wären. Er hatte eine prächtige Handſchrift der divina comedia mit koloririten Zeichnungen den Flammen

Digitized by Google

geopfert, weil, ſagte er, der verwegene Dichter ſogar auch Päpſte in die Hölle zu ſenden ſich erfrecht habe.

4) „Alle Glückſeligkeit, die man genieſſen kann, iſt nur ein Fegfeuer, wenn ſie mit derjenigen verglichen wird, welche die Mönche zwiſchen dem Chor und dem Refektorium genieſſen.“ Montalvan, Principe perseguido.

5) Man hat die Rückkehr der Jeſuiten gefürchtet. Sie erfolgte; aber es waren nicht mehr die vormaligen gelehrten und berühmten Väter. Statt ihrer erſchien eine Handvoll unwiſſender Greiſe, kraftloſer, zum Guten und — wie zu hoffen ſteht — auch zum Böſen unfähiger Leute. Der Pater Juan André iſt zu Rom im Jahr 1817 verſtorben.

6) Die Pflicht aller Jünglinge, für die Vertheidigung des Vaterlands die Waffen zu tragen, diente zu Begründung oder zum Vorwand des Beſchluſſes. Die Mönche ſelbſt konnten dawider nichts einwenden.

7) An Beiſpielen von Mönchen, welche die abſcheulichſten Verbrechen auf dem Schaffotte büßten, fehlt es nicht, und leicht könnte ich eine Menge Betrügereien, Gewaltſamkeiten und Mordthaten, welche durch Mönche ſeit der Rückkehr des Königs verübt wurden, und die an Gräßlichkeit ihres Gleichen kaum finden, hier aufzählen.

8) Romerias: nächtliche Stell-dich-ein bei einem Heiligenbild. Jedermann weiß, wie leicht ſolche Andachtsübungen überall Unordnungen aller Art veranlaſſen. Calderon ſelbſt bezeugt ihre Gefahren. In ſeinem Theaterſtück: A Maria el Corazon drückt er ſich alſo aus:

„Dieſe Verſammlungen haben anfangs fromme Zwecke der Andacht; nachher werden daraus Luſtpartbien; zunächſt findet ſich die muntere Freude ein, dann kommen Mahlzeiten hinzu, zuletzt Spiel und Tanz, und an all' dieſen Klippen ſcheitert die Andacht.“ — Ein ſpaniſches Sprichwort ſagt: „Wer viel andächtigen Stell-dich-ein nachläuft, der wird ſpät oder gar nicht fromm.“

9) Die römiſch-katholiſche Kirche hat ein rühmliches Bündniß mit den ſchönen Künſten geſchloſſen; jede derſelben half ihre Zwecke befördern, und hat durch ſie hinwieder die eigenen Fortſchritte geſichert erhalten. Die Dichtkunſt, die Malerei und die Tonkunſt haben große Verpflichtungen gegen den römiſchen Kultus, der ſich aus ihnen ſeine reiche Ausſtattung bildete, eingegangen.

10) Hier folgen zwei kleine Proben der Schreibart der romanceros. Die erſte aus einer Hymne zum Preis der Jungfrau.

„Du Königin der Himmel, allmächtige Gebieterin, Quelle der Liebe und Milde, Strom der Güte und Gnaden, aller Vollkommenheit Ozean, ſtilles Meer der Hulden, der Herzensheiterkeit Regenbogen, der Morgenſtern und Pol, der den Himmel leitet.“

Saint Onufre.

Die zweite iſt einem Gedicht auf das Kreuz von Grao enthoben, und man wird finden, daß auch die eifrigſte Andacht die Höhe eines ſolchen Stols nicht erreichen mag.

„Die Bewegung aller Himmel, Luft, Feuer, Erde und Waſſer, ſtehen ſtille vor dem Kreuze von Grao; die Sonne, der Mond, die Sterne, die Planeten und die Morgenröthe bleiben nicht minder vor ihm ſtehen, während meine Feder die himmliſche Verfahrt ſeines Standortes beſingt.“

11) Die Karmelitermönche behaupten, der Prophet Elias (welchen Thomas Waldenſe die Königin der Jungfrauen unter den Männern nennt, wie Maria es unter den Weibern iſt) habe der Mutter Gottes auf dem Berge Karmel, neunhundert Jahre vor ihrer Geburt, einen Tempel geweiht. Wer die erſtaunlichen Wunder der Jungfrau vom Karmel kennen zu lernen wünſcht, der kann davon eine, von dem Mönche Jean Serrer bekannt gemachte, reiche Sammlung zu Rathe ziehen; jedes einzelne derſelben iſt von Prieſtern, Notaren, Magiſtratsperſonen und Ordensleuten beglaubigt.

12) Nebenbei iſt auch noch zu bemerken, daß viele Spanier von dem durch Weltprieſter bedienten Gottesdienſt durch die ſchimmernden Vorrichtungen abgezogen werden, womit die Mönche die Andächtigen nach ihrer Kloſterkapelle locken.

13) Spanien liefert auffallende Beweiſe vom Einfluß der Beichte auf die öffentliche Sittlichkeit, und es iſt nur allzugewiß, daß alle Arten der Ausgelaſſenheit in dieſem Lande mächtig durch dieſelbe ſind befördert worden.

14) Der Benediktinermönch Feijoo verſichert, ſein Orden zähle fünftauſend kanoniſirte Heilige.

15) Unter dem Raubgeſindel, das in Spanien jederzeit zahlreich war, dürfte ſich nicht leicht Einer finden, der nicht allen bei den Katholiken verpflichtend erachteten Zeremoniendienſt regelmäßig erfüllt.

16) Daß die Aufnahme einer ſo ungereimten Verfügung in die Staatsverfaſſung von den einſichtsvollen Männern, die das Werk zu Stande brachten, zugelaſſen ward, iſt im höchſten Grade karakteriſtiſch. Man glaubt, die Abſicht ſei geweſen, jedem Zweifel über ihre Rechtgläubigkeit einſtweilen auszuweichen, um ſpäterhin mit deſto beſſerm Erfolg die Plane der Kirchenreform vorzunehmen.

17) Die Tortur iſt ſeit mehrern Jahren in Spanien abgeſchafft, und dennoch trug E . . . kein Bedenken, davon Gebrauch zu machen.

18) Don Gonzalez Carbaial, ein Dichter von ausgezeichnetem Talent, deſſen Arbeiten denen von Luis de Leon mit Recht ſind verglichen worden, iſt gegenwärtig mit der Ausgabe einer Ueberſetzung der Pſalmen beſchäftigt. Die Handſchrift ward den Zenſoren der Inquiſition mitgetheilt, welche antworteten: ſie hätten zwar nichts gegen die Bekanntmachung des Buches einzuwenden, fänden jedoch ſehr befremdlich, daß darin des Papſtes nirgends gedacht werde!

19) Von vielen Zügen, die ich hier anführen könnte, will ich eines einzigen erwähnen. Weil ich gern alles vermied, was mir von der Inquiſition her Unannehmlichkeiten zuziehen konnte, ſo führte ich auf meiner Reiſe kein engliſches Buch bei mir, auſſer einer kleinen Anthologie.

In Miranda del Ebro, einer Stadt, wo eine sehr strenge Bücherzensur statt findet, ward das Buch von den Inquisitoren erhascht. Sie rathschlagten lange, ob es verboten sei oder nicht, bis einem aus ihnen ein Wort aufkel, das dem Namen einer spanischen Stadt glich. „Es ist ein Reisebuch," sagte jetzt der gelehrte Herr, und gab es mir zurück.

20) Es hält schwer zu sagen, welchem der vielen Muttergottes-Bilder, denen die andächtigen Spanier huldigen, in der öffentlichen Meinung der erste Rang gebührt; jeder trifft seine eigene Wahl; es sind aber, wie ich glaube, unsere liebe Frau von Mont-Serrat in Katalonien und unsere liebe Frau zur Säule in Saragossa, die den Mönchen, welchen ihre Obhut anvertraut ist, die meisten Opfer zugebracht und die reichsten Ernten gesammelt haben.

21) Als Probe der Falschheit, der Lüge und des Unverstandes, womit die untern Volksklassen bearbeitet werden, gedenke ich, aus viel andern ähnlichen Schriften, der Centinela contra judios, eines volksthümlichen Buches, worin zuerst die Inquisition gepriesen wird, und hernach die Verbrechen und Bestrafungen der zwölf Stämme des jüdischen Volkes folgendermaßen aufgezählt sind:

„Der Stamm Juda hat den Herrn verrätherischer Weise ausgeliefert: dreißig seiner Glieder müssen alljährlich durch Verrätherei sterben. Der Stamm Ruben hat den Herrn im Garten ergriffen: darum bleibt all' seine Aussaat unfruchtbar und keine Blume entfaltet sich über seinen Gräbern. Der Stamm Gad hat dem Herrn die Dornenkrone aufgesetzt: so oft der 25. März wiederkehrt, öffnen sich blutende Wunden an denen, die ihm angehören. Die Kinder Affers haben den Herrn Christus auf den Mund geschlagen: ihre rechte Hand bleibt allezeit kürzer als die linke. Der Stamm Nephtali hat den Herrn wegen einer Schweinheerde verspottet: seine Kinder kommen mit Hauern zur Welt und haben eine schweinigte Gestalt. Der Stamm Manasse hat ausgerufen: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!" Bei jedem Neumond werden die Söhne Manasse mit blutigen Geschwüren überdeckt. Der Stamm Simeon hat unsern Herrn ans Kreuz geschlagen: jeden 25. März zeigen sich an Händen und Füßen aller Juden dieses Stammes vier tiefe und schreckliche Wunden. Die Kinder Levi haben unserm Herrn ins Angesicht gespieen: was sie ausspeien, das treibt der Wind ihnen ins Gesicht zurück, so daß sie beständig mit Unflath überdeckt sind. Der Stamm Isaschar hat den Herrn gegeißelt: am 23. März rieselt Blut von den Schultern der Juden dieses Stammes ab. Der Stamm Zabulon hat über seine Kleider das Loos gezogen: am nämlichen Tage wird ihr Gaumen von schmerzhaften Geschwüren wund. Der Stamm Joseph hat die Nägel zur Kreuzigung Christi geschmiedet, und, um seine Schmerzen zu vermehren, ihre Spitzen abgestumpft: seither leiden alle Kinder Josephs an blutig zerrissenen Händen und Füßen. Die Söhne Benjamins haben dem Herrn Essig gereicht: darum sind sie alle scheelaugig und lahm; ihr Mund ist mit ekelhaftem Ungeziefer ausgefüllt; und die gleiche Strafe wird allen Jüdinnen, die über fünfundzwanzig Jahre alt sind, zugetheilt, weil es ein jüdisches

Digitized by Google

Weib war, das dem Stamme Joſeph gerathen hat, die Nägel zur Kreuzigung des Herrn nicht ſpitz zu machen.“ Dies iſt ein treues Muſter vom Inhalt des Buches, das zweihundert und zwanzig Seiten hat.

22) Sevilla, Cordova, Santiago, Burgos, Toledo, mit einem Wort, alle Städte, in denen die geiſtliche Herrſchaft am thätigſten iſt, waren auch die, welche der bürgerlichen Freiheit, um nicht zu ſagen, der religiöſen Freiheit, den eifrigſten Widerſtand entgegenſetzten. In ganz Spanien ſieht es nirgends finſterer aus, als gerade in dieſen Städten. Was die Geiſtlichkeit von Santiago gethan hat, um die Bemühungen des großherzigen Porlier, für die Wiederherſtellung der Verfaſſung, zu vereiteln, iſt bekannt.

23) In ganz Spanien ſtößt man überall auf Dinge, welche traurige Erinnerungen wecken. Als ich in Alcala de Henares das Haus beſuchen wollte, worin Cervantes zur Welt kam, war es kurz zuvor niedergeriſſen worden, um den Gemüſegarten eines Kloſters zu vergrößern; ich erkundigte mich, wo die berühmte Handſchrift Ximenes Cisneros zu finden ſei; man hatte ſie zur Fütterung der Raketen bei einem Feuerwerk gebraucht!

Aus Perſien.

Die Stadt Theheran und ihre Umgebungen. *)

Theheran, gegenwärtig die Hauptſtadt von Irak-Adſchemi und von ganz Perſien, liegt im Hintergrunde einer großen, zwiſchen zwei, der Provinz Maſenderan zur Grenze dienenden Gebirgsketten eingeſchloſſenen Ebene, und lehnt ſich auf der Mitternachtſeite gleichſam an den Berg Elvend an, der ſie von dem Gebiete von Guilan abtrennt, und eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ihr und den Nordwinden errichtet zu haben ſcheint. Eine faſt immer mit Schnee bedeckte Spitze, Demavend genannt, krönt, in einer Entfernung von etwa zehn Stunden von der Stadt, die Gebirge in Oſten. Gegen Norden hin zieht die Ebene ſich immer näher zuſammen. Sie iſt hier und da fruchtbar, doch auch, einem nicht kleinen Theile nach, ſandig und dürr. Die Stadt Theheran liegt dreißig Meilen ſüdwärts vom kaſpiſchen Meere, hundert Meilen nördlich von Iſpahan, ſechshundert ſüdöſtlich von Konſtantinopel, und ungefähr zwölfhundert von Paris. Noch vor dreißig Jahren war ſie nichts weiter als ein wenig bekannter Marktflecken, deſſen, mit Ausnahme Peters della Valle, welchen Olivier anführt, kein Reiſender der letztverfloſſenen Jahrhunderte Erwähnung thut. Erſt unter dem Eunuchen Aga-Muhammed-Khan, dem Oheim des jetzt regierenden Königs, fing ſie an

*) Aus den ſo eben erſchienenen Lettres sur la Perse et la Turquie d'Asie par *J. M. Tancoigne*, attaché à la dernière Ambassade de France en Perse et depuis interprète et chancelier du consulat de la Canée (Ile de Candie). Paris 1819. 2 Vol. 8. fig. Der Verfaſſer hatte in den Jahren 1807 und 1808 den General Gardanne auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Perſien begleitet. Aus einer im Jahre 1818 von ihm zu Tage geförderten: Reiſe nach Smyrna u. ſ. w. haben ebenfalls einige Auszüge in dieſen Blättern geſtanden.

die königliche Residenz zu werden. Dieser Monarch verschönerte und befestigte sie und ließ in derselben einen weitläufigen Palast aufführen, den er mit Gräben und hohen Mauern umzog, und der nun, mitten in der Stadt selbst, eine zweite Stadt bildet. Seit dieser Zeit hat Theheran sich immerfort vergrößert, und gegenwärtig wird ihre Bevölkerung auf 45 — 50,000 Seelen geschätzt. Für die Hauptstadt eines großen Reichs ist freilich diese Bevölkerung sehr gering. Ispahan, in den schönsten Zeiten der Regierung der Sophis, zählte bis auf 600,000 Einwohner. Damals war aber Persien glücklicher, ruhiger und noch nicht durch blutige Revolutionen entvölkert. Bei der Verlegung der königlichen Residenz nach Theheran ging die Absicht des Aga-Muhammed-Khan hauptsächlich dahin, näher bei seiner Heimath, Mazenderan, zu sein, wo er sich einen bedeutenden Anhang wußte und wohin er, als nach seinem künftigen, auf den Fall, daß das Glück ihm untreu werden sollte, hierzu bereits angeordneten Zufluchtsorte, bald alle Tage einen Theil seiner Schätze bringen ließ. Sein Neffe, der jetzige König Feth-Ali-Schach, hat zwar die Residenz auch nicht nach Ispahan zurückverlegt; dürfte aber lange nicht soviel zu befürchten haben; vielmehr scheint ihm seine milde und billige Regierung den Thron, dessen er seiner rühmlichen Eigenschaften wegen würdig ist, auf lange Jahre zuzusichern. *)

Theheran hat keine andern Befestigungen, als eine Einfassung von erdenen Wällen. Dazu ist jedes seiner Thore durch einen kleinen, mit etwas Artillerie versehenen Thurm geschützt. Diese Thore, sechs an der Zahl, werden von einer Anzahl von Füßlieren und Mauthbeamten bewacht. Die Stadt bietet, rücksichtlich auf Gebäude, öffentliche sowohl als Privathäuser, was das Aeussere betrifft, nichts dar, das einer besondern Aufmerksamkeit werth wäre. Die Straßen sind ungepflastert, mit Mauern von Erde eingefaßt, und gleichen eher Dorfgassen, als den Straßen einer Hauptstadt. Kein Hauptgebäude, ja nicht einmal ein Fenster, geht auf die

*) Diesen jetzt regierenden König von Persien schildert Hr. Tancoigne, der ihn mehrmals ganz in der Nähe zu sehen und zu beobachten Anlaß gehabt, mit folgenden Zügen. Feth-Ali-Schach ist gegenwärtig (1808) vierzig bis fünfundvierzig Jahre alt. Er hat ein schönes und majestatisches Aussehen. Seine Augen sind groß, schwarz und mit dichten Augenbraunen eingefaßt; seine Physiognomie aber hat nicht das Mindeste von jenem Ausdrucke der Wildheit und Rohheit, den man in dem Gesichte eines asiatischen Monarchen glaubt suchen zu müssen. Sein langer Bart fällt bis auf den Gürtel herab. Er beschützt und ermuntert durch seine Freigebigkeit die Gelehrten, und vor allen die Dichter, in deren Gebiet er selbst nicht fremd ist. Seiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe hat Persien das Glück und die Ruhe, deren es, nach langwierigen Stürmen, seit mehrern Jahren genießt, zu verdanken. Der König hat zweiundvierzig Söhne, und die Zahl seiner Töchter soll sich über hundert belaufen, was jedoch, ausser den Frauen des Königs und seinen Verschnittenen, niemand genau wissen kann, indem alles, was im Innern des Harems vorgeht, in den Schleier des undurchdringlichsten Geheimnisses gehüllt ist. (Hr. Tancoigne spricht hier vom Jahre 1808. Seit dieser Zeit soll sich die Zahl der königlichen Prinzen bedeutend vermehrt haben, und Mir-Dawoud-Jadour, der im Jahr 1816 mit Aufträgen des Königs von Persien nach Frankreich kam, hat versichert, es habe sich bei seiner Abreise aus Persien die Zahl der Schach-Zades auf mehr als sechzig belaufen.

Digitized by Google

öffentliche Straße hinaus, und der Ankömmling aus der Fremde, durch den Anblick der vielen hohen Thürme getäuscht, würde in Versuchung gerathen, eine geraume Zeit mitten in der Stadt selbst die Stadt zu suchen, wenn er sich nicht bereits in andern Provinzen Persiens unvermerkt an ein ähnliches Schauspiel gewöhnt hätte. Oft erblickt man in einer beträchtlichen Weite nichts als Häuser, die durch die Gewalt der Erdbeben zusammengestürzt sind; dann kommt man zu öffentlichen Plätzen und Bädern, oder zu Moscheen und Kirchhöfen; weiterhin folgt etwa ein Garten oder ein angebautes Feld. Dies alles zusammengenommen, macht, daß die Bevölkerung eines solchen Bezirks ungleich geringer ist, als sich aus seinem Umfange sollte vermuthen lassen.

Aller Aufwand wird zu Theheran auf das Innere der Häuser verwandt; wer übrigens ein einziges derselben gesehen hat, der kennt sie alle. Die Eintheilung der Zimmer ist im Palaste des Königs und in der bescheidensten Hütte des geringsten seiner Unterthanen dieselbe, und der ganze Unterschied besteht darin, daß die Gemächer größer oder kleiner, mehr oder weniger reich verziert, mit dem einen Hause mehr, mit dem andern weniger Gärten und Höfe verbunden sind.

Die gewöhnliche Eintheilung eines persischen Hauses ist folgende. Der in der Regel gewölbte Haupteingang führt allernächst in einen geräumigen Hof, dessen Umkreis mit auf die schmale Seite eingelegten Ziegelsteinen gepflastert ist. Die zwei dem Mittelpunkt am nächsten liegenden Räume bilden ein mit Jasmin, Rosensträuchen und Platanen bepflanztes Parterre, und der Hof selbst wird durch ein ablanges, mit einigen kleinen Springbrunnen versehenes Bassin in zwei gleiche Theile getheilt. Im Hintergrunde dieses Hofes findet sich das Hauptgebäude, welches gewöhnlich aus drei Zimmern im Erdgeschosse und zwei Kabinetten im ersten Stockwerke besteht. Das mittlere Gemach, von allen das geräumigste, heißt Divan-Khane, ist bei den Großen das Audienz- und Gesellschaftszimmer, hat kein Fenster und wird nicht anders verschlossen, als vermittelst eines großen Vorhanges, der mit Hilfe von Rollen und Stricken nach Belieben aufgezogen und heruntergelassen werden kann. Die beiden Nebenzimmer sind klein, manchmal aber reich verziert. Die Fenster sind von sehr fein geschnitzter Tischlerarbeit, und die Scheiben, welche nie über vier Quadratzoll halten, von verschiedenen Farben, wie in alten christlichen Kirchen. In den Häusern der Minderbegüterten werden die Glasscheiben mit weißem Papier oder leichtem auf einen Blindrahmen aufgeleimtem Wachstuche ersetzt. Die drei übrigen Seiten des Hofes bieten bloß eine Mauer dar, in welcher kleine Zimmer für die Dienerschaft angebracht sind. In einem zweiten oder dritten, jenem ersten vollkommen ähnlichen Hofe befindet sich der Harem oder das Frauenzimmer. Das Innere eines persischen Zimmers enthält keine andern Geräthschaften, als einen der bei uns so sehr geschätzten, schönen Teppiche und drei sehr feine Filze, von denen die zwei schmälern der ganzen Länge des Zimmers nach auf den Fußboden gelegt sind, der breiteste aber neben dem Fenster den Ehrenplatz bezeichnet. Andre Sitze haben die Perser nicht. Ihre gewöhnlichste Stellung, in der sie einen sehr beträchtlichen Theil ihres Lebens verbringen, ist, auf den Fersen zu kauern und mit dem Rücken sich

Digitized by Google

an die Mauer zu lehnen. Der Gebrauch der Seſſel, Lehnſtühle, ja ſelbſt der türkiſchen Sopha's iſt ihnen gänzlich unbekannt.

Bei den Vornehmern iſt die Gipsverkleidung mit allerlei ſehr feinen Fresko-Arbeiten von Blumen und Vögeln übermalt. Hin und wieder ſind Vertiefungen von einem halben Fuß angebracht, in welche man Portraits oder andere Gemälde hineinſtellt. Die Zimmer der Bedienten oder minderreichen Partikularen ſind mit Kalk geweißt, oder auch bloß mit einem erdenen, mit gehacktem Stroh vermiſchten Kitte beworfen. Die Kamine ſind ſelten; ſie haben die Geſtalt von Thronhimmeln und dienen einzig zur Zimmerverzierung. Ueberhaupt wärmt man ſich hier, wie in der Türkei, bloß mit Kohlen, die in eiſernen, kupfernen oder erdenen Glutpfannen angezündet werden. Jede Behauſung geht in eine, mit zuſammengeſchlagener Erde bekleidete, nicht ſelten ſich in eine kleine Kuppel zurundende Terraſſe aus.

In ganz Theheran iſt eigentlich nicht mehr als ein Platz, der dieſen Namen verdient, nämlich der Meidan. Er befindet ſich gegenüber dem königlichen Palaſte, hat die Form eines Parallelogrammes und iſt ſo lang und breit, als der Carouſſel-Platz zu Paris. Der königliche Palaſt iſt einer ganzen Seite nach mit Wällen und Gräben, auf den drei übrigen mit einer zuſammenhängenden, erdenen Mauer, mit einer weißen Randleiſte, umgeben. In dieſer Mauer ſind mehrere Quartiere für Leute, die zum Hauſe des Königs gehören, angebracht. Der königliche Platz iſt mit einigen Raſenplätzen und kleinen Bäumen verziert. Von einem auf demſelben aufgerichteten Maſte wird bei Hinrichtungen Gebrauch gemacht. Den Platz durchfließt ſeiner ganzen Länge nach ein kleiner Bach, an deſſen Ufern die öffentlichen Barbiere ihre Niederlage haben. Hier ſcheeren ſie den Vorübergehenden den Kopf, laſſen Ader, und nehmen, als die einzigen Chirurgen des Landes, auch noch andre Operationen vor. Auf den Meidan führen zwei Thore, deren eins nahe bei den Bazars ſteht, die ſehr weitläufig, aber nicht ſo ſchön ſind, als die von Kasbin, welcher Ort überhaupt einen ungleich angenehmern Aufenthalt, als Theheran, gewähren würde. In eben dieſem Revier wird eine prächtig fein ſollende Moſchee erbaut, an deren bereits beendigter Kuppel jedoch jene Kühnheit und Leichtigkeit, die man an den ältern perſiſchen Denkmälern und an ähnlichen Gebäuden bei den Türken ſo ſehr bewundert, vermißt wird.

Die Gebirge und Ebenen in der Nähe von Theheran liefern einen Ueberfluß an mancherlei Gattungen von Geflügel und Wildpret. In Menge finden ſich Rebhüner, Faſanen, Gazellen, wilde Schweine, Haſen, und wilde Ziegen und Eſel. Das Fleiſch des wilden Eſels lieben die Perſer; es hat, obwohl es etwas feſt iſt, einen nicht unangenehmen Wildpretgeſchmack. Deſto ſeltener ſind in der Hauptſtadt Perſiens die Fiſche. Die wenigen, welche es gibt, werden in einem kleinen, nicht weit von der Stadt ſich vorbeiziehenden Fluſſe und aus moraſtigen Kanälen, die dieſer mit Waſſer verſieht, gefangen. Sie riechen nach dem Schlamme und werden nicht häufig gegeſſen. Was von Meerfiſchen zu Markte gebracht wird, iſt alles geſalzen oder getrocknet, und kommt aus dem kaſpiſchen Meere.

Digitized by Google

Nicht ohne Mühe — erzählt Hr. Tancoigne — konnten wir erhalten, daß man einmal einen Ochſen für uns abſchlachtete. In die perſiſche Küche kommt kein Rindfleiſch. Die Ochſen werden einzig zum Feldbau gebraucht; auch hat ihr Fleiſch einen ſo äuſſerſt faden Geſchmack, daß wir bald auf daſſelbe Verzicht thaten. Das Hammelfleiſch iſt ſo gut, als das von Konſtantinopel, und blieb das einzige Schlachtfleiſch, von welchem wir, während unſers Aufenthalts zu Theheran, für unſre Küche Gebrauch machten. Eine große Aushilfe waren uns die Tauben und Kaninchen.

Die thätigſte Klaſſe der Einwohner von Theheran und die, welche ſich, dem größern Theile nach, durch die Noth getrieben fühlt, den allen Theheranern gemeinen Hang zur Ruhe und zum Müßiggange zu verläugnen, ſind die Krämer und das gemeine Volk. Die erſtern begeben ſich bei guter Zeit an die zum Handel beſtimmten Oerter hin, ſchließen aber ihre Buden während der heißeſten Stunden des Tages zu, um zu ſchlafen, und behalten ſie hinwieder bis neun oder zehn Uhr Abends offen, wo ſie dann nach Hauſe kehren. Von zwei bis fünf Uhr Nachmittags trifft man ſehr wenige Menſchen auf der Straße an; die Nacht hindurch herrſcht ebenfalls eine tiefe Stille. Die Reichern verbringen den Abend in ihren Männergeſellſchaften, welche nicht ſelten bis Mitternacht und noch länger dauern, und in denen Tabak geraucht, Thee und Kaffee getrunken, Sorbett geſchlürft und, bald in ernſthafterer, bald in leichterer, geiſtreicher Unterhaltung, abwechſelnd über religiöſe Gegenſtände, über Poeſie und Literatur, auf eine auch für Ausländer anziehende Weiſe geſprochen wird. Auch an koſtbaren Nachtmahlzeiten laſſen es die begüterten Theheraner nicht fehlen. Oft werden bei ſolchen Anläſſen, wo auch das Spiel der Muſikanten und Tänzer zur Erhöhung der Fröhlichkeit beiträgt, die Schranken der gewohnten perſiſchen Mäßigkeit, zumal von denen, die ſich erlauben, Wein oder Branntwein zu trinken, überſchritten. Letzterer, den ſie leidenſchaftlich lieben und der ſie nicht ſelten zu ſchrecklichen Ausſchweifungen verleitet, wird ihnen von Rußland geliefert und iſt ein ſchlechter Kornbranntwein, an dem höchſtens der Gaumen eines Koſaken Gefallen finden könnte.

Ungefähr eine Meile von Theheran liegt das kleine, dem königlichen Prinzen Abbas-Mirza zugehörige und von ſeinem Großvezier Mirza-Burzuk für ihn erbaute Luſtſchloß Nighariſtan. Es iſt mit einer Mauer von Erde eingefaßt und wird auf der Morgenſeite von einem kleinen Thurme beſtrichen, von welchem, wohl mehr zum Schein, als weil ſolches Noth thäte, auf einer plumpen Laffette, eine lange eherne Feldſchlange herabſpielt. Nighariſtan bedeutet einen Ort, von welchem aus man ſieht, eine Warte. Ohne Zweifel hat das Schloß ſeinen Namen von jenem Thurme erhalten, von deſſen Höhe ſich wirklich über die ganze Stadt und die umliegende Landſchaft eine ausgebreitete Fernſicht eröffnet, welche jedoch ungleich angenehmer und mannigfaltiger ſein würde, wenn die Umgegend von Theheran ſelbſt etwas anders als eine ganz unbebaute und dürre Ebene darböte.

Die Zimmer von Nighariſtan ſind nicht ſehr geräumig. Von allem dem aſiatiſchen Aufwande, den man darin zu finden gewärtigt, iſt nichts vorhanden, und in ihrer äuſſerſten

Einfachheit legt ſich der Geſchmack ihres Beſitzers zu Tage. Sehr wohl unterhalten iſt der etwa ſechshundert Schritte lange und dreihundert Schritte breite Garten. Er bildet ein längliches Viereck, iſt mit Blumen geziert und mit noch ſehr jungen Pappeln bepflanzt. Seiner ganzen Länge nach wird er von einem drei Fuß breiten Kanale durchſchnitten, in deſſen mit allerlei ſchönen Steinen bekleidetem Bette ein vortrefflicher, aus einer Quelle, deren Tiefe wir nicht haben ergründen können, herkommendes Waſſer fließt. Dieſes Waſſer wallt mit großer Lebhaftigkeit hervor und verbreitet Kühlung und Friſche über ein Marmorpavillon, in welchem ſich ein Baſſin und ein Springbrunnen befindet. Der nämliche Kanal trägt ſeinen Tribut noch weiter fort, nach einem der nächſten Brunnen in der Stadt, deſſen Eigenthumsrecht der König ſeiner Perſon vorbehalten hat, und der, aus beſonderer Vergünſtigung ſeiner Hoheit, der franzöſiſchen Geſandtſchaft für die Zeit ihrer Anweſenheit zu beliebigem Gebrauche überlaſſen blieb.

Ueber Nighiariſtan hinaus, eine Parafange (anderthalb Meilen) weiter nordwärts von Theheran, liegt, amphitheatraliſch auf einen Felſen gebaut und am Fuße des die Ebene von dieſer Seite begrenzenden Gebirges, das königliche Luſtſchloß Kasri-Kadjar. Dieſes Gebäude, das ſeiner hohen Lage wegen aus einer weiten Entfernung in die Augen fällt, iſt ganz von weiß angeſtrichenen Backſteinen aufgeführt. Die Hauptpforte iſt von Erz. Nachdem man durch lange dunkle Korridors und neben Badegemächern, die links liegen und ganz mit Marmor bekleidet ſind, vorbeigegangen, tritt man in einen geräumigen, von ſchönen Platanen überſchatteten Hof ein. Hier iſt das Frauenquartier. Jedem andern Sterblichen, auſſer dem Könige und ſeinen Verſchnittenen, ganz unzugänglich, kann dieſer Ort höchſtens etwa zur Zeit der Abweſenheit ſeiner Bewohnerinnen in Augenſchein genommen werden. Man würde ſich ſehr irren, wenn man hier irgend etwas von Pracht oder Prunk zu finden glaubte. Die Gemächer der Frauen des Königs ſind kleine, viereckige Zellen. Im Hintergrunde jeder derſelben erhebt ſich ein kleiner, hölzerner Auftritt, der mit Matratzen belegt iſt. Die übrigen Zimmergeräthſchaften ſtehen mit der Einfachheit des Lokals in völligem Einklang. Am äuſſerſten Ende des Hofes erblickt man zwei große, al fresco reich ausgemalte Säle, die mit den Bildniſſen mehrerer perſiſcher Könige und Helden verziert ſind. Die Nacht hindurch bleiben die Frauen, zu fünfen doch, in Kameradſchaften von einander abgeſondert und werden von ihren furchtbaren Hütern bewacht; den Tag über ſteht es ihnen frei, in dem Hofe zuſammen zu leben; auch iſt es ihnen geſtattet, ſich zum Zeitvertreibe in einem großen, den Hofraum in zwei gleiche Hälften theilenden Baſſin zu baden. In das Schlafgemach des Königs wird auf einer kleinen Treppe von zwölf bis fünfzehn Stufen hinaufgeſtiegen. In dieſem Zimmer, das von mehrern in den Hof des Harems und nach den Gärten gehenden Fenſtern durchſchnitten iſt, herrſcht ein eigentlich aſiatiſcher Luxus. Die Wände ſind mit Spiegelglas bekleidet und mit vier weiblichen Bildniſſen in perſiſchem Geſchmacke verziert. Die Decke und einige andre Parthien machen ſich durch ſehr fein gearbeitete Fresco-Malereien bemerkbar, in denen jedoch die Richtigkeit der Zeichnung der Friſchheit des Kolorites bei weitem nicht gleich kommt. Was aber hier den

Digitized by Google

Blick des Beſchauers vor allem andern feſſelt, ſind zwei Thüren von eingelegter, prächtiger Arbeit. Ebenholz, Elfenbein, Perlmutter und mancherlei ſehr koſtbare Holzarten ſind an denſelben mit äußerſter Kunſt ineinandergemiſcht und verarbeitet, und bilden ein eigentliches Meiſterſtück, deſſen ſich die ſchönſten europäiſchen Paläſte keineswegs zu ſchämen hätten. Oft ſoll ſich der König, wenn er nach Kasri-Kadjar kommt, an die Fenſter dieſes Pavillons hinſetzen, alsdann ſeinen Frauen befehlen, ſich in dem großen Baſſin des Harems zu baden, und an dieſem Schauſpiele nicht wenig Vergnügen finden.

Unterhalb des Schloſſes, auf der entgegengeſetzten Seite des Harems, findet ſich eine ſchöne Terraſſe, welche von einem, unter einem Gewölbe durch, in mehrern Fällen bis in die Gärten hinabfließenden Kanale durchſchnitten wird. Eine bedeckte, ſehr ſteile Treppe führt auf eine zweite und dritte Terraſſe hinab, worauf man zu einem ſchönem Kiosk kommt, deſſen Inneres mit Malereien und Bildniſſen verziert iſt.

Hier — fährt Hr. Taneoigne in ſeiner Erzählung fort — genoſſen wir ein, auf Befehl des Königs für uns bereitetes Frühſtück. Von den Fenſtern dieſes Kiosks hat man die ganze Ebene von Theheran, nebſt den Gartenanlagen von Kasri-Kadjar vor Augen, und im Vorgrunde ein großes Waſſerſtück, auf welchem der König mit ſeinen Favoritinnen Luſtfahrten anſtellt. Eine letzte Treppe führte uns in die Gärten hinab. Dieſe Gärten ſind zwar nicht groß, aber wohl unterhalten. Es ſtehen in denſelben ſehr viele Obſtbäume, auch einige Zipreſſen. Eben der Kanal, der von den obern Terraſſen, die erwähnten Kaskaden bildend, herabkommt, geht durch dieſelben, ihrer ganzen Länge nach, ſeinen Lauf fort und fließt auch durch ein Marmor-Kabinet, welches in eben dem Geſchmacke, wie jenes zu Nighiariſtan, gebaut, nur größer iſt. Der ganze Palaſt mit allen ſeinen Zutaten iſt mit einer erdenen Mauer umgeben, die von mehrern Thürmen beſtrichen wird, und mit vier, insgeſammt mit Pavillons überbauten Eingängen verſehen iſt.

Anderthalb Meilen ſüdwärts von Theheran, auf der Straße nach Iſpahan, erblickt man die Ruinen der Stadt Rhages, auf welchen gegenwärtig ein armſeliges Dörfchen, Namens Rey, ſteht. Wie die in der Regel etwas übertreibenden Morgenländer behaupten, hätte Rhages, zur Zeit der Eroberung Perſiens durch Alexander, zwanzig Meilen im Umfange und mehrere Millionen Einwohner gehabt. Auf jeden Fall läßt der Raum, den die wenigen Trümmer der Stadt einnehmen, auf eine ſehr beträchtliche Größe ſchließen. Dieſe Ueberreſte beſtehen gegenwärtig einzig noch aus Höhlungen, die mit Backſteinen und zerſchlagenen, erdenen Gefäßen ausgefüllt ſind, aus einer großen Anzahl von Häuſer-Fundamenten und einigen Stücken Backſteingemäuer auf einem kleinen Hügel auf der Oſtſeite, wo vermuthlich eine Zitadelle geſtanden hat. Das Dorf Rey liegt am Ufer eines ſehr fiſchreichen Teiches. Das Recht des Fanges in dieſem Teiche kommt ausſchließlich dem Könige zu. Ganz nahe bei dem Dorfe ſteht, als ein etwas moderneres Denkmal, ein etwa ſechszig Fuß hoher Thurm von wohl zuſammengekitteten Backſteinen. Er iſt vermuthlich aus der Zeit der Dynaſtie der

Geldjeneiben, von runder Form und ſtüht ſich auf vierundzwanzig dreieckige Rippen, deren Feſtigkeit ihm noch eine lange Dauer zuzuſichern ſcheint. Rings um den Kranz geht eine Inſchrift in Kufiſcher Schrift. Eine Achtelsmeile weiter hinaus iſt auch noch der Burgflecken Chab-Abdul-Azun bemerkenswerth. Es iſt dies ein geheiligter Ort, nach welchem der König und der Hof öfters zum Grabe eines Imams-Zade wallfahrten. Dies Grabmal liegt mitten in einem Garten und nahe bei einer Moſchee, über welcher ſich mehrere Kuppeln wölben. Eine Menge Bettler ſtehen hier dem Wallfahrtenden zu Wege und nehmen im Namen des Heiligen ſeine Mildthätigkeit in Anſpruch. Auch abgeſehen von dieſem Wallfahrtsplatze iſt Chab-Abdul-Azun eine der bedeutendſten Ortſchaften in der Nähe von Theheran und ein Hauptſitz der Mollahs oder perſiſchen Prieſter. H.

Bibliographiſche Anekdote.

Bei der Verſteigerung der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh, von welcher 1812 zu London ein gedruckter Katalog erſchienen iſt, wurde unter andern ein Decamerone di Boccaccio, Valdarfer 1471, von dem Marquis von Blanford, dermaligem Herzog von Marlborough, zu dem unglaublichen Preiſe von 2260 Pf. Sterl., und zwar, wie es hieß, in der Abſicht erſtanden, um aus demſelben fünf oder ſechs Blätter, zur Ergänzung eben ſo vieler fehlender oder verdorbener in einem ſchönern Exemplare, das die Blanfordiſche Familie beinahe ſeit hundert Jahren beſeſſen hatte, herauszunehmen. Zum Gedächtniſſe dieſes in den Jahrbüchern der Bibliomanie ſo denkwürdigen Ereigniſſes haben britiſche Liebhaber unter dem Namen des Roxburghs-Klubs eine Geſellſchaft geſtiftet, in welcher ſie ſich ausſchließlich von ſolchen Gegenſtänden unterhalten, die auf Bücher, auf ſchöne Typographie, bibliographiſche Seltenheiten, innere und äuſſere Verzierungen der Bücher Bezug haben, oder überhaupt dem Gebiete der Bibliomanie angehören. Alljährlich am 17. Juni feiern ſie mit einer Mahlzeit den Jahrestag des Verkaufs jenes Boccaccio. Einer der wichtigſten Punkte ihres geſellſchaftlichen Vertrags iſt die Verpflichtung, welche jedes Mitglied über ſich nimmt, ſo wie die jährliche Reihenfolge es mit ſich bringt, eine alte, ſeltene Schrift neu gedruckt und ausſchließlich für die Mitglieder des Klubs, deren nicht über einunddreißig ſein dürfen, in einer Auflage von genau einunddreißig Exemplaren zu liefern. Bereits ſind mehrere dieſer neu aufgelegten ſeltenen Drucke, jedoch nicht gerade nach der preiswürdigſten Auswahl, unter die ſämmtlichen Geſellſchafter ausgetheilt worden. H.

Digitized by Google

Napoleon Bonaparte, nach seiner Wiederkehr von Elba, als Mensch und im häuslichen Leben dargestellt.

Als Vorwort.

Die Heimkehr eines verbannten ehemaligen Kaisers von seinem Felsen im Mittelmeer zum alten Thron, von dem herab er viele Jahre, ein Donnerer Zeus, die Welt beherrscht oder geschreckt hatte, — die Flucht eines Königs vor dieser Gespenstererscheinung, eines Königs, der kaum das Zepter seiner Altvordern wieder empfangen hatte, und einen Tag über Millionen gebot, den andern ohne Heer, ohne Volk, ohne Land war, — der Aufstand Europens gegen den einzigen Mann, dessen Name mehr als ein großes Heer galt, — der kurze, doch blutige Heldenkampf vom Rhein bis unter die stolzen Mauern von Paris, — — dies in seiner Art einzige, weltgeschichtliche Ereigniß ist in seinen Ursachen und Wirkungen schon vielfach beschrieben. Aber in der Verkettung aller der ungeheuern Begebenheiten, wie glänzend, wie furchtbar und lehrreich sie sein mochten, bleibt doch der Mann selbst, welcher sie plötzlich hervorrief, weitaus der anziehendste Gegenstand. Die Welt mag ihn verabscheuen oder bewundern, wer aber möchte den ausserordentlichen Mann nicht während jener letzten hundert Tage seiner Herrschaft in der Nähe gesehen und durch das Spiel seiner Worte und Mienen einen Blick in das Innere seines Gemüths geworfen haben?

Von Allen, die in jener Zeit um Napoleon Bonaparte waren, hat ihn kaum Einer näher beobachten können, wenigstens Keiner genauer gezeichnet, als sein ehemaliger Geheimschreiber Baron Fleury de Chaboulon, ein junger, geistreicher Mann, der jetzt in England lebt. Wenn er schon in seinen so eben erschienenen Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée du retour et de regne de Napoléon en 1815. (Londres 1819, 1820. 2 tomes.) nicht die Achtung verläugnet, welche er dem ehemaligen Herrn noch gern zollt, strebt er doch unverkennbar, treu und wahrhaft zur Welt und Nachwelt zu reden. Er gibt manche neue Aufklärung über die damaligen Begebenheiten. Andre mögen sie prüfen. Wir nehmen hier keine Rücksicht auf Aktenstücke, Proklamationen, Gang der Kriegsschicksale und Staatshändel, von denen die Denkschrift redet, sondern wollen versuchen, aus den vereinzelten Zügen ein Gemälde vom Sein und Leben Napoleons während seines ungeheuern Abentheuers zusammenzustellen.

Napoleon auf Elba. — Was ihn zur Rückkehr nach Frankreich bewog.

König Ludwig XVIII war mit den Bourbonen und allen Ausgewanderten nach Frankreich zurückgekommen. Auch einem Fürsten von seltenem Herrschergeiste wäre hier und damals ein

Digitized by Google

ſchweres Spiel geworden. Die Heimgekehrten nahmen es als Leichtes. Sie verwechſelten allzugeläufig Hoheit der Stellung mit Höhe des Geiſtes, und Befehlen mit Herrſchen. Die Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts ſahen dieſe Ausgewanderten des achtzehnten Jahrhunderts wie Fremdlinge unter ſich. Sie hatten derſelben ehemaliges Leben und Treiben vergeſſen. Nicht ſo die Ausgewanderten. Sie hatten noch nichts vergeſſen, aber auch, wie Napoleon nachher von ihnen treffend bemerkte, nichts gelernt.

Jedermann weiß, welchen Gang der Hof nahm und welchen die öffentliche Meinung. Schöne Verheißungen waren gegeben und die königliche Karte dazu. Man hatte Vergeſſenheit des Vergangenen, man hatte den Beamten Beibehaltung ihrer Stellen, den tapfern Kriegern Bewahrung ihrer Ehren verheißen. Bald aber ſtellte ſich der alte Adel ſtolz dem neuen gegenüber, die Geburt dem Verdienſt, und ſtatt der beendeten Staatsumwälzung bereitete ſich eine Gegenumwälzung vor. Man demüthigte auf mancherlei Art die alten Bonapartiſchen Krieger und erbitterte ſie; man ſetzte den Werth der Ehrenlegion herab und belohnte die Ehouans, ja adelte ſelbſt das Geſchlecht jenes Georges, der einſt an Napoleon Meuchelmord hatte üben wollen; man verbannte die, welche einſt für den Tod Ludwigs XVI geſtimmt hatten; hob Söhne des alten Adels in die erſten Plätze und verdrängte die erfahrnern Amtleute; man erhob Zweifel gegen Rechtmäßigkeit des Verkaufs der Nationalgüter und ſprach von Rückerſtattung derſelben, was das Verderben von neun bis zehn Millionen Menſchen werden mußte, die jene Güter durch Tauſch, Kauf und Erbſchaft als ihr Gut betrachtet hatten; man ſah, wie den Adel, ſo die Geiſtlichkeit, begierig nach ihren ehemaligen Triumphen und Vorrechten zurückſtreben; man wollte ein Frankreich wiederſchaffen, wie man es vor dem Jahre 1789 geſehen, aber die Franzoſen von 1814 waren nicht mehr die von 1789. — Als nun die Eigenthümer ihr Eigenthum, die Krieger ihre Ehre, die Beamten ihre Stellen, alle Stände ihre Rechte und Freiheiten unſicher ſahen, hatte die Regierung hinlänglich dem verbannten Napoleon den Weg zur Rückkunft angebahnt.

Dieſer lebte zu Elba in ruhiger Beſchauung, anfangs freilich, wie er nachher ſelbſt geſtand, unbehaglich, weil er, aus dem Ozean von Geſchäften geriſſen, ſich gleichſam in einem widernatürlichen Zuſtande befand. Elba war nichts weniger als ſtreng von Schiffen bewacht; nur eine einzige engliſche Korvette, unter Befehl des Kapitän Campbell, ſchien das Meer zu beobachten; das heißt, ſie fuhr unabläſſig von Porto Ferrajo, dem Hafen von Elba, nach Livorno, und wiederum von Livorno nach Porto Ferrajo. Der Geſchäftsloſe muſterte und übte aus Langeweile ſeine ſechs- bis achthundert Soldaten fleißig, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, machte Baupläne, las Zeitungen, ritt umher, ſchrieb, und dachte nicht mehr an Rückkehr nach Frankreich. Er, deſſen Machtwort einſt über die Hälfte Europens gebot, befehligte jetzt über eine Inſel, deren Bevölkerung kaum der Volkszahl einer mäßigen franzöſiſchen Stadt gleich kam, und er, den man einſt im Palaſt der Cäſarn mit bedecktem Haupte thronen ſah, während acht Könige ehrfurchtsvoll und den Hut in der Hand um ihn herſtanden,

wohnte in einem niedrigen, ſtillen Hauſe, ohne andre Huldigungen, als die ſeiner nächſten Umgebungen.

Er hätte vielleicht noch nicht an das Wagſtück eines Zuges nach Frankreich zur Wiedereroberung des verlornen Throns gedacht, wenn er nicht aus den Zeitungen den traurigen und verkehrten Geſchäftsgang, die Reibungen der Parteien, die Anmaßungen der zurückgekommenen Ausgewanderten erfahren hätte. Ein Zufall, wenn wirs ſo nennen wollen, bewirkte, daß der dunkle Gedanke in ihm klar und zum Entſchluß ward.

Ein franzöſiſcher Offizier, der mißvergnügt in Frankreich ſeine Entlaſſung gegeben hatte, begab ſich verkleidet nach Elba, um bei Napoleon, dem er noch immer ſehr anhänglich war, Dienſte zu ſuchen. Er hatte bei drei angeſehenen Perſonen zu Paris, die ehemals des Kaiſers ganzes Vertrauen beſaßen und die ihm im Herzen noch immer ergeben waren, um Empfehlungen und Aufträge angeſucht. Zwei derſelben bezeugten viele Theilnahme, aber wagten nicht, etwas Schriftliches auszuſtellen. Die dritte Perſon theilte ihm eine kurze Note mit, die an ſich ganz unverfänglich war und nur als allfällige Urkunde ihres Zutrauens zu dem Reiſenden gelten konnte. Aber eben dieſe Perſon regte in dem Offizier zuerſt den Gedanken an, daß er vielleicht den Kaiſer durch die Nachrichten von der Stimmung Frankreichs zur Rückkehr bewegen könne. Dieſer Gedanke begeiſterte den Offizier. Er kam nach Elba, wandte ſich an den General Bertrand, um dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, und wurde zur Thür des Gartens beſchieden, wo der Kaiſer luſtwandle.

Napoleon, von ſeinen Offizieren begleitet, ging da, die Hände nach ſeiner Gewohnheit auf dem Rücken, auf und ab, mehrmals an dem Ankömmling vorüber, ohne ihn anzublicken, ſtellte ſich dann, als würde er ſeiner von ungefähr gewahr, und fragte ihn italieniſch, weß Landes er ſei. Der Offizier erwiederte auf franzöſiſch: „Ich bin Pariſer; Geſchäfte riefen mich nach Italien, und ich konnte der Sehnſucht nicht widerſtehen, meinen alten Souverain zu ſehen.“ — „Schön, erzählen Sie mir etwas von Paris und Frankreich!“ ſagte der Kaiſer, ſetzte ſeinen Spaziergang fort, that allerlei unbedeutende Fragen und ließ den Antwortenden endlich zu ſich ins Zimmer treten, wo er mit ihm allein blieb. Der Offizier mußte ſich zu ihm ſetzen.

„Der Großmarſchall hat mir gemeldet, Sie kämen aus Frankreich!“ ſagte der Kaiſer mit einer kalten, gleichgültigen Miene.

— Ja, Sire.

„Was wollen Sie hier thun?“

— Ihnen meine Dienſte anbieten, Sire; mein Betragen im Jahr 1814 . . . .

Der Kaiſer ließ ihn nicht ausreden: „Ich zweifle nicht, daß Sie ein guter Offizier ſind; aber ich habe der Offiziere ſchon ſo viele bei mir, daß ich ſchwerlich für Sie etwas thun kann. Doch, wir wollen ſehen. Sie kennen, ſcheint es, den Hrn. K.“ (Hier nannte Napoleon die

Digitized by Google

Person, welche dem Offizier in Paris zuletzt den Gedanken an des Kaisers Zurückführung eingegeben hatte.)

— Ja, Sire.

„Hat er Ihnen einen Brief für mich gegeben?“

— Nein, Sire.

„Ich sehe wohl, er hat mich vergessen, so gut wie es die Andern thun. Seit ich hier bin, höre ich von Niemandem mehr reden.“

— Er ist Ew. Maj. noch eben so innig ergeben, wie alle rechtschaffene Franzosen es sind.

„Was? so denkt man doch meiner noch in Frankreich?“

— Man wird Sie da nie vergessen können.

„Nie? das will viel sagen. Die Franzosen haben jetzt einen andern Souverain, und ihre Pflicht und ihre Ruhe gebieten, nur an ihn zu denken. Aber was urtheilt man von mir?“

— Man beklagt Ew. Majestät.

„Ja, und macht auch auf meine Rechnung allerlei Fabeln und Geschichtchen; bald soll ich närrisch, bald krank geworden sein, und Sie sehen nun selbst (indem er seine Wohlbeleibtheit betrachtete), wie es um mich steht. Man sagt auch, ich solle nach St. Helena oder Malta geführt werden. Ich rathe nicht, den Versuch dazu zu machen. Ich habe auf sechs Monate Lebensmittel, Kanonen und Tapfere zur Vertheidigung. Der schändliche Versuch käme ihnen gewiß theuer zu stehen. Aber ich kanns nicht glauben, daß Europa sich entehren und gegen einen einzigen Mann ins Feld ziehen will, der weder schaden will noch kann. Kaiser Alexander achtet die Nachwelt zu sehr, um in solchen Schandstreich zu willigen. Sie haben mir die Souverainetät von Elba durch feierlichen Vertrag gesichert. Ich bin nun hier zu Hause. Und so lange ich keine Händel mit meinen Nachbarn suche, hat Niemand Recht, mich zu beunruhigen.“ Plötzlich brach er bei diesen Worten ab und fragte den Offizier, wo er gedient, bei welchen Gelegenheiten er sich ausgezeichnet u. s. w., kam dann wieder auf Frankreichs Lage und auf die alte Frage zurück, ob der Offizier keinen Brief für ihn mitgebracht habe. Als dieser nun durch Erzählung kleiner Umstände, die er von obengenanntem Hrn. K... in Paris erfahren, seine Vertrautheit mit diesem erwiesen hatte, dann von den Fehlern der jetzigen Regierung, von der Sehnsucht der Nation nach Napoleons Wiederkehr sprach, unterbrach er ihn, stand auf, ging mit großen Schritten her und hin und schien sehr bewegt.

„Ich glaubte auch, als ich abdankte,“ sagte er, „die Bourbonen würden, durch Unglück belehrt und gebessert, nicht wieder in den Fehler fallen, der sie im Jahr 1789 gestürzt hat. Ich hoffte, der König werde als ein lieber, guter Mann regieren, das einzige Mittel, um euch Andern vergessen zu machen, daß ihr ihn von den Fremden bekamt. Aber seit die Menschen da den Fuß wieder auf französischen Boden gesetzt haben, machten sie einen verkehrten Streich um den andern. Ihr Vertrag vom 23. April hat mich empört; mit einem einzigen Federzug brachten sie Frankreich um Belgien und alles, was es seit der Revolution gehabt, um Zeughäuser,

Digitized by Google

Flotten, Schiffswerften, Artillerie und Material, die ich in Feſtungen und Häfen angehäuft hatte. Talleyrand hat an der ganzen Schmach Schuld. Man wird ihm wohl Geld gegeben haben. Ja, auf die Art iſts leicht Friede ſchlieſſen. Hätt' ich, wie die da, Frankreichs Ruin unterzeichnen wollen, ſie ſäßen nicht auf meinem Thron! (heftig) aber lieber hätt' ich mir die Hand weghauen laſſen! Lieber wollt' ich auf den Thron verzichten, als ihn auf Unkoſten meines Ruhms und der Ehre Frankreichs behalten — — eine entehrte Krone iſt eine ſchreckliche Laſt — — meine Feinde haben überall ausgeſtreut, ich hätte hartnäckig den Frieden verweigert; ſie haben mich wie einen Narren, nach Blut und Metzelei gierig, geſchildert. Sie mußtens wohl. Will man ſeinen Hund tödten, ſo muß man ihn für wüthend ausgeben. Aber Europa ſoll noch die Wahrheit erfahren, erfahren, was alles geſagt worden und was zu Chatillon vorging. Ich will mit ſtarker Hand die Engländer, die Ruſſen, die Oeſterreicher entlarven. Wäre ich ſo von Kriegswuth beſeſſen geweſen, ich hätte mich ja nur hinter die Loire zurückziehen und recht nach Herzensluſt im Gebirgskrieg ſchwelgen können. Aber ich wollte nicht. Ich war der Metzeleien müde. Mein Name und meine Tapfern, die mir treu geblieben, machten die Verbündeten noch in der Hauptſtadt zittern. Sie boten mir, als Entſchädigung für Frankreich, Italien an. Ich ſchlugs aus. Wenn man Frankreich beherrſcht hat, muß man nicht mehr anderswo herrſchen. Ich wählte bloß die Inſel Elba; ſie waren allzuglücklich, damit abzukommen. Aber die Stellung eben ſagte mir zu. Ich konnte über Frankreich und die Bourbonen wachen. Alles, was ich gethan, immer geſchah es nur für Frankreich. Nur für dies, nicht für mich, wollte ich das franzöſiſche Volk zum Erſten des Erdbodens machen. Mein Ruhm iſt gemacht. Mein Name wird leben, wie der Name Gottes. Hätte ich nur an meine Perſon denken wollen, würde ich, den Thron verlaſſend, in den Privatſtand zurückgetreten ſein; aber ich mußte den Kaiſertitel erhalten, für meine Familie, für meinen Sohn — — mein Sohn iſt mir, nächſt Frankreich, in der Welt das Liebſte."

Während dieſer Reden ging der Kaiſer immer ſtark auf und ab. Er ſchwieg einige Augenblicke, dann hob er wieder an: „Sie wiſſens wohl, die heimgekommenen Ausgewanderten, daß ich hier bin; ſie möchten mich gern meuchelmorden laſſen. Sie haben einen von Georges Dolchrittern nach Korſika geſchickt, einen Elenden, den die engliſchen Blätter ſelbſt als einen Meuchler und Bluthund öffentlich bezeichneten. Aber der hüte ſich; verfehlt er mich, ich verfehle ihn nicht. Ich laſſe ihn durch meine Grenadiere holen und füſiliren, Andern zur Warnung."

Nach einer kurzen Pauſe ſagte er wieder: „Gehen meine Generale an Hof? Die müſſen da doch traurige Figur machen."

— Ja, Sire; aber ſie ſind außer ſich, immer die Ausgewanderten vorgezogen zu ſehen, die nie Pulver gerochen haben.

„Die Ausgewanderten werden immer die Gleichen bleiben. So lange es nur darum zu thun war, Krabfüße in meinen Vorzimmern zu machen, hatte ich deren mehr, als ich mochte.

Kam es aber darauf an, ſich wie Männer zu zeigen, ſo zogen ſie ſich zurück, wie H.... Es war ein großer Fehler von mir, dieſe antinationale Menſchenrace nach Frankreich zurückzurufen; ohne mich wären ſie alle in fremden Ländern Hungers geſtorben. Aber ich hatte damals gute Gründe; ich wollte Europa mit uns ausſöhnen; die Revolution ſchlieſſen. Was ſagen denn die Soldaten von mir?"

— Sire, ſie reden immer nur noch von Ihren unſterblichen Siegen. Nie nennen ſie ohne Ehrfurcht, Bewunderung und Schmerz Ihren Namen. Wenn die Prinzen ihnen Geld geben, trinken ſie zu Ihrer Geſundheit, und nöthigt man ſie zu rufen: Es lebe der König! ſetzen ſie leiſe hinzu: von Rom!

„Sie haben mich doch alſo noch lieb?" ſagte der Kaiſer lächelnd.

— Ja, Sire, und ich darf ſagen, mehr, denn je.

„Und was ſagen ſie von unſern Unfällen?"

— Sie betrachten ſie als Frucht von Verrätherei; behaupten, ſie wären nie beſiegt, hätte man nicht Frankreich den Feinden verkauft. Beſonders ſind ſie gegen die Kapitulation von Paris erbittert.

„Sie haben Recht. Ohne den Abfall des Herzogs von Ragusa waren die Verbündeten verloren. Ich war ihnen ſchon im Rücken Meiſter und Meiſter von allen Hilfsmitteln zum Krieg. Nicht ein einziger wäre davongekommen. Sie hätten auch noch das neunundzwanzigſte Bulletin bekommen. Marmont iſt ein Elender; er hat ſein Vaterland unglücklich gemacht und ſeinen Fürſten ausgeliefert. Seine Konvention mit Schwarzenberg ſchon iſt hinlänglich, ihn zu entehren. Wenn er nicht gewußt hätte, daß er, als er ſich ergab, meine Perſon und mein Heer bloßſtellte, er hätte nicht nöthig gehabt, für meine Freiheit und mein Leben Sicherheit auszubedingen. Das aber iſt nicht die einzige Verrätherei. Er hat mit Talleyrand Umtriebe gemacht, um der Kaiſerin die Regentſchaft und meinem Sohn die Krone zu rauben. Er hat auf eine ſchändliche Art den Caulincourt, Macdonald und die andern Marſchälle betrogen und hintergangen. All' ſein Blut reicht nicht hin, um das Uebel auszuſühnen, was er über Frankreich gebracht hat. Ich weihe ſeinen Namen dem Fluch der Nachkommenſchaft. Es freut mich aber, daß mein Heer das Gefühl der eignen Ueberlegenheit bewahrt hat, und daß es unſre großen Unfälle auf die wahren Urheber derſelben wirft."

„Ich bemerke mit Zufriedenheit, nach Allem, was Sie mir geſagt haben, daß die Vorſtellung, die ich mir von Frankreichs Lage machte, richtig ſei. Die Race der Bourbonen iſt nicht mehr fähig, einen Staat zu verwalten. Das iſt gute Verwaltung für Prieſter, Edelleute und alte Gräfinnen von Ehemals, aber nicht für das heutige Geſchlecht."

„Das Volk hat ſich durch die Staatsumwälzung gewöhnt, im Staat für etwas gezählt zu werden. Nie gibt es wieder zu, in ſeine alte Nichtigkeit zurückzuſinken und das Laſtthier des Adels und der Kirche zu werden. Das Heer wird nie den Bourbonen angehören. Zwiſchen ihm und mir haben Siege und Niederlagen ein unzerſtörbares Band befeſtigt; nur mit mir iſt Ruhe,

Digitized by Google

Macht und Ruhm finden; mit den Bourbonen stößt es bloß auf Schmach und Schläge. Die Könige halten sich bloß durch Liebe der Völker aufrecht oder durch Schrecken. Die Bourbonen aber sind weder gefürchtet noch geliebt; sie werden sich am Ende selbst vom Thron herabwerfen, können aber noch eine gute Weile sich droben behaupten; denn die Franzosen verstehen sich nicht auf Verschwörungen."

Während der Kaiser so sprach, ging er hastig auf und ab und mit den Händen die Worte begleitend, als wenn er mit sich selbst und nicht mit jemand Anderm spräche. „Was meint Hr. X..." fuhr er fort und warf einen Seitenblick zum Offizier; „werden die Menschen sich noch lange halten können?"

— Sire, er denkt, wie jeder in Frankreich, die Regierung eilt ihrem Verderben entgegen. Priester und Ausgewanderte sind die einzigen Anhänger derselben; alle Männer von Herz und Vaterlandssinn sind gegen sie."

„Ja," rief er mit Nachdruck: „sie muß jeden zum Gegner haben, dem französisches Blut in den Adern rollt. Wie soll das aber enden? Meint man, es gebe wieder eine neue Staatsumwälzung?"

— Sire, die Gemüther sind so gereizt und verstimmt, daß die geringste theilweise Bewegung irgendwo nothwendig den allgemeinen Aufstand zur Folge haben und kein Mensch erstaunen würde, wenn er nächster Tage ausbräche.

„Aber was würdet ihr thun, wenn ihr die Bourbonen wieder wegjagtet? Würdet ihr wieder die Republik herstellen?"

— Republik, Sire? daran denkt Niemand. Vielleicht würde man eine Regentschaft errichten.

„Regentschaft?" rief der Kaiser bestürzt und heftig; „wozu das? Bin ich schon todt?"

— Aber, Sire, Ihre Abwesenheit . . .

„Meine Abwesenheit ist nichts. Wenn mich die Nation riefe, wäre ich binnen zwei Tagen in Frankreich. Was denken Sie? Thäte ich wohl daran, wenn ich hinkäme?" — Indem der Kaiser dies sagte, wandte er die Augen weg und man merkte, daß er mehr Wichtigkeit auf die Frage setzte, als es das Ansehen haben sollte. Auch schien er mit Aengstlichkeit der Antwort entgegen zu horchen.

— Sire — sagte der Offizier — ich für meine Person wage kaum eine Frage, wie diese, zu entscheiden, aber . . .

„Das verlange ich nicht zu wissen!" rief er hastig. „Antworten Sie mir Ja oder Nein."

— Nun denn, Sire, ja!

„Wirklich? glauben Sie?" sagte Napoleon im Innern bewegt.

— Ja, Sire, ich bin überzeugt, Volk und Heer würden Sie mit Begeisterung als Befreier empfangen und für Ihre Sache aufstehn?

„Also auch Hr. X..., ist der Meinung, ich solle zurückkommen?"

Digitized by Google

— Wir hatten vorausgeſehen, daß Ew. Majeſtät mich über den Punkt fragen würde, und hier iſt buchſtäblich, was er mir auftrug: melden Sie, hat er geſagt, dem Kaiſer, daß ichs nicht auf mich nehme, eine ſo wichtige Frage zu entſcheiden, aber daß es unwiderſprechliche Thatſache ſei, die Regierung habe ſich beim Volk und Heer ſchon zu Grunde gerichtet; die Unzufriedenheit ſei ſo groß, daß man Ueberzeugung habe, die Regierung werde nicht mehr lange gegen den allgemeinen Unmuth ankämpfen können. Setzen ſie hinzu, der Kaiſer ſei der Gegenſtand des Leidweſens und Wunſches bei Volk und Heer. Der Kaiſer möge in ſeiner Weisheit entſcheiden, was zu thun ſei.

Der Kaiſer ſchwieg nachdenkend. Endlich, nach langem Ueberlegen, ſagte er: „Ich will mich beſinnen. Ich behalte Sie bei mir. Kommen Sie morgen um 11 Uhr.“ Beim Hinausgehen ſtieß der Offizier auf den General Bertrand, der ſich über die lange Unterredung des Kaiſers mit ihm verwunderte, aber beſorgte, es könne Andern aufgefallen ſein. „Wir ſind von engliſchen Laurern umringt,“ ſagte der Großmarſchall: „die kleinſte Unbeſonnenheit könnte uns theuer zu ſtehen kommen. Beſuchen Sie mich auch morgen zum Frühſtück. Sie müſſen uns erzählen, wie es in Frankreich geht. Wir erfahren nichts, als unzuſammenhängendes, oft unbedeutendes Zeug dann und wann von Reiſenden oder aus Zeitungen, daß wir nie wiſſen, woran wir ſind.“

Der Großmarſchall wohnte mit ſeiner Gemahlin in einem Flügel des Maireriegebäudes. Man ſah in ſeinen Zimmern faſt nur die kahlen Wände. „Nicht ſo, Sie ſuchen?“ ſagte er. „Man denkt in Europa, der Kaiſer habe unermeßliche Schätze mit ſich genommen. Er hat nichts behalten und behalten wollen, als ſein Feldſilberzeug, ſein Feldbett und einige halbruinirte Pferde. Wie Saladin könnte er unſre Elendslappen vor der Thür zur Schau ſtellen und ſchreien: Sehet her, das iſt Alles, was Napoleon der Große, der Ueberwinder der Erde, von ſeinen Eroberungen ausgebeutet hat!“

Um eilf Uhr begab ſich der Offizier zum Kaiſer. Er ward in einen Saal des Erdgeſchoſſes geführt, wo die Wandmalerei, in bunter Seidenart gemacht, halb verwiſcht und verblichen, der Fußteppich, die Fäden zeigend, hin und wieder geflickt war und die Stühle ärmliche Ueberzüge hatten. Freilich gegen die ehemalige Pracht der kaiſerlichen Paläſte ein klägliches Seitenſtück.

Napoleon kam. Man las in ſeinen Augen, daß die äuſſere ruhige Haltung von ihm nur angenommen war. Er fing damit an, dem Offizier zu erklären, daß er ihn in ſeinen Dienſt treten laſſen wolle. „Ich hoffe,“ ſagte er, „Sie werden gegen mich die Pflichten eines guten, treuen Unterthanen erfüllen. Nicht wahr, Sie ſchwören mir das?“

— Ja, Sire, das ſchwöre ich.

„Gut denn. Was Frankreich betrifft, ſah ich dieſen Lauf der Dinge voraus, aber ich glaubte nicht, daß es damit ſchon ſo weit gekommen wäre. Ich war Willens, mich durchaus gar nicht mehr in Staatsſachen zu miſchen. Was Sie mir aber geſagt haben, ändert meinen

Digitized by Google

Entſchluß. Ich bin die Urſache von Frankreichs Unglück; an mir alſo iſts, es wieder gut zu machen. Ehe ich aber Parthie ergreife, muß ich die Lage der Dinge von Grund aus kennen. Wiederholen Sie mir, was Sie geſtern ſagten. Ich höre Sie gern."

Jetzt machte der Offizier ein lebhaftes Bild von Frankreichs Zuſtand. Der Kaiſer ward bewegt. Er warf Zweifel auf, bald ob der Erzähler nicht vielleicht ſich von ſeiner Einbildungskraft zu ſehr blenden lieſſe, bald, wenn er als Kaiſer in Frankreich lande, ob nicht Ausgewanderte und Chouans über die Patrioten ſogleich herfallen, ſie einkerkern, umbringen würden. — Der Offizier ſagte: „Sire, das Volk lieſſe es nicht zu." — „Möchten Sie," ſagte Napoleon, „ſich nicht irren! Uebrigens würde ich auch ſo wetterſchnell nach Paris kommen, daß ſie nicht Zeit hätten zum Beſinnen. Ich wäre ſo ſchnell dort, wie die Nachricht von meiner Landung." Der Kaiſer that einige Schritte und ſagte dann wieder: „Ja, ich bin entſchloſſen ... Ich habe den Franzoſen die Bourbonen gegeben, ſo iſts an mir, ſie wieder von denſelben loszumachen. Ich will abreiſen ... Die Unternehmung iſt groß, ſchwierig, gefahrreich, aber nicht über meine Kräfte. Das Glück hat mich noch nie bei großen Gelegenheiten verlaſſen. Ich werde nicht allein gehen. Ich will mich nicht von Gendarmen handfeſt machen laſſen. Ich gehe mit meinem Degen, meinen Polen, meinen Grenadieren ... ganz Frankreich iſt für mich. Ich gehöre ihm. Ich will ihm mit Freuden meine Ruhe, mein Glück opfern!"

Hier ſchwieg der Kaiſer. In ſeinen Augen funkelten Hoffnung und hoher Geiſt; ſeine ganze Haltung ſprach Vertrauen, Kraft und Sieg aus. Er war in der That groß; er war ſchön; er war zum Bewundern. Dann fing er wieder an: „Glauben Sie, die Bourbonen werden ſich unterſtehen, mich zu erwarten?"

— Nein, Sire.

„Ich glaubs auch nicht. Wenn ſie meinen Namen donnern hören, werden ſie zittern müſſen und fühlen, daß ſie mir nur durch raſche Flucht entrinnen. Aber was wird die Nationalgarde thun? Glauben Sie, die werde ſich für ſie ſchlagen?"

— Ich denke, Sire, die wird ſich neutral halten.

„Das iſt ſchon viel. Und da ihre Leibgarden und rothen Kompagnien die fürchte ich nicht; das ſind Greiſe oder Knaben, die fürchten ſich vor den Schnurrbärten meiner Grenadiere. (Mit gehobener Stimme.) Aufpflanzen ſollen meine Grenadiere die Nationalkokarde. Ich will einen Aufruf an meine alten Kriegsleute machen. Ihrer Keiner wird die Stimme ihres alten Feldherrn verkennen. Das Heer, wahrhaftig, kann zwiſchen der weißen und der dreifarbigen Fahne, zwiſchen mir, der ſie mit Ruhm und Wohlthaten überhäufte, und den Bourbonen, die ſie entehren wollten, nicht wanken. ... Und die Marſchälle, was werden die thun?"

— Die Marſchälle, Sire, mit Ehren und Reichthümern bedeckt, haben nichts mehr zu wünſchen, als Ruhe. Sie werden befürchten, wenn ſie eine noch zweifelhafte Parthie nehmen, ihr Glück aufs Spiel zu ſetzen. Vielleicht könnte auch Beſorgniß, Ew. Majeſtät möchte ſich

Digitized by Google

rächen wollen, weil Sie von ihnen im J. 1814 verlassen und verrathen wurden, viele bewegen, sich zum König zu schlagen.

„Ich werde deswegen Keinen strafen. Verstehen Sie? Sagen Sie das ja dem Hrn. X... Ich will Alles vergessen. Wir haben uns Alle Vorwürfe zu machen."

— Ich werde es ihm gewiß freudig sagen, Sire, denn mit dieser Zusicherung vollenden Sie die Eroberung aller Gemüther. Und gewiß, Sire, selbst unter Ihren Anhängern sind Männer, die Ihre Rückkunft nur deswegen scheuen, weil sie fürchten, Sie würden Rache üben wollen.

„Ich weiß wohl, man hält mich für rachlustig und sogar für blutdürstig; man sieht mich für eine Art Wäherwolf und Menschenfresser an. Man ist irre. Ich will nur, Jeder soll seine Schuldigkeit thun, mir gehorchen; das ist Alles. Ein schwacher Fürst ist für sein Land eine wahre Plage. Sobald er Verräthern und Bösewichtern den Glauben gibt, er wisse nicht zu strafen, sind Staat und Bürger unsicher. Strenge beugt mehr Bösem vor, als sie unterdrückt. Herrscht man, muß man mit dem Kopf herrschen, nicht mit dem Herzen. Sagen Sie inzwischen doch dem Hrn. X..., daß ich von der allgemeinen Verzeihung den Talleyrand, Augereau und Herzog von Ragusa ausnehme; die haben alles Unheil gestiftet; das Vaterland muß gerächt werden."

— Aber, Sire, warum diese ausschliessen? Dürfte eine solche Ausnahme Ihnen nicht die Frucht aller übrigen Huld rauben, und wegen der Aufrichtigkeit Ihres Sinns für die Zukunft Zweifel wecken?

„Der Zweifel wären gewiß noch mehr, wenn ich denen verziehe."

— Allein, Sire...

„Mischen Sie sich darein nicht... Wie stark ist die Kriegsmacht jetzt?"

— Ich weiß es nicht, wohl aber, sie ist durch Ausreisser und Urlaube beträchtlich geschwächt, so daß die meisten Regimenter kaum noch drei Kompagnien haben.

„Desto besser; die schlechten Soldaten sind fort, die bessern sind geblieben. Wissen Sie die Namen der Offiziere, die an der Küste und in der achten Division befehligen?"

— Nein, Sire.

„Wie? Und X... läßt mir das nicht einmal melden?"

— Er, wie ich, Sire, waren weit entfernt, zu vermuthen, Ew. Majestät würde so auf der Stelle den edeln Entschluß fassen, in Frankreich wieder zu erscheinen. Er konnte übrigens auch glauben, dem allgemeinen Gerücht trauend, die Agenten Ew. Majestät würden Sie von Allem, was Sie etwa wissen möchten, unterrichtet haben.

„Ich weiß wohl, die Zeitungen behaupteten wirklich, daß ich meine Agenten habe... das ist Mährchen. Es ist wahr, ich habe ein paar Leute nach Frankreich geschickt, um zu wissen, was vorginge. Aber die haben mir das Geld abgestohlen und mich mit Lumpereien unterhalten. T... war hier, aber der wußte nichts. Sie sind der Erste, der mir die Lage Frankreichs und der Bourbonen gegen einander unter großen Gesichtspunkten darstellt. Ohne Sie hätte ich nur

Digitized by Google

nicht gewußt, daß die Stunde zur Rückkehr für mich schon geschlagen habe; ohne Sie hätte man mich hier in meinem Garten Beete umgraben lassen. Man hat mir zwar, ohne genau zu wissen, von woher, angezeigt, es wären Meuchelmörder gegen mich gedungen; ein oder zwei Briefe ohne Unterschrift und von derselben Hand, sagten mir, ich solle mich nur still halten, die Stickereien fingen an wieder Mode zu werden, und andere dergleichen Narrenpossen. Aber das war auch Alles. Und mit solchem Zeug macht man sich nicht gleich an einen Umsturz der Dinge. Nun, und was denken Sie, wie werden die Fremden meine Rückkehr nehmen? Das ist ein wichtiger Punkt!"

— Die Fremden, Sire, waren einst durch Ew. Majestät genöthigt, sich gegen uns zu vereinigen, um, erlauben Sie mir es zu sagen . . . .

„Nur zu! nur zu!"

— Um sich den Wirkungen Ihrer Ehrbegier und dem Mißbrauch Ihrer Gewalt zu entziehen. Heute, da Europa wieder unabhängig und Frankreich nicht mehr furchtbar ist, werden die Fremden wahrscheinlich nicht wohl das Wagstück eines neuen Kriegs wollen, der uns über sie wieder ein neues Meisterthum geben konnte.

„Wären die Souveräne in ihren Hauptstädten, so würden sie sich gewiß zweimal besinnen, ehe sie wieder Krieg begönnen. Aber in Wien sind sie noch einander Gesicht im Gesicht, und es ist zu besorgen, sie machen aus dem Kriege eine Angelegenheit ihrer Eigenliebe. Glauben Sie, es sei an dem, daß sie unter sich etwas mißhellig sind?"

— Ja, Sire, es scheint, im Kongreß herrschen Mißverständnisse und daß sich jede der großen Mächte den besten Theil aus der Beute zueignen möchte.

„Es scheint auch, die Völker sind nicht ganz zufrieden. Nicht wahr?"

— Allerdings, Sire, Könige und Völker scheinen zu unsern Gunsten thätig zu sein. Sachsen, Genuesen, Belgen, Rheinländer und Polen wollen die neuen Herren nicht, die man ihnen geben will.

Und so machte der Offizier eine Schilderung von Europa, die im Ganzen viel Gutes versprach, nur England ausgenommen. „Das ist alles ganz schön und gut," sagte Napoleon, indem er den Kopf schüttelte; „indessen denke ich doch, die Könige, die mir den Krieg gemacht haben, werden wohl jetzt nicht mehr dieselbe Eintracht, dieselben Ansichten, dieselben Interessen haben." Er durchmusterte nun flüchtig die verschiedenen Mächte Europens; sagte, wäre Alexander sein Freund geblieben, hätte er ihn größer, als er je werden könne, gemacht; Oesterreich habe nie offen gegen ihn gehandelt; auf Italien zähle er; Murat in Neapel habe zwar wenig Kopf, aber Arm und Herz und seine Frau wisse ihn zu leiten. „Indessen," fügte er hinzu, „die Fremden mögen Entschlüsse nehmen, welche sie wollen, sie haben keinen Einfluß auf die meinigen. Frankreich spricht, und das genügt. Im Jahr 1814 hatte ich ganz Europa bei mir, und es würde mir gewiß nicht das Gesetz gemacht haben, hätte mich Frankreich nicht ganz allein gegen die ganze Welt streiten lassen. Jetzt aber, nun Frankreich weiß, was ich gelte, nun

Digitized by Google

es seine Kraft und Vaterlandsliebe wiedergefunden hat, soll es, wenn man es angreift, über seine Feinde triumphiren, wie in den schönen Zeiten der Revolution. Die Erfahrung bezeugts, daß Armeen nicht immer hinreichen, eine Nation zu retten, während eine Nation, wenn sie sich selbst vertheidigt, immer unüberwindlich ist."

Nach diesem befahl er dem Offizier, sich über Italien zurück nach Paris zu begeben, da dem Hrn. K... zu sagen: er werde kommen, Allen verzeihen, die Vergrößerungsplane fahren lassen, festen Frieden herstellen. Man müsse inzwischen Volk und Heer im Guten bestärken. Aber im Fall schon, ehe er lande, die Bourbonen vertrieben werden sollten, verlange er durchaus, man solle nur eine provisorische Regierung aus Gliedern, die er selbst angab, bestellen, sich hingegen nichts von Regentschaft oder dergleichen beifallen lassen. Er verabredete darauf, wie der Reisende ihm Briefe könne zusenden, und gab ihm geheime Schriftzeichen dazu.

Besonders empfahl er noch, daß man, im Fall das Volk früher aufstände, als er lande, Alles verhüte, daß sich das Volk nicht, vor seiner Ankunft, selbst Genugthuung verschaffe. „Eine solche vom Volk herausgehende Revolution" sagte er, „würde die fremden Mächte aufschrecken. Sie fürchten das ansteckende Beispiel; sie wissen, das Königthum hängt nur an einem Faden; ist nicht mehr in den Ideen des Jahrhunderts. Sie würden lieber sehen, daß ich mir den Thron eroberte, als daß ich ihn mir vom Volke geben liesse. Sie wollten eben beweisen, die Rechte der Souveraine seien heilig, unveräußerbar; das sollten die Nationen lernen; darum stellten sie die Bourbonen wieder her. Sie machten einen albernen Streich. Sie hätten für die Legitimität mehr gethan, meinen Sohn zu lassen, als Ludwig XVIII wieder einzusetzen. Mein Herrscherstamm war schon anerkannt von Frankreich, von Europa, vom Papst geweiht, man mußte ihn ehren. Wollten sie ihren Sieg mißbrauchen, konnten sie mir den Thron nehmen; aber ungerecht, gehässig, unklug war es, einen Sohn wegen des Vaters Fehler zu strafen, ihn seiner Erbschaft zu berauben. Ich war kein bloßer Usurpator; wenn sie es schon jetzt gern sagen, man wird es ihnen nicht glauben. Die Engländer, die Italiener, die Deutschen sind heutiges Tags schon zu aufgeklärt, um sich veraltete Ideen, alte Traditionen aufbinden zu lassen. Der Souverain durch Wahl eines ganzen Volks wird in den Augen der Nationen immer der legitime Souverain sein. Fürsten, die, nachdem sie mir ehrfurchtvoll ihre feierlichen Gesandtschaften schickten, mir eine Tochter von ihrer Race ins Bett gaben, mich ihren Bruder hießen, und mich hintennach einen Usurpator genannt haben, spuckten sich selbst ins Gesicht, indem sie mich anspeien wollten. Sie haben die Majestät der Könige selbst verächtlich gemacht und mit Koth beworfen. Und was ist denn der Name eines Kaisers mehr? Ein Wort, wie jedes andere. Hätte ich keinen andern Titel, als den, um mich der Nachwelt geltend zu machen, sie würde mir ins Gesicht lachen. Aber meine Einrichtungen, meine Gutthaten, meine Siege, — das sind meine wahren Titel des Ruhms. Nenne man mich immerhin den Korsen, den Caporal, den Anmaßer — — daran liegt wenig; ich werde darum nicht minder Gegenstand des Erstaunens, vielleicht der Bewunderung für künftige Weltalter bleiben. Mein Name, wie neu er

Digitized by Google

auch sei, lebt von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, während der von all' diesen Königen, von Vater und Sohn, schon wieder vergessen sein wird, ehe die Würmer Zeit hatten, ihre Leichname zu verdauen."

Der Offizier reisete ab, über Neapel, Rom und Turin. Hier kaum angekommen, hörte er schon, Napoleon sei in Frankreich gelandet. *)

Ueberfahrt nach Frankreich. — Zug nach Lyon.

Wirklich kurz nach der Abreise des Offiziers hatte Napoleon Alles zum Aufbruch veranstaltet. Am 26. Februar 1815 um 1 Uhr erhielt alles Kriegsvolk auf Elba Befehl, sich zur Reise zu rüsten. Jeder glaubte, der Kaiser wolle nach Italien übersetzen; Keiner wußte recht wohin. Abends 8 Uhr gab ein Kanonenschuß das Zeichen zum Einschiffen. Die kleine Flotte bestand aus der Brik, der Unbeständige benannt, sechsundzwanzig Kanonen und vierhundert Grenadiere tragend, aus sechs andern kleinen, leichten Fahrzeugen, mit zweihundert Mann Infanterie, zweihundert korsischen Jägern und ungefähr hundert polnischen leichten Reitern besetzt. Die Feluken und die Brik waren so eingerichtet, daß sie keine Mannschaft sehen ließen, und nur den Schein von Kauffahrteifahrzeugen hatten.

Wie Napoleon in sein Schiff stieg, rief er, wie Cäsar: das Loos ist geworfen! — Er hatte ein ruhiges Gesicht, die Stirn heiter und schien weniger mit seinem großen Wagstück, als mit den Mitteln beschäftigt, nur schnell fortzukommen. Graf Bertrands Augen funkelten von Hoffnung und Freude; General Drouot war ernst und nachdenkend; General Cambronne schien sich weniger um die Zukunft, als um das Nöthige des gegenwärtigen Augenblicks zu bekümmern. Die alten Grenadiere hatten ihr kriegerisches, trotziges Wesen wieder angenommen. Der Kaiser plauderte und spaßte beständig mit ihnen, zupfte sie bei den Ohren, bei den Schnurrbärten, und erinnerte sie an die ehemaligen Gefahren, an ihren Ruhm, und flößte ihnen das starke Vertrauen ein, dessen er selbst voll war.

Noch wußte aber Keiner, wohin es ging, und Keiner wagte zu fragen. So schwamm die Flotte dahin. Endlich brach der Kaiser das Stillschweigen und sagte: „Grenadiere, wir gehen nach Frankreich, wir gehen nach Paris!" — Bei diesen Worten hellten sich alle Gesichter auf, und es ward allgemeines Jauchzen: Es lebe Frankreich!

In dem Augenblick, als man von Elba abgefahren war, befand sich die englische Korvette mit dem Kapitän Campbell zu Livorno. Von diesem also war vor der Hand nichts zu besorgen. Aber eine eintretende Windstille erregte Besorgniß; nicht minder, als man in der Entfernung von einigen Stunden Schiffe über das Meer schweben sah. Man weiß indessen aus

---

*) Hr. Fleury de Chaboulon nennt diesen Offizier nicht, sondern bezeichnet ihn bloß mit dem Buchstaben Z., und bemerkt, daß er seinen Tod nachher auf Mont St. Jean in der Schlacht, unter Napoleons Fahnen, fand.

Digitized by Google

der unterm 22. März bekannt gemachten amtlichen Nachricht (sie ist das Werk Napoleons selbst), wie ausserordentlich glücklich die Fahrt vollbracht ward. Während derselben diktirte Napoleon seine beiden Proklamationen an die Armee und an das Volk von Frankreich (beide datirt vom 1. März 1815 im Golf Juan) in die Feder, verbesserte sie, ließ sie sich wieder vorlesen und dann von so vielen, als auf den Schiffen gut schreiben konnten, abschreiben.

Kaum war man fertig damit, sah man von fern die Küsten von Antibes. Sogleich begrüßten der Kaiser wie die Soldaten den vaterländischen Boden mit dem Ruf: „Es lebe Frankreich! Es leben die Franzosen!“ und steckten die dreifarbige Kokarde auf.

Am 1. März um drei Uhr fuhr man in den Golf Juan ein. General Drouot mit Offizieren und Soldaten auf einer Feluke kamen zuerst ans Land. Der Kaiser war auf der Brik noch weit zurück. In dem Augenblick zeigte sich von weitem rechts ein großes Schiff, das geradewegs auf die Brik zuzusegeln schien. Gleich warf man Gepäck, Kasten, Lavetten, Kanonen, Alles aus dem Fahrzeug ans Ufer auf den Sand, und Matrosen und Grenadiere ruderten nun aus Leibeskräften zur Brik. — Da hörten sie seitwärts rufen. Es war der Kaiser. Sei es aus Vorsicht oder Ungeduld, er war aus der Brik in ein einfaches Kanot gestiegen. Nun schwand die Bekümmerniß, und die Grenadiere, die Arme gegen ihn ausgestreckt, empfingen ihn unter den rührendsten Aeusserungen der Ergebenheit und Freude.

Um fünf Uhr trat er ans Land. Er gestand nachher, so eine tiefe Gemüthsbewegung hätte er nie, wie damals, gefühlt. Sein Zelt ward in einem von Oelbäumen umpflanzten Feld aufgeschlagen. „Sieh da,“ sagte er, „ein glückliches Vorzeichen; möchte es sich erwahren!“

Man erblickte einige Bauern. Der Kaiser ließ sie rufen und befragte sie. Einer derselben hatte ehemals unter seinen Befehlen gedient; er erkannte sogleich seinen alten General, und wollte ihn nicht wieder verlassen. Napoleon drehte sich lachend zum Großmarschall und sagte: „Wohlauf, Bertrand! da haben wir ja schon Verstärkung.“

Er verplauderte den ganzen Abend vertraulich mit seinen Generalen und Hausoffizieren. „Ich denke mir schon die Furcht, die die Bourbonen überfallen wird,“ sagte er, „und die Verlegenheit derer, die mir den Rücken gewandt haben.“ Dann, indem er fortfuhr, über den nämlichen Gegenstand Scherz zu treiben, bezeichnete er mit seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit die Gemüthsart der Marschälle und der andern Vornehmen, die ihm sonst gedient hatten, und machte sich lustig, wie sie sich anstrengen würden, um „den Schein zu retten und klüglich den Augenblick abzuwarten, wo sie sich für die stärkere Parthie erklären könnten.“

Die Gefahren seines Wagstücks schienen ihn weniger, als die Gefahren seiner Anhänger und Freunde, die er bloß mit dem Namen Patrioten bezeichnete, zu beschäftigen. „Was wird aus den Patrioten werden, ehe ich nach Paris komme!“ wiederholte er vielmals. „Ich ängstige mich, die Vendeer, die Auswanderlinge morden sie früher. Wehe aber, wenn sie sie anrühren; ich werde ohne Erbarmen sein!“ (Wer aber mag entscheiden, ob er nicht auch unter diesen

Digitized by Google

Aeuſſerungen ſeiner zärtlichen Bekümmerniß den Beſorgniſſen um den Ausgang ſeines eigenen Wagſtücks verkappter Weiſe Luft machen wollte?)

Gleich nach der Landung hatte er einen Gardehauptmann mit fünfundzwanzig Mann nach Antibes geſchickt, die ſich da für Ausreiſſer von Elba ausgeben, die Stimmung der Beſatzung aushorchen, dann, wenn Alles günſtig wäre, ſie für Napoleon überreden ſollten. Aber dieſe Menſchen, voll wilder Unbeſonnenheit, traten in die Stadt mit dem Schreien: Es lebe der Kaiſer! — Der Befehlshaber ließ die Zugbrücke aufziehen und die Lärmer verhaften.

Da ſie nicht wieder kamen, ließ Napoleon einen bürgerlichen Beamten von der Garde rufen und ſagte zu ihm: „Sie begeben ſich auf der Stelle unter die Mauern von Antibes, übergeben dem General Corſin dieſen Brief, gehen aber nicht in die Stadt, weil man Sie feſthalten könnte, locken die Soldaten herbei, leſen ihnen meine Proklamationen vor und machen Anreden. Was? müſſen Sie ſagen: Wie? Ihr wißt alſo nicht, daß euer Kaiſer da iſt? daß ſich ſchon die Beſatzungen von Grenoble und Lyon im Sturmſchritt zu ihm begeben? Warum wartet ihr denn? Wollt ihr denn Andern die Ehre laſſen, daß ſie euch zuvorkommen? die Ehre, bei ſeinem Zug durch Frankreich den Vortrab zu bilden? Kommt, grüßt unſre Adler wieder, unſre dreifarbigen Fahnen! Kaiſer und Vaterland befehlen es; kommt!“

Aber auch dieſer Offizier kam unverrichteter Sache zurück. Die Thore waren geſchloſſen geweſen; er hatte den General Corſin nicht ſehen können. Napoleon ſchien ſich über die Widerwärtigkeit wenig zu beunruhigen. Eilf Uhr Nachts brach er auf, nahm vier Stück kleines Geſchütz mit; die Polen hatten wohl ihr Sattelzeug, aber nicht ihre Pferde von Elba mitnehmen können. Sie trugen jenes auf dem Nacken und gingen luſtiger Dinge voran. Napoleon ließ für ſie alle Pferde aufkaufen, wo ſich welche fanden, und machte ſo einen nach dem andern von ſeiner kleinen Reiterei beritten. Ueber Cannes und Graſſes kam er den zweiten des Abends ins Dorf Cerenon; überall mit Empfindungen begrüßt, die das Beſte weiſſagten. So hatte er den erſten Tag zwanzig Wegſtunden zurückgelegt. So rückte er den 3. nach Bareme vor, den 4. bis Digue, den 5. bis Gap. In dieſer Stadt ließ er das erſtemal ſeine Proklamationen drucken. Dieſe verbreiteten ſich von da mit der Schnelligkeit des Blitzes und entflammten die Köpfe. Ueberall ward er mit Begeiſterung empfangen. Seine Soldaten forderten nichts. Was ſie verlangten, ward bezahlt; keineswegs ward, wie von Räubern, geplündert, wie nach der zweiten Wiederherſtellung der Bourbonen in öffentlichen Schriften gelogen ward.

Der fernere Zug des Kaiſers iſt aus den gedruckten Amtsberichten bekannt. Hier wollen wir nur Einzelnes dabei anmerken, was dort nicht geſagt iſt. Als Napoleon am 6. März durch St. Bonnet kam, und die Leute da ſeine winzige Armee ſahen, wollten ſie Sturm läuten und alle Dorfſchaften vereinigen und in Maſſe mit ihm ziehen. „Nein, Kinder,“ ſagte er, „bleibt! Meine Soldaten werden nicht ſchlechter denken, als ihr, und ſoviel ich ihrer begegne, ſo viel werden ihrer zu mir ſtoßen.“

Digitized by Google

Als General Cambronne denſelben Tag, begleitet von vierzig Mann, die den Vortrab machten, in Mure einrückte, waren alle Beamte entflohen. Das Volk bot fröhlich Lebensmittel und Wohnung an. Indem rückte ein von Grenoble abgeſchicktes Bataillon an, um den Weg zu verſperren. Cambronne wollte Unterredung; man hörte ihn nicht an. Der Kaiſer, von dem Widerſtande benachrichtigt, begab ſich ſogleich ſelbſt dahin. Seine Garde, durch den langen Wanderzug über Schnee und Felswege halb zu Grunde gerichtet, konnte ihm nur zum Theil folgen. Die Soldaten aber halfen einander, unterſtützten die, deren Füße lahm und blutig waren, oder trugen ſie auf Bahren, von ihren eigenen Gewehren gemacht, mit ſich fort. So kamen ſie alle zum Ort der erſten Gefahr. Als der Kaiſer ſah, wie ſich die Muthigen heranſchleppten, drückte er ihnen die Hände und rief: „Mit euch, ihr meine Braven, fürchte ich zehntauſend nicht!“

Unterdeſſen hatten ſich die von Grenoble Gekommenen auf drei Stunden von Gorp zurückgezogen und Stellung bei einem Dorfe zwiſchen den Seen genommen. Der Kaiſer ließ ſie rekognoſziren. Es ſtanden ihm gegenüber ein Bataillon vom fünften Linienregiment, eine Kompagnie Sapeurs und eine Kompagnie Minirer, in allem ſieben- bis achthundert Mann. Er ſchickte den Eskadronchef Roul an ſie ab; ſie wollten ihn nicht anhören. Napoleon wandte ſich zum Marſchall Bertrand und ſagte: „Z... (der Offizier in Elba) hat mich betrogen. Aber macht nichts! Vorwärts!“ Er ſtieg vom Pferde, ging geradeswegs auf das Detaſchement zu, gefolgt von ſeiner Garde, das Gewehr geſenkt. Da ſtellte er ſich hin und rief: „He, Freunde, wie? Kennt ihr mich nicht mehr? Ich bin euer Kaiſer! Iſt ein Soldat unter euch, der ſeinen General, ſeinen Kaiſer tödten will, — er kanns; da ſteh ich!“ und bot ſeine Bruſt dar. — Ein frohes, jubelndes: „Es lebe der Kaiſer!“ war die Antwort. Sie vereinigten ſich mit den Garden.

So ging der Zug nach Grenoble. Man weiß, wie hier General Marchand und der Präfekt Widerſtand leiſten wollten; wie hingegen Beſatzung, Volk, Nationalgarden ſich dem Kaiſer jauchzend hingaben, die geſchloſſenen Thore aufſprengten, ihn im Triumph hereinholten. Bald darauf unter Trompetenſtößen kamen die Bürger, brachten dem Kaiſer Trümmern des Stadtthors und ſagten: „In Ermanglung der Schlüſſel der guten Stadt Grenoble, die wir überreichen ſollten, — da, da ſind die Thore ſelbſt!“

Napoleon hatte nun einen feſten Stützpunkt, voller Munition, Waffen und Artillerie gewonnen. Er verbarg ſeine Freude nicht. „Jetzt iſt Alles entſchieden,“ ſagte er wiederholt zu den Offizieren: „Nun kommen wir ſicher nach Paris.“ Er fragte den Oberſt Labedoyere, der mit ſeinem Regiment ſchon vor Grenoble zu ihm übergegangen war, über Paris viel und über die allgemeine Lage Frankreichs. Dieſer junge Oberſt, voll edeln Sinns, drückte ſich mit einer Freimüthigkeit aus, die den Kaiſer manchmal ganz ſtumm und beſtürzt machte. „Sire,“ ſagte der Oberſt unter andern einmal: „die Franzoſen werden für Ew. Majeſtät Alles thun; aber Ew. Majeſtät muß auch für ſie alles thun. Keinen Ehrgeiz mehr, keinen Deſpotismus!

Digitized by Google

Wir wollen frei sein und glücklich. Sie müssen nun dem Machterweiterungs- und Eroberungssystem abschwören, Sire, das Sie und Frankreich unglücklich gemacht hat."

„Wenns mir glückt," antwortete Napoleon, „so werde ich Alles thun, um die Erwartung der Nation zu befriedigen. Dieser ihr Glück ist mir theurer, als das meinige. Um sie frei und glücklich zu machen, warf ich mich in ein zweifelhaftes Unternehmen, das mir hätte das Leben kosten können; aber wir hätten doch den Trost dabei gehabt, auf vaterländischer Erde zu sterben."

— Und für seine Ehre und Freiheit zu sterben! — setzte Labedoyere hinzu.

Der Kaiser ließ die ganze Nacht in Grenoble Proklamationen drucken und nach allen Richtungen Ausgeschickte geben, die seine Ankunft in Grenoble verkündigen und sagen mußten: Oesterreich wäre einverstanden mit ihm; der König von Neapel folge ihm schon mit 80,000 Mann. Alles, um durch Schrecken die Anhänger der königlichen Regierung einzuschüchtern. Man mußte über seine Dreistigkeit und kecke Charlatanerie zuweilen, wenn man doch wußte, wie seine Sachen standen, lächeln. So sagte er, als er zu Grenoble am 8. März die verschiedenen bürgerlichen und Kriegs-Behörden empfing, unter anderm: „Ich will weniger der Souverain von Frankreich, als vielmehr dessen erster und bester Bürger sein. Ich hätte die Bourbonen auch mit Schiffen und zahlreichen Flotten angreifen können. Allein ich mochte weder Murats noch Oesterreichs Beistand. Ich kenne meine Mitbürger und die Vertheidiger des Vaterlandes; ich zähle auf ihren Patriotismus."

Man sieht schon aus diesen Worten nebenbei, daß Bonaparte's Feinsinn ganz andre Luft in Frankreich witterte, als die zu seiner Kaiserzeit geweht hatte. Geschmeidig fügte er sich dem etwas republikanischern Tone an, um seiner Leute sicherer zu werden. Labedoyeres Worte: „Freiheit und Glück" kamen seitdem viel aus seinem Munde. — Aber als ihm auch Lyon zugefallen war, seine Macht sich verhundertfacht hatte, sprach er schon wieder ganz selbstherrscherisch, gebietend, wie ehemals, oder, wenn er es nicht geradezu wagte, dunkel, zweideutig. Er sagte, eine recht nationale Verfassung wolle er Frankreich geben, und von der Zeit an war ihm das Maifeld in die Gedanken gekommen. Es ist schwer zu sagen, welche Wirkungen er sich von solchen Maifeldsversammlungen versprach. Aber der edle Labedoyere hatte ihm Worte in die Seele geraunt, die nicht so leicht wieder zu vergessen waren.

Eben dieser junge Oberst ward, nach der zweiten Wiederherstellung der Bourbonen, von diesen vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen seines Uebergangs zu Napoleon füsilirt. Ganz anders betrug sich Napoleon gegen die entschiedensten seiner Feinde unter den Anhängern der Bourbonen. Es ist bekannt, wie Ludwig XVIII den Graf Artois abgeschickt hatte, Lyon gegen Bonaparte zu schirmen, und wie zuletzt dieser Artois, nur von einem einzigen Gendarmen begleitet, aus Lyon entwich, ungeachtet die Nationalgarde zu Pferde, meistens aus Adelichen zusammengesetzt, kurz vorher dem Prinzen Treue bis in den Tod geschworen hatte. Diese Art, nicht National-, sondern Nobelgarde, hatte den Prinzen, mit Ausnahme

Digitized by Google

eines einzigen Mannes, ſobald Napoleon vor Lyon ankam, verlaſſen, und wollte nun den Dienſt der Ehrenwache vor des Kaiſers Wohnung verrichten. Napoleon hatte Alles erfahren und wies ſie ab: „Ihr habt euch gegen Graf Artois ſchlecht betragen. Ich mag nichts von euch.“ Hingegen den Einzigen lobte er öffentlich, der dem Prinzen treu geblieben war. Er ließ ihn rufen: „Ich ließ nie eine ſchöne That unbelohnt,“ ſagte er, „ich ernenne Sie zum Mitglied der Ehrenlegion.“

Aufenthalt in Lyon.

Auch Hr. Fleury de Chabaulon befand ſich eben beim Einzug des Kaiſers ſchon in Lyon; und ſobald dieſer es erfahren, ließ er ihn zu ſich rufen, um bei ihm wieder die Stelle ſeines Kabinetsſekretärs einzunehmen. Bekanntlich pflegte der Kaiſer ſeinen Sekretären und Hausbeamten immer zu empfehlen, ſorgfältig Alles, was er bei beſondern Anläſſen und auf Reiſen ſprach, aufzuzeichnen. So mußte es auch Chabaulon thun. Dieſer aber gab nachher ſeine Noten nicht, wie die Andern, ab, und ward dadurch in Stand geſetzt, ſeine Memoires zu bilden, die wir hier benutzen.

Man kann ſich leicht denken, der Kaiſer war zu Lyon in einem wahren Ozean von Geſchäften verloren. Aber das hielt ihn nicht ab, wenn er einen alten Vertrauten wieder erſcheinen ſah, mit ihm ſich vergnügt abzuplaudern.

„Gelt, Chabaulon,“ ſagte er lächelnd, als dieſer zu ihm hereintrat, „ſo bald hat man mich hier doch nicht erwartet?“

— Nein, Sire, Ueberraſchungen der Art kann nur Ew. Majeſtät geben.

„Was ſchwatzt man in Paris davon?“

— Ei nun, man freut ſich da gewiß auch der glücklichen Rückkehr Ew. Majeſtät.

„Und die öffentliche Stimmung? Wie iſts mit der?“

— Sire, ſtark geändert. Sonſt dachten wir an nichts, als den Ruhm; jetzt nur an Freiheit. Der ſtille Kampf der Nation gegen die Bourbonen hat uns wieder unſre Rechte zum Bewußtſein gebracht; hat in allen Köpfen einen Haufen freiſinniger Ideen geweckt, an die man zur Zeit Ihrer Majeſtät gar nicht dachte. Man fühlt, man erkennt das Bedürfniß, frei zu ſein; das ſicherſte Mittel, den Franzoſen zu gefallen, wäre, ihnen wahrhaft volksthümliche Geſetze zu verſprechen und zu geben.“

„Ich weiß ſchon, Diskuſſionen, dergleichen die Bourbonen haben aufkommen laſſen, haben die Macht oben geſchwächt und geſchmälert. Die freiſinnigen Begriffe haben ihr gerade wieder ſo viel Gebiet entriſſen, als ich ihr gewonnen hatte. Ich will es auch nicht zurückfordern. Man muß nie gegen eine Nation ankämpfen; das iſt der Eiſentopf gegen den irdenen Topf. Die Franzoſen ſollen mit mir zufrieden ſein. Ich fühle, es liegt Genuß und Ruhm darin, ein großes Volk glücklich und frei zu machen. Ich werde dem franzöſiſchen Staat ſichere Bürgſchaft geben; ich war für ihn nicht karg mit Ruhm, ich werde es auch nicht mit Freiheit ſein. Ich

will nicht mehr Macht für mich behalten, als hinlänglich, um regieren zu können. Macht von oben iſt nichts weniger, als mit Freiheit des Volks unverträglich; vielmehr die Freiheit iſt nie ſtärker, als wenn die Macht droben wohlgeordnet beſteht. Iſt dieſe ſchwach, wird ſie argwöhniſch; iſt ſie ſtark, ſchlummert ſie ruhig und läßt der Freiheit den Zaum auf dem Nacken hängen. Ich weiß, was den Franzoſen dient; das wird ſich machen; nur keine Zügelloſigkeit, keine Anarchie; denn Anarchie brächte uns wieder unter den Deſpotismus der Republikaner, der an Gewaltthaten der furchtbarſte iſt, weil ſich alle Welt hineinmengt. — — Glaubt man, wir werden uns ſchlagen müſſen?"

— Daran denkt Keiner. Die Regierung hat bei den Soldaten nie Zutrauen gehabt und machte ſich den Offizieren verhaßt. Soviel Truppen man Ew. Majeſtät entgegenſchickt, ſoviel Verſtärkungen für Sie.

„Ich denke es auch. Und die Marſchälle?"

— Sire, ſie werden beſorgen, Ew. Majeſtät erinnere ſich an Fontainebleau; vielleicht wäre angemeſſen, daß man ihnen einzeln perſönlich die Geſinnung Ew. Majeſtät bekannt machte, Alles vergeſſen zu wollen.

„Nein, ich ſchreibe keinem; ſie könntens dann nehmen, als wäre ich ihnen verpflichtet; ich will keinem verbunden ſein. Die Truppen ſind gutgeſinnt; die Offiziere ſind gut, und wollten die Marſchälle ſie halten, würden ſie mit fortgeriſſen. — — Wo iſt meine Garde?"

— Zu Ney und Nancy glaube ich.

„Der bin ich ſicher. Die verderben ſie mir nicht. Was machen Augereau und Marmont?"

— Ich weiß nicht.

„Was macht Ney? Wie ſteht er mit dem König?"

— Bald gut, bald übel. Er hat, glaube ich, Verdruß am Hofe wegen ſeiner Frau gehabt.

„Seine Frau iſt eine Precieuſe, und die alten, vornehmen Mittfrauen werden ſich über ſie aufgehalten haben. Hat Ney ein Kommando?"

— Sire, ich glaube nicht.

„Gehört er uns an?"

— Sire, ſein Antheil bei Ihrer Thronentſagung . . . .

„Ja, ich habe das in Porto Ferrajo geleſen. Er hat ſich gerühmt, er habe mich mißhandelt, habe die Piſtolen auf meinen Tiſch gelegt. Iſt Alles falſch. Hätte er ſich unterſtanden, ſich gegen mich zu vergehen, ich hätte ihn auf der Stelle füſiliren laſſen. Man hat einen Schwall von Geſchichtchen über meine Entſagung gemacht. Ich dankte ab, nicht auf empfangenen Rath hin, ſondern weil meine Armee den Schwindel hatte; und übrigens, ich mochte keinen Bürgerkrieg; der war nie nach meinem Geſchmack. Eben ſo hat man auch geſagt, Augereau habe mich, als ich ihm begegnete, mit Schimpfworten überhäuft, — Alles gelogen. Keiner meiner Generale hats gewagt, in meiner Gegenwart zu vergeſſen, was er mir ſchuldig war. Hätte ich damals ſeine Proklamation ſchon geleſen gehabt, ich hätte ihn fortgejagt aus

Digitized by Google

meiner Nähe; nur Niederträchtige, Feige bieten dem Unglücklichen noch Hohn. Seine Proklamation, die ich bei der Zusammenkunft mit ihm schon in der Tasche gehabt haben soll, wo ich ihn noch so freundlich empfing, ward mir erst nachher bekannt. General Koller brachte sie mir. Aber lassen wir das Pöbelmährchen. Was hat man aus den Tuilerien gemacht?"

— Nichts verändert, Sire. Sogar die Adler sind noch nicht abgenommen.

(Lachend.) „Sie haben wittern mögen, ich würde sie bald wieder aufstellen."

— Vermuthlich. Man sagt, der Graf Artois habe gleich nach seiner Ankunft alle Zimmer durchlaufen und sie nicht genug bewundern können.

„Ich glaubs gern. Was ist aus meinen Gemälden geworden?"

— Einige sind weggethan, aber das von der Schlacht bei Austerlitz steht noch im Rathssaal.

„Und das Theater?"

— Man hat es nicht angerührt und braucht es gar nicht.

„Was macht Talma?"

— Ei nun, Sire, der hat und verdient noch immer den alten Beifall.

„Ich freue mich, ihn wiederzusehen. Waren Sie am Hofe?"

— Ja, Sire, ich bin vorgestellt worden.

„Es heißt, sie haben alle die Miene von neuen Emporkömmlingen; wissen kein Wort, keinen Schritt rechter Art zu machen. Haben Sie sie in großer Zeremonie gesehen?"

— Nein, Sire; allein ich kann Ew. Majestät versichern, man ist bei sich zu Hause nicht freier, als dort; man geht da in bespritzten Stiefeln, im Frack und runden Hut ohne Umstände.

„Das muß einen majestätischen Anblick gewähren! Aber die alten Krüppel (vieilles ganaches), wie verthun sie denn ihr Geld? Denn man hat ihnen ja alles wiedergegeben."

— Aber, Sire, wenn sie nun gern ihre alten Röcke abtragen wollen?

„Armes Frankreich, in was für Hände hast du dich stecken lassen? Und der König, was hat er für eine Miene?"

— Er hat einen ziemlich schönen Kopf.

„Ist seine Münze hübsch?"

— Ew. Majestät kann selbst urtheilen; hier ist ein Zwanzigfrankenstück.

„Wie, nicht einmal die von Ludwig her wieder vorgenommen? Das wundert mich sehr. (Indem er die Münze hin- und wiederkehrt.) Der sieht nicht aus, als ließ er sich Hungers sterben. Aber sieh doch, da haben sie Dieu protège la France weggelassen, um ihr Domine, salvum fac regem hinzusetzen. So machten sie's beständig. Alles bloß für sie, und nichts für Frankreich. Wo ist Caulaincourt, Lavalette, Fouché?"

— Alle zu Paris.

„Und Molé?"

— Desgleichen. Ich sah ihn neulich bei der Königin.

„Gibts vielleicht hier in der Gegend herum Personen, die bei mir sonst nahe standen?"

Digitized by Google

— Ich wüßte nicht.

„Man muß ſich erkundigen und ſie kommen laſſen. Ich bin froh, den Geiſt des Tages recht auf den Grund kennen zu lernen und wieder ein wenig mit dem Stand der Geſchäfte vertraut zu werden. Was macht Hortenſie?“

— Sire, ihr Haus iſt noch immer der Sammelplatz Aller, die Sinn für Anmuth und Geiſt haben. Und die Königin, obgleich ohne Thron, empfängt nichts deſto weniger Huldigungen von ganz Paris.

„Sie hat einen linkiſchen Streich gemacht, ſich vor Gerichtshöfen zur Schau zu geben. Die ihr das riethen, waren Dummköpfe. Warum auch den Herzogin-Titel begehren?“

— Sire, ſie hat ihn aber nicht begehrt. Kaiſer Alexander wars, der . . .

„Gleichviel. Weder begehren noch nehmen hätte ſie ihn ſollen. Frau Bonaparte hätte ſie ſich nennen müſſen; der Name iſt wohl ſo viel werth, wie jeder andre. Was für ein Recht übrigens hatte ſie dazu, aus ihrem Sohne einen Herzog von St. Leu und einen Pair der Bourbonen zu machen? Ludwig that ganz recht, ſich zu widerſetzen; er fühlte, der Name ſeines Sohnes war zu ſchön, als daß er ihn verändern ließe. Hätte Joſephine noch gelebt, ſie hätte den ſaubern Narrenſtreich wohl verhütet. Hat man Joſephinen ſehr betrauert?“

— Allerdings, Sire. Ew. Majeſtät weiß, wie ſehr ſie von den Franzoſen geliebt und geachtet war.

„Sie verdiente es auch. Es war ein herrliches Weib und von großem Sinn! Ich habe ſie ſehr beklagt, und gewiß, der Tag, da ich ihren Tod erfuhr, war einer meiner unglücklichſten. Hat man öffentlich Trauer angelegt?“

— Nein, Sire. Ich vermuthe ſelbſt, man hätte ihr die ihrem Range gebührenden Ehren verweigert, wenn Kaiſer Alexander ſie nicht gefordert haben würde.

„Ich ließ es mir damals ſagen, glaubte aber nicht daran. Das ging ihn nichts an.“

— Der Edelſinn Alexanders ließ ſich durch nichts beſchränken. Er ward Beſchützer der Kaiſerin, der Königin, des Prinzen Eugen, des Herzogs von Vicence, und einer Menge andrer ausgezeichneter Perſonen, die ohne ihn verfolgt und mißhandelt worden wären.

„Sie haben ihn lieb, ſcheints?

— Sire . . . .

„Iſt die Pariſer Nationalgarde von gutem Geiſt?“

— Verſichern kann ichs nicht, aber ich bin wenigſtens ſicher, gegen Ew. Majeſtät wird ſie nicht handeln.

„Ich hoffe es. Was glaubt man, daß die Fremden zu meiner Rückkehr ſagen werden?“

— Man denkt, Oeſterreich werde ſich Ew. Majeſtät nähern und Rußland den Unfall der Bourbonen ohne Kummer ſehen.

„Wie ſo?“

— Man behauptet, Sire, Alexander ſoll zu Paris mit den Prinzen nicht zufrieden geweſen

Digitiz

ſein; auch die Vorliebe des Königs von England und die Huldigung, welche er dem Prinz Regent mit ſeiner Krone erwies, habe ihm mißfallen.

„Gut, daß man es weiß. Hat er meinen Sohn geſehen?“

— Ja, Sire, man hat mich verſichert, er habe ihn mit recht väterlicher Zärtlichkeit umarmt und gerufen: O wie liebenswürdig! Wie man mich auch belogen hat!

„Was wollte er damit ſagen?“

— Man hatte ihm erzählt, der junge Prinz ſei rhachitiſch und habe blöden Verſtand.

„Die Elenden! Das Kind iſt zum Bewundern; es hat alle Kennzeichen, daß es einen Mann von Karakter gibt. Es wird ſeinem Jahrhundert Ehre machen. Iſts denn wahr, hat man Alexandern in Paris ſo gefeiert?“

— Ja, Sire, man ſah nur auf ihn; die andern Souveraine ſchienen nur ſeine Aides-de-Camp zu ſein.

„In der That, er hat viel für Paris gethan. Ohne ihn hätten es die Engländer zerſtört, die Preußen verbrannt. Er hat ſeine Rolle gut geſpielt, und (mit Lächeln) wäre ich nicht Napoleon, mochte ich vielleicht wohl Alexander ſein.“

Man kennt aus öffentlichen Blättern die Reden, die Napoleon in Lyon, wo er ſo ſehr vergöttert ward, bei verſchiedenen Anlaſſen hielt. Jeder konnte leicht bemerken, daß Zeit, Ueberlegung und Unglück in ſeiner Sinnesart eine große Veränderung bewirkt hatten. Ehemals, wenn etwa unvorhergeſehene Hinderniſſe plötzlich gegen ſeine Pläne eintraten, wütheten ſeine Leidenſchaften, gewohnt, keine Schranken zu achten, wie ein wilder Sturm. Er ſprach, befahl, entſchied, wie wenn er der Herr der Erde und der Elemente wäre; ihm ſchien nichts unmöglich.

Seit ſeinen Unfällen hatte er in der ſtillen Einſamkeit und Betrachtung ſeinen Ungeſtüm meiſtern und ſich der Klugheit und Vernunft unterwerfen gelernt. Er hatte ſehr aufmerkſam die Schriften, Flugblätter und ſelbſt die Schmähſchriften gegen ſich geleſen, und mitten unter den Beſchimpfungen, Verleumdungen und Albernheiten, die ſie oft enthielten, nützliche Wahrheiten, richtige Bemerkungen, tiefe Blicke gefunden, aus denen er Vortheil ſchöpfte.

Den Tag vor ſeiner Abreiſe aus Lyon erfuhr der Kaiſer, daß Marſchall Ney ein Kommando vom König erhalten habe. Napoleon war ſehr zufrieden damit, nicht weil er mit Ney Einverſtändniß hatte, ſondern weil er deſſen Karakterſchwäche und Veränderlichkeit kannte. Er befahl dem Großmarſchall, ihm zu ſchreiben: „Melden Sie ihm, wie Alles, was gegen mich geſchickt wird, zu mir übergeht. Mit ſeinen Truppen werde er kein andres Schickſal haben, höchſtens den Sturz der Bourbonen nur um ein paar Tage verzögern. Sagen Sie ihm, er ſei gegen Frankreich und mich verantwortlich, wenn er Bürgerblut vergieße. Sagen Sie ihm Artigkeiten, aber nicht zuviel Liebkoſungen, ſonſt könnte er glauben, ich fürchte ihn; und er ließe ſich nur länger bitten.

Digitized by Google

Einzug in die Hauptſtadt.

Am 13. März ging der Zug von Lyon ab. Es war von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf Triumphzug. In Macon hielt einer der Maire-Adjunkten ein langes Gewäſch von Rede an den Kaiſer. Als er fertig war, fragte Napoleon: „Sie waren alſo wohl nicht wenig erſtaunt, da Sie von meiner Landung hörten?“

— Ah, meiner Treu, das glaube ich! — ſagte der Redner — Wie ich vernahm, Sie wären gelandet, ſagte ichs aller Welt; der Mann muß ein Narr ſein; der kommt nicht wieder draus.

Napoleon konnte ſich des Lachens nicht enthalten. „Ich weiß es wohl,“ verſetzte der Kaiſer und lächelte dazu etwas boshaft; „Sie ſind dem Schreck ein wenig unterworfen; das bewieſen Sie beim letzten Feldzug. Sie hätten es machen ſollen, wie die von Chalons. Aber Sie haben die Ehre der Burgunder nicht gut emporgehalten.“ Einer der nebenſtehende Bürger antwortete: „Sire, unſer Fehler war das nicht; wir waren übel geleitet; Sie hatten uns einen elenden Maire gegeben!“ — „Das iſt wohl möglich,“ entgegnete Napoleon: „Wir haben insgeſammt uns nichts vorzuwerfen, man muß das vergeſſen. Glück und Heil Frankreichs, das ſoll jetzt unſer Aller Ziel ſein.“ Er entließ die Leute ſehr freundſchaftlich.

In Auxerre kam Marſchall Ney zum Kaiſer. Sobald ihn Napoleon erblickte, ſagte er zu ihm: „Umarmen Sie mich, mein lieber Marſchall. Ich bedarf keiner Erklärung, keiner Rechtfertigung. Ich habe Sie jederzeit als den Braven der Braven geſchätzt.“

— Sire, die Tagblätter haben einen Haufen Lügen ausgeſtreut, die ich vernichten wollte. Ich habe mich immer als ein guter Soldat und als guter Franzoſe betragen.

„Ich weiß, und habe auch nie an ihrer Ergebenheit gezweifelt.“

— Sie hatten recht daran, Sire, Ew. Majeſtät kann ſtets auf mich zählen, wenns fürs Vaterland gilt. Fürs Vaterland habe ich mein Blut vergoſſen, und ich bin bereit, meinen letzten Blutstropfen dafür zu vergieſſen. Ich liebe Sie, Sire, aber das Vaterland vor Allem, vor Allem! ....

„Nun, und Vaterlandsliebe hat mich auch nach Frankreich zurückgebracht. Ich wußte, es war unglücklich; jetzt bin ich da, es von den Auswanderlingen und von den Bourbonen zu befreien. Ich will ihm Alles gewähren, was es von mir erwartet.“

— Ew. Majeſtät kann ſicher ſein, wir werden Sie unterſtützen. Wenn man gerecht iſt, macht man aus den Franzoſen, was man will. Die Bourbonen haben ſich zu Grunde gerichtet, weil ſie Alles nach ihrem Kopf machen wollten und die Armee hinter ſich wegſtellten.

„Prinzen, die nie wußten, was ein blanker Säbel iſt, konnten keine Armee ehren; die mußten von deren Ruhm vielmehr gebeugt und voll Eiferſucht werden.“

— Ja, Sire, es war nur darauf abgeſehen, uns zu demüthigen. Ich ärgere mich noch immer, wenn ich daran denke, daß ein Marſchall von Frankreich, ein alter Kriegsmann, wie ich, vor ſo einem .... Herzog von B.. auf den Knien liegen mußte, um das Ludwigskreuz

Digitized by Google

zu empfangen. Das konnte nicht länger mehr so dauern; und wären Sie nicht gekommen, so hätten wir sie selbst fortgejagt.

„Wie sind Ihre Truppen gestimmt?“

— Sehr gut, Sire; ich glaubte, sie wollten mich vor Freude erwürgen, als ich ihnen ankündigte, wir gingen mit einander zu den Adlern.“

„Welche Generale haben Sie bei sich?“

— Lecourbe und Bourmont.

„Sind Sie ihrer sicher?“

— Für Lecourbe stehe ich gut; aber für Bourmont nicht so sehr. — — Das Gespräch verlor sich darauf ins Allgemeinere.

Sowohl aus aufgefangenen Briefen, als auch sonst, ergab es sich nur zu deutlich, daß man von Seiten der Königischen Pläne schmiedete, um Bonaparten durch Meuchelmörderei aus der Welt zu schaffen. Die französische Regierung hatte ihn ja sogar vogelfrei erklärt. — Graf Bertrand, General Drouot, Baron Chaboulon und andre seines unmittelbaren Begleits wachten, als dies bekannt ward, nur um so ängstlicher über ihn. Der Kaiser wußte Alles, was man gegen ihn Verbrecherisches im Schilde führe, aber er schien sich eine rechte Lust daraus zu machen, den Mörderdolchen Trotz zu bieten. In den Städten, bei Musterungen, mengte er sich immer keck unter Volk und Soldaten, die sich zu ihm drängten, und seine Begleiter wurden mehrmals mit kraftigen Rippenstößen beseitigt. Wenn die nachher wieder zu ihm kamen und klagten, lachte er herzlich, und recht zu ihrer Plage warf er sich dann nur desto tiefer in die Volksmenge, wo ihn sein Gefolge aus den Augen verlor.

Inzwischen verdroß ihn doch die Niederträchtigkeit, mit der man von Seiten seiner Gegner wider ihn zu verfahren Lust hatte. „Ich kanns nur gar nicht begreifen,“ sagte er zum Chaboulon, wie Menschen, die nahe daran sind, in meine Hände zu fallen, unaufhörlich zum Meuchelmord gegen mich auffordern und einen Preis auf meinen Kopf setzen. Ich hätte ja so gut, wie sie, die Georges, Brularts und Maubreuils gegen sie finden können. Wohl zwanzig Mal, wenn ichs gewollt hätte, würde man mir sie an Händen und Füßen gebunden, lebendig oder todt gebracht haben; ich hatte aber immer den närrischen Stolz, ihre Wuth zu verachten, und ich verachte sie noch jetzt. Aber Gott sei ihnen und ihrer ganzen höllischen Bande gnädig, wenn sie sich erfrechen, an einen der Meinigen Hand zu legen! Das Blut kocht mir, wenn ich daran denke, daß sie im Angesicht der Nationen, ohne alles Gericht, Tausende von Franzosen, die mit uns ziehen, ächten konnten. Weiß etwa die Armee davon?“

— Ja, Sire, — antwortete Baron Chaboulon — man hatte die Unklugheit, laut werden zu lassen, wir alle wären vogelfrei erklärt, und die königlichen Gardes du Corps und die Chouans wären schon unterwegs, um Sie zu meuchelmorden. Auch haben die Truppen geschworen, ihnen keinen Pardon zu geben. Zwei Spione wären beinahe unter meinen Augen niedergemacht worden.

Digitized by Google

„Deſto ſchlimmer, deſto ſchlimmer! Das ſoll nicht ſein. Es ſoll kein Tropfen franzöſiſches Blut vergoſſen, keine Zündpfanne abgebrannt werden. Man muß dem Girard *) empfehlen, die Soldaten zuſammenzuhalten. Schreiben Sie!“

Der Kaiſer diktirte: „General Girard, man verſichert mich, Ihre Truppen, bekannt mit den Dekreten von Paris, haben beſchloſſen, vermöge Gegenrechts, ſich über die Royaliſten herzumachen, die ihnen begegnen. Sie werden nur Franzoſen begegnen; ich verbiete ihnen, einen einzigen Schuß zu thun. Beruhigen Sie die Soldaten; unterdrücken Sie die Gerüchte, die ſo empören; ſagen Sie Ihren Leuten, ich wolle an ihrer Spitze nicht in meine Hauptſtadt einziehen, wenn Franzoſenblut an ihrer Waffe wäre.“ — Einen ähnlichen Befehl hatte er früher auch ſchon an den General Cambronne ausgeſtellt, und denſelben mit den Worten geſchloſſen: „Meine Krone ſoll keinem Franzoſen einen Tropfen Blutes koſten.“

Der Kaiſer ließ die ganze Nacht marſchiren. Er wollte mit Tagesanbruch in Fontainebleau ſein. Chaboulon machte ihm Vorſtellungen, er möchte doch aus Vorſicht nicht im Schloſſe ſchlafen. Er antwortete: „Sie ſind ein Kind. Soll mir was begegnen, helfen alle Vorſichtsmaasregeln nichts. Unſer Schickſal (indem er mit dem Finger zum Himmel zeigte) ſteht droben geſchrieben!“ — Wirklich war der Kaiſer nicht nur voll feſten Glaubens an Vorherbeſtimmung, ſondern auch dabei etwas abergläubig. Es gab nach ſeiner Meinung gewiſſe Glücks- und Unglückstage. Man wird über dieſe Schwäche bei ihm erſtaunen, und doch hatte er ſie, wie mancher große Mann alter und neuer Zeit ſie hatte.

Chaboulon glaubte, der Anblick des Palaſtes von Fontainebleau, des Ortes, wo er einſt den Thron verlaſſen mußte, und wo er jetzt als Sieger und Souverain wieder einkehrte, werde mächtigen Eindruck auf ihn machen; werde ihn an die Unzuverläſſigkeit menſchlicher Größe mahnen. Nichts weniger, als das. Chaboulon beobachtete ihn genau. Er ſchien nichts aus Allem zu machen, durchlief mit dem Baron den Garten und den Palaſt ſo vergnügt, ſo neugierig, als wenn er zum erſtenmal davon Beſitz nähme. Napoleon nahm für ſich die kleinen Zimmer ein und machte dem Baron ſehr gefällig die auſſerordentliche Zierlichkeit derſelben bemerkbar; führte ihn nachher in ſeine Bibliothek, und ſagte auf dem Rückwege: „Es wird uns hier wohl behagen.“ — „Allerdings, Sire,“ erwiederte Chaboulon, „es behagt einem bei ſich zu Hauſe immer am beſten.“ — Er lächelte; die kleine Schmeichelei ſchien ihm wohl zu thun.

Das königliche Miniſterium hatte in Paris ſich noch immer mit erbärmlichen Lügen über Bonaparte's nahe Niederlage beholfen, und ſich eingebildet, es handle gar klug und fein; bis das Lügen nichts mehr half und man geſtehen mußte, Napoleon ſei nur noch wenige Stunden von der Hauptſtadt entfernt. Da floh Alles. Der König, den man lange getäuſcht, und der nun ſah, woran er war, hatte kaum Zeit genug, auf Flucht zu denken. Er zeigte in dieſer ſchmerz-

*) Er hatte den Befehl über den Vortrab des Heeres empfangen.

Digitized by Google

lichen Lage einen Geistesmuth, über alles Lob erhaben. Sein Benehmen war nicht das eines kriegerischen Fürsten, der seine Hauptstadt Schritt um Schritt vertheidigt, und sie nur vor Wuth und Verzweiflung schnaubend verläßt, sondern es war das Benehmen eines herzguten Vaters, der sich nur mit Kummer von seinen Kindern und von dem Haus entfernt, das sie zur Welt kommen gesehen. Die Bonapartisten selbst, die einen großen Unterschied zwischen dem König und seiner Familie machten, blieben bei den Thränen des erlauchten und unglücklichen Fürsten nicht ungerührt.

Napoleon erfuhr kaum die Flucht des Hofes, so beschloß er, statt von Fontainebleau weg in Essonnes zu übernachten, geradewegs bis Paris zu eilen. Den 20. März um 2 Uhr Morgens machte er sich schon auf. Abends war er in Paris. Er setzte Werth darauf, daß er eben am Geburtstage seines Sohnes wieder in Paris ankam.

Die Hauptstadt war voller Erstaunen und Taumel; im Schloß der Tuilerien Alles bunt durch einander. Noch denselben Abend unterhielt sich Napoleon über die Lage Frankreichs mit dem Herzog von Otranto, mit den andern Großwürdeträgern; alle schienen trunken von Glück und von Hoffnung. Der Kaiser selbst konnte seine Freude nicht verbergen. Nie hatte man ihn so ausgelassen vor Vergnügen und so freigebig mit Ohrfeigen gesehen. (Denn die waren eine seiner Lieblingsschmeicheleien. Je lieber er Einen hatte, je öfter gab er sie und je stärker.) Seine Reden sagten, was sein Inneres fühlte. Unaufhörlich kamen ihm dieselben Worte in den Mund. Man muß aber gestehen, gar schmeichelhaft für den Haufen der Höflinge und großen Herren, die ihn schon wieder umlagerten, waren sie eben nicht. — „Die Leute, die mich nach Paris zurückführten," sagte er, „waren Leute ohne Eigennutz und Absicht für sich. Es waren Unterlieutenants, es waren Soldaten. Dem Volk, der Armee, diesen allein bin ich Alles schuldig!"

Den folgenden Tag ernannte er seine Minister und ordnete den Staatsrath, die Zahl seiner Aides de Camp u. s. w. Auch den General Labedoyere versetzte er unter diese, um ihn für sein Betragen zu Grenoble zu belohnen. Labedoyere aber lehnte die Güte ab und sagte ganz laut: „Man soll nicht glauben von mir, daß ich mich aus Lüsternheit nach Belohnungen an den Kaiser angeschlossen habe. Ich ergriff seine Sache, weil sie Sache der Freiheit und des Vaterlandes war. Ist das, was ich gethan, meinem Vaterland nützlich, so genügt mir dies, ich verlange sonst nichts. Der Kaiser persönlich ist mir gar nichts schuldig." — Napoleon ließ nicht nach; es mußten mehrere Personen mit Labedoyere reden, und dieser mußte endlich nach drei Tagen kapituliren.

Das war Napoleons Art. Gern lohnte er ausgezeichnete Handlungen recht auszeichnend, recht öffentlich. Aber an demselben Tage, wo er Jemanden mit Lob überhäuft, mit Beweisen seiner Zufriedenheit beehrt hatte, konnte er zuweilen die nämliche Person mit Verachtung, mit Härte behandeln, damit sie nicht etwa zu viel aus ihrem eigenen Verdienst mache, oder sich einbilde, der Kaiser sei ihr bleibende Verbindlichkeiten schuldig. Immer wollte er, als Herrscher,

Digitized by Google

ganz mit freier Hand daſtehen, unbeengt. Er wollte Recht auf Alle, Keiner ſollte Recht auf ihn haben. Er war das volle Gegentheil andrer fürſtlichen Karaktere, die nichts für ſich, Alles durch Andre, daher ſchwach und ſchwankend und beherrſcht ſind. Ich weiß nicht, welche Art zu ſein an einem Fürſten, wie am Privatmanne, widerlicher, und welche für Freiheit und Wohlſein der Nationen nachtheiliger iſt. Napoleon war unſtreitig ein Mann von ſeltenen, aber doch von keinen ſchönen Anlagen. Er war Alles, was er durch Macht des Verſtandes und des Muthes werden konnte; ſonſt durchaus nichts mehr. Er war nie groß genug, einem reinen, tugendhaften Gemüth Ehrfurcht einzuflößen; nicht einmal groß genug, wie Alexander von Macedonien, Julius Cäſar, Karl Magnus oder Friedrich der Große, je den Gebieter in ſich vergeſſen zu laſſen, weil er, entkleidet von der Gewalt, fühlte, er ſei zu wenig liebenswürdig, um noch als Privatmann durch Eigenſchaften des Gemüths zu feſſeln. Daher er nur aus der Ferne Begeiſterung, in der nächſten Nähe aber Mißbehagen derer erregen mußte, die neben ihm bloß das Gefühl der Nichtigkeit und Knechtſchaft behielten.

Die erſten Tage in Paris. Napoleons Leben im Kabinet.

Sobald die dringendſten Verfügungen, Ernennungen, Heerſchauen u. ſ. w. abgethan waren, um den Lebensgang des Staats in der Gewalt zu haben, nahm der Kaiſer ſogleich die Arbeiten im Kabinet vor. Wie er in dies Kabinet trat, fand er Manches anders. Sein Schreibtiſch war mit myſtiſchen Andachts- und Erbauungs-Büchern bedeckt. An deren Stelle ließ er Karten und Heerpläne legen. „Das Kabinet eines franzöſiſchen Monarchen,“ ſagte er, „muß nicht wie eine Betſtube ausſehen, ſondern eher wie das Zelt eines Generals.“ Auf der Karte von Frankreich verweilten ſeine Augen bei den neuen Grenzen des Landes. „Armes Frankreich!“ rief er mit ſchmerzlichem Ton. Dann ſchwieg er einige Augenblicke und ſang ſich dann zwiſchen den Zähnen ſein gewöhnliches:

S'il est un tems pour la folie,
Il en est un pour la raison.

König Ludwig XVIII war ſo eilfertig abgereiſt, daß er nicht Zeit behalten hatte, ſeine perſönlichen Schriften mitzunehmen. Man fand in ſeinem Schreibtiſch ſeine Familienbriefe, darunter viele von der Herzogin Angouleme und einigen Prinzen. Napoleon durchging einige, gab das Portefeuille dem Baron Chaboulon und befahl es ſorgfältig zu bewahren. Er forderte Ehrfurcht für die Majeſtät des Königs und was die Perſon des Königs anging. — So befahl er auch, ein Tiſchchen, deſſen ſich der König gewöhnlich bedient hatte und das noch aus dem Exil von Hartwell in England mitgebracht war, auf die Seite zu thun und aufzubewahren, nachdem er ſelbſt einige Stunden darauf gearbeitet hatte. Der künſtliche Ruheſeſſel des Königs, der für Napoleons Geſundheit und Kraft ſehr überflüſſig war, mußte auch hinaus ins Hinterkabinet. Als einſt Jemand darauf ſaß in einem Augenblicke, da Niemand den Kaiſer erwartete, warf dieſer ihm im Vorbeigehen einen zornigen Blick zu, und der Ruheſeſſel ward fortgenommen.

Digitized by Google

Als eines Tages einer seiner Kammerdiener ihm recht den Hof zu machen glaubte, wenn er auf das Kamin für die Bourbonen beleidigende Karrikaturen stellte, warf sie der Kaiser ärgerlich ins Feuer und verbot für alle Zukunft ähnliche Frechheiten.

Gewöhnlich sechs Uhr Morgens ging Napoleon in sein Kabinet, und oft verließ er es vor Nachts nicht wieder. Ungeduld und Lebhaftigkeit sind sonst eben nicht mit pünktlicher Ordnungsliebe sehr verträglich. Der Kaiser, der gewöhnlichen Menschen selten glich, verband mit allem Feuer seines stürmischen Geistes eine Pünktlichkeit in seinen Sachen, die ans Kleinliche grenzte. Er selbst meistens ordnete seine vielen Papiere; Alles hatte seinen Platz. Da lag was das Kriegswesen anging, dort die Budgets und der tägliche Stand der Finanzen und des Schatzes, weiterhin Polizeiberichte, dann daneben geheimer Briefwechsel mit seinen besondern Agenten u. s. w. Alles that er, hatte er es gebraucht, wieder an seine Stelle.

Sein erstes Geschäft war, die über Nacht eingekommenen Briefschaften zu lesen; was ihm merkwürdig war, legte er auf die Seite; das Uebrige flog unter den Tisch, das nannte er sein „Beantwortet.“ — Dann durchging er die Abschriften von den auf der Post geöffneten Briefen und warf sie unmittelbar ins Feuer, als wollte er seinem Gewissen keinen Augenblick lang die Spuren vom verbrecherischen Mißbrauch der Gewalt zeigen, dessen er sich schuldig machte. — Dann durchflog er die neuesten Zeitungen. Manchmal sagte er: „Das ist ein trefflicher Artikel. Von wem ist der?“ Denn er wollte Alles wissen. Bedeutende Artikel machte er für die Zeitungen selbst.

Dann gings ans Arbeiten, und da war er so einzig in seiner Art, wie an der Spitze seiner Heere. Weil er Alles, als Herrscher, selbst kennen, sich in Nichts ganz auf Andre verlassen wollte, kann man leicht denken, auf welche Masse der verschiedensten Dinge sich seine Aufmerksamkeit warf. Ungerechnet die Menge der Berichte von den sämmtlichen Ministerien, kamen täglich ausführliche Berichte vom Herzog von Bassano, dem Kommandanten der ersten Divisien von Paris, dem Polizeipräfekt, dem Generalinspektor der Gendarmerie, dem Generalmajor der Garde, dem Großmarschall des Palastes, den Großbeamten der Krone, den Aides de Camp, den Ordonnanzoffizieren auf Sendung u. s. w. ein, die er las und auf der Stelle beantwortete. Denn es war ihm Grundsatz, nichts auf den andern Tag zu verschieben. Und man glaube nicht, daß er sich begnügte, nur oberflächlich zu mustern. Er las genau jeden Bericht und alle Belege dazu. Oft bemerkte er darin Irrthümer, Lücken, die den Augen der Minister entgangen sein konnten; dann berichtigte er ihre Arbeit, ja, machte sie oft von Anfang bis zu Ende neu, und das vierzehntägige Geschäft eines Ministeriums that er in wenigen Viertelstunden ab.

Er saß selten, sondern diktirte gehend, wiederholte sein gesprochenes Wort nicht gern. Hatte man ihn nicht recht verstanden und fragte, so antwortete er ungeduldig: „Ich habe es gesagt!“ und fuhr fort. Hatte er Gegenstände, seiner würdig, zu behandeln, ward seine Schreibart, sonst gedrängt und körnigt, erhabener, majestätischer, reicher. Fehlte seinem Gedanken das ihn ganz bezeichnende Wort, schuf er wohl selbst das angemessenere. Er soll in seiner

Digitized by Google

Jugend eine Geſchichte Paoli's und des Freiheitskriegs geſchrieben haben. Möchte er auf St. Helena in der Verbannung jetzt die Geſchichte ſeiner Regierung ſchreiben. Sie würde ein Gegenſtück zu Cäſars Kommentarien.

Oft im Diktiren, vom Ungeſtüm hingeriſſen, nahm er ſich nicht Zeit, ſeine Worte, Begriffe und Willensmeinungen zu wägen. In ſolchen Fällen pflegten die Kabinetsſekretäre ihm die Ausfertigung erſt folgenden Tags vorzulegen. Da ward der Aufſatz dann gewöhnlich von ihm ſelbſt gemildert oder zerriſſen. Wie nahm er es übel, wenn man ihn ſo von Uebereilungen abhielt. Wenn er in gewiſſen Umſtänden einen unbeugſamen Willen zeigte, war er in hundert andern Fällen für Gegenvorſtellungen ſehr nachgiebig.

Er ſelbſt ſchrieb ſelten eigenhändig. Mehrſilbige Wörter langeweilten ihn; ungeduldig, ſie zu vollenden, verſtümmelte er ſie. Dieſe Gewohnheit und ſeine ſchlechten, flüchtigen Schriftzüge machten ſeine Hand ganz unleſerlich. Oft aus Sorgloſigkeit oder Zerſtreuung machte er wohl gar Schreibfehler. Er kannte die Rechtſchreibung ſehr gut.

In ſeinen öffentlichen Akten nahm er jetzt bloß das „Empereur des français“ an und ließ die etc. etc. weg; in ſeinen vertrauten Briefen mußte auch am Schluß das gewöhnliche „Ueberdies bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Machtſchutz nehme,“ wegfallen. „Laßt dieſen alten Plunder fort!“ ſagte er; „der iſt für die Könige von Gottes Gnaden recht gut.“ Er wollte jetzt mit und im Geiſt des Volks gehen, denn er fühlte, daß nur darin die Macht der Herrſcher wohne. Darum gab er die Preſſe vollkommen frei. Daß der Censeur européen unterdrückt ward, geſchah, ohne ſein Vorwiſſen, durch Fouché. Er erfuhr es, befahl den Herausgebern ſogleich die konfiszirten Blätter zurückzuſtellen und ihnen freien Umlauf zu geben.

Es kamen nun von allen Seiten die gewöhnlichen Glückwunſchadreſſen ein, in denen die öffentlichen Beamten und Behörden, die kurz zuvor noch dem Himmel und dem König Ludwig ihre Wünſche zur Vertilgung des Korſen, des Anmaßers, des Tirannen offenbart hatten, nun den Kaiſer ihren legitimen Souverain, den Helden, den Befreier nannten. — Sein Zug durch Frankreich nach Paris war mit ſolcher Schnelligkeit geſchehen, daß noch, nach des Königs Abreiſe, viele jener Adreſſen an den König aus entfernten Departements einliefen neben den neuen an den Kaiſer. Baron Chaboulon machte ihn darauf aufmerkſam. Er erwiederte, mitleidig lächelnd: „So ſind die Menſchen!“

Der Kaiſer wollte zwar, daß die königliche Familie Frankreich verlaſſe, auf keinen Fall aber, daß man ſie unanſtändig behandle oder wohl gar verhafte. Er hatte einen Brief des Herzogs von Orleans an den Marſchall Mortier geleſen, worin der Herzog, bei der Abreiſe aus Frankreich, ſeine bisherige Befehlshaberſtelle in Lille dem Marſchall in aller Form und mit edelm Sinn übertrug. „Der da hat immer ein ächtfranzöſiſches Herz gehabt!“ ſagte Napoleon. Er verlangte nachher auch Briefe von der Herzogin von Orleans zu leſen. Chaboulon gab ihm einen derſelben. Napoleon las ihn und ſagte: „Ihre Mutter ſoll mit aller Hochachtung, die ſie verdient, behandelt werden.“ Er befahl, weil die Güter der Herzogin unter Sequeſter lagen,

Digitized by Google

ihr aus dem öffentlichen Schatz jährlich 300,000 Franken Entschädigung zu geben; zugleich bewilligte er der Herzogin von Bourbon eine von 150,000 Franken.

Nur der Herzog und die Herzogin von Angouleme, im Süden Frankreichs befindlich, versuchten einen kurzen, ohnmächtigen Widerstand gegen Napoleon. Man weiß, wie schnell das endete. Der Kaiser bekam die Nachricht von der Abreise der Angoulemes, als er im Begriff war, über die Pariser Nationalgarde das erstemal Heerschau zu halten. Das hatte er immer aufgeschoben, weil er unaufhörlich die Musterung der Linientruppen hatte vornehmen müssen. Man fing schon an, sein Zögern für Furcht zu halten. Wirklich hatten einige von den ehemaligen freiwilligen Grenadieren des Königs Flüche und Drohungen gegen ihn ausgestoßen. Mehr bedurfte es nicht, um am Hofe Besorgnisse zu haben. Der Kaiser lachte dazu; man beschwor ihn, aus Vorsicht einige Bataillons Garden unter die Pariser zu stellen. Ob ers gleich durchaus verwarf, ließ man ihn doch durch zehn, zwölf Grenadiere zu Pferd begleiten, die ihn, ohne sein Wissen, nie aus den Augen verlieren sollten.

So lange er in den Reihen der Nationalgarden Schritt ritt, merkte er seine Begleiter gar nicht. Wie er sich aber in Galopp setzte, und die Grenadiere mitgalopirten, hielt er an. „Was machst du hier? Packe dich, du alter Brummbart!" Den Namen gab er seinen alten Grenadieren gern und sie hörten ihn gern. Der Brummbart aber, der wohl wußte, man sei für das Leben des Kaisers in Furcht, schien nicht Lust zu haben, umzukehren. Da schüttelte ihn Napoleon beim Haar der Grenadiermütze und sagte lachend: „Fort, ihr Alle! ich bin von ächten Franzosen hier umgeben, und bei ihnen so sicher, wie bei euch!" — Das Wort elektrisirte die Menge. „Ja, ja, Sire," schrien sie, „Sie haben Recht. Wir lassen das Leben für Sie!" — Durch seine Vertraulichkeit dreister, verließen die Nationalgarden ihre Glieder, drängten sich um ihn her, drückten ihm die Hände, küßten sie, und bezeugten ihm unter dem anhaltenden Geschrei: „Es lebe die Nation! Es lebe der Kaiser!" ihre Empfindungen.

Napoleon handelte immer nach eigenen Ueberzeugungen, weil er seine Geistesüberlegenheit fühlte. Daher kamen Belehrungen bei ihm selten zur rechten Zeit. Doch hatte er sichs zum Gesetz gemacht, in Staatsangelegenheiten immer seine Räthe und Minister zu hören. Da wurden dann die Gegenstände mit der größten Freimüthigkeit behandelt. Der Kaiser, weit entfernt, sich durch Widerspruch gekränkt zu fühlen, hörte ihn gern und nahm ohne Widerstand die Meinung seiner Gegner an, wenn sie ihm besser als die seinige schien.

Noch von Elba her hatte er Zorn theils gegen einige Glieder der provisorischen Regierung, theils gegen Agenten von der königischen Partei gehegt, die schon vor seiner Thronentsagung an dem Umsturz der kaiserlichen Regierung gearbeitet hatten; dahin gehörten der Prinz von Benevent, der Herzog von Ragusa, der Herzog d'Alberg u. a. m. Im April, zu Paris, diktirte er dem Baron Chabaulon das Dekret in die Feder, vermöge dessen die erwähnten Personen vor Gericht gezogen und ihre Güter in Beschlag genommen werden sollten. Der Baron, sobald das Dekret geschrieben war, mußte es zum Graf Bertrand tragen, der die Gegenunterschrift

Digitized by Google

machen ſollte. Der Marſchall las es, gab es dem Baron zurück und ſagte: „Das unterzeichne ich nie. Nicht das hat uns der Kaiſer verſprochen. Nur ſeine ärgſten Feinde konnten ihm das rathen. Ich werde ihn aber ſelbſt ſprechen. Chabaulon brachte dieſe feſte und muthige Antwort dem Kaiſer Silbe für Silbe. Der Baron mußte wieder zum Marſchall gehen, ihn zu bewegen ſuchen, und wenn er beharrte, ihn zum Kaiſer führen. Bertrand folgte dem Baron auf der Stelle in das Kabinet Napoleons.

„Es wundert mich doch," ſagte der Kaiſer trocken, „daß Sie ſoviel Schwierigkeiten machen. Dieſe Strenge, die ich üben muß, iſt zum Wohl des Staats nöthig."

— Ich glaube nicht, Sire! — antwortete Bertrand.

„Aber ich! und das zu beurtheilen iſt meine Sache. Ich habe Ihnen keine Beiſtimmung, ſondern Ihre Unterſchrift verlangen laſſen, die bloße Formenſache iſt und Sie gar nicht kompromittirt."

— Sire, ein Miniſter, der einen Akt ſeines Souverains mit der Gegenunterſchrift verſieht, iſt moraliſch verantwortlich, und ich glaubte gegen Ew. Majeſtät und vielleicht gegen mich zu fehlen, wenn ich meinen Namen zu Maasregeln der Art ſetzen würde. Will Ew. Majeſtät nach den Geſetzen regieren, ſo haben Sie kein Recht, willkührlich über Leben und Eigenthum Ihrer Unterthanen durch ein bloßes Dekret zu verfügen. Ew. Majeſtät hat durch eine Proklamation allgemeine Verzeihung verkündet; ich unterzeichnete die Proklamation von Herzen; jetzt kann ich keine Widerrufung unterſchreiben.

„Aber Sie wiſſen doch, ich habe immer geſagt, ich werde dem Marmont, Talleyrand und Augereau nimmermehr verzeihen; daß ich nur verſprochen habe, das zu vergeſſen, was ſeit meiner Entſagung auf den Thron geſchehen iſt. Beſſer muß ich doch, als Sie, verſtehen, was ich zu thun habe, um Wort zu halten und die Ruhe des Staats zu ſichern. Ich habe angefangen, bis zur Schwäche Nachſicht zu üben, und die Royaliſten, ſtatt meine Mäßigung zu würdigen, mißbrauchen ſie nur, wiegeln auf, verſchwören ſich, und ich ſoll und will ſie endlich zur Vernunft bringen. Ich will mit meinen Streichen lieber die Verräther, als die Verführten treffen. Uebrigens ſind alle im Dekret genannte Perſonen, nur nicht Augereau, auſſer Frankreich oder ſonſt verſteckt. Ich will ihrer gar nicht habhaft werden; ich will ihnen weniger Leid, als Furcht machen. (Mildern Tons.) Sie ſehen nun wohl, lieber Bertrand, Sie faſſen die Sache falſch auf. Unterzeichnen Sie mir das; es muß ſein."

— Ich kann nicht, Sire. Erlauben Sie, daß ich meine Bemerkungen ſchriftlich einreiche.

„Mit dem Allem geht nur Zeit verloren, mein Lieber. Sie machen ſich hier ganz unnützerweiſe Grillen, ich verſichere Sie. Unterzeichnen Sie, ſage ich; ich bitte Sie, Sie thun mir einen Gefallen."

— Erlauben Sie mir, Sire, zu warten, bis Ew. Majeſtät meine Bemerkungen geleſen haben.

Der Marſchall ging fort. Dieſer Widerſtand beleidigte den Kaiſer gar nicht, ſo wie niemals die Sprache der Ehre und Wahrheit, wenn ſie aus einem reinen Herzen kam. Bertrand

Digitized by Google

gab seine Bemerkungen ein; sie bewirkten keine Aenderung des Entschlusses, sondern nur dem Dekret eine gesetzmäßigere Form. Das auf die Art neu abgefaßte Dekret ward dem Marschall gar nicht vorgelegt und erschien ohne Gegenunterzeichnung. Die Wirkung, nachdem es erschienen war, rechtfertigte die Ansichten des Großmarschalls. Man sah es als ein Werk der Rache und des Despotismus an; als einen ersten Bruch der gegebenen Verheißungen. Das öffentliche Murren hallte bis in den kaiserlichen Palast wieder. Labedoyere sagte in einem Augenblick, da Napoleon eben vorbeiging, laut genug, um gehört zu werden: „Wenn das Reich der Proskriptionen und Sequestrirungen wieder beginnt, ists bald vorbei!“ — Der Kaiser aber, nach seiner Gewohnheit in solchen Fällen, nahm die Miene an, als wäre er mit sich recht wohl zufrieden, und schien sich wegen des Sturmens gar nicht zu beunruhigen.

Verwickelte Verhältnisse. Diplomatische Fechterstreiche.

Diesen Mann unter den Streichen eines finstern Schicksals stürzen zu sehen, ist für den Menschenbeobachter nicht minder lehrreich und anziehend, als ihn zu erblicken, wenn er mit Schlauheit oder Klugheit, Beweglichkeit oder Kühnheit einem stolzen Ziel entgegeneilt, oder wenn er die ganze ausserordentliche Fülle seiner Geisteskraft im Sonnenschein des Glücks auseinanderfaltet. — Er scheint nicht derselbe Mensch zu sein. Wie ein geistvoller Schachspieler, wenn ihm die ersten Züge wider den gleichstarken Gegner geglückt sind, durch die Kraft des Vertrauens gestärkt wird, mit erhöhterm Scharfsinn, mit feinerer Vorberechnung spielt, und kühner durch des Gegners Erschrockenheit, vermessener durch dessen Verwirrung, keck mit einer augenblicklichen Gefahr kändelt, im rechten Augenblick zaudert, im rechten Augenblick wagt, blendet, überwältigt, zerstört, unüberwindlich scheint und es wirklich durch das freudigere, erhöhtere Leben seiner Seelenkräfte ist; — wie eben dieser, wenn ein übler Zufall plötzlich im Innern seines Spielplans Zerrüttung bringt, und er, im Siegerzug begriffen, sich nirgends gedeckt, überall bloßgestellt sieht, betäubt, verlegen wird, kann, der innern Zuversicht beraubt, Gefahr ahnet, wo keine ist, und wo sie ist, keine bemerkt, wie geblendet irre Züge thut, schlechter spielt, als ers vermöchte, und früher, als er sollte, „Schach“ und „Matt“ aus dem Munde des Gegners hören muß, — so Napoleon. — Das Herrscherleben war für ihn Schachspiel.

Allerdings, sein Flug vom Golf Juan zu den Tuilerien war Triumphflug gewesen. Allerdings, nicht das Heer nur, das ganze französische Volk empfing ihn mit Entzücken, mit großen Erwartungen. Denn die Handlungsweise der Bourbonen war zu wenig dem Tone und der Denkart der Nation, den hellern, freiern Begriffen des Jahrhunderts zusagend gewesen. Aber Napoleon fand die Nation nicht mehr, deren er sich einst, gleichsam wie willenloser Schachfiguren, zum großen Spiel bedienen konnte. Die Franzosen wollten Frieden und Freiheit. Sie haßten nicht minder die Bastillen, lettres de cachet, privilegirten Kassen, die geistlichen Hoheiten, die adelichen Anmaßungen der ehemaligen Bourbonenzeit, als den Napoleonischen

Digitized by Google

Militärdespotismus. Sie wollten Frieden, gesetzliche Ordnung, Freiheit. Dies erwarteten, dies forderten sie vom zurückkehrenden Kaiser. Er hörte diese ungewohnte Sprache; er mußte sie hören, mußte seinen Eigenwillen zum Opfer bringen, um des kaum bestiegenen Thrones sicher zu bleiben, der ihm eben so leicht von dem bewegten Volke, als von den fremden Mächten genommen werden konnte.

Er horchte die Stimmung der Nation, er horchte die Stimmung der fremden Mächte aus, um seine Maasregeln zu nehmen. Beide waren ihm gleich unbefriedigend und seinem Sinne widerspenstig. In der Nation fand er wohl noch die alte Bewunderung, seine blinden Vergötterer, aber auch unter Adel und Geistlichkeit Gönner der Bourbonen, diese Gönner selbst unter seinen berühmtesten Waffengefährten, welche nun die Früchte ihres Ruhms und Glücks in Gemächlichkeit genießen wollten, in einer Gemächlichkeit, die sie eher unter den Bourbonen, als unter dem regsamen Napoleon zu erhalten hofften. Er fand noch eine größere Menge von solchen Männern, die gleichgültig, ob ein Bourbon oder Napoleon an der Spitze stände, nur das Vaterland anfahen, nur eine festgeordnete, gesetzliche Freiheit unter dem Zepter eines beschränkten Monarchen begehrten. Er fand sogar Viele, die, abgeschreckt durch Napoleonische und Bourbonische Regierungsart, von keinem Könige oder Kaiser mehr Gutes hofften, sondern republikanische Verwaltung wünschten.

Hier allem Hader vorzubeugen, die Nation mit sich eins zu machen, hatte er eine neue, freiere, festere Staatsverfassung verheißen, welche für die Nation eine unzerstörbare Bürgschaft der bürgerlichen Freiheit in sich tragen sollte. Er hatte verheißen, diese Verfassung der freien Berathung aller Abgeordneten der Nation vorzulegen. — Statt dessen fühlte er sich, durch Kürze der Zeit, durch den Drang der Ereignisse, genöthigt, einstweilen die alten Konstitutionen bestehen zu lassen und sie nur mit Zusatzartikeln zu bereichern, welche die versprochene Bürgschaft enthielten. Zudem war er, vermöge jener alten Konstitutionen des Reichs, Herr der Krone von Frankreich geworden, und die Aufhebung jener Konstitutionen, Schöpfung einer neuen Verfassung gab den Schein, als finge er seine Regierung neu an. Aber das wollte er nicht. „O der menschlichen Schwachheit!“ ruft selbst Chaboulon aus; „Napoleon, der so gern Ludwigs XVIII als eines Königs von Hartwell spottete, wenn derselbe seine Regierungsjahre aus Zeiten zählte, da er nichts zu regieren hatte, war selbst geneigt, sich glauben zu machen, daß seine eigene Regierung durch den Aufenthalt in Elba nicht unterbrochen gewesen sei!“

Daß statt der verheißenen neuen Staatsverfassung nur Zusatzartikel zu den alten kaiserlichen Konstitutionen erschienen, mißfiel allgemein; schwächte die Zuversicht der Nation. Man hatte eine Verfassung auf der Grundlage bürgerlicher Rechtsgleichheit erwartet, so hatte sie Napoleon versprochen, und nun erschien sogar im vollen Widerspruch dagegen die Wiederaufstellung einer Pairskammer, die von den Bourbonen aus England mitgebracht worden war. — Da fiel der Geist der Nation von Napoleon ab. — Statt der verheißenen, offenen Berathung der

Digitized by Google

Verfaſſung ward nun ſogleich zur Annahme-Erklärung der Zuſätze geſchritten, und die unter Anregung hoher Erwartungen berufene Verſammlung aller Deputirten auf dem ſogenannten Maifelde ward zur gemeinen, faden, kalten Zeremonie. Napoleon war unausbleiblich verloren, denn die Nation gehörte ihm ſchon jetzt nicht mehr. Das wußte er nicht; das glaubte er nicht; das wußten und glaubten noch ſogar die wenigſten Franzoſen, weil, was einzeln in jeder Bruſt vorging, noch keinen Anlaß zur allgemeinen Offenbarung gefunden hatte. So können mancher Fürſt und manches Volk längſt ſchon von einander abgeſchieden ſein und noch ſcheinbar beiſammen leben, während ſie nur in den mürben, lockern Bändern des Hergebrachten zuſammenhängen, bis ſie ein Stoß trennt. Napoleon hatte Frankreich aus demſelben Grunde verloren, wie es die Bourbonen verloren hatten; weil das Volk die ewigen Geſetze des geſunden Menſchenverſtandes, die ewigen Gebote des Menſchenrechts, die ewige Würde des Menſchenthums höher, als den alten Kram widernatürlicher Satzungen und Kaſten, Privilegien, Unterſchiede der Geburt, Willkühren u. ſ. w. achtete; weil Napoleon und die Bourbonen hofften, die Nation müſſe ſich nach ihnen bequemen, mit ihnen zuſammenwachſen, ſtatt daß die Einzelnen leichter ſich in den Geiſt der Millionen fügen und demſelben zuwachſen können. Aber die da herrſchen, täuſchen ſich immer nur gar zu leicht, weil ſie gar zu leicht bloße Macht mit dem Recht verwechſeln, bloße äuſſere Würde für innere, und die Gaben des Glücks für Wirkungen eigener Klugheit halten.

Der Kaiſer fühlte das Fremdartige wohl, das ihm überall entgegentrat, aber er ſchmeichelte ſich theils, daß dies nur vorübergehende Wirkung der aufeinander gefolgten Thronveränderungen ſei, theils daß ſein Glück, ſein Name zuletzt Alles entſcheiden würde. „Wir haben dereinſt Zeit genug zu langen Diskuſſionen, aber nur jetzt nicht,“ ſagte er: „ſoll Frankreich gerettet werden, müſſen wir nicht Ueberlegungen, ſondern Thaten haben; nicht lange Erörterungen, ſondern Siege!“ — Er fühlte, daß er fähig ſei, Frankreich wieder zur vollen Eigenthümlichkeit herzuſtellen, aber nur er mußte die Macht haben, ſein Wille mußte als der einzige gelten. Die Nation zu nehmen, und zu begeiſtern und anzuwenden, wie ſie jetzt war, das wußte er nicht, und wenn er es erkannte, wollte er nicht. Das hatte er in Gewohnheit langer Alleingewalt verlernt.

Inzwiſchen hoffte er für ſich und die Nation das Beſte und mit der Zeit Alles leiſten zu können, wenn er nur erſt Sicherheit von Auſſen, das heißt, Anerkennung und Frieden von auswärtigen Mächten erhalten hätte. Allein dazu waren die Ausſichten dunkel. Schon war die Erklärung des Wiener Kongreſſes vom 13. März 1815 erſchienen, in welcher die verbündeten Mächte Europens ihren feſten Willen ausgeſprochen hatten, den Pariſer Vertrag vom 30. März 1814 gegen Napoleon Bonaparte aufrecht zu halten, den ſie nur als einen Feind und Friedensſtörer der Welt bezeichneten.

Der Kaiſer ſuchte umſonſt, während er ſich mit gewohnter Thätigkeit zu kriegeriſcher Vertheidigung rüſtete, noch den Weg der Unterhandlungen einzuſchlagen. Da ihm jeder Weg

verſperrt ward, zeigte ſich ihm durch Zufall einer, der, wenn auch nicht wegen des Erfolgs, doch wegen der ſeltſamen Art erwähnt zu werden verdient, mit der er entdeckt und benutzt ward.

Unter allen Miniſtern Napoleons war keiner, dem er, man möchte ſagen, blinder vertraute, und der hinwieder ihm feierlichere Verſicherungen der Ergebenheit geweiht hatte, als Fouché, Herzog von Otranto. Der Kaiſer erſtaunte daher nicht wenig, als er vom Herzog von Vicenza erfuhr, es ſei ein geheimer Agent des Hrn. von Metternich aus Wien in Paris angekommen, der mit Fouché Verkehr zu haben ſcheine. Der Agent ward verhaftet und erklärte, Hr. v. Metternich habe ihm einen Brief an Fouché mitgegeben, ein Baron Hr. v Werner, diplomatiſcher Agent, werde den erſten Mai in Baſel eintreffen, um Fouché's Antwort zu empfangen; eine Art Bordereau ſollte als Erkennungszeichen zwiſchen Hrn. Werner und demjenigen dienen, den Fouché ſenden würde. Das Bordereau war ebenfalls ſchon in Fouché's Händen, aber der Verhaftete mußte es aus dem Gedächtniß niederzeichnen. Der Kaiſer, um hinter die geheimen Umtriebe des Herzogs von Otranto zu kommen, ſchickte zur beſtimmten Zeit den Baron von Chabaulon nach Baſel, als wäre er Fouché's Mann, und verhinderte heimlich die Abſendung des wirklichen Agenten von Fouché.

Chabaulon fand Hrn. v. Werner zu Baſel im Gaſthof zu den drei Königen, ſah deſſen Bordereau, zeigte ihm das ſeinige, doch etwas aus der Ferne, und der Verkehr leitete ſich ſogleich ein. Chabaulon, der nicht wußte, wie weit Fouché ſchon mit dem Hrn. v. Metternich eingetreten war, und doch aushorchen wollte, benahm ſich mit vieler Gewandtheit. Er ſah bald, die Frage ſei zu behandeln, wie man am ſchnellſten Bonaparte's loswerden und die Bourbonen wieder nach Frankreich zurückrufen könne. In Wien hoffte man, Hr. Fouché würde am leichteſten in Paris ſelbſt das Mittel finden, Frankreich zu befreien, ohne daß ein neuer Krieg und neues Elend der Völker nöthig würde. „Das wäre doch nur möglich auf zwei Wegen,“ ſagte Chabaulon lauernd: „entweder durch Meuchelmord gegen Napoleon, oder . . .“

— Meuchelmord! — ſchrie Hr. v. Werner mit Abſcheu — Nein, ein ſolcher Gedanke kam nie in die Seele des Hrn. v. Metternich!

„Oder Frankreich gegen Bonaparte aufzuwiegeln,“ fuhr Chabaulon fort, zufrieden, daß er wußte, es ſei nicht auf des Kaiſers Leben gemünzt. Und nun benutzte er dieſen Anlaß, um der Unterhandlung eine für Napoleon günſtige Wendung zu geben, indem er zeigte, wie verhaßt ſich die Bourbonen gemacht, wie theuer Napoleon den Franzoſen geworden, wie vergebens man ſtreben werde, die Franzoſen zur freiwilligen Wiederaufnahme der Bourbonen zu bewegen. Nun kamen nach einander, weil Werner verſicherte, die verbündeten Mächte hingen nicht ſo ſehr an den Bourbonen, als an dem Zweck, Napoleon dürfe nicht Inhaber des franzöſiſchen Thrones ſein, der Herzog von Orleans, der Sohn Napoleons unter Regentſchaft des Prinzen Eugen in Vorſchlag. Man beſchloß, ſich über das Weitere bei den Sendern zu erkundigen und binnen acht Tagen wieder in Baſel zuſammenzutreffen.

Unterdeſſen war dem Herzog von Otranto vermuthlich bange geworden, Napoleon könne

Digitized by Google

von seinem geheimen Verkehr mit Metternich erfahren; er hatte also dem Kaiser Alles bis auf die kleinsten Umstände darüber, selbst mitgetheilt, doch Alles, als wäre es Einleitung, zum Besten Napoleons Unterhandlungen mit Oesterreich anzuspinnen. Der Kaiser, nun wieder von der redlichen Absicht seines Staatsdieners überzeugt, machte ihm auch kein Geheimniß mehr aus der Absendung des Baron Chaboulon.

Sobald dieser von Basel zurückgekommen war, berichtete er dem Kaiser über Alles. „Ich dachte es mir leicht, daß Hr. v. Metternich keine Anschläge gegen mein Leben gehabt habe," sagte Napoleon; „er liebt mich nicht, allein er ist ein Mann von Ehre. Wenn Oesterreich wollte, Alles ließe sich ohne Mühe abthun; aber es hat eine immer erst abwartende Politik, die Alles verdirbt; es hat nie einen eigenen Entschluß fassen können. Der österreichische Kaiser ist übel berathen; er kennt Alexandern nicht; er weiß nicht, wie schlau und ehrgeizig zugleich die Russen sind. Würden die einmal Meister, wäre ganz Deutschland umgekehrt. Alexander ließe den guten Franz und alle kleine Könige, denen ich Kronen gegeben habe, „Kämmerchen-Vermiethen" spielen. Wenn ich nicht mehr bin, werden es die Russen dahin bringen, Herren der Welt zu sein. Europa wird erst begreifen, was ich taugte, wenn man mich zu Grunde gerichtet hat. Es war Niemand stark genug, als ich, um England zu zähmen und Rußland in Schranken zu halten. Ich will ihnen die Mühe ersparen, sich zu bedenken, wohin sie mich thun wollen. Wenn sie dürften, würden sie mich in einen eisernen Käfich sperren und mich, wie ein wildes Thier, ihren Pflastertretern zeigen. Aber sie sollen mich nicht bekommen. Sie sollen erfahren, daß der Löwe noch lebt und sich nicht anketten läßt. Sie kennen meine Stärke nicht! Wollte ich morgen die rothe Jakobinerkappe aufsetzen, sie wären allesammt verloren. Haben Sie durch Hrn. Werner Nachrichten von der Kaiserin und meinem Sohn gehabt?"

— Ja, Sire; er sagte mir, die Kaiserin befände sich wohl, und der junge Prinz sei äusserst liebenswürdig.

„Haben Sie," rief der Kaiser mit Heftigkeit, „haben Sie sich nicht beklagt, daß man in Rücksicht auf mich, das Recht der Völker, nein, die ersten Gesetze der Natur verletze? Haben Sie gesagt, wie grausam es sei, das Weib seinem Manne, den Sohn seinem Vater zu entziehen; daß eine Handlung der Art durchaus aller gesitteten Völker unwürdig sei?"

— Sire, — erwiederte Chaboulon — ich war nur Abgesandter des Hrn. Fouché.

Chaboulon selbst mußte nun dem Herzog von Otranto seine ganze Verhandlung mit Hrn. v. Werner erzählen und Instruktionen von ihm für die nächste Zusammenkunft in Basel begehren. Chaboulon bemerkte bald, ungeachtet der Verstellungskunst des Herzogs, daß dieser beiweitem so rein nicht sei, als der Kaiser wähnte; sagte ihm daher, damit er ihm nicht zuvorkomme, nicht den wahren Zeitpunkt der Zusammenkunft, sondern nannte ihm dazu den 1. Juni. Erst im Augenblick der Abreise nach Basel verlangte er, zur großen Ueberraschung Fouché's,

Digitized by Google

Inſtruktion von demſelben und empfing zwei Briefe an den Hrn. v. Metternich. Der Kaiſer las dieſe, fand ſie unverdächtig und Chaboulon reiſete ab.

Werner war ſchon in Baſel und eröffnete: daß die verbündeten Souveräne von ihren Beſchlüſſen gegen Napoleon nicht abſtehen würden, aber daß ſie Verzicht darauf thäten, die Bourbonen auf den Thron zurückzuführen, und einwilligen wollten, ihn dem jungen Prinzen Napoleon zu bewilligen. — Darüber neue Unterhandlungen. Chaboulon ſuchte für Napoleons Beibehaltung zu ſtimmen. Man verabredete wieder einen Tag der Zuſammenkunft. Napoleon faßte einige Hoffnungen; aber bald ſpürte er ſelbſt, daß Fouché treulos gegen ihn ſei. Als ſich Chaboulon zum drittenmal nach Baſel begeben wollte, ſagte der Kaiſer zu ihm: „Gehen Sie; aber Fouché hat ohne Zweifel den Hrn. v. Metternich ſchon benachrichtigt, und wahrſcheinlich, daß ſein Agent gar nicht mehr erſcheint.“ — Der Kaiſer hatte Recht. Chaboulon kam zur beſtimmten Zeit in Baſel an, aber Hr. v. Werner ließ ſich nicht mehr ſehen.

Niederlage, Sturz und Thronentſagung.

Es blieb nichts übrig; das Kriegsglück mußte entſcheiden. Es entſchied. Die Tapferkeit der Franzoſen war fruchtlos; der Deutſchen, Engländer und Ruſſen Tapferkeit ſiegte. Die Heere Napoleons wurden zerſchmettert in jenen blutigen Schlachten. Lange wußten ſelbſt die Beſiegten nicht, was aus dem Kaiſer geworden ſei.

Chaboulon und der Herzog von Baſſano, unter den weit umher zerſprengten Flüchtigen, vernahmen, Napoleon habe ſich nach Philippeville gerettet. Sie fanden ihn auch da. Als Napoleon den Baron erblickte, ſtreckte er ihm traurig und ſtumm die Hand entgegen, indem eine Thräne aus ſeinen Augen fiel. Er diktirte ihm ſogleich Befehle an verſchiedene Generale, ſich in Eilmärſchen nach dem neubefeſtigten Paris zu begeben, und zwei Briefe an den Prinzen Joſeph. „Noch iſt nicht Alles verloren,“ ſagte er unter andern in einem derſelben; „ziehe ich alle meine Streitkräfte zuſammen, bleiben mir, denke ich, noch 150,000 Mann. Die Foderirten und Nationalgarden haben Muth und liefern mir 100,000; die Depotbataillons 50,000. Ich hätte alſo doch dem Feind 300,000 Mann entgegenzuſtellen. Ich laſſe die Artillerie mit Luxuspferden beſpannen; will 100,000 Konſkribirte ausheben und ſie mit den Gewehren der Royaliſten und der übeldenkenden Nationalgarden bewaffnen. Ich will Dauphiné, das Lyoniſche, Burgund, Lothringen und die Champagne in Maſſe aufbieten. Ich will den Feind ermüden. Aber man muß mich kräftig unterſtützen, mich nicht noch mehr verwirren.“

Es zeigten ſich ſchon in der Gegend von Philippeville und Martenburg feindliche Schwarmhaufen. Man rüſtete eilig eine elende Poſtchaiſe mit ein paar Bänken und Stroh zur Abreiſe für den Kaiſer; da kamen ein paar dem Marſchall Soult gehörige Wagen in das Städtchen hinein. Man nahm dieſe und fuhr davon. Zwei- bis dreihundert Flüchtlinge, die man aufſammelte, Soldaten von allerlei Uniformen, mußten Napoleons Eskorte ſein. So ungefähr entrann einſt Karl XII nach der Schlacht von Pultawa den Händen ſeiner Sieger. In Rocroy

hielt der Kaiſer an, um etwas Nahrung zu nehmen. Während man hier noch ſaß und berieth, kam Nachricht, die Feinde wären nur noch vier bis fünf Stunden weit. Man meldete es dem Marſchall Bertrand. Nur mit Mühe konnte man den Kaiſer, der im Geſpräch mit dem Herzog von Baſſano war, bewegen, ſich zu entfernen.

Zu Laon ſtieg er vor der Stadt aus. Man wußte hier ſchon von der Niederlage. Eine Abtheilung der Nationalgarde kam dem Kaiſer entgegen. „Unſre Kinder, unſre Brüder ſind in den feſten Plätzen," ſagte der befehlhabende Offizier, „aber, Sire, verfügen Sie über uns, wir wollen fröhlich für Sie ſterben!" Der Kaiſer dankte mit Herzlichkeit. Einige Bauern ſtanden um den Zug her und ſtierten ihn an. Sie ſchrien mehrmals: „Es lebe der Kaiſer!" aber dieſes Rufen war zum Uebelmachen. Im Glück gefällt es wohl, aber nach einer verlornen Schlacht zerreißt es das Herz.

Bald nach dieſem kamen ungefähr dreitauſend Mann Fußvolk und Reiterei an, die der Marſchall Soult, Prinz Hieronimus und andere Generale hatten zuſammenbringen können. „Jetzt bleibe ich in Laon," ſagte der Kaiſer, „bis ich den Reſt der Armee vereinigt habe. Ich habe Befehl gegeben, alle vereinzelte Soldaten auf Laon und Rheims zu ſchicken; Gendarmerie und Nationalgarden ſind aus, die Flüchtlinge zuſammenzuleſen. Damit halte ich den Feind ſo lange auf, daß General Grouchy Zeit gewinnt, heranzukommen, und die Nation Zeit, ſich vom Schreck zu erholen." — Nur mit den triftigſten Vorſtellungen redete man dem Kaiſer den verwegenen Vorſatz aus. „Nun denn," ſagte er, „weil ihr glaubt, es müſſe ſein, will ich zwar nach Paris gehen; aber mein wahrer Platz iſt hier." Er diktirte darauf dem Herzog von Baſſano und dem Baron Chaboulon einige Befehle und vollendete das Bulletin über die verlorne Schlacht. Er las es den bei ihm befindlichen Perſonen und Offizieren vor. „Da iſt," ſagte er, „das Bulletin von Mont St. Jean. Habe ich etwas Weſentliches darin vergeſſen, ſo mahnen Sie mich daran. Ich will nichts verhehlen. Die Nation muß, wie nach den Vorgängen von Moskwa, die reine Wahrheit kennen."

Der Kaiſer begab ſich nach Paris und ſtieg im Palaſt Elyſee ab. Der Herzog von Vicenza, ſein ſtrenger Beurtheiler in guten, ſein Freund in böſen Tagen, empfing ihn. Napoleon ſchien der Ermattung und dem Schmerz zu erliegen. Seine Bruſt litt, ſein Odem war beengt. Nach einem tiefen Seufzer ſagte er zum Herzog: „Die Armee hatte Wunder gethan, aber ein paniſches Schrecken ergriff ſie, alles war verloren — — Ney hat ſich wie ein Narr benommen; hat meine Reiterei niedermetzeln laſſen — — Ich kann nicht mehr — — ich muß ein paar Stunden Ruhe haben (indem er die Hand aufs Herz legte) es erſtickt mich da."

Er befahl ein Bad zu bereiten und ſagte dann nach einigen Augenblicken Schweigens: „Meine Abſicht iſt, beide Kammern in eine kaiſerliche Sitzung zu vereinigen. Ich werde ihnen die Unfälle des Heeres ſchildern, Mittel fordern, das Vaterland zu vertheidigen und dann abreiſen."

„Sire," erwiederte der Herzog von Vicenza, „man hat ſchon Wind von dem Unglück. Die Gemüther ſind ſehr beſtürzt; die Stimmung der Deputirten iſt feindſinniger, als je, gegen

Digitized by Google

Sie; und weil Ew. Majeſtät mich anzuhören geruht, muß ich Ihnen ſagen, daß zu beſorgen ſteht, die Kammer entſpreche Ihrem Antrage gar nicht. Es thut mir leid, Sire, Sie in Paris zu ſehen. Es wäre beſſer geweſen, Sie hätten ſich von der Armee nicht getrennt, denn die macht Ihre Stärke und Sicherheit aus."

„Aber ich habe keine Armee mehr!" verſetzte der Kaiſer: „nur Flüchtlinge noch. Ich werde endlich wohl Mannſchaft finden, aber womit ſie denn bewaffnen? Ich habe keine Gewehre. Indeſſen nur Eintracht, und es läßt ſich Allem helfen. Ich hoffe, die Deputirten laſſen mich nicht im Stich; ſie fühlen, welche Verantwortlichkeit ſie auf ſich nehmen; Sie beurtheilen ſie, glaube ich, falſch; die Mehrheit iſt gut, iſt franzöſiſch. Ich habe nur den Lafayette, Lanjuinais, Flaugergue und einige andere gegen mich. Sie mögen mich nicht; ich weiß es wohl. Sie möchten für ſich ſelbſt arbeiten — — ich laſſe ſie nicht ſchalten. Meine Gegenwart wird ſie in Schranken halten."

Die Ankunft der Prinzen Joſeph und Luzian unterbrach das Geſpräch. Sie beſtätigten aber vollkommen die Meinung des Herzogs von Vicenza. Während Napoleon im Bade war, kamen die Großen des Staats und die Miniſter ſchaarenweiſe ins Elyſee, beſtürmten die kaiſerlichen Aides de Camp mit Fragen über die verlorene Schlacht und erfuhren nun alle Umſtände der ungeheuern Niederlage. Da ſagte man ganz laut: Der Kaiſer iſt verloren! und ganz leiſe: Es bleibt zur Rettung des Landes nichts übrig, er muß abdanken.

Der Kaiſer kam geſtärkt aus dem Bade, verſammelte ſeinen Rath, ließ das Bulletin vorleſen und ſetzte hinzu: „Der Feind iſt in Frankreich. Soll ich das Vaterland retten, muß ich mit einer Diktatur für einige Zeit bekleidet ſein. Ich könnte ſie mir ſelbſt nehmen; aber es iſt nationaler und vortheilhafter, die Kammern geben ſie mir. Die Miniſter ſchlugen die Augen nieder und antworteten nicht. Einzeln befragt, gaben ſie einander widerſprechende Meinungen.

Indem kam von der Kammer der Repräſentanten eine Sendung an, die den Beſchluß überbrachte: die Kammer erkläre ſich permanent; jeder Verſuch, ſie aufzulöſen, ſolle auf der Stelle als Hochverrath beurtheilt werden; die Miniſter des Kriegsweſens, der auswärtigen und innern Angelegenheiten ſeien eingeladen, ſich auf der Stelle in der Verſammlung einzufinden. — Jeder Artikel des Beſchluſſes war ein Angriff gegen die Verfaſſung des Staats und die ſouveraine Hoheit. — „Dachte ichs doch," ſagte der Kaiſer verdroſſen, „ich hätte die Leute ſchon vor meiner Abreiſe beurlauben ſollen. Es iſt vorbei; die bringen Frankreich ins Verderben. Gut, und wenns ſein muß, danke ich ab." — Dies letztere, unbedachtſam hingeſprochene Wort ward ſogleich den Feinden Napoleons hinterbracht, verbreitet und mehrte die Kühnheit aller Gegner des Kaiſers.

Man kennt den Gang, welchen die Sachen nun in den Kammern nahmen. Prinz Luzian, der ſich ſelbſt dahin begeben hatte, verhehlte, als er zurückkam, dem Kaiſer nicht, daß ſich die Kammer viel zu ſtark gegen ihn ausgeſprochen habe, um daran zu denken, ſie auf andern Sinn

Digitized by Google

zu bringen. Der Kaiser müsse sich entweder entschliessen, die Kammer ohne Verzug aufzulösen, oder seine Krone niederzulegen.

Nach manchem Hin- und Herreden sagte Napoleon, wie einst der Herzog von Guise: „Sie unterstehen sichs nicht.“ Inzwischen bemerkte man doch wohl, daß die Kammer auf ihn Eindruck mache, daß er seine Thronentsagung als unvermeidlich betrachte, und daß er nur suche, den Zeitpunkt der Katastrophe soweit als möglich zurückzuschieben, in der Hoffnung, es könne noch ein günstiges Ereigniß dazwischentreten.

Die Nachrichten vom Anzuge der Feinde vermehrten sich. Die Kammer der Repräsentanten ward stürmischer, drohte mit Entsetzung des Kaisers. Regnault de St. Jean d'Angely, sein Minister, der selbst von den Verhandlungen der Repräsentanten Zeuge gewesen war, hinterbrachte dem Kaiser Alles treu. Dieser aber, nicht gewohnt, sich vorschreiben zu lassen, ward zornig und sagte: „Weil es so ist, lege ich die Krone nicht nieder. Die Kammer besteht aus Jakobinern, Querköpfen und Ehrsüchtigen, die nur Unordnung und Stellen wollen. Ich hätte sie der Nation denunziren, sie fortjagen sollen; aber der verlorne Augenblick läßt sich wohl ersetzen“ ....

Er war in stürmischer Bewegung. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und stieß abgerissene Worte aus, die man unmöglich verstehen konnte. „Sire,“ sagte Regnault endlich zu ihm: „suchen Sie nicht, ich beschwöre Sie, länger gegen die Gewalt der Umstände zu streben. Lassen Sie der Kammer, der Nation nicht das Recht, Ihnen vorzuwerfen, Sie hätten verhindert, Friede zu schliessen. Sie haben sich im J. 1814 für das Wohl Aller geopfert, erneuern Sie heute das große, das edelmüthige Opfer.“

Düster erwiederte der Kaiser: „Wir wollen sehen. Ich war nie gesinnet, die Thronentsagung zu verweigern. Ich war Soldat; ich will es wieder werden; aber ich will, man soll mich in Ruhe nachdenken lassen, was für Frankreichs und meines Sohnes Interesse gut sei. Sagen Sie das der Kammer.“

Die Kammer, nach heftigen Berathungen, gestattete dem Kaiser nur eine Stunde Zeit, seine Erklärung zu geben. Nun bestürmten die Umgebungen Napoleons ihn von neuem; auch die Prinzen Luzian und Joseph thaten es. „Nun denn,“ sagte Napoleon zum Herzog von Otranto mit ironischem Lächeln: „melden Sie den Herren, sie möchten sich nur still halten, es soll geschehen.“ — Darauf diktirte er dem Prinzen Luzian die bekannte „Erklärung an das französische Volk“ vom 22. Juni 1815, worin er sagt: „Mein politisches Leben ist zu Ende; ich proklamire meinen Sohn Napoleon II zum Kaiser der Franzosen.“

Bald darauf empfing er von den Kammern Deputationen, ihm für das dargebrachte Opfer zu danken. Er antwortete ihnen mit solcher Würde und Fassung, daß Alle bewegt wurden. Hr. Lanjuinais selbst, an der Spitze der Deputation, konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Allein die Kammern trauten nicht, so lange Napoleon in der Nähe von Paris war. Sie wußten die Anhänglichkeit des Heeres an ihn, das Lebehoch-Geschrei der Föderirten und der

Digitized by Google

Bürger aller Art, die ſich täglich unter den Mauern ſeines Palaſtes verſammelten, und fürchteten, er könne leicht auf den Gedanken gerathen, noch einmal einen achtzehnten Brumaire zu verſuchen. Man trachtete ihn und die bei ihm waren, mit Gerüchten zu ſchrecken, als könne der Palaſt plötzlich einmal vom Pöbel geſtürmt werden. Deswegen aber ſchlief man im Elyſee ganz unbekümmert, wie leicht es auch geweſen wäre, den Kaiſer zu entführen oder umzubringen Denn ſein Palaſt, der zehn Tage zuvor noch mit Höflingen und Ehrgeizigen zum Uebermaas angefüllt war, ſtand jetzt wie eine Einöde da. Seine Garde war auf ein Paar alter Grenadiere beſchränkt, und eine einzige Schildwacht, kaum in Uniform, ſtand vor der Pforte deſſelben Napoleon, der einſt, ein König der Könige, unter ſeinen Fahnen Millionen Krieger zählte.

Napoleon fühlte jedoch ſelbſt, daß ſeine Gegenwart zu Paris und in einem kaiſerlichen Palaſt, den Verbündeten Zweifel gegen die Aufrichtigkeit ſeiner Thronentſagung verurſachen und der Herſtellung des Friedens ſchaden könne. Er reiſete alſo den 25. Juni Mittags nach Malmaiſon, wo ihn die Prinzeſſin Hortenſia empfing.

Aufenthalt in Malmaiſon.

Auch hier empfing er noch Beſuche derer, die ihn wegen des Opfers ſeiner Perſon beglückwünſchten und dankten. Zu einem derſelben ſagte er: „Die Verbündeten haben zuviel Intereſſe, euch, ſtatt meines Sohnes, die Bourbonen zu geben. Mein Sohn wird über Frankreich herrſchen; aber ſeine Stunde iſt noch nicht gekommen. Die Inſtruktion, die man den Bevollmächtigten ins feindliche Lager mitgab, iſt, ſagt man, zu Gunſten meines Stammes. Wenn das wahr iſt, hätte man ganz andre Leute wählen ſollen. Lafayette, Sebaſtiani, Pontécoulant, Benjamin Conſtant haben gegen mich Verſchwörung getrieben, ſind meine Feinde; und die Feinde des Vaters werden nie Freunde des Sohnes ſein. Uebrigens ſind die Kammern viel zu unkräftig, um unabhängigen Willen zu haben. Sie gehorchen dem Fouché. Hätten ſie mir das Alles gewährt, was ſie dem an den Kopf werfen, ich würde Frankreich ohne anders gerettet haben. Meine Gegenwart allein, an der Spitze eines Heeres, hätte mehr als all' ihr Unterhandeln bewirkt. Ich hätte meinen Sohn zum Preis meiner Abdankung erhalten; jetzt bekommt ihr ihn nicht. Fouché iſt nicht redlichen Sinnes. Er iſt dem Herzog von Orleans verkauft. Er prellt die Kammern; die Verbündeten prellen ihn und ihr bekommt Ludwig XVIII wieder. Fouché meint, er könne Alles nach Herzensluſt leiten. Er betrügt ſich. Er wird ſchon ſehen, daß es einer ganz andern Hand, als der ſeinigen, bedarf, um die Zügel einer Nation zu halten, zumal wenn der Feind im Lande ſteht . . . Die Kammer der Pairs hat ihre Schuldigkeit nicht gethan. Sie führte ſich auf wie ein beregnetes Huhn. Sie ließ meinen Bruder Luzian beſchimpfen und meinen Sohn entthronen. Hätte ſie Stand gehalten, ſie würde die Armee für ſich gehabt haben; meine Generale hätten ſie ihr gegeben. Ihre Tagsordnung war Frankreichs

Digitized by Google

Verderben und gab euch an die Bourbonen zurück. Ich allein könnte noch Alles wieder gut machen, aber eure Leiter und Meister geben es nicht zu: lieber lassen sie sich vom Abgrunde verschlingen, als daß sie sich mit mir vereinigen, um ihn zu schliessen."

Napoleon hatte schon seit dem Tage, da er der Krone entsagte, daran gedacht, ins Ausland zu gehen und dort irgend eine Zufluchtstätte zu suchen. Es war die Frage, ob nach England, — denn, zwar feind dem politischen System der britischen Regierung, ehrte er doch das britische Volk — oder nach Nordamerika. Er berieth sich darüber lange mit den Herzogen von Bassano und Vicenza. Ersterer war nicht für England.

Mehrere in Paris befindliche Amerikaner schrieben und empfahlen ihm aus eigener Bewegung ihre Dienste und versicherten im Namen ihrer Mitbürger, er würde in Washington mit aller Hochachtung und Bewunderung aufgenommen werden, die ihm gebührte. Napoleon schlug die Anerbietungen aus. Er fing an, für besser zu halten, den französischen Boden nicht eher zu verlassen, falls man es nicht ausdrücklich verlangen würde, bis Frankreich ganz ausser Gefahr sein würde.

Indessen ließ ihm die Regierung wirklich wissen, daß es gut wäre, wenn er wegen seiner Entfernung aus Frankreich einen Entschluß fassen möchte. Der Kaiser erklärte darauf, er wolle sich mit seiner Familie nach Amerika begeben, sobald ihm zwei Fregatten zur Verfügung angewiesen wären. Der Seeminister ward sogleich bevollmächtigt, diese zwei Fregatten auszurüsten, und Lord Wellington um die nöthigen Pässe zur sichern Ueberfahrt angesucht. Während dessen schickte die Regierung den General Becker nach Malmaison, „um für die Beschirmung der Person Napoleons und der ihm gebührenden Ehrfurcht Sorge zu tragen, wie auch zu verhüten, daß sich nicht Uebelgesinnte seines Namens bedienen möchten, um Unruhen zu erregen." Im Grunde war es nur, um ihn zu beobachten und zu bewachen. Anfangs glaubten Alle in Malmaison, man wolle ihn verhaften und seinen Feinden ausliefern. General Becker betrug sich inzwischen auf ungemein edle Weise.

Fouché und die Seinigen blieben dabei nicht stehen. Sie fürchteten noch immer, der Kaiser könne ihnen irgend ein böses Spiel machen. Sie riefen unter mancherlei Vorwänden bald den Einen, bald den Andern der bisher in seinem Dienst Gestandenen von ihm hinweg, auf deren Ergebenheit er zählen konnte. So ward auch Chaboulon von Malmaison nach Paris gerufen. Die Nachrichten, welche er nach diesem Augenblick über Napoleon mittheilt, sind daher meistens von den Lippen der Augen- und Ohrenzeugen empfangen.

In Malmaison bestand der ehemals so glänzende Hofstaat des Kaisers zuletzt nur noch aus dem Herzog von Bassano, Graf Lavalette, General Flahault, und denjenigen Personen, die mit ihm reisen sollten, wie General Gourgaud, der Herzog von Rovigo, die Grafen Montholon und Lascases. In Malmaison war bald kein Bleibens mehr. Der Seeminister meldete dem Kaiser, im Namen der Regierung: die Feinde ständen schon zu Compiegne; erlasse ihm, auf Geleitsbriefe zu warten, und wünsche, er möge inkognito abreisen.

Napoleon verſprach dies zu thun. Als er aber von fern den erſten Kanonenſchuß hörte, gerieth er in Wallung und klagte mit dem Tone der Verzweiflung ſein Geſchick an, ſo weit vom Schlachtfelde bleiben zu müſſen. Er ließ den General Becker rufen.

„Der Feind," ſagte er zu ihm, „iſt zu Compiegne, zu Senlis. Morgen wird er vor den Thoren von Paris ſtehen. Ich begreife die Verblendung der Regierung nicht. Man muß verrückt ſein, oder Verräther, wenn man noch länger an der Falſchheit der Fremden zweifelt."

General Becker machte mit dem Kopf eine Bewegung, die Napoleon für ein Zeichen der Zuſtimmung nahm und deswegen hinzufügte: „Nicht wahr, es iſt Alles verloren? Nun denn, in dem Fall mache man mich doch zum General; ich will die Armee kommandiren." — Plötzlich nahm Napoleon den Herrſcherton an: „General, ich werde den Antrag dazu thun. Sie werden meinen Brief überbringen. Reiſen Sie ſogleich ab; ein Wagen erwartet Sie. Sagen Sie ihnen, ich denke keineswegs daran, mir die alte Macht wieder zuzueignen. Ich will den Feind ſchlagen, vernichten, durch Siege unſern Unterhandlungen beſſern Gang geben, und iſt das erreicht, ſetze ich meinen Weg fort. Vorwärts, General, ich zähle auf Sie. Sie werden mich nicht verlaſſen."

Beſiegt von der Ueberlegenheit ſeines Gefangenen, reiſete General Becker auf der Stelle ab. Der Brief Napoleons enthielt ſeinen Antrag.

Der Herzog von Otranto las den Brief mit lauter Stimme ab und ſchrie darauf: „Macht er ſich über uns etwa luſtig?" — Carnot hingegen ſchien geneigt, den Kaiſer an die Spitze der Armee zu ſtellen. Der Herzog aber erwiederte: Napoleon hätte der Regierung die Sorge ſparen können; wahrſcheinlich habe er ſich des Generals Becker nur entledigen wollen und harangire jetzt ſchon die Soldaten und muſtere ſie. — Becker machte ſich zum Bürgen, daß Napoleon ſeine Rückkunft abwarte. Am Ende beſchloſſen die Glieder der Kommiſſion zu antworten: Ihre Pflicht gegen das Vaterland und die von den Bevollmächtigten ſchon gegen die fremden Mächte eingegangenen Verbindlichkeiten erlaubten keineswegs, ſein Anerbieten anzunehmen. Und Carnot ward beauftragt, ſich nach Malmaiſon zu begeben, um den Kaiſer über ſeine eigene Stellung, ſo wie über die Lage Frankreichs aufzuklären und ihn zu beſchwören, nicht Unglück über ſich und Frankreich zu bringen.

Als Becker wieder nach Malmaiſon zurückkam, ſtanden Napoleons Schlachtroſſe ſchon ſeit drei Stunden geſattelt bereit. Sobald der Kaiſer aber die Antwort der Kommiſſion flüchtig durchleſen hatte, rief er: „Das dachte ich. Die Leute haben keine Kraft. Nun denn, General, weil es ſo iſt, wollen wir fort! fort!" Er ſchickte ſogleich den Hrn. von Flahault nach Paris, um mit der Regierungskommiſſion wegen ſeiner Abreiſe und Einſchiffung Abreden zu nehmen.

Prinz Eckmühl (Davouſt) befand ſich gerade in den Tuilerien, als Flahault ankam. Er ſah in der Sendung dieſes Generals nur einen Winkelzug des Kaiſers, um die Abreiſe zu verzögern. „Ihr Bonaparte," ſagte Davouſt voll Zorn und Verachtung, „will nicht weg, aber

Digitized by Google

er muß. Seine Gegenwart iſt uns beengend und läſtig. Sie iſt unſern Unterhandlungen ſchädlich. Wenn er denkt, wir möchten ihn wohl wieder nehmen, ſo irrt er ſich. Wir wollen nichts von ihm. Sagen Sie ihm meinerſeits, er ſolle ſich fortmachen, und wenn er nicht den Augenblick ginge, ließ ich ihn verhaften, ja, ich verhafte ihn ſelbſt!"

Flahault ergrimmte von Unwillen und entgegnete: „Herr Marſchall, ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann, der noch vor acht Tagen zu Napoleons Füßen lag, heute eine ſolche Sprache führen konnte. Ich habe allzuviel Achtung für mich und für die Perſon und das Unglück des Kaiſers, um ihm Ihre Reden zu hinterbringen. Gehen Sie, Herr Marſchall, ſagen Sie ihm das ſelbſt. Es ſteht Ihnen beſſer an."

Der Prinz Eckmühl, beleidigt, erinnerte ihn, daß er Kriegsminiſter, daß er Oberbefehlshaber der Armee ſei, und befahl ihm, ſich nach Fontainebleau zu verfügen, wo er weitere Befehle zu erwarten habe.

„Nein," erwiederte Graf Flahault lebhaft: „ich werde nicht dahin gehen; ich werde den Kaiſer nicht verlaſſen; ich will ihm bis zum letzten Augenblick die Treue halten, die ihm ſoviel Andre geſchworen hatten!"

— Ich werde Ihren Ungehorſam beſtrafen laſſen! — ſagte Davouſt wild.

„Dazu ſoll Ihnen das Recht fehlen. Ich gebe von dieſem Augenblick an meine Entlaſſung. Ich könnte unter Ihrem Befehl nicht dienen, ohne meine Epauletten zu entehren."

Damit entfernte ſich Flahault. Als er dem Kaiſer Alles wieder erzählen mußte, ſchien dieſer durch die Rohheiten ſeines ehemaligen Dieners weder gekränkt, noch betroffen zu ſein. „Er ſoll nur kommen," ſagte er, „wenn er will, bin ich bereit, ihm meinen Hals darzuhalten."

Ehe Napoleon Malmaiſon verließ, beſuchte ihn der Baron Thaboulon noch einmal.

— Ew. Majeſtät iſt alſo entſchloſſen, abzureiſen? — ſagte der Baron zu ihm.

„Was ſoll ich länger hier treiben?"

— Ew. Majeſtät hat Recht; allein . . .

„Nun was denn? Wollten Sie denn, ich bliebe hier?"

— Sire, ich muß geſtehen, nur mit Grauſen ſehe ich Ew. Majeſtät abreiſen.

„In der That, der Weg iſt ſchwierig; aber guter Wind und gutes Glück . . ."

— Ach, Glück, Sire! Das Glück gehört uns nicht mehr. Und wohin übrigens will Ew. Majeſtät?"

„Ich begebe mich in die vereinigten Staaten. Man wird mir Land anweiſen, oder ich kaufe mirs und wir bauen uns an. Ich werde da endigen, wo der Menſch angefangen hat; ich werde von der Frucht meiner Felder, von der Zucht meiner Heerden leben."

— Ganz vortrefflich, Sire; aber glauben Sie denn auch, daß die Engländer Ihnen geſtatten werden, Ihren Acker in Frieden zu bauen?

„Warum nicht? Was für Böſes könnte ich ihnen noch anthun?"

Digitized by Google

— Was für Böſes? Ew. Majeſtät hat alſo vergeſſen, daß Sie England einſt zittern machten. So lange Sie leben, Sire, oder ſo lange Sie frei ſind, wird England die Wirkungen Ihres Haſſes oder Ihres Genie's fürchten. Sie wären für England vielleicht auf dem Throne Ludwigs XVIII minder gefährlich, als in den vereinigten Staaten. Die Amerikaner lieben und bewundern Sie; Sie würden da großen Einfluß erhalten; und Sie könnten Amerika vielleicht zu verhängnißvollen Unternehmungen gegen England bewegen.

»Zu was für Unternehmungen? Die Engländer wiſſen, die Amerikaner laſſen ſich für ihren Grund und Boden alle todtſchlagen; aber mögen keinen Krieg auſſer ihrem Gebiet führen. Sie ſind noch nicht auf den Punkt gekommen, England ernſtlich zu beunruhigen. Einſt vielleicht ſind ſie aber die Rächer der Meere. Doch dieſe Zeit, die ich hätte etwas näher rücken können, iſt noch weit entfernt; die Amerikaner wachſen nur langſam.«

— Zugegeben, die Amerikaner können eben im gegenwärtigen Augenblick für England nicht gefährlich ſein, würde doch der Aufenthalt Ew. Majeſtät in den vereinigten Staaten, Europa gegen dieſe aufwiegeln. Die Verbündeten werden ihr Werk für unvollendet halten, ſo lange Sie nicht in ihrer Gewalt ſind; ſie werden die Amerikaner zwingen, Sie, wo nicht auszuliefern, doch aus ihrem Gebiete zu entfernen.

»Wohlan. Ich gehe nach Mexiko. Da finde ich Patrioten; ich ſtelle mich an ihre Spitze.«

— Ew. Majeſtät vergißt, daß ſie ſchon Anführer haben. Man macht gern für ſich ſelbſt, nicht für Andere, die Revolution; die Häupter der Unabhängigen würden ſich von Ew. Majeſtät losmachen, oder Sie nötdigen, anderswohin zu gehen, um . . .

»Gut denn, ſo laſſe ich ſie ſitzen und gehe nach Caraccas; gefällt es mir da nicht, ſo gehe ich nach Buenos Ayres; ich gehe nach Californien; ich wandere von Meer zu Meer, bis ſich mir irgend eine Stätte der Zuflucht gegen die Verfolgung und Gewaltthätigkeit der Menſchen öffnet.«

— Vorausgeſetzt, Ew. Majeſtät redete hier im vollen Ernſt: könnten Sie auch wirklich glauben, immer den Nachſtellungen und Flotten der Briten zu entgehen?

»Kann ich ihnen nicht entgehen, nun ſo fangen ſie mich. Ihre Regierung taugt nichts; aber die Nation iſt großſinnig, edel, wacker. Sie werden mich behandeln, wie ich behandelt ſein ſoll. Im Grunde, was wollen Sie denn, daß ich ſoll? Wollen Sie, ich ſoll mich hier vom Wellington, wie ein Tropf, fangen laſſen und ihm die Freude machen, mich, wie einen König Johann, im Triumph durch die Gaſſen von London zur Schau zu führen? Ich habe nur *eins* zu wählen, weil man meine Dienſte nicht verlangt, nämlich abzureiſen. Das Schickſal thut das Uebrige.«

— Es bleibt noch *eins* übrig, Sire, und ich wage es, Sie darauf aufmerkſam zu machen. Denn Ew. Majeſtät iſt durchaus nicht gemacht, ſich zu retten.

»Was? retten? (mit finſterm Geſicht und ſtolzem Blick) Wo ſehen Sie, daß ich mich retten will?«

Digitized by Google

— Ich bitte Ew. Majeſtät, ſich nicht an den Ausdruck zu halten.

„Nun, fortgefahren, fortgefahren!“

— Meine Meinung iſt, Sire, daß Ew. Majeſtät Frankreich nicht ſo verlaſſen ſoll, erſt der Sicherheit, nachher des Ruhms wegen. Die Engländer ſind ſchon davon unterrichtet, daß Sie in die vereinigten Staaten wollen; und ohne Zweifel wimmeln unſre Küſten ſchon jetzt von ihren Kreuzern. Das iſt noch nicht genug. Ew. Majeſtät kennt den Haß und die Falſchheit des Herzogs von Otranto, und wer ſteht gut dafür, daß nicht ſchon Befehle gegeben ſind, Ihre Abreiſe aufzuhalten, oder den Gang Ihrer Schiffe zu verzögern, um Sie von den Engländern auffangen zu laſſen. Ich ſehe es folglich für unmöglich an, daß Ew. Majeſtät ihnen entrinnen könne. Und geſchähe es dennoch, würden Sie ihnen doch früher oder ſpäter in die Hände fallen müſſen. Unter ſolchen Umſtänden muß man wenigſtens ſuchen, mit der möglich größten Würde zu unterliegen.

„Wohin wollen Sie am Ende gerathen? Ich weiß, ich könnte zu mir ſagen, wie Hannibal: Befreien wir ſie von der Angſt, die ihnen mein Name macht! Allein man muß den Selbſtmord nur kleinen Seelen und Geiſteskranken überlaſſen. Welches mein Loos immerhin ſein möge, nie werde ich mein Ende um einen Schritt befördern.“

— Nicht das wollte ich eigentlich ſagen, Sire; und weil Ew. Majeſtät mich anzuhören geruht, ſo würde ich an Ihrer Stelle jeder eiteln Hoffnung entſagen, in der Fremde eine Zufluchtſtätte zu ſuchen. Ich würde aber den Kammern ſagen: Ich legte die Krone nieder, meine Feinde zu entwaffnen; ich vernehme, ſie ſind noch nicht zufrieden damit; verlangen ſie alſo mein Leben oder meine Freiheit, ich überlaſſe es ihnen; ich bin bereit, mich ihren Händen zu überantworten, glücklich, wenn ich nur Frankreich und meinen Sohn um dieſen Preis rette. Wäre es nicht groß, den großen Napoleon zu ſehen, wie er, nachdem er eine Krone abgelegt, welche zwanzig Jahre voller Siege auf ſein Haupt geſetzt hatten, nun ſich zum Opfer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes darbeut!

„Ja, ja, dieſe Hingebung wäre ſehr gut; aber eine Nation von dreißig Millionen Seelen, die ſie duldete, wäre auf ewig in der Geſchichte entehrt. Und dann, wem ſollte ich mich denn ausliefern? dem Blücher? dem Wellington? ſie haben gar die nöthige Vollmacht nicht, mit mir auf ſolche Bedingungen zu unterhandeln. Sie würden damit anfangen, mich zu nehmen, und machten nachher mit Frankreich und mir doch, was ihnen gefiele.“

— Sire, ich würde mich an Kaiſer Alexander ergeben.

„Alexander! O, Sie kennen die Ruſſen gar nicht. Das würde ihm und mir das Leben koſten. Indeſſen will ich doch Ihre Idee überlegen; ſie verdient es. Ehe man eine Parthie ergreift, von der man nicht wieder zurückkommen kann, thut man wohl, ſie zweimal für einmal zu betrachten. Die Aufopferung meiner Perſon wäre für mich das Geringſte; aber vielleicht wäre ſie für Frankreich ganz ohne Nutzen gethan. Man muß der Treue des Feindes nicht zu viel trauen.“

Digitized by Google

Napoleon blieb alſo dabei, ſein Heil dem Winde und dem Glücke anzuvertrauen. Aber die Regierungskommiſſion, durch ihre Bevollmächtigten benachrichtigt, daß das Entrinnen des Kaiſers vor Abſchluß der Unterhandlungen von den Verbündeten als eine Zweideutigkeit unſrerſeits angeſehen werden und die Wohlfahrt Frankreichs ins Spiel ſetzen würde, ließ dem Kaiſer ſogleich melden, daß unvorhergeſehene, politiſche Umſtände ſeine Abreiſe zu verzögern zwängen, bis Geleitsbriefe für ihn ankämen. Napoleon mußte alſo bleiben.

Hr. Chabaulon, nach Paris zurückgekommen, hörte, daß die Feinde ungeheure Fortſchritte machten; er wollte Napoleon davon berichten, erhielt aber keine Erlaubniß, nach Malmaiſon zu gehen. Er trug es einem Freund auf. Dieſer vernahm zugleich, die Preußen hätten den Plan, den Kaiſer zu entführen; Blücher habe geſagt: „Kann ich den Bonaparte ertappen, laß ich ihn vor meinen Kolonnen aufhängen!“ Wellington aber habe ſich dieſem niedrigen und verbrecheriſchen Vorhaben mächtig widerſetzt. Das Alles ſagte man nun dem Kaiſer wieder. Sobald er die Stellung der Preußen erfuhr, bezeichnete er ſie mit Nadeln auf der Landkarte und ſagte lachend: „Aha! ich habe mich wahrhaftig ſchon umgehen laſſen.“

Er traf alſo Anſtalten, um ſich gegen einen Ueberfall in Sicherheit zu ſetzen. Allein er hatte nichts zu fürchten. Er fand den beſten Schutz in der Ergebenheit ſeiner alten Waffengefährten. Denn die Soldaten, Offiziere und Generale, welche in der Richtung von Malmaiſon ſtanden, ließen ihm ſagen: ſie wachten für ihn und würden zu ſeiner Vertheidigung den letzten Blutstropfen daranſetzen.

Bald nachdem, es war halb vier Uhr Morgens, den 29. Juni, erſchienen, Namens der Regierungskommiſſion, der Herzog Decres und Graf Boulay, die ſogleich zum Kaiſer gingen und ihm anzeigten, daß Wellington verweigert habe, ihm ſicheres Geleit zu geben und daß er auf der Stelle abreiſen müſſe. Der Kaiſer empfing die Mittheilung ganz gelaſſen und verſprach, ſich noch denſelben Tag zu entfernen. Wirklich reiſete er Abends um fünf Uhr von Malmaiſon ab. Die Prinzeſſin Hortenſia zerfloß beim Abſchied in Thränen. Er blieb feſt, ſeine Stimme ruhig, ſein Antlitz heiter; es entſchlüpfte ihm keine Klage, kein Vorwurf.

Reiſe zum Meer und nach St. Helena.

In Rambouillet ſtieg der Kaiſer ſchon wieder aus dem Wagen und erklärte, er wolle im Schloſſe dort übernachten. Von hier aus ertheilte er auch noch verſchiedene Anordnungen über das, was er mit ſich zu Schiffe nehmen wollte. Vorher ſchon hatte er die Bibliothek von Klein-Trianon verlangt, Visconti's griechiſche Ikonographie und ein Exemplar vom ſchönen Werke des Nationalinſtituts von Aegypten.

Bei Tagesanbruch empfing er einen Eilboten. Er las die Briefſchaften, ſchlug einen traurigen Blick gen Himmel und ſagte zum General Becker: „Jetzt iſts vorbei! Um Frankreich iſts geſchehen! — Fort nun!“

Digitized by Google

Er eilte davon. Ueberall empfing er auf der ganzen langen Reise die unzweideutigsten Beweise der Theilnahme und Ergebenheit. Nichts aber kam dem stürmischen Ausdruck der Zuneigung und Ehrfurcht derer von Niort bei. — „Sagen Sie nur Ihrer Regierungskommission," sprach Napoleon zum General Becker: „sagen Sie ihr nur, sie habe den Geist Frankreichs schlecht gekannt, daß sie sich so gewaltig beeilte, mich zu entfernen. Hätte sie meine Anerbietungen nicht ausgeschlagen, die Sachen hätten andere Gestalt gewonnen. Ja, noch diesen Augenblick würde ich unsern staatsthümlichen Angelegenheiten eine vortheilhaftere Richtung geben, wollte ich die Unterhandlungen der Regierung durch eine Armee unterstützen, die schon mein Name geworben haben würde."

Becker schrieb diese Aeusserungen wirklich nach Paris an die Regierung. Indem er den Brief schliessen wollte, erfuhr man, daß den 30. noch eine starke Kanonade gehört worden wäre. Der Kaiser diktirte dem General sogleich noch folgende Nachschrift: „Wir hoffen, der Feind wird Ihnen Zeit geben, Paris decken und den Ausgang der Unterhandlungen sehen zu können. Wenn in dieser Lage der Dinge englische Kreuzer die Abfahrt des Kaisers verzögern, so können Sie noch über ihn als Soldat verfügen."

Der Kaiser setzte seinen Weg fort, der von Niort bis Rochefort nichts Merkwürdiges mehr darbot. In Rochefort war er nur mit Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt. Seine Anwesenheit in dieser Stadt erregte unter Bürgern, Seeleuten, Soldaten und allem Volk eine solche Begeisterung, daß das Meergestade unaufhörlich vom Geschrei: Der Kaiser soll leben! wiederscholl. Noch hier wäre es ihm ein Leichtes gewesen, seine Ketten abzuschütteln und neu aufzutreten gegen alle verbündete Mächte, und einen furchtbaren Volkskrieg gegen sie zu führen. Er ward mehrmals aufgefordert. Er wies es aber immer zurück. „Es ist nun zu spät," wiederholte er mehrmals in Lascasens Gegenwart; „das Uebel ist unheilbar; es steht nicht mehr in meiner Macht, das Vaterland zu retten. Bürgerkrieg wäre jetzt ohne Zweck und Nutzen. Mir vielleicht allein könnte er Vortheil gewähren; ich könnte für meine Person bessere Bedingungen ertrotzen. Aber das um den Preis des Edelsten und Großherzigsten, was Frankreich hat, zu erkaufen, das würde mir abscheulich sein."

Bis zum 29. Juni, den Tag seiner Abreise von Malmaison, hatte man in den Gewässern von Rochefort kein britisches Schiff gesehen. Es ist glaublich, daß, wenn Napoleon gleich nach seiner Abdankung hätte verreisen können, er ohne Hinderniß in die amerikanischen Freistaaten angelangt sein würde. Jetzt hingegen war Alles von feindlichen Segeln besetzt und wenig Hoffnung oder keine, ihnen zu entschlüpfen.

Am 8. Juli, also denselben Tag, da Ludwig XVIII wieder nach Paris kam, begab sich Napoleon an Bord der Fregatte die Saale. Sein Gefolge wurde auf die Meduse eingeschifft. Tage und Namen spielen in Napoleons Leben oft romanhaft und bedeutsam zusammen. Im Golf St. Jean hatte er seine Rolle in Frankreich wieder begonnen; auf Mont St. Jean hatte er sie wieder ausgespielt. An der Saale hatte er, auf dem Gipfel seiner Macht,

Digitized by Google

einſt Preußen zermalmt und deſſen König verjagt; jetzt, von den Preußen im Innern Frankreichs heimgeſucht, mußte das Schiff, auf dem er ſich vor ihnen retten wollte, wieder eben den Namen der Saale führen.

Chaboulon theilt uns die geheimen (très-secrètes) Inſtruktionen mit, welche der Kommandant der Saale, Kapitän Philibert, von Seiten der Regierungskommiſſion in Betreff Napoleons empfangen hat. Sie ſind nicht gar bekannt geworden und verdienen die Ueberſetzung. Sie lauten alſo von Wort zu Wort:

„Die beiden Fregatten ſind beſtimmt, denjenigen, der einſt unſer Kaiſer geweſen, in die vereinigten Staaten von Amerika überzuführen.“

„Er wird ſich auf der Saale mit denjenigen Perſonen ſeines Gefolges einſchiffen, die er bezeichnen wird. Die Uebrigen werden auf die Meduſa genommen.“

„Das Gepäck wird auf beiden Fregatten ſo vertheilt, wie ers anordnet.“

„Wenn die Meduſa bei der Abfahrt oder auf der Ueberfahrt für einen beſſern Segler erkannt werden ſollte, wird er ſich auf die Meduſa begeben und die Kapitaine Philibert und Poncé tauſchen dann das Kommando.“

„Ueber die Einſchiffung, welche der Seepräfekt zu beſorgen hat, ſo wie über die Perſon am Bord, ſoll daß größte Geheimniß walten.“

„Napoleon wird inkognito reiſen und ſelbſt Titel und Namen beſtimmen, unter welchen er reiſen will.“

„Sobald er das Schiff betreten haben wird, ſoll alle Verbindung mit dem Lande aufhören.“

„Die Fregattenkommandanten, Offiziere und Uebrige werden ſelbſt fühlen, daß ſie ſeine Perſon mit aller Rückſicht und Ehrfurcht behandeln müſſen, die man ſeiner Lage, wie der Krone ſchuldig iſt, die er getragen hat.“

„Am Bord ſollen ihm, wenn ers nicht ausſchlägt, die höchſten Ehrenbezeugungen erwieſen werden. Er wird im Innern der Fregatten über die Zimmer nach ſeiner Bequemlichkeit verfügen, ohne den zur Vertheidigung nöthigen Erforderniſſen zu ſchaden. Seine Tafel und ſeine perſönliche Bedienung werden ſo ſtatt finden, wie er es anordnet.“

„Man wird, und der Präfekt hat dazu Befehl erhalten, Alles, was zur Bequemlichkeit der Reiſe erforderlich iſt, veranſtalten, ohne allen Betracht der Unkoſten.“

„Es ſollen durch den Präfekt ſo viele Vorräthe für ihn und ſein Gefolge an Bord geſchickt werden, als das undurchdringliche Geheimniß über ſeine Einſchiffung und ſeinen Aufenthalt geſtattet.“

„Iſt Napoleon am Bord, ſollen die Fregatten, wenn es die Winde erlauben und ſich die feindlichen Kreuzer nicht der Abfahrt widerſetzen, ſich binnen vierundzwanzig Stunden ſegelfertig machen.“

„Man ſoll nicht vierundzwanzig Stunden, nach der Einſchiffung, mehr an der Rhede

Digitized by Google

bleiben, es wäre denn, daß es Napoleon verlangte, denn es iſt wichtig, ſobald wie möglich abzureiſen."

„Die Fregatten begeben ſich aufs ſchleunigſte nach den vereinigten Staaten von Amerika, und ſchiffen Napoleon und ſein Gefolge zu Philadelphia, oder zu Boſton, oder in jedem andern dortigen Hafen aus, den man am leichteſten und bälde ſten erreichen kann."

„Beiden Fregattenkommandanten iſt verboten, ſich in Rheden aufzuhalten, von wo die Abfahrt langſam und ſchwierig wäre. Sie dürfen es nicht thun, es ſei denn für das Beſte des Schiffes nothwendig."

„Man ſoll jedem Kriegsſchiff, dem man begegnen könnte, ausweichen; iſt man aber gezwungen, gegen überlegene Macht zu ſtreiten, ſoll ſich die Fregatte, auf der ſich Napoleon nicht befindet, aufopfern, um den Feind zurückzuhalten und der andern, auf der er ſich befindet, Zeit zu geben, zu entkommen."

„Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die Kammern und die Regierung die Perſon Napoleons unter den Schutz franzöſiſchen Biederſinns geſetzt haben."

„Einmal in den vereinigten Staaten angekommen, muß die Ausſchiffung mit der möglichſten Schnelligkeit vorgenommen werden, und die Fregatten dürfen nicht länger als vierundzwanzig Stunden dort bleiben, unter welchem Vorwande es auch ſei, wenn es nicht überlegene Macht verhindert. Sie müſſen unmittelbar nach Frankreich zurückgehen."

„Die Geſetze und Polizeiordnungen für die Schiffe im Meere, wie im Betreff militäriſcher Subordination der eingeſchifften reiſenden Perſonen gegen die Befehlshaber der Fahrzeuge, ſollen mit aller Strenge gehandhabt werden."

„Ich empfehle dem Pflichtgefühl der Kapitäne, ſo wie ihrem Zartſinn, alle diejenigen Sachen, deren man in gegenwärtiger Inſtruktion vielleicht nicht voraus erwähnte."

„Ich habe dieſem Geſagten nichts beizufügen, als daß Napoleon unter den Schutz des Biederſinns der franzöſiſchen Nation geſtellt iſt, und daß er in dieſer Lage ganz beſonders den Kapitainen der Saale und Meduſa, den Offizieren und der Mannſchaft beider Schiffe anvertraut iſt."

„Dies ſind die Befehle, welche ich den Kapitänen Philibert und Ponce, Namens der Regierungskommiſſion, zu ertheilen beauftragt bin."

„Der Herzog Decres."

Schon am folgenden Morgen nach der Einſchiffung landeten die beiden Schiffe an der Inſel Aix. Napoleon, immer der Nämliche, ließ die Beſatzung ausrücken, unterſuchte die Feſtungswerke in allen Einzelnheiten, und theilte, als wäre er noch Souverain im Lande, Beifall und Vorwürfe aus.

Der Wind ward am 10. Juli zwar günſtiger, aber eine engliſche Flotte von eilf Schiffen kreuzte im Angeſichte des Hafens. Der Kaiſer, dieſer ängſtlichen Lage müde, ſchickte den Graf Laſcaſes an den britiſchen Admiral, um ihn fragen zu laſſen, ob er bevollmächtigt ſei, den

Digitized by Google

Kaiser frei nach Amerika oder nach England reisen zu lassen. Der Admiral erwiederte, er habe keinen Befehl erhalten, wäre aber immer bereit, ihn nach England zu führen, ohne jedoch versprechen zu können, daß man ihm dort einen Aufenthalt gestatten, oder erlauben würde, nach Amerika zu gehen.

Napoleon, mit einer solchen Antwort gar nicht zufrieden, ließ zwei Halbdecker kaufen, in der Absicht, begünstigt von der Nacht eine dänische Snak zu erreichen, mit der er schon Verständnisse angeknüpft hatte. Als dies aber fehlschlug, erboten sich die jungen Marinemänner, voller Muth und Ergebenheit, die beiden Barken zu bemannen, und schworen, mit Bürgschaft ihres Lebens, sie wollten ihn nach Neuyork bringen. Napoleon erschrack eben nicht vor den Gefahren einer so weiten Reise auf so zerbrechlichen Fahrzeugen; aber er mußte an den Küsten von Spanien und Portugal landen, um Lebensmittel und Wasser einzunehmen, und er wollte weder sich noch seine Leute bloßstellen, den Spaniern oder Portugiesen in die Hände zu fallen.

Er schickte darauf den General L'Allemand zu Pferde fort, um einen amerikanischen Schiffkapitän, der an den Mündungen der Gironde lag, zu berathen. Der Amerikaner erbot sich freudig, ihn den Nachstellungen der Feinde zu entführen. Allein der Kaiser änderte den Sinn, bewogen, wie man sagt, durch Zureden bei ihm befindlicher Personen, und beschloß, sich dem Edelmuth Englands anzuvertrauen. Er ließ es dem Admiral melden, und begab sich auf das britische Schiff Bellerophon, wo er mit allen seinem Range und Ruhme gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen ward. Indem er ins Schiff stieg, sah er den General Becker, der ihm folgte. „Gehen Sie zurück, General, zurück!" rief er ihm zu: „damit niemand denke, es habe mich ein Franzose den Händen meiner Feinde übergeben!"

Auf der englischen Küste angekommen, schickte er den General Gourgaud mit folgenden Zeilen an den Prinz-Regenten von England:

„Rochefort den 13. Juli 1815."

„Königliche Hoheit,"

„Den Parteien, die mein Land zerreissen, und der Feindschaft der größten Mächte Europens bloßgestellt, habe ich meine politische Laufbahn geendet; und ich komme, wie Themistokles, um mich unterm Obdach des britischen Volks niederzulassen. Ich begebe mich unter den Schutz von dessen Gesetzen, um den ich Ew. königliche Hoheit anrufe, als den mächtigsten, als den standhaftesten und als den edelmüthigsten meiner Feinde."

„Napoleon."

Bald aber vernahm er, daß er, als Kriegsgefangener betrachtet, nach dem Willen der verbündeten Mächte, auf die Insel St. Helena gebracht werden solle.

Er protestirte feierlich vor dem britischen Admiral, im Angesichte des Himmels und der Menschen, gegen die Verletzung seiner heiligsten Rechte und gegen die wider seine Person und Freiheit verübte Gewaltthat. Dann ergab er sich ganz ruhig in sein Loos.

Digitized by Google

Auf der Höhe vom Kap La Hogue fahrend, erkannte er Frankreichs Küſten in der Ferne. Er grüßte, ſtreckte ſeine Arme gegen das Geſtade und rief mit tiefbewegtem Gemüthe: „Lebe wohl, du Land der Braven! lebe wohl, du liebes Frankreich! Ein paar Verräther weniger, und du wäreſt heute noch die große Nation, die Herrin der Welt!“

Den 17. Oktober zeigte man ihm die öden Felſen, welche künftig die Mauern ſeines Gefängniſſes ſein ſollten. Er betrachtete ſie ohne Klage, ohne Grauſen, ohne Unruhe. Den folgenden Tag trat er ans Land. Und nachdem er noch einmal wider den gegen ſeine Perſon vollzogenen Anſchlag proteſtirt hatte, begab er ſich mit feſtem Schritt ſogleich nach dem Ort ſeiner Gefangenſchaft.

Digitized by Google

Ueber Größe und Untergang des Freiſtaats Venedig.

(Nach Leſung von der Histoire de la republique de Venise par P. Daru. VI Tomes. 1819.)

1.

Urſprung Venedigs.

Einige kleine Gemeinden, aus Fiſchern und Schiffern gebildet, die ihre Hütten einſt an der Küſte des adriatiſchen Meeres auf Sandbänken und unwirthbaren Inſeln, mitten in Sümpfen, aufſchlugen, ahneten nicht, daß ſie Gründer eines Staates wären, der nach einem Jahrtauſend die Hälfte Norditaliens, ganz Dalmatien, Korfu und Cephalonien, mit den gegenübergelegenen italieniſchen Uferſtädten, den Peloponnes, ſammt den Trümmern Korinths und Athens, Kandien und Cypern, den griechiſchen Archipel, die europäiſchen und aſiatiſchen Geſtade des ſchwarzen Meeres und den Welthandel beherrſchen würde. Und dieſer Staat, der noch vor dreihundert Jahren den wider ihn verbündeten Mächten des römiſchen Kaiſers und Papſtes, Frankreichs und Spaniens und der osmaniſchen Pforte Spitze bot, ahnete nicht, daß er in unſern Tagen kraftlos, unbeklagt aus der Reihe ſelbſtſtändiger Reiche — durch einen bloßen Federſtrich verſchwinden werde.

Die Nachwelt hat keine Urſache mehr, über eine ſolche Erſcheinung zu erſtaunen. Schon wir haben der Beiſpiele genug, wie Tugenden, aus der Liebe der Freiheit und des Ruhms entſproſſen, Kleines mächtig machten, und wie altherrliche Reiche durch ſchlaffe Selbſtſucht und Niederträchtigkeit ihrer Häupter und Bürger zu Grunde gingen. Unſere Nachkommen werden deren noch mehrere kennen. Verderbten Geſchlechtern ertönt der Mund der Geſchichte vergebens von ewigen Wahrheiten. Das Schickſal hat ſie der Auflöſung geweiht.

Wir ſind Zeitgenoſſen und Augenzeugen vom Untergange des venediſchen Freiſtaats. Viele haben die Geſchichte deſſelben beſchrieben; am vortrefflichſten unter den Neuern Daru. Uns aber ſollen hier weniger die Begebenheiten, als die Urſachen von der Größe und dem Verfall der Republik beſchäftigen.

Schutt und Sand, welchen von den verwitternden Alpen herab Schnee und Regengüſſe durch die Flußbetten der Piave, des Muſone, der Brenta und des Adigo in eine weite Bucht des adriatiſchen Meeres zuſammenſpülen, hat dort geräumige Sandbänke angehäuft, die nur durch ſeichte Gewäſſer oder Lagunen vom feſten Lande und unter ſich getrennt ſind. Von dieſen Inſeln, bei ſechszig an der Zahl, iſt Rialto die erhöhtere, vermuthlich auch die älteſte, in der Mitte aller übrigen gelegen. Ohne Zweifel war ſie wohl längſt ſchon von einzelnen Fiſchern bewohnt oder beſucht, die ſich, ihres Gewerbes willen, von dem nahen Geſtade des römiſchen

Digitized by Google

Venetiens dahin begaben. Wann und wie das benachbarte Küſtenland unter Roms Herrſchaft gekommen, weiß Niemand; wohl, wie es durch die wilden Einfälle der Weſtgothen im Anfange des fünften Jahrhunderts verloren ging. Denn damals retteten unglückliche Familien, aus Padua und der Gegend, ihr Leben durch Flucht auf die Lagunen-Eilande, wohin ihnen das Schwert der Eroberer nicht folgte. Viele, doch gewiß nur die Aermern, blieben auch nach hergeſtellter Ruhe dort, und der Paduaniſche Senat ſchickte ihnen jährlich, unter dem Namen der Konſuln, Statthalter, ihr kleines Gemeinweſen in geſetzlicher Ordnung zu verwalten. — Noch mehrmals in demſelben Jahrhundert boten die armſeligen Hütten der Lagunen den geängſteten Paduanern ſichere Zufluchtſtätten, als über die Trümmer der Stadt Aquileja Attila's Hunnen in Italien einbrachen, denen bald wieder die verheerenden Völkerſchwärme der Heruler, ſo wie dieſen die Oſtgothen, dieſen wieder die Longobarden folgten.

Der Name Venetiens verlor ſich. Er ward zuletzt nur noch von den Unglücklichen bewahrt, die ſich auf den Inſeln der Sümpfe angeniſtet hatten, und in ihrer Entlegenheit und Armuth allein vor der Habſucht und Grauſamkeit der barbariſchen Sieger geborgen lebten. Ihre Hütten ragten kaum, wie Neſter der Seevogel, über der Oberfläche des Meeres hervor. Mit aufgeworfenen Dämmen ſchirmten ſie ſich gegen die Wellen. Fiſchfang genügte zur Nahrung. Ihre Aernten beſtanden aus Meerſalz, welches ſie benachbarten Gegenden feilboten; und weil ohne Gebrauch des Bootes niemand von ihnen weder zur Küſte, oder zu einer der kleinen Inſeln gelangen konnte, mußte Jeder, ohne Unterſchied des Geſchlechts, Schiffer ſein.

So entſprang Venedig. Der unwirthbare Boden des neuen Vaterlandes gab den Anſiedlern nichts, als einen Ruheplatz; nicht einmal Waſſer, ihren Durſt zu löſchen. Was ſie mit dem Meerſalz eintauſchen oder mit ihren Schiffen durch Frachtfuhren verdienen konnten, mußte ihnen die Lebensbedürfniſſe gewinnen. Aber Einfachheit und Härte ihrer Lebensweiſe und täglicher Kampf mit Wind und Wellen erwarb ihnen bald den Ruhm der beſten Seefahrer. In raſtloſer Gewerbigkeit wurden aus Miethſchiffern Handelsleute. Als der große Gothenkönig Theodorich das benachbarte Ravenna zum Sitz des Reichs und zum Markt Italiens machte, ward damit der kaufmänniſche Spielraum der Lagunenbewohner erweitert. Man ſah venediſche Ruderſchiffe an den äuſſerſten Spitzen Italiens. Sie holten aus den Inſeln des griechiſchen Archipels, aus den ſyriſchen Häfen und vom ſchwarzen Meer, Tyriſchen Purpur, Seidenſtoffe, Federn und andere Erzeugniſſe des Morgenlandes. Gothen, wie nachmals Longobarden und Franken, die nach einander Herren der großen Halbinſel wurden, alle ohne eigene Schifffahrt, ſchirmten und benutzten den Fleiß der kecken Seeleute.

Nicht ungeſtört aber konnten ſie ſich dem friedlichen Verkehr widmen. Denn an den Oſtküſten des adriatiſchen Meeres hatten ſich bald neue Barbaren, Sklavonier genannt, niedergelaſſen. Der Ozean ſetzte den kriegeriſchen Streifzügen dieſer furchtbaren Schwärme keine Grenzen. Sie bauten Schiffe, überfielen und plünderten Küſten und machten durch Seeräuberei das ganze Binnenmeer unſicher. Hinter den befeſtigten Inſeln Curzola und Lesina,

Digitized by Google

in dem Golf von Narenta, am dalmatischen Gestade, hatten sie ihre Hauptsitze. Die Venediger mußten von neuem um ihr Dasein streiten und ihr Gewerbe mit bewaffneten Fahrzeugen decken lernen. Noth machte sie aber stark, Glück kühn. Der Matrose ward zugleich Soldat. Doch länger als ein Jahrhundert rangen die Venetianer vergebens mit den sklavonischen Freibeutern um die Oberherrschaft in diesen Gewässern. Ja, nicht selten mußten sie von ihnen die ruhige Fahrt der Frachtschiffe mit jährlicher Zinsbarkeit erkaufen.

2.

Einführung der herzoglichen Gewalt und Eroberung Dalmatiens.

Die Paduaner, welche vorzeiten das Volk in den Lagunen als ihre Pflanzung betrachtet hatten, waren in den Verwirrungen der Völkerzüge, in denen sie sich selbst häufig mit Vernichtung bedroht sahen, um Uebung und Recht gekommen, Statthalter dahin zu senden. Die Einwohnerschaft jeder der kleinen Inseln wählte sich selbst Richter über ihre Streithändel; die Gesammtheit der Richter oder Tribunen, wie sie auch genannt wurden, bildete dann eine Regierung über die Angelegenheiten Aller; in den wichtigsten Fällen entschied die zusammenberufene Gemeinde.

Diese Einrichtung genügte fast dreihundert Jahre lang, so lange die Geschäfte und Verhältnisse der Menschen einfach waren. Aber mit der Vermehrung des Volks und der wachsenden Ungleichheit des Vermögens vervielfachten sich allmälig die innern und äussern Beziehungen des kleinen Inselstaates. Die Aemter wurden bedeutender. Der Reichthum paarte sich mit dem Ehrgeiz, die Armuth mit dem Neid. Es entstanden Parteiungen und Stöße. Eine Obrigkeit, aus vielen Gliedern zusammengesetzt, mußte in ihren Berathungen oft zwieträchtig, in ihren Schritten schwerfällig werden. Besonders aber ward endlich durch den unaufhörlichen Kampf mit den Seeräubern das Bedürfniß einer kraftvollen und behenden Führung des Gemeinwesens von Jahr zu Jahr fühlbarer.

Darum billigte die Versammlung des Volks, als es eines Tages seinen Zustand berieth, die Vorschläge des Patriarchen von Grado, der das Amt des obersten Seelenhirten in den Lagunen führte: Einer müsse, wie bei andern Völkern und wie bei Kriegsheeren, Oberhaupt und Anführer Aller sein; die Gemeinde ihn auf Lebenszeit aus ihrer Mitte wählen; dem Volke aber solle, wie bisher, in großen Angelegenheiten die Entscheidung bleiben. Zum ersten Führer oder Duca über Alle ward Paulutio Anafesto (im J. 697) erwählt.

Dieser Herzog ernannte seine Räthe, auch die Tribunen der Inseln und die Hauptleute beim Heere. Er berief Volksversammlungen und ertheilte den von Geistlichkeit und Bürgerschaft gemeinsam erwählten Prälaten Investitur. Er war also Monarch im vollen Sinne des Worts. Dieser jähe Uebergang aus ursprünglicher Ungebundenheit zur Alleinherrschaft war bei einem halbrohen Völkchen sehr natürlich, welches, durch die Gewalt der Umstände nun aus dem

Digitized by Google

lockern und freien Zustande eines Familienbundes gedrängt, keine bessere Staatsform kannte, als die es vom Verhältniß des Flottenbefehlshabers zu den ihm untergeordneten Hauptleuten, Steuermännern und Matrosen zu entlehnen wußte.

Anafesto rechtfertigte die Erwartungen seiner Mitbürger von dem Bessern der neuen Ordnung. Er stillte Entzweiungen im Innern; stritt von Aussen glücklich gegen die Seeräuber; erwarb oder bewahrte durch Vertrag mit den Longobarden den Küstenstrich des festen Landes, welcher zunächst an die Lagunen stößt; schützte ihn durch Festungen, die er an den Mündungen der großen und kleinen Piave aufrichtete, und gewann auf diese Weise für Venedig festen Fuß auch auf festem Lande.

Nicht alle Nachfolger Anafesto's besaßen seine Mäßigung und sein Glück. Durch stürmische Wahlen, durch Verschwörungen reicher Geschlechter, oder durch Gewalt und Umtriebe auf den Fürstenstuhl erhoben, nahmen nicht immer die Würdigsten denselben ein. Bei der Sittenverwilderung des Jahrhunderts, da Muth die höchste Tugend, Schwelgerei der höchste Genuß zu sein schien, wurden ihrer viele, von allen Lastern des Zeitalters befleckt, Despoten. Nur starke Gemüther können ohne Gefahr das Bewußtsein unbeschränkter Gewalt ertragen; den übrigen wird es zum Rausch, in welchem sie schamlos Blößen offenbaren, die sie im Privatstande verdecken, und beim Rechte, über Andere zu herrschen, die Pflicht verhöhnen, sich selbst zu beherrschen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche den Genuß der Hoheit in ihren Familien zu vererben bemüht waren, und sich zu dem Ende schon, während ihres Lebens, Söhne oder Brüder als Mitherrscher zugesellten.

Allein das Volk, alter Freiheit gewohnt, durch tägliche Abentheuer zu Land und Wasser verwegen, durch kaufmännisches Gewerbe verschmitzt, vereitelte alle Versuche zur Vererblichung der Herzogenwürde. Den stärksten Hort seiner Rechtsame fand es in der gegenseitigen Eifersucht der reichern Geschlechter, deren jedes Anhänger zählte. Vierhundert und fünfundsiebenzig Jahre lang schwankte der kleine Staat zwischen Gewaltherrschaft seiner Fürsten und gesetzlosen Bewegungen der aufrührerischen Menge. Von fünfzig Herzogen in derselben Zeit wurden fünf ermordet, eben so viele mit ausgestochenen Augen verbannt, neun andere entthront und verjagt, während fünf andere ihrer Würde freiwillig entsagten.

Diese Unruhen und Gährungen gefährdeten aber nicht im mindesten das Leben oder die Unabhängigkeit des kleinen Staates. Alle Erschütterungen wirkten nicht über die Lagunen hinaus. Ganz Italien war ungefähr in ähnlichem Zustande innerer Zerrüttungen, aus denen sich neue Gemeinwesen entwickelten. Jeder der einzelnen Staaten daselbst war entweder gegen die Ueberlegenheit der venedischen Seemacht für sich allein zu schwach, um die innern Verwirrungen des Lagunenstaats zu benutzen, oder war zu entfernt, wenn er stark genug dazu gewesen wäre. Die Macht der abendländischen Kaiser über Italien stand schon vielfach gebrochen; und Venedig, auf der Grenze ihres und des morgenländischen Reichs gelegen, bald zu diesem, bald zu jenem gezählt, wußte sich klug durch Dienste und Geschenke zwischen beiden emporzuhalten.

Digitized by Google

Es sandte alljährlich den Kaisern des Abendlandes, als Beweis der Unterthänigkeit, ein Pallium von Goldstoff gewirkt, bis Otto III auch diesen Tribut nachließ.

Im Innern aber reizten die bürgerlichen Händel nur die Lebensthätigkeit des Volks noch mehr und erhöhten den Sinn der Freiheit. Die reichen, nebenbuhlerischen Geschlechter der Stadt wetteiferten, zur Vergrößerung ihres Ansehens und Einflusses, in Vergrößerung ihrer Reichthümer durch ausgedehntere Handelsunternehmungen. Ueberall in den Städten Italiens, an den Küsten Kleinasiens und Aegyptens gründeten sie Faktoreien; die Könige des Morgen- und Abendlandes gestatteten ihnen herrliche Handelsfreiheiten. Aus den gesammelten Schätzen verschönerten sie Wohngebäude und Tempel in den Lagunen und verdoppelten sie die Zahl ihrer Schiffe.

Inzwischen hatten sich auf der Ostseite des adriatischen Meeres, längs den Gestaden von Istrien, Liburnien und Dalmatien, auch mehrere andere kleine Seestädte erhoben, welche unter den Verwirrungen und Schwächen des morgenländischen Reichs eine Art Unabhängigkeit annahmen. Den Venetianern nachahmend, versuchten auch sie ihr Glück im Handel. Allein bei ihrer Schwäche waren sie den Freveln der slavonischen Seeräuber mehr, als die Venetianer, ausgesetzt. Das bewog die Städte, bei den Lagunenbewohnern Bund oder Schutz zu suchen.

Der damalige Duca von Venedig, Pietro Urseolo, seines Namens der Dritte, ein geistvoller, unternehmender Mann, ergriff begierig die dargebotene Gelegenheit, seiner Stadt eine Herrschaft über die dortigen Küsten zu erwerben und Venedig von der Furcht zu befreien, in jener Reihe von Seestädten früher oder später Nebenbuhlerinnen im Handelsverkehr zu erblicken. Er segelte (im J. 997) mit der bewaffneten Flotte hinüber, und nahm die Huldigung der Städte ein, die sich freiwillig in Venedigs Schutz begaben; andere, die sich weigerten, zwang er; Nichts widerstand ihm lange, weil man einzeln zu schwach oder unvorbereitet war. Die venedischen Seeleute hatten in den anderthalbhundertjährigen Fehden mit den Seeräubern oder wenn sie den Nachbarn in Italien bewaffneten Beistand leisteten, oder den Kaisern des Orients zur Zähmung der Sarazenen-Flotten liehen, kriegerische Gewandtheit erworben.

Siegreich längs den Ufern Dalmatiens hinrudernd, kam Urseolo auch zu den Inseln Lesina und Curzola, die vor dem Golf von Narenta liegen, zu der Seeräuber Heimath. Auf Curzola, hoch am Felsen, lag der Sklavonier Hauptfeste. Urseolo gebot Sturm. Noch zahlte Venedig alljährlich den Freibeutern Tribut. Hier ward er auf ewig abgethan; im schrecklichen Gemetzel die Burg erstiegen, erobert, alle Mannschaft niedergehauen; dann das Thal von Narenta mit Blut und Flammen erfüllt.

Venedig, nun ohne Furcht eines Mächtigern im adriatischen Meere, sah sich durch Eroberung der ganzen weitläufigen, von Capo d'Istria bis zu den Felsen Cattaro's gedehnten Küste und durch Vertilgung der lange schreckbar gewesenen Narenta, zur festen Macht erwachsen. Es konnte nun aus eigenen Besitzungen Mittel zur Befriedigung der ersten Nothwendigkeiten, Hanf und Holz, Oel, Getreide, Schlachtvieh u. s. w. beziehen. Es fand da nicht nur eine Reihe

Digitized by Google

ſicherer Hafen und gute Matroſen für ſeine Flotten, ſondern auch eine Bevölkerung, die dem venediſchen Handel durch beſtändigen Waarenverbrauch ausſchließlich zinsbar ſein mußte. Denn daß irgend eine dieſer unterworfenen Küſtenſtädte ſich durch Handlung erheben dürfte, um Nebenbuhlerin der Hauptſtadt zu werden, war leicht zu verhindern. Gleichviel, ob ſie ſich freiwillig in Venedigs Schutz begeben hatten oder bezwungen waren, alle wurden auf dieſelbe Weiſe als Unterthanen behandelt. Der Duca wählte nach Willkühr aus den Geſchlechtern der Lagunenſtadt diejenigen Männer, welche als Beamte oder Podeſta's die unterworfenen Ortſchaften im Namen der Republik verwalten mußten.

Es fehlte zwar nicht an wiederholten Empörungsverſuchungen der Dalmatier, das unerwartete und unverdiente Joch wieder abzuſchütteln. Doch vereinzelt unterlagen ſie immerdar der größern Gewalt der neuen Herren.

3.

Wie ſich die Verfaſſung Venedigs ausbildet und zur Ariſtokratie entwickelt.

Noch war die Verfaſſung des Seeſtaates in ihrer Rohheit bisher geblieben, wie ſie der Patriarch von Grado gegeben hatte. Die verſammelte Bürgerſchaft der Stadt nämlich übte in großen Angelegenheiten ihr Entſcheidungsrecht und wählte nach dem Tode eines Oberhauptes den neuen Duca, der dann in Friedens- und Kriegsgeſchäften unbeſchränkter Gewaltiger war. Er hatte Niemandem Rechenſchaft abzulegen und Keinen zu fürchten, als die öffentliche Meinung, oder die meuteriſche Eiferſucht der reichen Geſchlechter, welche ihr Gut und Anſehen zur Lenkung des unbeſtändigen Volks benutzten. Daher waren die Duca's, obgleich Monarchen, doch eben ſo oft in Gefahr, wegen ihrer Tugenden, als wegen ihrer Verbrechen, des Throns und Lebens beraubt oder ins Elend geſchickt zu werden.

Der Kampf der venediſchen Herzoge und der vornehmen Geſchlechter unter einander bewahrte, auch in der Monarchie, die öffentliche Freiheit. Er mußte aber nothwendig zuletzt Verwandlungen der Verfaſſung herbeiführen; entweder, durch Siege der Duca's, erbliche Herrſchaft derſelben, oder, durch Siege der Gegner, Ariſtokratie. Seit fünfthalbhundert Jahren hatten ſchon mehrmals unternehmende Männer auf dem Throne verſucht, wie ſchon geſagt worden iſt, dieſen auf immer in ihren Familien zu behalten, indem ſie ſchon während ihres Lebens den Nachfolger wählten und beſtätigen lieſſen. Doch nie geſchah es mit dauerhaftem Glück. Der nebenbuhleriſche Stolz der Vornehmen redete den Rechtſamen des Volks das Wort, weil er für ſeinen eigenen Vortheil handelte. Es gelang ihm endlich im Anfang des eilften Jahrhunderts, durch die Bürgerſchaft das Grundgeſetz heiligen zu laſſen: bei Lebzeiten eines Duca dürfe kein Nachfolger deſſelben bezeichnet werden.

Langſam, aber ſichern Schrittes, und wie die Macht der Umſtände ſelbſt den Weg vorzeichnete, gelangte man nach und nach ſogar zu den Mitteln, ſowohl die unbegrenzte Willkühr des Oberhauptes, als die wilden Unordnungen der Volksmenge bei öffentlichen Verſammlungen zu

Digitized by Google

beſchränken. Beides war vielmals der gemeinen Freiheit und Ruhe gefährlich geweſen. Das Bedürfniß der Ordnung und Sicherheit ward in demſelben Maaſe den Bürgern der Hauptſtadt fühlbarer, wie ſie ihre Macht nach Auſſen gewachſen und Reichthum und Bevölkerung inner den Lagunen geſtiegen ſahen. Daher beſchloſſen ſie, an die Stelle ſtürmiſcher Volksverſammlungen, die höchſte Gewalt geſammter Bürgerſchaft einem Ausſchuß oder großen Rath von vierhundert und ſechszig Männern zu übergeben, der im Namen Aller bei großen Geſchäften entſcheiden und nach dem Tode des Duca das neue Haupt wählen ſolle. Nicht unmittelbar ſollte auch das Volk die Glieder des großen Raths, ſondern jedes der ſechs Stadtviertel jährlich nur zwei Wahlherren ernennen, welchen obliege, jene ohne Unterſchied aus allen Bürgern zu erleſen, und, fänden ſich unter denſelben nicht der Würdigen genug, ſolche ſelbſt aus Bürgern der unterthänigen Städte zu nehmen.

Von der andern Seite, um die Willkühr des Duca zu binden, ward geſetzlich: daß der große Rath alle Jahr ſechs Männer aus ſeiner Mitte ernennen mußte, die dem Duca als tägliche Räthe beigeordnet ſein und ohne deren Zuſtimmung keine Befehle der Regierung Kraft haben ſollten. Für Fälle aber, die ſich zwar nicht eigneten, der Geſammtheit aller Stellvertreter Venedigs vorgetragen zu werden, jedoch zu bedeutend waren, um dem Gutachten von ſieben Perſonen überlaſſen zu ſein, ſtiftete man einen durch den großen Rath aus ſeiner Mitte ernannten, engern Ausſchuß oder Senat von ſechszig Gliedern, die ebenfalls alle Jahr erneuert wurden. Dieſer Senat trat gewiſſermaßen an die Stätte der ehemaligen Pregadi oder Erbetenen, welche ein jeweiliger Duca, während ſeiner Selbherrſchaft, bei vorzüglichen Anläſſen, nach eigenem Gefallen aus Bürgern ernannt hatte, um ihm Rath mitzutheilen.

Dieſe Verwandlung und edlere Geſtaltung der venediſchen Staatsform war ſchon das Werk des Jahres 1172 und eine Folge der Ermordung des Duca Michieli II, des Unglücks der Flotten, der allgemeinen Verzweiflung der Stadt durch die aus dem Morgenlande hieher verpflanzte Peſt. Mit Recht bewundert man die Einfachheit und Zweckmäßigkeit dieſer Einrichtungen, vermittelſt welcher Freiheit und Recht der Bürgerſchaft geſchirmt, das Selbſtgefühl jedes Einzelnen durch Gleichheit vor dem Geſetz und in der Fähigkeit zu den höchſten Würden geehrt und gehoben, die Gewalt des Fürſten gemäßigter, aber auch ſein Thron und Leben geheiligter und eine geſetzliche Zwiſchenmacht aufgeſtellt ward, damit das Volk fürder nicht vor den Willkühren des Herrſchers, und der Herrſcher nicht vor den Gährungen der Volksmenge zittern dürfe. Es war der Regierung die nöthige Einheit verliehen, um ſtark, ſchnell und folgerecht zu handeln, und dem Volke das nöthige Mittel, ſeine Meinung, ſeine Bedürfniſſe, ohne Aufruhr zu verkunden.

Die wohlthuenden Wirkungen dieſer Anordnungen offenbarten ſich bald. Die Verwaltung des Staats nahm feſtern Gang an; die Stadt verſchönerte ſich; die Wahlen des Duca geſchahen in Ruhe. Die Form dieſer Fürſtenwahlen war anfangs, und noch durch das Geſetz vom Jahre 1178, ſehr einfach und nicht ſo verwickelt, als in ſpätern Zeiten. Der groſſe Rath wählte

Digitized by Google

nämlich vier Vollmächtige; diese ernannten, jeder einzeln für sich zehn, also vierzig Wahlherren, von welchen der Duca erkoren wurde. Und um die Verfassung und die gesetzlichen Formen gegen jede Verletzung zu schirmen, stiftete man noch eine neue Behörde aus drei Personen, unter dem Namen der Staatsanwälde oder Avogadoren. Diese, welche der große Rath selbst, auf empfangenen Vorschlag des Senats, ernannte, wachten nicht nur darüber, daß keine Behörde den Kreis ihrer Befugnisse überschritt, betrieben nicht nur die Anklage der Verbrecher, sondern konnten durch ihr Veto selbst die Vollziehung der Senats- und großen Rathsbeschlüsse, welche unverfassungsmäßig schienen, hindern, das heißt, sie für einen Monat und einen Tag verschieben. Dreimal konnten sie ihr Veto anwenden, und war dann auf ihre Beweggründe nicht geachtet, stand ihnen zu, diejenige Behörde zu bezeichnen, von welcher sie über die Beweggründe ihrer Widersetzung entscheiden lassen wollten. Nur Handlungen des großen Rathes, als des Stellvertreters vom Souverain oder dem Volk, konnte keine andere Behörde, mußte er selbst abändern. Das Recht der Avogadoren, dieser Ephoren Venedigs, erstreckte sich so weit, daß sie auch der Ernennung unwürdiger Beamten widersprechen mußten; weil Nepotismus den Republiken eben so gemein und verderblich ist, als Günstlingsschaft in Monarchien. Ja, wenn Beamte zu ihrer Stelle gesetzlich unfähig, oder wegen eines Verbrechens angeklagt, oder dem öffentlichen Schatze schuldig waren, sollten sie die Amtsverwaltung derselben einstellen. Ausserdem bewachten sie polizeiliche Ordnung in der Hauptstadt.

Auch die Schöpfung dieser Behörde war noch Frucht einer eifersüchtigen Freiheitsliebe und eines gerechten Stolzes auf die Güte der Verfassung. Sie fand ihre Rechtfertigung in der allgemeinen Lockerheit und Keckheit der Sitten, wie sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in den Tagen der Kreuzzüge, bei einem so regsamen, warmblütigen Volke, bei so ungeheuern Reichthümern sein mußten, die sich in den Lagunen sammelten. Diese Behörde, wie groß auch ihr Befugniß war, schien dem Staate selbst nicht Gefahr bringen zu können, so lange sie keine Gewalt hatte, aus sich anzuordnen, was sein sollte, sondern nur zu verbieten, was in Folge der bestehenden Gesetze nicht sein dürfte. In dieser Gestalt bildete sich gegen die Vorschnelligkeit oder den Körperschaftsgeist aller andern Behörden ein heilsames Gegengewicht, welches den öffentlichen Handlungen gemessenen, würdigen Gang gab und die Uebereilungen der Neuerungslust verhütete. Allein dadurch, daß sie, wenn auch nur nebenbei, eine selbstthätige, mitverwaltende Behörde ward, indem man ihr die Polizei der Hauptstadt unterordnete, schloß man ihr schon ein Thor zum Mißbrauch ihrer Stärke auf.

Noch eine andere Stiftung jenes Zeitalters verdient sowohl unsre Beachtung, als unsre Achtung. Auch sie entsproß dem Boden der Freiheitsliebe und des Gefühls für das Recht. Ich meine die Aufstellung der öffentlichen Richter der Staatsverwaltung nach dem Tode eines Duca; nämlich der fünf Corregidori. Sie ward zuerst nach dem Absterben des großen Duca Heinrich Dandolo (im J. 1204), des Eroberers von Konstantinopel und eines der ausgezeichneten Fürsten des Freistaats, eingeführt. Ihr Zweck war, die unter einem verstorbenen

Digitized by Google

Duca eingeschlichenen Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung und die allfälligen Mängel der Gesetzgebung zu bezeichnen und zu rügen. Diese Rüge war immer in der Zwischenzeit vom Tode des alten bis zur Erwählung des neuen Oberhauptes um so zweckmäßiger, weil durch sie dann weder der Machthaber gekränkt, noch die Veranstaltung des Bessern gehindert werden konnte. Die Corregidoren gingen aber bald von der Beurtheilung der Verwaltung auf die Beurtheilung des Fürsten selbst über. So bildete sich hier über die venedischen Duca's ein Todtengericht, wie es die alte Welt über die ägyptischen Könige gekannt hatte; und immer konnte die Wahrheit, vom Sarge des Entseelten herab gesprochen, dem Nachfolger lehrenvoll werden.

Vielem war durch diese geschilderten Einrichtungen im venedischen Freistaate vorgesehen, nur noch den Uebeln nicht, an welchen von jeher jedes Wahlreich nach dem Tode eines Fürsten erkrankte. Denn dann erwachten unter den Umtrieben der Faktionen von neuem und unvermeidlich Eifersucht, Ehrgeiz und alter Haß nebenbuhlerischer Familien, welche die höchsten Ehren ansprachen. Der in solchen Tagen entflammte Groll glimmte, verderbenvoll für das Gemeinwohl, Jahrzehende lang nach. Als einst (im J. 1268) durch anhaltende, wenn schon glückliche Kriege der Staatsschatz erschöpft und das Volk in der Stadt, durch Auflagen auf Mehl, zum Aufruhr gereizt war; als sich in die ausgebrochenen Unruhen die alte Feindschaft der Tiepolo's und Dandolo's mischte, deren jene die Fürsprecher aller Vorzüge der ältesten Stadtgeschlechter, diese die Vertheidiger aller derjenigen Geschlechter waren, welche durch Reichthümer oder jüngere Auszeichnungen ein ehemals nicht genossenes Ansehen behaupteten; als in diesen Zerwürfnissen der Duca Rainer Zeno starb: ward es dringender, denn je, durch Unmöglichmachung aller Umtriebe der Parteien bei neuen Wahlen, den Anlaß zu fortdauernden Erbitterungen hinwegzuräumen. Man liebte aber die Freiheit noch zu sehr, um den Thron, durch Erblicherklärung desselben, allem Streite der Bewerber auf immer zu entrücken; man ehrte von der andern Seite den gesunden Menschenverstand zu sehr, um das blinde Loos entscheiden zu lassen, wer der Würdigere sei. Also erfand man eine Wahlart, durch welche diejenigen, die den Duca zu erwählen hatten, nie voraus erkannt werden konnten. *)

*) Dreißig Glieder des großen Raths, durchs Loos bestimmt, verminderten sich durch eine zweite Ziehung auf 9; die 4 ersten derselben ernannten jeder 5, die 5 letztern jeder 4 provisorische Wahlherren, die jedoch wieder von den neunen durch Mehrheit von 7 Stimmen bestätigt werden mußten. Die 40 provisorischen Wahlherren verminderten sich unter einander durchs Loos auf 12, deren der erste einen Wähler, deren jeder der übrigen 2 Wähler ernennen mußte, zusammen 25, die durch Ballotirung jeder durch 9 Stimmen von den zwölfen zu bestätigen waren. Die bestätigten 25 wurden durchs Loos wieder auf 9 zurückgebracht. Jeder dieser 9 schlug 5 Personen vor, die, zusammen also 45, wieder bestätigt werden mußten, wenigstens jeder durch 7 Stimmen. Die 45 setzten sich durchs Loos auf 11 zurück, von denen die 8 ersten jeder 4, die 3 letzten jeder 3 Personen vorschlug, die dann abermals mit 9 Stimmen von 11 zu bestätigen waren. Die so gewählten 41 Wahlherren, welche noch vom großen Rath durchs geheime Stimmenmehr zu bestätigen waren, wurden sogleich nach ihrer Ernennung in ein n Saal eingeschlossen, und durften das Conclave nicht verlassen, bis sie den Duca, nach Vorschrift, gewählt hatten.

Digitized by Google

Der durch Alterthum oder Reichthum einzelner Geschlechter allmälig in der Stadt erwachsene Stand von Vornehmen oder Edlern führte, seiner Natur nach, die Aristokratie herbei. Er hielt sich schon, als ein solcher, allein zu Ansprüchen auf die höchsten Würden berechtigter, als die übrige Bürgerschaft. Obwohl noch kein Gesetz diesen Unterschied heiligte, machte er sich doch durch Uebung geltend. Je schärfer der Adel seine Trennung von den Bürgern zu bezeichnen suchte, je eifriger wachte er über bleibende Gleichheit unter sich selbst, daß keiner zu mächtig und reich würde. Daher verbot man den Duca's, sich oder ihre Kinder mit Kindern auswärtiger Fürsten zu vermählen; und dem venedischen Edelmann, in fremden Staaten Ehrenstellen oder Ländereien zu besitzen. Als Fürst Stephan von Ungarn eine Tochter des Hauses Morosini zur Ehe begehrte, nahm der Staat diese Jungfrau an Kindesstatt, und gab sie, als Tochter der Republik, dem Fürsten, damit das Geschlecht der Morosini aus dieser erlauchten Verwandtschaft keinen gefährlichen Vortheil, oder zu seinen Gunsten Einmischung des Auslandes in die Angelegenheiten des Freistaats gewönne.

Billig verdient diese Fürsorge um so größeres Lob, da sie zur Bewahrung der innern und äussern Ruhe des Staats das Angemessenste war, während andere Republiken ihrer Freiheit, Verfassung und Ruhe mancherlei Verderben bereiteten, weil sie mit allzugroßer Nachsicht oder Schlaffheit Mitbürgern gestatteten, von fremden Fürsten Aemter, Orden oder Jahrgelder zu empfangen und gleichsam öffentlich Bestochene zu sein.

Aber ein noch rühmlicheres Beispiel des Muthes gab Venedig in demselben Zeitalter, den Einfluß der Fremde auf sein Inneres zu verhüten. Es waren Kaiser und Könige dieses Jahrhunderts, wie der folgenden, schwach oder blind genug gewesen, der Schlauheit des römischen Hofes zu weichen, also, daß sich in ihren Gebieten, neben der einheimischen Macht des Thrones, die eines fremden Thrones, unter dem Namen der geistlichen oder kirchlichen Gewalt, erheben konnte. Venedig aber, eifersüchtig auf sein Recht, vermied dieses Uebel. Es ertrug lieber drei Jahre lang den Fluch des päpstlichen Interdikts, als daß es wider Willen dem Aufgebot Roms zu einem Kreuzzuge gegen Neapel gehorchte, und gestattete (im J. 1286) die Einführung der Inquisition oder des Ketzergerichts nur unter den strengsten Beschränkungen. Nicht nur behielt sich die Regierung die Genehmigung der vom Papst ernannten geistlichen Richter vor, sondern ordnete ihnen noch weltliche bei, ohne deren Willen jene nichts verfügen konnten, und gebot, keinen Rechtshandel über Ketzer, worunter weder Juden noch Griechen verstanden werden dürften, nach Rom oder wo anders hin zu ziehen. Selbst bürgerliche Vergehen der Geistlichen mußten durch bürgerliche Obrigkeiten, wie bisher, gerichtet und die zum Dienst der Inquisition erforderlichen Geldsummen durch weltliche Obrigkeiten verwaltet werden.

Diese weise und starke Handhabung der Selbstständigkeit und Freiheit der Republik war aber nicht bloß das Werk besonnener Ueberlegung dessen, was der Wohlfahrt des gemeinen Wesens fromme, sondern war, wie schon gesagt, auch Frucht der Eifersucht unter den Vornehmern, daß keiner von ihnen sich durch fremde Mittel Uebergewicht verschaffe. Nur darin

waren ſie alle gleichen Sinnes, daß ſie ſich wechſelſeitig in ihrem Anſehen ſchirmten, und nicht leicht duldeten, wenn ein neues Geſchlecht aus dem Bürgerſtande, durch Reichthum emporgekommen, ſich in ihre Reihen eindrängen wollte.

Seit hundert Jahren ſchon waren immer Söhne aus denſelben vornehmen Geſchlechtern in den großen Rath gewählt worden. Kein Wunder, daß bei jenen Geſinnungen endlich dieſer Stellvertreter des Souverains, nämlich der geſammten Bürgerſchaft, auf den Gedanken kam, ſelbſt Souverain zu ſein, die Bürgerſchaft vom Wahlrecht gänzlich auszuſchlieſſen und die Stellen des Raths in denjenigen Familien erblich zu machen, die daran ſeit einem Jahrhundert Theil genommen hatten, oder deren Söhne wirklich im Rathe ſaßen. Stufenweiſe näherte man ſich dieſem Ziel in einer Folge von mehrern einzelnen Geſetzen und in einem Zeitraum von dreiunddreißig Jahren; und erreichte es endlich im Jahr 1319, da man den großen Rath als für ſich abgeſchloſſen erklärte, alſo, daß die wirklichen Glieder nicht nur lebenslang auf ihren Stellen bleiben, ſondern auch, daß dieſe auf ewige Zeiten nur ihren Nachkommen allein offen ſtehen ſollten.

Damit war, wohin ſeit Beſchränkung der Herzogengewalt längſt gezielt worden, in Venedig eine Ariſtokratie durch Geburtsrecht vollendet. Die Oberherrlichkeit des ganzen Volks war erblich in die Gewalt von kaum dreihundert Geſchlechtern gebracht; ein Adel mit höchſten Vorrechten geſetzlich aufgeſtellt und das vormals freie venediſche Volk unterthan.

Dieſe Gewaltthat, wider welche ſich die übrige Bürgerſchaft vergebens aufzulehnen ſtrebte, veränderte aber die ganze Geſtalt des venediſchen Staatsweſens. Der große Rath, als Souverain nur Uſurpator, fühlte von dieſem Augenblick alle Leidenſchaften, die den Schritt der Anmaßer zu verfolgen pflegen: Mißtrauen, ungemeſſenen Stolz, Furcht, Grauſamkeit, Verheimlichungsſucht und ängſtliches, raſtloſes Streben, Alles in Allem, und Alles nur allein zu ſein. Von dieſem Augenblick an mußten Reichthum, Anſehen und überlegene Einſichten auſſer ſeiner Mitte haſſenswürdig werden, weil dieſe Gaben des Glücks und der Natur oder der Tugend dem Anſehen der Regimentsfähigen Eintrag thaten. Von dieſem Augenblick an mußte nicht nur der Muth des Volks, ſondern auch die bisherige Macht des Duca niedergedrückt werden, damit die Ariſtokratie beide nicht mehr zu fürchten hätte.

4.

Eroberungen im Morgenlande.

Bis zu dieſem Zeitpunkt, von welchem an ſich Alles änderte, war die Zeit der Jugend, der Reizbarkeit und Kraftfülle Venedigs geweſen, das ſturmvolle Heldenalter der Republik. Zur Beſchirmung und Ausdehnung ſeines Handelsverkehrs war das Volk kriegeriſch; und um ſeine Kriege mit großerer Macht zu führen, lag es dem Handel emſiger ob. Die Duca's, voller Ehrgeiz und im ſtolzen Gefühl faſt ſo unbeſchränkter Gewalt, wie ſie irgend ein europäiſcher Fürſt genoß, hatten auf großen Heerfahrten ihre Hoheit zu vermehren getrachtet; dabei

gewannen sie noch, daß ihre Mitbürger, während diese auswärts nach Ruhm und Schätzen jagten, der einheimischen Zwiste und Meutereien vergaßen, zu denen sie in der Muße des häuslichen Lebens geneigt waren.

Die Eroberung Dalmatiens hatte den Staat mit verwegenen Soldaten, gewandten Seeleuten und allen Bedürfnissen der Schifffahrt bereichert. Er ertrug kein Unrecht mehr, das ihm zugefügt ward, ohne rächende Vergeltung; er zerstörte die alte Adria bis auf den Grund, weil diese Stadt das Loredanische ansprach, welches Venedig zugleich mit der Hoheit über Cavarzere erworben hatte; es demüthigte die Könige von Kroatien und Ungarn, welche Dalmatien aufgewiegelt hatten, und dämpfte Zara's Empörungsversuche mit Nachdruck. Schon den ersten Kreuzzug zur Wiedereroberung des heiligen Grabes begleiteten die Venediger mit zweihundert Schiffen (im J. 1098). Während die übrigen christlichen Reiche sich mit Aufopferung ihrer Heere und Schätze erschöpften, gewann Venedig, weil es sich, als Seemacht, nur mit Verwüstung und Plünderung der asiatischen Küsten, oder mit Knüpfung neuer Handelsverbindungen beschäftigte. Es erhielt im Königreich Jerusalem freien Verkehr für seine Kauffahrer und das Vorrecht für dieselben, nur eigenen Obrigkeiten verantwortlich zu sein. Gleiche Gunst gewährten die griechischen Kaiser in ihren Staaten. Neue Vortheile brachte der andere Kreuzzug (im J. 1123); neben dem Siegesruhm über die Sarazenen in der Seeschlacht bei Jaffa, feste Niederlassung in Tyrus und Askalon. Nichts aber beweiset die wachsende Macht und Kühnheit des Lagunenstaates in seiner Jugendkraft mehr, als daß er selbst dem griechischen Kaiser den Krieg machte, da dieser, eifersüchtig auf die Herrschaft der Abendländer im Orient, sich auch den Venedigern treulos erwiesen hatte. Sie verwüsteten ihm den griechischen Archipel und faßten durch Eroberung Modon's festen Fuß auf Morea. Bald nach diesem traten sie als Vermittler zwischen dem Kaiser des Abendlandes, Friedrich dem Rothbart, und Papst Alexander III auf. Sie schlugen in den istrischen Gewässern mit dreißig Schiffen die überlegene kaiserliche Flotte (1177), zwangen den gedemüthigten Friedrich zum schmachvollen Frieden und führten den Papst im Triumph nach Rom zurück. Dankbar belohnte sie dieser, durch einen goldenen Ring, mit der Oberherrschaft über das adriatische Meer, das längst schon ihren Flaggen gehorchte.

Der Antheil, welchen Venedig noch an spätern Kreuzzügen, dann an den Händeln der Kreuzfahrer mit den treulosen Kaisern Griechenlands, endlich an der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner (im J. 1204) hatten, ist bekannt. So groß war damals die Hochachtung der Sieger vor Heinrich Dandolo, dem Duca Venedigs, daß sie die Krone des morgenländischen Kaiserthums auf sein Haupt setzen wollten. Es wäre geschehen; aber ein venedischer Edler, Pantaleone Barbo, widersetzte sich, weil er mit Recht den Glanz seines Vaterlandes mehr in der Wohlfahrt desselben, als in Erwerbung unsicherer Kronen gegründet fand. „Die Krone des Kaisers auf dem Haupte eines venedischen Duca's," sprach er, „würde diesen für die Freiheit der Republik zu furchtbar machen, während doch die Republik

Digitized by Google

zu ſchwach wäre, ſein Kaiſerthum zu beſchützen. Die Vereinigung Venedigs und Konſtantinopels würde den Sitz der Regierung in letzterer Stadt nothwendig machen, und Venedig wäre Unterthanin, dieweil ſie hätte Griechenlands Herrin ſein wollen. Dem Duca aber vorſchlagen, aufzuhören Venetianer zu ſein, um Kaiſer zu werden, heißt ihm einen Thron geben, ohne Mittel, denſelben zu behaupten, und der Republik eines ihrer ehrwürdigſten Geſchlechter rauben."

Die Sprache Barbo's war der Vaterlandsliebe und des Stolzes eines Römers aus dem Alterthum würdig. Und in der That gewann die adriatiſche Seeſtadt in der Theilung des morgenländiſchen Reiches Größeres durch ſichere und vortheilhafte Beſitzungen, als durch den Ruhm, Gebieterin eines entfernten, aber ſchwankenden Thrones zu ſein. Längs den Ufern des ſchwarzen Meeres, des Propontis, des Helleſpont und Kleinaſiens empfing ſie viele Städte und Handelsplätze; die Stadt Adrianopel und den vierten Theil Konſtantinopels; eben ſo Vieles an den Küſten Morea's; dazu alle Inſeln des joniſchen Meeres mit Zante, Zefalonien und Korfu. Kandia ward in derſelben Zeit (im J. 1204) um zehntauſend Mark Silbers vom Markgrafen von Montferat angekauft.

Die Republik behielt ſich von den vielen Eilanden jedoch nur Kandia und die joniſchen Inſeln als unmittelbar vor; die übrigen erlaubte ſie venediſchen Bürgern zu erobern, und als Lehen des Freiſtaats zu beſitzen. Denn ſchwer ward es dem Volke in den Lagunen, welches, ungerechnet das aufrühriſtige Dalmatien, nur aus ungefähr zweimalhunderttauſend Seelen beſtand, mehrere Millionen entfernter, in zweien Welttheilen zerſtreuter Unterthanen in Zaum zu halten. Wirklich brachen bald in Adrianopel, bald wiederholt in Kandia, Empörungen um Empörungen gegen die neue Herrſchaft aus. Venedig trachtete ſich durch Anlegung von Kolonien aus ſeinen Bürgern in Korfu, Konſtantinopel und Kandia zu befeſtigen. Viele andere Gegenden, am ſchwarzen Meer und Bosphorus, aus der Theilung des orientaliſchen Kaiſerthums erworben, wurden aber verſäumt, weil es an Mannſchaft gebrach, ſie alle zu beſetzen.

Auſſer Venedig hatte Piſa, und mehr noch Genua, ſeit Jahrhunderten den großen Handelsverkehr auf dem mittelländiſchen Meere betrieben. Genua, die Stadt, einſt ohne Gebiet, wie Venedig, war durch Schiffahrt reich, bevölkert und Herrin benachbarter Landſtriche, auch, durch die Theilnahme an den Kreuzzügen, Gebieterin vieler Küſtenſtädte Kleinaſiens geworden. Durch den Beſitz von Kaffa, auf der krimmiſchen Halbinſel, beherrſchte ſie das ſchwarze Meer und bemächtigte ſie ſich des unmittelbaren Bezugs oſtindiſcher Waaren.

Genua und Venedig hatten längſt ihr gegenſeitiges Aufblühen mit eiferſüchtigen Blicken beobachtet. Jede forderte den Welthandel für ſich allein. Beide beſaßen oft in einer und derſelben Stadt der Levante Stadtviertel. Die Berührungen mit einander wurden häufiger und feindſeliger. In der Stadt St. Jean d'Acre befand ſich für beide nur eine einzige Kirche. Die Venediger ſprachen dieſelbe als Gemeingut, — die Genueſen ſie als ihr ausſchließliches Eigenthum an. Der Streit um den Beſitz entflammte zuletzt zwiſchen beiden Staaten einen Krieg (im J. 1258), der, bei einzelnen Unterbrechungen, hundert und dreißig

Digitized by Google

Jahre lang dauerte, mit Erbitterung und Grauſamkeit geführt wurde, und mehr als einmal, bald die eine, bald die andere der Republiken dem Untergange nahe brachte.

Dieſe ſtolze Nebenbuhlerei ward dem venediſchen Volke aber ein neues Reizmittel, ſeine Kräfte unter großen Anſtrengungen zu entwickeln. Kaum eine andere Leidenſchaft begeiſtert ſo tief und dauerhaft. Rom erhob ſich durch den Kampf mit Karthago, und würde, wäre Karthago nicht zu früh gefallen, ſeine Tugenden und ſeine Größe länger behauptet haben. In den Lagunen freilich blühten nicht die Tugenden Roms, oder Athens und Sparta's. Hier war nur ein kriegeriſcher Kaufmannsſtaat, der Schätze gewinnen, ſparen und behaupten wollte. Gewinnſucht tödtet vielmehr die edlern Neigungen des Gemüths, ſtatt ſie zu beleben. Gleichwie England in unſern Tagen, trotzend auf ſeine Stärke, uneingedenk alles Völkerrechts, den Ozean als ſein Erbeigenthum nimmt, ſo ſprach damals Venedig ſtolz die Oberherrlichkeit des adriatiſchen Meeres an; forderte Abgaben von allen Waaren, die auf demſelben von Fremden verſchifft wurden, und zwang Bologna, Ancona und andere Städte und Staaten, die den Golf umgaben, dieſe Anmaßung als Recht anzuerkennen. Das ſogenannte Recht des Stärkern beſteht inzwiſchen nur ſo lange, als die Stärke dauert, durch welche es eingeführt wird, und geht auch mit ihr unter. Daher war lächerlich, daß Venedig in ſpätern Zeiten, als ſchon Mächtigere über ihm ſtanden, Ehrfurcht für Rechtſame verlangte, für die es, nach Abgang der Stärke, nur hundertjährige Uebungen anzurufen hatte.

5.

Erſte Wirkungen der ariſtokratiſchen Regierungsform.

Venedig hatte, es war am Ende des dreizehnten, im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, den Wendepunkt ſeiner Herrlichkeit erreicht, alſo zu derſelben Zeit, als der Ehrgeiz patriziſcher Geſchlechter dem Volke der Lagunen die Souveränetät entriß und die Theilnahme an der höchſten Gewalt in denjenigen Familien erblich machte, welche eben im großen Rath waren, wie wir erzählt haben. Die freie Bürgerſchaft der Stadt hatte bisher keinen bevorrechteten Erbadel gekannt. Jeder Tugend ſtand vorher noch die Bahn zu Reichthum, Ruhm und Ehren oder Verdienſten ums Vaterland offen. Der von ſeinen Mitbürgern auf den Thron der Vaterſtadt gehobene Duca war an Glanz und Macht faſt allen Fürſten Europens gleich. Die Flagge des heiligen Markus wehte gefürchtet und geehrt über dem Mittelmeer; der adriatiſche Golf war ihr zinsbar. Die italieniſchen Städte warben um die Gunſt des ſtarken Freiſtaats oder beneideten ſeinen Glanz. Selbſt die Allmacht des römiſchen Hofes brach an ſeiner innern Feſtigkeit. Venedigs Scepter herrſchte über Iſtrien und Dalmatien, über Korfu, Zefalonien, Zante, das Königreich Kandia, über den Peloponnes, über die Eilande des griechiſchen Archipels, über viele Landſchaften und Städte des Orients. Ausſchließlich genoß Venedig faſt allein die Frucht des indiſchen Handels über dem rothen Meere und Aegypten.

Digitized by Google

Zwar behauptete sich auch unter der Aristokratie der Staat in den Lagunen noch zweihundert Jahre lang auf dieser Höhe; ja, er schien den Europäern durch Ausdehnung seiner Besitzungen auf dem italienischen Festlande in der erworbenen Gewalt zu wachsen. Allein dies scheinbare Wachsthum war schon Beginnen des allmäligen Verfalls; denn es verwandelte die Natur des Seestaates. Der erste Schritt zum Tode Venedigs war in jenem entscheidenden Jahr 1319 geschehen, als die alte, freie Staatsverfassung durch den Ehrgeiz des großen Raths gebrochen und die Aristokratie gestiftet ward.

Von jetzt an, nun die Gleichheit aufgehoben war, theilte sich Venedig in drei Stände, die einander wechselseitig haßten oder fürchteten. Da stand der große Rath in seiner gewaltthätig angemaßten Selbherrlichkeit; von einer Seite ihm die unterthänig erklärte Bürgerschaft, von der andern ihm der noch mit großen Machtmitteln ausgestattete Duca gegenüber. Zuerst versuchte es die Bürgerschaft, ihr verlornes Recht wieder zu erringen. Die Empörungen unter Marino Bocconio, dann unter den Querini's gegen den großen Rath und gegen den Duca waren blutig, obwohl fruchtlos. Aber doch erschütterte die Verschwörung der Querini's die Sicherheit des großen Rathes so sehr, daß sich derselbe, auch nach dem Siege, noch nicht geborgen genug glaubte. Er ernannte im J. 1310 zur Bewachung der Staatssicherheit eine eigene Behörde, den Rath der Zehner (Consiglio di Dieci), stattete ihn mit diktatorischer Vollmacht, mit Losgebundenheit von allen gesetzlichen Formen und mit Befreiung von aller Verantwortlichkeit aus. Diese furchtbare, in dunkler Heimlichkeit wirkende Obrigkeit, anfangs nur für wenige Monate geschaffen, wußte ihr schreckliches Dasein bald auf immer zu behaupten, und ward mit der Folge der Zeit dem Bürger, wie dem Fremdling, dem Duca, wie dem großen Rathe gefahrvoll, während er nur Wächter für die Rechte der Aristokratie sein sollte.

Nach diesem erlebte Venedig die Verschwörung seines eigenen Duca gegen den großen Rath. Die Beleidigungen, welche der Herzog Marino Falieri von jungen Patriziern ungeahndet hatte dulden müssen, die neuen Beschränkungen der herzoglichen Gewalt, welche man nach dem Tode des letzten Duca damit eingeführt hatte, daß der Fürst in dem ihm beigeordneten Rathe im Grunde nichts mehr, als seine Stimme besaß, daß also nicht er, sondern die Mehrheit des Rathes (collegio de sora) die Staatsgeschäfte verwaltete und leitete; daß er nicht einmal außer der Gegenwart dieser Behörde eingegangene Schreiben eröffnen konnte, während sie es, auch ohne ihn, thun durfte, machte ihn mißmuthig. Er verschwor sich mit Männern aus der Bürgerschaft. Es war auf nichts Geringeres, als auf Ermordung aller Patrizier im großen Rathe abgesehen. Aber der Duca ward verrathen, gefangen und enthauptet (im J. 1335).

Von dieser Zeit an standen die venedischen Herzoge strenger bewacht. Beschränkt durch die Rechte des ihnen zugegebenen hohen Rathes, durch das Ansehen des Senats, durch die Gesetze des großen Rathes, genossen sie mehr die äussern Ehren, als die Befugnisse eines regierenden

Digitized by Google

Fürſten. Sie ſelbſt mußten ſchwören, nie ihre Macht zu erweitern, und ſogar diejenigen anzuklagen, welche ihnen Rath dazu ertheilen würden. Ja, bald unterſagte ihnen das Geſetz, Venedig ohne Erlaubniß zu verlaſſen. Von Jahrzehend zu Jahrzehend zog der Argwohn und Stolz des Patriziats engere Schranken um ſie her.

Sie waren auf dieſe Weiſe dem venediſchen Erbadel nicht mehr furchtbar, der ſich wohl hütete, unternehmende Männer auf den Thron zu ſetzen, ſondern weit lieber abgelebte Greiſe dahin wählte. Noch weniger hatten die herrſchaftsfähigen Familien ferner vor dem Groll der unterjochten Bürgerſchaft zu zittern Urſache. Denn dieſe, in einer Reihe von Jahren zur blinden Unterwürfigkeit endlich gewöhnt, im Zaum gehalten durch die Kriegsmacht der Regierung, in ſich ſelbſt durch eingeführte Rangordnung höherer und niederer Klaſſen gelähmt, wagte keinen frevelnden Gedanken mehr an Wiedererlangung ſtaatsthümlicher Rechte, und begnügte ſich mit dem Genuß der Handwerke, kaufmänniſchen Gewerbe und geringer untergeordneter Stellen. Die diktatoriſche, ſchreckenvolle Macht des Raths der Zehner waltete über ſie, füllte jede Bruſt mit Furcht und ſäete überall Mißtrauen. Wer auch nur verdächtig ſchien, ward von den zahlreichen Spähern dieſer Behörde Schritt um Schritt beobachtet. Juden, Mönche, Freudenmädchen, Bürger, Edelleute ſtanden als geheime Auflaurer in Sold und Dienſt derſelben. Dazu kam, daß noch auſſerdem Jeder, der wollte, ſchriftliche Anklagen in die Eiſenrachen werfen konnte, welche an allen häufig beſuchten Plätzen zum Empfang ſchnöder Anzeigen ſtets offen ſtanden.

Seitdem der Rath der Zehner (im J. 1454) durch den großen Rath bevollmächtigt worden war, aus eigner Mitte drei Glieder, unter dem Namen der Staatsinquiſitoren, mit ſeiner ganzen diktatoriſchen Gewalt und Nichtverantwortlichkeit zu bekleiden, alſo daß von dieſen Dreien jeder Einzelne verhaften, an die höchſten Stellen zu Waſſer und zu Lande Befehle ertheilen, über die Gelder des Zehnerraths verfügen konnte, Alles ohne über ſein Thun Rede und Antwort ſchuldig zu ſein: ſtieg die Gewaltsherrſchaft dieſer Behörde aufs Höchſte. Denn kein äuſſeres Zeichen verkündete ihr Daſein. Vorladungen und Verhaftsbefehle erſchienen nie in ihrem, ſondern im Namen anderer Obrigkeiten. Die Aufhebung einer angeklagten oder verdächtigen Perſon geſchah unverſehens; das Gericht im geheimnißvollſten Dunkel. Selbſt die Geſandten auswärtiger Mächte waren im Innern ihrer Wohnungen von Spürern umringt. Umgang oder Vertraulichkeit eines venediſchen Edelmanns mit einem fremden Geſandten konnte jenem einen ſchnellen Tod zuziehen. Selbſt Meuchelmord war für dies Tribunal ein geſetzliches Strafmittel; und was noch ſchrecklicher war, es konnte das nämliche Tribunal ſein Befugniß zum Meuchelmord einem auſſer Venedig wohnenden Gouverneur, oder Geſandten, oder General übertragen, wenn derſelbe für den Staat vortheilhaft fand, dem Leben irgend einer Perſon ein Ende zu machen.

Durch den Uebergang in reine Ariſtokratie hatte Venedig aufgehört Freiſtaat zu ſein; denn nur eine im Verhältniß zur übrigen Bürgerſchaft kleine Zahl von Familien genoß ſtaatsthümlicher

Rechte und Freiheiten. Durch die Stiftung des Zehnerraths verwandelte sich aber die Aristokratie in eine Wahl-Oligarchie, deren argwöhnisches und finsteres Gewaltthum ungebundener und grauenvoller, als die grausame Willkühr der asiatischen Sultane schaltete. Härte und Schlauheit waren durch kaufmännisches und kriegerisches Gewerbe der Venediger schon seit Jahrhunderten Grundzüge in der Gemüthsart dieses Inselvolks geworden; damit hatte sich, durch Reichthum und Glück genähret, hochfahrender Stolz verbunden. Und diese Gemüthsart ging nun in Verfassung und Gesetzgebung des Staats über und zeichnete ihn unter allen übrigen in Europa durch eine Eigenthümlichkeit aus, welche wohl oft überraschen, nie aber wahre Bewunderung oder Vertrauen erregen konnte. Vielleicht stand auf ähnliche Weise, aus ähnlichen Ursachen, einst das Karthago der alten Welt da, mit seiner finstern, harten und verschmitzten Politik, vor welcher die Römer Scheu und Abscheu trugen.

Die Stiftung eines Erbadels, eines Patriziats, von Geburtswegen Herrscher, ward dem Staate noch von andrer Seite, indem er dem menschlichen Verstande Hohn bot, verderbensvoll. Der Geschlechterhochmuth machte sich wichtig. Er fand es bald rühmlicher, die Wurzeln der Stammbäume im Geblüt altrömischer Helden, als in der gebrechlichen Schifferhütte eines der Urahnen zu suchen, der etwa den Schlamm der Lagunen befestigt und durch Fleiß und Arbeit Vermögen erspart hatte. Eheliche Verbindung mit Töchtern des Bürgerstandes galt bald wie Entweihung. Kinder solcher Ehen waren nicht herrschaftsfähig, da hingegen Vermählung mit unehelich gebornen Töchtern der Patrizier keineswegs entadelte. Kaufmännische Geschäfte zu treiben, denen der Staat seinen Glanz dankte, schien Edelleuten nach und nach immer unanständiger; ward zuletzt gar untersagt und nur Bürgern überlassen. Patriziern, als gebornen Staatsmännern und Regenten, geziemte nur vom Staate zu leben, als obere Beamte, als Verwalter auswärtiger Unterthanenprovinzen, als Hauptleute beim Heer, als Befehlshaber zur See, als Gesandte zu fremden Mächten u. s. w. Wo nicht Tugend, nicht Kenntniß und Verdienst, sondern Geburt allein Anspruch auf Verwaltung öffentlicher Aemter machen darf, ist der Staat die bloße Domaine einiger Familien, das Volk deren Dienerschaft, die höhere Einsicht der Bürger gefahrbringend, die Staatsführung meistens zum Schlechtesten hinneigend, zumal wenn das Amt mehr als Erwerbsquelle des Angestellten, denn als Gelegenheit betrachtet wird, dem Vaterlande wohlthätig zu werden.

Die venedischen Gouverneurs, Proveditoren und Podesta's in den Unterthanenlanden bekleideten ihre dortigen Stellen nur immer auf kurze Zeit. Um so eilfertiger und gewissenloser benutzten ihrer Viele die gesetzliche Frist, sich zu bereichern. Alle fünf Jahre ward freilich eine Kommission von drei Senatoren in die unterthänigen Landschaften geschickt, um die Amtsführung der Angestellten und die allfälligen Klagen der Unterthanen zu prüfen. Allein da die Prüfenden, wenn sie pflichtvergessen sein wollten, minder den Mißmuth einzelner, verachteter, entfernter Unterthanen, als, wenn sie gerecht sein wollten, die frühere oder spätere Rache der Mitadelichen zu fürchten hatten, blieb die Aussendung der Kommissionen größtentheils nur ein

Digitized by Google

Gepränge, das der Regierung den Schein der Gerechtigkeitsliebe, hingegen den Unterthanen ſchlechte Hilfe geben konnte. Daher empörte ſich in den erſten dreihundert Jahren nach der Eroberung Dalmatiens Zara ſiebenmal; mehrmals empörte ſich Trieſt; Kandia, ſeit Beſitznahme dieſer Inſel, nicht minder. Fehlgriffe oder Ungerechtigkeiten der Regierenden waren gewöhnlich die Urſachen der Aufruhre, und Flamme und Schwert über die Unglücklichen gewöhnlich das Mittel, ſie zu ſtillen.

Nicht alle Adelichen konnten immer mit einträglichen Aemtern verſorgt werden. Zu unwiſſend oder zu hochmüthig, durch ehrenhafte Arbeit ſich zu nähren, verſanken viele in Armuth. Sie ſchämten ſich nützlicher Thätigkeit, aber nicht des Müßiggangs und des Almoſens. Es wurden mancherlei Stiftungen für verarmte Nobili gegründet; ſie empfingen Jahrgelder; ihre Söhne genoſſen unentgeldlichen Schulunterricht, ihre Töchter wurden in Klöſter gegeben. Darum war die geſetzliche Sitte nicht unweiſe, daß alle venediſche Edelleute ohne Ausnahme, gleich den Bürgern, im langen, ſchwarzwollenen Oberrock gehen mußten. Theils ward durch dieſe Verbannung aller äuſſern Unterſcheidungszeichen, welche die Prachtliebe und Eitelkeit gern erfindet, unter den Nobili ſelbſt mehr das Gefühl der Gleichheit erhalten; theils den Reichen des Bürgerſtandes erſchwert, die Dürftigkeit jedes Adelichen zu erkennen und ſich über deſſen Armſeligkeit zu erheben.

Die beſchränkte Zahl der öffentlichen Aemter, welche von Patriziern bekleidet werden konnten, und daneben die Nothwendigkeit, die adeliche Jugend anſtändig zu verſorgen, gab der Staatsklugheit Venedigs falſche Richtungen. So oft ſich nämlich Gelegenheit darbot, in der Nachbarſchaft das Gebiet mit einer neuen Provinz zu erweitern, ward ſie vom ſouveränen großen Rath mit Begierde ergriffen. Denn jede neue Eroberung gab dem Patriziat eine neue Ausſicht, Söhne und Verwandten anzuſtellen. In Demokratien ſind die Beſoldungen der Beamten meiſtens gering und die Aemter werden mehr der Ehre und des Einfluſſes wegen, als der Bereicherung willen, geſucht. In Monarchien iſt der Fürſt wegen Ernährung ſeiner Familie auſſer Verlegenheit. Dort, wie hier, führen meiſtens Ruhmliebe, oder Vaterlandsſtolz in den Eroberungskrieg. In der Ariſtokratie hingegen, wo die Menge der bevorrechteten Familien angewieſen iſt, ſich ausſchließlich vom Regieren zu ernähren, wird der Staat zur Fideikommiß, von der ſie das Nutznieſſungsrecht haben, und die Erweiterung des Gebiets iſt Erweiterung der Privatvortheile.

Der damalige innere Zuſtand Italiens, die Zerriſſenheit, Zwietracht und Schwäche der vielen kleinen Staaten auf der Halbinſel, begünſtigte die Vergrößerungswünſche des großen Raths. Neunhundert Jahre hatte Venedig beſtanden, zufrieden mit dem kleinen Streif feſten Landes von Italien, der an die Lagunen ſtieß. Man ſuchte in Europa nur Freiheiten und im Morgenlande Niederlaſſungen zu Gunſten größern Handelsverkehrs. Selbſt die Eroberung Dalmatiens und der Inſeln hatte keinen andern Zweck gehabt. Aber in demſelben Augenblick, da die Zahl der herrſchaftsfähigen Familien abgeſchloſſen, der große Rath ſouverain erklärt

Digitized by Google

wurde, offenbarte sich das Streben, Besitzungen auf dem festen Lande von Italien zu haben, aus dem Handelsstaate eine Landmacht zu bilden. Auf widerrechtliche Weise bemeisterte sich Venedig der Stadt und des Gebiets von Ferrara (1310). Bald ward im Krieg wider den Herrn von Verona auch Treviso und Bassano (im J. 1338) Venedigs Eigenthum; bald Argos und Napoli di Romagna (im J. 1386) durch Kauf. Bald geriethen Vicenza, Feltre, Belluno, Rovigo, Verona und mehrere Städte am Po in Venedigs Besitz; durch das Recht der Waffen auch Padua, die uralte Mutterstadt Venedigs (im J. 1405); das Friaul im Kriege mit dem Patriarchen von Aquileja (1420); vier Jahre später Brescia, dem Herzoge von Mailand entrissen, so wie Bergamo (1428). Nach diesem wurden in fortgesetzten Kriegen Lonato, Valeggio und Peschiera erworben (im J. 1441), die der Herzog von Mantua fahren zu lassen gezwungen war; Ravenna ward dem rechtmäßigen Erben durch Usurpation entrissen, und das fruchtbare lombardische Gebiet von Crema (im J. 1449) den Mailändern durch Waffenglück, wozu hernach durch Vertrag mit dem Markgrafen von Este noch die Polesine di Rovigo (im J. 1484) kam.

6.

Fortsetzung. — Stärke der Regierung.

Die lange Reihe dieser Erwerbungen, welche, Dalmatien ungerechnet, das Gebiet der Lagunenstadt auf dem italienischen Festlande über einen Flächenraum von sechshundert Geviertmeilen ausbreitete, verwickelte Venedig in eine große Zahl von Kriegen mit allen Nachbarn. Ausser diesen Landkriegen wurden aber noch andre zur See, theils gegen das nebenbuhlerische Genua geführt, theils gegen Ungarn und das abtrunnige Dalmatien, theils gegen die Ungläubigen im Morgenlande zur Vertheidigung venedischer Besitzungen und Niederlassungen oder zur Behauptung bisheriger Handelsrechte.

Eben diese Anstrengungen, unter welchen der Staat mehr als einmal zu erliegen drohte, entwickelten jedoch neue Kraft, wenn auch nicht neue Tugenden. Die patrizische Jugend erhärtete dabei unter Waffen und gewann Liebe des Ruhms. Mit Heldenmuth focht sie zu Lande und zu Wasser in dreien Welttheilen, während die Väter in der Heimath den Gang der öffentlichen Angelegenheiten geheimnißvoll, schlau und unerschütterlich zu dem erkornen Ziel führten, welches sie nie aus den Augen verloren.

Der Tapferkeit venedischer Land- und Seehelden kam wohl die Tapferkeit andrer Nationen gleich; aber die Regierung keines damaligen Staates wußte die in ihrer Gewalt liegenden Mittel so gewandt und kräftig zu benutzen, als die venedische. Die finstere Diktatur im Rathe der Zehner, welche die Anschläge fremder Höfe, wie die Familienheimlichkeiten der Stadt ausborchte, selbst aber, dem Fremden, wie dem Einheimischen, in ihren Absichten unergründlich blieb; jene Diktatur, die für ihre Zwecke nicht Bestechung, nicht Wortbruch, nicht Meuchelmord scheute, und zur Vollstreckung ihrer Rathschlüsse immer den blinden Gehorsam bereit fand,

Digitized by Google

ließ ſich weder durch Gunſt noch Ungunſt des Glücks berauſchen oder erſchrecken und blieb in ihren Maasregeln eben ſo folgerecht, als in ihren Vorſätzen unabänderlich.

Man kann nicht läugnen, in der ganz eigenthümlichen Ausbildung dieſes Zehnerraths, in ſeiner Allwiſſenheit, welcher die Augen zahlloſer Spione in allen Ständen dienten, in ſeiner Schrecklichkeit, vor welcher der Duca, wie der ärmſte Gondelier, zu zittern Urſache hatten, in ſeiner Verborgenheit, mit welcher er Alles verrichtete, ohne irgendwo ſelbſthandelnd zu erſcheinen, in ſeiner Verantwortungsloſigkeit, daß er ſogar, wenn ein Patrizier auf ſeinen Befehl aus der Welt geſchafft ward, dem großen Rathe nur melden ließ, es ſei ein Platz leer: — darin lag die ganze Spannkraft vom venediſchen Staatsgetriebe. Man ſollte billig erſtaunen, daß Volk und Adel, willig und ununterbrochen, eine ſolche Gewaltherrſchaft duldeten, wenn man nicht wüßte, wie groß die Macht der Gewohnheit wäre; wie ſchwer es geweſen ſein würde, ſie, nachdem ſie ſich in ihrer ſchauderhaften Stärke entwickelt hatte, wieder zu vernichten. *) Zudem ſtand ſie geſetzlich, ein Grundtheil der Staatsverfaſſung da; und der Adel wollte lieber dieſe, als Verſchwörungen in ſeiner eigenen Mitte, oder von Seiten der Plebejer, und Umſturz ſeiner Hoheit zu fürchten haben.

Noch darüber könnte man ſich wundern, daß dieſe Zehnmänner nie auf den Gedanken kamen, ſich ſelbſt der Oberherrſchaft auf immer zu bemeiſtern, da ſie nur auf kurze Friſt ihr Amt bekleideten. Allein ihre Anzahl war zu klein, um einen Umſturz der Dinge zu bewirken, und zu groß, um Eintracht unter ſich für ein Wagſtück zu finden. Die Dunkelheit, in die ſie ſich hüllten, ſchützte ihre Perſonen gegen den Dolch der Rache, aber hinderte auch, daß die Nation durch Anerkennung ihrer perſönlichen Verdienſte für ſie gewonnen werden konnte. Sie ſelbſt hatten, zur Vergrößerung des Heimlichen und Schleunigen ihrer Werke, wie ſchon geſagt, dreien aus ſich (den Staatsinquiſitoren) die Vollgewalt übertragen. Und ungerechnet, wie ſchwierig es war, unter ihnen Allen zu einer Verſchwörung gegen den Staat Eintracht zu bewirken, übten ſie gegen ſich ſelbſt die gleiche Strenge, die ſie Andern zeigten. Denn auſſer den drei Staatsinquiſitoren ernannten ſie noch einen vierten, der, wenn einer des Triumvirats ſich ſchuldig machte, verbunden mit den zwei Andern über den Dritten richtete.

So feſſelten gegenſeitiges Mißtrauen und Schrecken jeden an ſeine Pflicht, was ſonſt das Werk der Tugend und Liebe des Vaterlandes oder des Ruhms zu ſein pflegt; und Venedig bewies dadurch in Tagen der Noth eine Stärke, wie Athen oder Rom in den ſchönſten Zeiten republikaniſcher Begeiſterung. War Alles verloren, es gab nichts verloren, und mit Erſtaunen ſah man es, nach den größten Niederlagen, von ſeinen zahlloſen Erwerbsquellen mit neuem Ueberfluß überſtrömt, glänzender und reicher erſcheinen, als es vorher geweſen.

In einem der ſchwerſten Kriege, den Venedig am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen

*) Man verſuchte es mehrmals im großen Rathe (im J. 1468, 1582, 1628), den drei Staatsinquiſitoren das Recht über Leben und Tod der Patrizier geſetzlich zu nehmen; doch vergeblich.

Genua, gegen den König von Ungarn, gegen den Patriarchen von Aquileia und den Beherrscher von Padua zu gleicher Zeit bestehen mußte, war es so weit gebracht, daß es, Dalmatiens verlustig, seine letzte Provinz auf dem Festlande dem Herzoge von Oesterreich hinopfernd, getrennt von seinen Kolonien, nicht mehr als sechs Galeeren ins Meer schicken konnte, und von Pietro Doria vergebens Frieden bat, der mit seinen Genuesen, Meister des adriatischen Golfs, sich schon bereitete, die Hauptstadt in den Lagunen selbst zu nehmen. Nur Verzweiflung und Nationalhaß gegen Genua, verbunden mit glücklichen Zufällen, retteten den Staat.

Kaum vierzig Jahre nachher aber prangte Venedig wieder in fast nie zuvor gesehener Machtfülle. Daru hat uns aus glaubwürdigen Urkunden den damaligen Zustand Venedigs (ums J. 1420) geschildert. Die Hauptstadt besaß, nach einer zu derselben Zeit veranstalteten Zählung, 190,000 Einwohner; die Bevölkerung war im Wachsthum, denn die Gebäude, deren Werth auf sieben Millionen Dukaten angeschlagen wurde und wovon die Miethe allein auf 500,000 Dukaten betrug, stiegen fortwährend im Preise. Man bezahlte damals einen Palast mit 5000 Dukaten. (Die heutige Bevölkerung der prächtigen Stadt übersteigt kaum viel die Zahl von 120,000 Seelen, worunter bei 20,000 Bettler sind!) Es wurden jährlich eine Million Dukaten in Gold, 200,000 Stück Silbermünzen und 800,000 Stück Scheidemünzen ausgeprägt. Man zählte tausend Edelleute in der Stadt, deren Vermögen sich auf 4000 bis 70,000 Dukaten Einkünfte belief. — Dreitausend Kauffahrteischiffe von 100 und 200 Tonnen, und dreihundert große Fahrzeuge beschäftigten 25,000 Matrosen, und fünfundvierzig bewaffnete Galeeren, mit 11,000 Mann besetzt, waren beständig zum Schutz des Seehandels thätig.

Diese Flotten führten alle Jahre für zehn Millionen Dukaten werth Waare in die Fremde, die einen Gewinn von zwei Fünfteln abwarfen, davon die Hälfte die Unkosten der Schiffe zahlte und 36,000 Seeleute nährte, und die andere Hälfte den Geldstock der Kaufherren vergrößerte. Der Waarenabsatz in die Lombardei allein betrug jährlich wenigstens 2,789,000 Dukaten. Die gesammten Einnahmen des Staats, nach Abzug aller Unkosten, gewährten ein reines Einkommen von 996,290 Dukaten.

Zwar die Eroberungen der siegreichen Türken im Orient, welche zuletzt selbst Konstantinopel nahmen und zum Hauptsitze ihres Reichs machten, bedrohte einige Zeit lang den venedischen Handel schwer. Der Staat verlor allein mehr denn 200,000 Dukaten durch den Verlust von Pera. Aber ein Freundschafts- und Handels-Vertrag, der bald nach dem Fall Konstantinopels (im J. 1454) mit Sultan Mahumed II geschlossen ward, so wie ein andrer mit Melech Elmaod, Sultan von Aegypten, sicherte wenigstens die vorherbestandenen Freiheiten, obgleich die alten Besitzungen in Asien und Griechenland zum Theil eine Beute der Eroberer geworden waren, zum Theil es bald zu werden gefährdet standen.

Als Ersatz dafür konnte Venedig einigermaßen das Königreich Cypern ansehen, welches um diese Zeit nicht auf die edelste Weise erworben wurde. Diese reizende und fruchtbare Insel des Mittelmeeres hatte zwar eigene christliche Könige aus dem Hause Lusignan (seit dem Ende

Digitized by Google

des zwölften Jahrhunderts), ſtand aber zinsbar unter der Oberherrlichkeit des ägypt. ſchen Sultans. König Jakob von Zypern, eben ſo ſehr durch die Schönheit einer venediſchen Patrizierin, Katharina Cornaro, gerührt, als um des Schutzes eines ſo mächtigen Seeſtaats ſicherer zu werden, vermählte ſich mit der Venezianerin, die zuvor zur Tochter der Republik erklärt worden war. Drei Jahre nach der Hochzeit ſtarb er (im J. 1472), ſo wie ſein nachgeborner Sohn ihm bald im Tode folgte. Er hinterließ zwar noch drei uneheliche Kinder. Damit dieſe aber keine Anſprüche auf das Königreich machen könnten, wurden ſie entführt und nach Venedig gebracht, während Katharina als Königin zu herrſchen fortfuhr. Eigentlich trug ſie aber nur noch den Namen, nicht die Gewalt einer Königin. Räthe, wie Beſatzungen, waren ihr ſchon aus Venedig geſchickt. Die Republik ſelbſt wollte Erbin der angenommenen Tochter werden. Einer kinderloſen Königin fehlt es freilich keineswegs an zahlreichen Erben. So nahmen in Venedig ſchon einige Verwandte Katharinens vorläufig aus Eitelkeit, oder Erwartung des Größern, Fürſtentitel an. Aber die Staatsinquiſitoren geboten denſelben plötzliches Schweigen, unter Androhung der Todesſtrafe. — Aus Furcht endlich vor möglichen Zufällen beſchloß der Senat, ohne länger zu zaudern, Zypern in förmlichen Beſitz zu nehmen und von der Königin die Niederlegung ihrer Krone zu fordern. Katharinen dazu zu bewegen, ward ihr eigner Bruder ausgewählt. Der Zehnerrath gab ihm den Auftrag; das heißt, es ward für ihn gefahrvoll, unverrichteter Sache zurückzukommen. Ohne eine Vorſtellung dagegen zu wagen, reiſete er nach Zypern. Gleichzeitig mit ihm traf auch die große venediſche Flotte dort ein. Umſonſt beſchwor Katharina ihren Bruder, ihr wenigſtens den Verſuch zu erlauben, die Regierung von Venedig auf andern Sinn zu bringen. Er antwortete: der Senat iſt in ſeinen Beſchlüſſen nie zu ändern. Schon waren die Wachen ihres Palaſtes, ſchon alle Plätze der Inſel mit venediſchem Kriegsvolk verſehen. Sie mußte ihre Entſagung der Krone unterzeichnen. Mit aller Feierlichkeit nahm Venedig (im J. 1489) das Königreich Zypern in Beſitz, ward hier Vaſall des ägyptiſchen Sultans, und öffnete damit der patriziſchen Jugend neue Ausſichten auf Erwerb von Reichthum und Genuß.

7.

Beginnender Verfall von Venedigs Macht.

Eine Schiffer- und Fiſcher-Inſel, nach und nach von armen und reichen Flüchtlingen immer mehr bevölkert, durch günſtige Lage zum Handel gelockt, durch eigene Unwirthbarkeit dazu getrieben, bildet ſich mit wachſender Volkszahl, unter freien Einrichtungen zum Staat. Durch Gefahren des Meeres abgehärtet, durch Wahl eines alleſleitenden Fürſten ſtark, durch Verkehr mit vielerlei Nationen kenntnißreich, gewandt und verſchmitzt, erreichen die Bewohner der Inſel einen für die damaligen Zeiten ſeltenen Wohlſtand. Sie erobern ſich Gebiete; machen ſich den adriatiſchen Golf zinsbar; wetteifern mit den erſten Seemächten; bringen den größten Theil des indiſchen Handels in ihre Gewalt; machen ſich durch ihre Waaren die meiſten

Digitized by Google

Länder des Welttheils zinsbar, und zwingen selbst den größten Staaten des festen Landes Ehrfurcht ab.

Wie bewundernswürdig auch dieser Aufschwung Venedigs erscheint, muß man doch nicht vergessen, daß ihn die Verhältnisse der damaligen Jahrhunderte, die Zustände der damaligen Nationen nicht minder beförderten, als die kluge und unternehmende Regsamkeit der Lagunenbewohner. Während diese im Umgang mit so verschiedenen Völkern dreier Welttheile deren Sitten, Vorzüge, Künste und Gewerbe kennen lernten und sich zu eigen machten, und damit eine geistige Ueberlegenheit empfingen, verharrte der größere Theil des übrigen Europa noch in träger Barbarei, der er sich nur mühsam entwand. Während in Venedig Freiheit blühte, schmachteten die meisten übrigen Staaten in den Fesseln des Feudalwesens und der Priesterherrschaft. Während Venedig, ungehemmt, seine Verfassung fest im Innern der Stadt gestalten konnte, waren die übrigen Reiche durch Faustrecht und Lehenthum zerrissen, oder durch Despotismus, oder durch gothische Verwirrung zahlloser einzelner Rechtsame in sich gelähmt. Venedig hatte nur schwache Nachbarn, mit denen es furchtlos in den Kampf trat; die Mächtigern wohnten entfernt. Ausser Pisa und Genua standen selbst keine Mitbewerber um den Welthandel da; die nordische Hansa blieb auf den Norden beschränkt.

Sobald aber diese äussern Umstände änderten; sobald mit den fortschreitenden Zeitaltern auch bei andern Nationen Künste und Wissenschaften erwachten; die Staaten bessergeordnete Verfassungen und Gesetze annahmen; die Völker Handel und Gewerbfleiß liebgewannen, die Fürsten denselben zur Vermehrung ihres Glanzes begünstigten: trat eine vorher unbekannte Nebenbuhlerei ein.

Noch war Venedig reich, noch mächtig auf den Meeren. Noch war es nicht bloß handelnder Staat, sondern selbstfabrizirender. Es verarbeitete nicht nur die rohen Stoffe der Fremde, um den Gewinn daran zu verhundertfältigen, sondern versuchte die rohen Stoffe selbst auf eigenem Boden zu gewinnen und sich auch hierin von der Gunst des Auslandes unabhängig zu stellen. Es bevölkerte die Weiden der Poleßne und die istrischen Berge mit Schafheerden, bepflanzte die Küsten Friauls mit Maulbeerbäumen zur Zucht des Seidenwurms und versuchte die Erziehung des Zuckerrohrs auf den levantischen Inseln. Verona, Vicenza, Padua und Bassano arbeiteten in Wolle und Seide; Padua besonders lieferte Hüte, so wie Murano alle Arten Glaswaaren; Brescia Seiden- und Leinenzeuge; vorzüglich aber Waffen aller Gattung und Holzarbeiten; Bergamo gezwirnte Seidenstoffe, Papiere, leichte Linnenzeuge; die Hauptstadt selbst Seidenwaaren, Spitzen, Hüte, Seife, Spezereien, Gold- und Silbergeräthe u. s. w. Aber auch Frankreich, auch Deutschland und andere Länder veredelten allgemach schon ihre Gewerbe und warfen die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Kunstfleißes in den Handel. Durch vorzüglichere Güte der Waaren, oder durch wohlfeilern Preis derselben bei gleicher Güte, verlor Venedig nach und nach in vielen Gegenden die gewohnte Menge der Käufer. Vergebens machte seine Eifersucht mancherlei Hand- und Kunstgriffe der Werkstätten

Digitized by Google

zum Geheimniß: es fehlte fremden Völkern nicht an erfinderischem Geist. Keine Quelle des öffentlichen Reichthums ist für einen Staat unzuverlässiger, als die, aus welcher jedes andere Volk, sobald es will, durch eigene Bemühung sein Bedürfniß eben so gut schöpfen kann.

Noch hatte Venedig aber die Ueberlegenheit der Seemacht. Vermittelst seiner weitzerstreuten Besitzungen und Niederlassungen, die ihm den Genuß des Welthandels zuzusichern schienen, trieb es einen Verkehr, welchen selbst der zunehmende Gewerbsfleiß der Europäer nicht zu bedrohen, sondern vielmehr zu vermannigfaltigen schien. Doch dieser Vorzug währte nur, so lange der Orient getheilt und schwach stand. Als aber die türkische Macht die Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasiens bedeckte und Konstantinopel nahm; als Sultan Soliman (im J. 1530) eben dies Konstantinopel zum Durchgangsort für alle Waaren machte, die von Asien, ja durch Syrien und Aegypten nach Europa geführt wurden; als die Venetianer durch die Uebermacht der Osmanen immer mehr in ihren Handelsfreiheiten bedrängt, aus immer mehrern der kleinen Inseln des griechischen Meeres vertrieben, endlich durch Amurath III sogar aus dem Besitz Syperns (im J. 1571) verstoßen wurden, litt der alte, große Waarenverkehr immer schwerere Erschütterungen. Nicht leichtere erfuhr er fast gleichzeitig im Abendlande, wo Kaiser Karls V Riesenmacht das Gesetz gab und den Venetianern in allen Hafen seines weitläuftigen Reichs nicht nur die Aus- und Einfuhrzölle auf ein Fünftheil des Waarenwerths hinaufsteigerte, sondern ihnen sogar allen unmittelbaren Verkehr mit den Küsten der Berberei untersagte, weil er seine Stadt Oran zum Stapelplatz für den Handel mit Afrika erheben wollte.

Am gefährlichsten aber für Venedigs bisherigen Glanz ward der neuentdeckte Weg zu Wasser nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung (im J. 1498). In den Lagunen empfing man die erste Nachricht davon durch den venedischen Gesandten zu Lissabon. Er meldete, daß Schiffe, mit Pfeffer, andern Gewürzen und Waaren befrachtet, wirklich aus Asien angekommen wären. Man vernahm, daß sich die Portugiesen an den Küsten Indiens selbst ansiedelten und die köstlichen Gegenstände des Handels von dort bald wohlfeiler nach Europa liefern würden, als man sie über das rothe Meer, durch den Euphrat und Don bezog.

Die venedische Regierung wiegelte den Sultan von Aegypten auf, die Niederlassungen der Europäer in Indien zu hindern, wo bisher die Muhamedaner allein den Verkehr gehabt hatten. Dies ohne Frucht, denn der Sultan hatte dazu weder Macht noch Geist genug, wandten sich die Venetianer an den König von Portugal. Sie erboten sich, alle aus Asien kommende Waaren von ihm um einen bestimmten Preis anzunehmen, wenn er ihnen den Verkauf derselben im übrigen Europa ausschließlich gestatten würde. Allein der König war zu klug, ihnen den Alleinhandel zu überlassen. So wählten sie als das letzte Mittel: alle über Aegypten kommende Waaren von jeder Abgabe frei zu machen, und dagegen alle, die von Portugal hervorgingen, möglichst zu belasten und ihren Verschleuß zu hindern. Wie wenig aber auch diese Maasregel dem neuen Gange des Handels Abbruch thun konnte, sieht Jedermann leicht ein.

Digitized by Google

Schon diese Schritte Venedigs in dem für den öffentlichen Wohlstand des Staats entscheidendsten Augenblicke beweisen, daß der alte, kühne und kluge Unternehmungsgeist entwichen war; daß nicht nur die Ungunst der äussern Verhältnisse, sondern mehr noch das Verderbniß der innern, den Verfall der bisherigen Stärke herbeiriefs. Billig muß man erstaunen, daß die Regierung, daß das Volk nicht selbst Flotten zur Eroberung fester Plätze in Ostindien ausrüstete und mit überlegener Einsicht und kaufmännischer Thätigkeit den Portugiesen die Urquelle der kostbaren Schätze, nach denen Europa von jeher geizte, streitig machte. Aber Venedig war längst nicht mehr die alte!

Durch Rechtsgleichheit und Freiheit aller Bürger einerseits und durch Handelsverkehr anderseits hatte dieser Inselstaat vorzeiten sich zur ausgedehnten Herrschaft emporgeschwungen und den schwersten Unfällen getrotzt. Jetzt war, seit Einführung der Aristokratie, die bürgerliche Gleichheit verschwunden und der Welthandel nicht mehr der höchste Wunsch der Patrizier. Diese, im ruhigen Besitz der Macht und Selbherrlichkeit, im Genuß ererbter Reichthümer und der vornehmsten Stellen des Landes, waren mehr um Erhaltung und Sicherstellung ihrer Genüsse und Vorzüge bekümmert, als um Bereicherung der Bürgerschaft. Sie, zum Regieren geboren, blickten mit zunehmender Geringschätzung auf das Treiben von Gewerben, durch die einst ihre Väter groß geworden waren. Allenfalls sprach ihren Stolz noch die Ausdehnung nicht allzufern gelegener Unterthanenlande an, um, was für den Staat am Gewinn vom Handel verloren ging, durch Abgaben zu ersetzen, oder um die Kinder des Adels mit Stellen zu versorgen. Aber indem Venedig eine Landmacht wurde, sank es als Seemacht. Bei den vielfachen Erschütterungen Italiens wurde es fort und fort in erschöpfende Landkriege verwickelt und in alle Schicksale eingeflochten, die über die Halbinsel gingen. Dadurch ward es gezwungen, fremde Kriegsleute zu miethen und ihnen sein Heil anzuvertrauen, während ihnen sein Gold zufloß. So hatte sich Venedig geschwächt.

Auch die ehemalige Strenge der Sitten war schon in der Fülle des Genusses erschlafft. Die Eroberung Zyperns ward der Macht des Staats durch die von dem wollüstigen Eilande in die Lagunen verpflanzte Ueppigkeit verderblicher, als vortheilhaft. Denn die reichen Venetianer, welche dorthin zogen, um ihres Daseins in ungebundener Lust zu genieſſen, oder die Beamten, welche dort im Vergnügen der Gewalt und des Wohllebens geschwelgt hatten, brachten ihren Hang zur Pracht und Weichlichkeit in die Hauptstadt zurück und vergifteten mit ihrem Beispiel die Denkart der nachahmerischen Menge. Die Regierung, nur die innere Ruhe des Staats und die patrizischen Hoheitsrechte mit Eifersucht hütend, litt es gern, daß die Liebe der Freiheit in den Armen der Wollust starb und sah um so gelassener den Fortschritten des Luxus zu, da er die Gemüther entnervte und sie zu edlern oder stolzern Ansprüchen unfähig machte. — Der ärmere Adel war zu abhängig, um auf die öffentlichen Angelegenheiten mächtigen Einfluß zu haben, und die übrige Bürgerschaft durchaus in ihrer Unterthänigkeit ohne Stimme.

So mußte Venedig unaufhaltsam sinken, und schneller, als es emporgestiegen war. Fast in

Digitized by Google

Keinem andern Staate ſah man ſo ſehr, wie zu Venedig, die Ariſtokratie in ganzer Reinheit aufgeſtellt; aber auch in keinem andern offenbarte ſich der Nachtheil erblicher Adelsherrſchaft ſo ſichtbar. In Monarchien, wo keine bevorrechtete Kaſte Theil an der Gewalt des Fürſten und ein ausſchließliches Recht zur Beſetzung der erſten Aemter, oder wo der Bürger wenigſtens noch offenen Weg hat, ſich durch Verdienſte zu gleicher Nähe des Throns zu erheben, kann Liebe des gemeinſamen Vaterlandes und jede aus ihr hervorgehende Tugend und ein edler, allgemeiner Wetteifer der Bürger zur Verherrlichung des Staats ſo wohl ſtatt finden, als in demokratiſchen Verfaſſungen. In Ariſtokratien aber zieht ſich die Liebe des Vaterlandes und des Ruhms nur in die ſtolze Bruſt der Wenigen zurück, welche das Vaterland allein und die Ehre allein haben. Die übrigen Einwohner des Staats ſind mit Geld und Blut dafür dienſtbar, daß ihnen geſtattet wird, unmittelbare Bedürfniſſe ihres Körpers zu befriedigen. Die Natur rüſtete die Edelſten unter denſelben vergebens mit Gaben für Höheres aus.

8.

Fortſetzung. — Verluſt großer Beſitzungen.

Während Portugieſen und Spanier neue Niederlaſſungen in beiden Indien gründeten, verſchwendeten die Venetianer Zeit und Kraft um den Beſitz des kleinen Landſtrichs von Cremona. Niederländer, Franzoſen, Briten folgten Eins ums Andere den glücklichen Eroberern der neuen Welt; bemächtigten ſich wetteifernd der oſt- und weſtindiſchen Archipele und Küſten; ſchufen Flotten; führten unermeßliche Reichthümer über den Ozean zurück; wurden Seemächte erſten Ranges und verdunkelten ſchnell den alten Ruhm Venedigs, Genua's und Piſa's ſowohl durch die Größe, als den Erfolg ihrer Unternehmungen. Venedig hatte den wichtigen Augenblick verloren. Auf immer vom ausſchließlichen Welthandel zurückgedrängt, war es des ehemaligen Hebels ſeiner Macht beraubt und mußte ſich mit dem levantiſchen Verkehr und dem Küſtenhandel begnügen lernen, ſo lange beide nicht von Stärkern angeſprochen wurden.

Der Senat in den Lagunen hatte allerdings auch kaum Zeit genug, Entwürfe auf Eroberungen in entfernten Welten zu bilden, da ſeine nähern Beſitzungen in fortwährender Gefahr ſchwebten, verloren zu gehen. Die Erweiterungen ſeines Gebiets auf dem Feſtlande Italiens hatten ihn mit der Eiferſucht aller benachbarten, kleinen Staaten umringt. Frankreich und Oeſterreich, zu Hauptmächten des Welttheils erwachſen, ſandten ihre Heere über die Alpen und rangen in den Feldern Neapels und Norditaliens um die Oberherrſchaft der Halbinſel. Venedig konnte nicht vermeiden, in die meiſten und ſchwerſten dieſer Kriege gemengt zu werden. Die Liga von Cambrai (im J. 1509) brachte in achtjährigen Feldzügen die Republik dem Untergang nahe. Mit Recht wurde die würdige Haltung des Senats in allen Unfällen, ſeine Standhaftigkeit und Klugheit bewundert, mit welcher er aus den verzweiflungsvollſten Lagen hervorzugehen wußte. Er verlor aber die kaum erworbenen Ufer der Adda, auch Cremona, Romagna und Trieſt wieder, und ſah ſeinen Schatz erſchöpft, ſeine Provinzen zerſtört. Aus dem Kampfe,

Digitized by Google

welchen bald nach dieſem Kaiſer Karl V und König Franz I von Frankreich, durch Nebenbuhlerei entflammt, in Italien erhoben, ging Venedig nur mit Aufopferung ſeiner Hafenplätze im Neapolitaniſchen und einer Summe von 300,000 Dukaten, die es dem Kaiſer zahlen mußte (im J. 1529). So wurden fortan alle Landkriege den Venetianern verderblich; wenigſtens brachte ihnen keiner derſelben einen Vortheil. Sie empfanden die Ueberlegenheit der großen Mächte, welche jetzt, ſtatt der ehemaligen kleinen Staaten, über Italiens Angelegenheiten das Wort führten, und leiſteten Verzicht auf den Gedanken, ihre Beſitzungen dort zu erweitern, wo ſie ſie kaum noch zu behaupten im Stande waren. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts miſchten ſie ſich nicht mehr in die Händel der europäiſchen Mächte, ſondern bewahrten im ſpaniſchen Erbfolgekriege, im Kriege um die Erbſchaft von Parma und Toskana u. ſ. w., mit kluger Vorſicht ſtille Unparteiſamkeit. So retteten ſie wenigſtens ihr Daſein, ihre Unabhängigkeit und was ihnen von Provinzen auf dem feſten Lande von Italien und in Dalmatien geblieben war.

Weit unglücklicher ward ihr Loos noch auf dem Meere gegen die Uebermacht des türkiſchen Reichs. Auch Siege ihrer Flotten blieben ohne Folgen. Sie wurden ſchon im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts von den Inſeln des Archipels und von ihren Sitzen in Morea zurückgedrängt; und noch am Ende deſſelben Jahrhunderts aus Zypern (im J. 1573); im folgenden aus Kandia. Der Friede von Paſſarowitz (im J. 1719) ließ ihnen, auſſer Dalmatien und einem ſchmalen Landſtrich in Albanien, von allen ihren weitläuftigen ehemaligen Beſitzthümern im Mittelmeer nichts, als die Eilande Korfu, Zefalonien, Zante und einige kleinere Inſeln in der Nähe von dieſen, Paxo, Santa Maura, Theaki, Aſſo, den Felſen Cerigo und die armſeligen Strophaden. So tief ſanken die ehemaligen Eroberer Konſtantinopels, daß ſie, nach manchen fruchtloſen Kämpfen, ſogar den Seeräubern der afrikaniſchen Küſte, wie einſt den Narentinern, des Friedens willen, zinsbar werden mußten; eine Schmach übrigens, welche vielleicht erträglicher ward, da größere Mächte nicht erröthten, ſie zu ertragen. — Dies war die Frucht vom Wachsthum der Kunſt, Wiſſenſchaft und Freiheit bei andern Nationen, und vom wachſenden Verderbniß des Innern der venediſchen Ariſtokratie.

Daß Frankreich, Oeſterreich und die Pforte rings umher großmächtig geworden, hatte Venedig keineswegs hindern können; und es mußte nothwendig in gleichem Verhältniß ſchwächer werden, als jene erſtarkten, weil es nicht mit ihnen wuchs. Daß der große Handelsweg von Oſtindien durch Colombo's und Vasco de Gama's Entdeckungen eine andere Richtung genommen und ſich eine aufblühende Zahl neuer Seemächte deſſelben bemeiſtert hatte, war auſſer Venedigs Gewalt geweſen, zu ändern. Aber die Schuld der Regierung blieb es, daß ſie nicht, wie in den alten, freien Zeiten, da ſie ſich zur Größe emporſchwang, von den Zeitumſtänden Vortheil zog. Mit Recht ſagt Montesquieu von der Ariſtokratie: Sie trachtet nicht der Vergrößerung, ſondern der Bewahrung deſſen nach, was ſie erworben. Statt mit den Jahrhunderten zu gehen, ſtatt ſich denſelben gemäß zu halten und ſich mit ihnen zu verjüngen, beharrte der Senat

Digitized by Google

unveränderlich in ehemaligen Ansichten und Grundsätzen, und so veraltete der Staat neben dem Neuen, was ihn umgab. Das war das Werk der Verfassung, und alle Feindheit, und alle Staatsklugheit, die sich in immer kleinlichere Sphären zurückziehen mußte, blieb zu ohnmächtig, dem vollen Untergang zu wehren.

Die Ausschliessung jedes ausgezeichneten Geistes von Theilnahme an höhern Staatsämtern, wenn er sich im Bürgerstande oder bei den Unterthanen entfaltet hatte, — die Unterdrückung eines edeln, allgemeinen Wetteifers der Verdienste ums Vaterland, der in den Monarchien statt findet, beraubte den Staat der geistigen Ueberlegenheit, das heißt, des wichtigsten seiner Rettungsmittel; machte die Masse des Volks gleichgültiger gegen Wohlfahrt des Ganzen, und bannte die Auswahl derer, welche durch Gaben, Einsichten und Tugenden die Größe Venedigs heben sollten, auf einen engen Kreis von Menschen ein, die durch ihre Wiege bezeichnet waren, die im Genuß ihrer Güterfülle, in der gewissen Aussicht auf glänzende Stellen, sorglos wurden, und wohl durch Stolz und Ehrgeiz die Kunst verschmitzter Umtriebe, aber nicht die Anstrengungen und den erhabenen Sinn wahrhaft großer Männer kennen gelernt hatten. Venedig, hätte es zur alten Freiheit heimkehren können, oder seinen Bürgern und Unterthanen die Rechte geben dürfen, deren sich die Unterthanen der Monarchien erfreuen, würde selbst gegen die großen Nachbarreiche eine neue, vorher unbekannte Kraft entwickelt, jeder Brust das Gefühl vaterländischen Hochsinnes und dem Staate einen Reichthum unternehmender, erfinderischer und tugendhafter Männer erworben haben.

Aber Furcht und Mißgunst gegen die Talente der Unterthanen dehnte sich bei den Patriziern selbst auf die hervorstechenden Geistesgaben von Gliedern ihres eigenen Standes aus. Es war nur erlaubt, mittelmäßig zu sein; allzugroße Auszeichnung brachte Verderben. Daher bietet die ganze Geschichte Venedigs kein einziges glanz- und thatenvolles Leben eines Einzelnen dar, sondern wenn sie hie und da einen Mann mit überlegener Kraft erscheinen läßt, verschwindet er, mit Ehren oder Strafen bedeckt, plötzlich wieder, in die dunkle Menge aller Andern niedergezogen. Man mied sogar, Patrizier an die Spitze der venedischen Heere zu stellen, aus Furcht, wie Daru sehr gut sagt, daß der, welcher die Republik zu retten im Stande war, sie auch wohl vernichten konnte. Doch hier war es nicht um die Republik, sondern um das Vorrecht und den Genuß des Patriziats zu thun. Man wählte lieber fremde Feldherren, die gemiethet und von beigegebenen Proveditoren sorgfältig bewacht wurden.

Dieser durch das Wesen der Aristokratie genährte Geist des Mißtrauens und des neidischen Unwillens gegen jeden der ihrigen, der hervorragend zu werden drohte, gab allen Gliedern nach und nach gewissermaßen einerlei Gepräge der Denkart und der Handlungsweise. Es ward unter ihnen eine gewisse Einförmigkeit der Grundsätze, eine gewisse Beschränktheit der Ansichten vorherrschend, über welche man sich nicht ungestraft erheben konnte, und die, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, tiefer und tiefer wurzelte, daß sich auch die bessern Köpfe zuletzt von dieser Befangenheit nie ganz loszuwinden vermögend waren. Was ausser dem gewohnten

Digitized by Google

Horizont lag, mußte für Irrthum oder Verbrechen gelten. So entwickelt ſich aus ähnlichen Urſachen auch in Mönchsgeſellſchaften der engbegrenzte Kloſtergeiſt und in kleinen Städten das Spiesbürgerthum.

Die Fortſchritte der neuern Zeiten wenig beachtend, verblieb alſo der venediſche Senat ſelbſtgefällig beim Alten. Sogar den Verbeſſerungen der Schiffsbaukunſt und des Heerweſens, die bei andern Nationen auffallend wurden, folgte er nicht, oder nur langſam und ängſtlich nach. Er konnte unmöglich die Uebermacht Frankreichs oder Oeſterreichs verkennen, aber lange hatte er nicht den alten Stolz vergeſſen können, über die Angelegenheiten Italiens das Wort zu geben. Er hatte ſich in jene unglücklichen Landkriege gemiſcht, aber ſie mit fremden, aus Italien, der Schweiz und Graubünden gemietheten und zuſammengerafften Soldaten und mit fremden Heerführern, wie herkömmlich, geführt. Schon daß er zu Miethlingen Zuflucht nehmen mußte, weil er in den eigenen Provinzen nicht Volks genug fand, ein Heer zu Lande und die Flotten zugleich damit zu verſehen, hätte ihn abſchrecken ſollen, ſeine Macht auf beiden Elementen zugleich zu verſuchen.

Erſt nachdem ſich das Patrizіat in einer langen Reihe nachtheiliger Kriege von der Ohnmacht ſeiner Mittel überzeugt und alle ſeine entferntern Beſitzungen eingebüßt hatte, entſchloß es ſich zur Beibehaltung der ſtaatsklüglichen Unparteiſamkeit und nahm es, wie ſchon geſagt, ſeit dem Frieden von Paſſarowitz die Rolle eines bloßen Zuſchauers der Weltbegebenheiten an.

Nun auf ſich und auf die Verwaltung des Innern einzig beſchränkt, erſtarb die Neigung und der Muth zu großen Werken, weil es dazu an Gelegenheiten fehlte. Genuß-Seligkeit, Golddurſt und Aemterſucht wurden die gemeinen Leidenſchaften, welche das Gemüth der patriziſchen Jugend am lebhafteſten rührten; ein Gemüth, ſchon früher durch Müßiggang, Reichthum und aſiatiſche Ueppigkeit zum Edlern entnervt. Schon in den letzten Seekriegen gegen die Türken war nicht mehr die Regſamkeit, Wachſamkeit, Ordnungsſtrenge und alleobſiegende Entſchloſſenheit der Alten ſichtbar geweſen.

Nur das Feſthalten an beſtehenden Formen der Verfaſſung, die Heilighaltung herkömmlicher Einrichtungen, die Abwehrung fremden Einfluſſes auf Angelegenheiten des eigenen Staats, die Geheimhaltung derſelben vor den Augen der Eingebornen und des Auslandes, verblieben in gewohnter Kraft. Ja, weit entfernt, ſich im Laufe der Jahrhunderte zu ſchwächen, verhärteten und erſtarkten dieſe Grundſätze mit zunehmendem Alter des Staats. Sie mußten es nothwendig, weil es das Intereſſe aller Patrizier war, ſie zu bewahren, weil, ohne ſie, die regierungsberechtigten Geſchlechter ihren Untergang vorſahen. — Daher ſtand die venediſche Regierung in neuern, wie in ältern Zeiten, verhüllt, unerforſchlich und in ſich abgeſchloſſen da. Der Geiſt ihres Gewaltthums milderte ſich zu keiner Zeit. Jede Auflehnung der Gedrückten ward mit blutdürſtigem Zorne gerächt. Darum ſah man auch immer von Zeit zu Zeit Auswanderungen vieler bedrängten Unterthanen, aus Zante, aus Cattaro, aus Dalmatien nach Rußland, oder

Digitized by Google

ſelbſt in die Türkei (noch im J. 1785). Nie aber auch erhielt die Geiſtlichkeit hier den Wirkungskreis, welcher der Ruhe anderer Staaten ſo oft gefährlich war. Rom mochte drohen und donnern, wie es konnte, Mönche und Weltgeiſtliche blieben in uralter Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit; ausgenommen rein-kirchliche Vergehen der Prieſter- und Mönchſchaft, wurden alle vor weltlichen Gerichten beurtheilt und beſtraft. Sobald die Jeſuiten im Staate und gegen den Staat eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit anzunehmen nur die erſten Verſuche wagten, wurden ſie fortgeſchafft und nie wieder, als Orden, zugelaſſen.

Man hat die Unveränderlichkeit der venediſchen Regierung, die Feſtigkeit ihrer Einrichtungen oft bewundert. Aber dieſe ging aus der Natur einer argwöhniſchen, um ihr Daſein beſorgten Ariſtokratie hervor, nicht aus der Ueberzeugung, noch mit dem Zweck, ſo das Glück von Millionen Unterthanen am beſten zu heben. Das Glück des Staats blieb dem Wohlſein des Patriziats ewig untergeordnet. Man hat, geblendet von dem Wunderbaren oder Eigenthümlichen dieſer Regierung, den langen Fortbeſtand des Staats ſelbſt ganz der Weisheit ſeiner beſondern Verfaſſung zurechnen wollen, während er, ſchwach an Mitteln gegen die Gewalt überlegener Nachbarreiche, nur durch deren Großmuth, oder durch ihre Achtung des Völkerrechts, oder durch ihre gegenſeitige Eiferſucht das Daſein behielt, welches er eben ſo bald verlor, als jene Bedingungen ſeines Lebens aufhörten.

Gegen innere Erſchütterungen ſchützte ihn freilich die ſchreckhafte Wachſamkeit der Staatsinquiſition, deren Laurer im Dunkel jeden verdächtigen Schritt des gemeinſten Unterthanen, wie des Patriziers verfolgten. Noch ausgedehntere Macht des Zehnerraths, die dieſer mehrmals dadurch zu gewinnen bemüht war, daß er ſich nach Gutdünken zahlreiche Beigeordnete aus dem großen Rathe und andern Behörden nehmen und wieder entlaſſen zu können das Recht ſuchte, mußte ſelbſt dem geſammten Patriziat gefahrvoll dünken. Man geſtattete ihm die Vermehrung nicht. So lange er aus zehn Perſonen, nebſt Beiordnung des Duca mit ſechs von deſſen Räthen, beſtand, konnte er, wegen der geringen Zahl ſeiner Glieder nie ein zerſtörendes Uebergewicht erhalten. Auch ward ihm (ſchon im J. 1583) das Befugniß unterſagt, eigenmächtig in die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und des Staatsvermögens einzugreifen. Aber ſeine Schreckensherrſchaft ließ man ihm gern, in der er als Wächter der Staatsſicherheit unantaſtbar ſtand und um keine ſeiner Grauſamkeiten verantwortlich werden konnte. Man ſah eines Morgens (im J. 1618) viele Menſchen an den Galgen des St. Markusplatzes aufgehenkt. Es waren alleſammt fremde, unbedeutende Leute, wie deren ſich in volkreichen Städten immer aufzuhalten pflegen. Den Tag nachher waren die Galgen mit neuen Hingerichteten belaſtet, die ebenfalls Niemand kannte. Man ſagte ſich, daß noch weit mehr Perſonen erdolcht und ertränkt worden wären. Den wahren Beweggrund zu dieſen Mördereien hat man nie vernommen. Kein vorangegangenes Ereigniß, kein nachfolgender Umſtand hat jemals das ſchauerliche Räthſel gelöſet. Der damalige franzöſiſche Geſandte in Venedig behauptete, es ſei der Regierung, um ſich der osmaniſchen Pforte gefällig zu erweiſen, darum zu thun geweſen, einen den Türken

Digitized by Google

verhaßten Korsaren aus dem Wege zu räumen, und um ihn ſicher zu treffen, habe man Viele, die verdächtig ſchienen, aufgeopfert. Fünf Monate nach dem blutigen Greuel ordnete ein Beſchluß des Senats öffentliche Dankgebete, wegen Rettung der Republik aus großer Gefahr, an. Aber worin die Gefahr beſtanden habe, blieb Geheimniß. Vielleicht gefliſſentlich breitete man das Gerücht von einer entdeckten Verſchwörung aus, um dem Geſchehenen nur einen rechtfertigenden Schein der Nothwendigkeit zu borgen. — So handelte die venediſche Polizei.

9.

Venedig im achtzehnten Jahrhundert, vor dem Untergange ſeines Staats.

Daß das Volk eine ſolche Herrſchaft der Willkühr, des Argwohns und Schreckens nicht nur erträglich, ſondern ſogar ganz behaglich finden konnte, fällt Keinem auf, der da weiß, daß ja auch wohl Leibeigene, ohne Gefühl für die Würde der Menſchheit, ihren gewohnten ſchmachhaften Stand dem ungewohnten Stande der Freiheit vorgezogen haben. Man muß aber auch nicht die Kunſt der Regierung vergeſſen, daß die Provinzen keineswegs alle mit einerlei Härte behandelt wurden; daß man die entferntern, beſonders die Nachbarn der Lombardie, wie Breſcia und Bergamo, auch die Hauptſtadt ſelbſt, weitaus milder verwaltete, als die übrigen Gegenden, weil in der Hauptſtadt, wie in der Nachbarſchaft der Lombardie, jeder Volksaufſtand für das Patriziat gefährlicher geweſen wäre, als im Innern des Landes, oder in Dalmatien und den Inſeln. Die empörendſten Beiſpiele gewaltherrlichen Schaltens wurden auch nur ſelten gegeben, oder gelangten ſelten zur öffentlichen Kunde. Die Grauſamkeit der Polizei bezog ſich mehr auf Beſchützung der Sicherheit und des Anſehens der Regierung, als auf viele andere Vergehen. Vielmehr war dem Leben und Treiben der Menſchen, ſobald es nicht unmittelbar an die Sache des Staats rührte, eine Freiheit geſtattet, die oft in Zügelloſigkeit überging und in wenigen andern Ländern erlaubt geweſen wäre.

In ſpätern Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts ließ ohnedem die Verwaltung noch in vielen Stücken von ihrer vormaligen Strenge nach, ſei es, daß das Beiſpiel der Milde, welches andere Regierungen gaben, andere Ueberzeugungen hervorgerufen hatte, oder daß der venediſche Senat im lebendigern Gefühl wachſender Schwäche erkannte, die Ruhe des Staats müſſe noch durch beſſere Mittel, als durch Miethſoldaten und Staatsinquiſitoren geſchirmt werden. Man gewährte den Dalmatiern, die ſich zum griechiſchen Glaubensbekenntniß hielten, (im J. 1761) Freiheit des Gottesdienſtes, wie hart der Papſt auch die Republik darüber anließ. Man ſchloß den reichern Unterthanen die Möglichkeit auf, in den Rang des herrſchaftsfähigen Adels von Venedig zu treten. Durch einen Beſchluß (von 1775) wurde das goldene Buch für zwanzig Jahre offen gehalten, daß ſich Edelleute der Unterthanenlande, die zehntauſend Dukaten Einkünfte hatten und ihren Adel bis zum Ururvater zurückführten, auf vierzig an der Zahl, einſchreiben laſſen konnten.

Digitized by Google

So ward das Loos der venedischen Unterthanen in vielen andern Dingen glimpflicher, genug, wenn sie zu allem schwiegen, was die Regierung verfügte, und nicht die Rechte der Unterthanen in Monarchien, nicht den Weg zu Ehren und Aemtern aufgeschlossen verlangten, sondern ihn mit kummer Verzichtung den Patriziern überliessen. Der Anblick der lebensreichen Hauptstadt selbst, und noch zu einer Zeit, da sich die Lebenskraft des Staats schon tief geneigt hatte, mußte bei Fremden und Einheimischen hohe Vorstellungen vom glücklichen Zustande der Gesammtheit erzeugen. „Diese wunderbare Stadt," um mich hier der Worte Daru's zu bedienen, „einzig durch ihre Lage; das da waltende ganz eigenthümliche Wesen und Treiben; eine unwandelbare Ruhe, gehandhabt durch eine wachsame Polizei, die zugleich in allem, was ihr keine politischen Besorgnisse einflößte, bis zum Uebermaas nachsichtig war; das Zusammenströmen von Fremden, die einem mannigfaltigen Verkehr zinsbar wurden; die Gewerbsamkeit in einer Menge von Werkstätten, um den Bedürfnissen des Aermsten, wie den Launen des Reichsten zu entsprechen; eine Sittenfreiheit, die fast an Dasein bürgerlicher Freiheit glauben ließ; der Anschein von Wohlstand; der Aufwand der Künste; die Denkmale ehemaliger Siege; eine zugleich Pracht und Sparsamkeit liebende Verwaltung, die mit würdevollem Ernst eine gewisse bauherrliche Freigebigkeit verband; glanzvolle Feierlichkeiten und Umgänge, und Feste, wie nur Venedig sie anzustellen wußte, — dies ganze Schauspiel von Größe, Reichthum und Lust belebte eine thätige, sinnreiche Volksmenge, und flößte ihr einen Stolz ein, der sie wirklich mit ihrem Schicksal mehr als zufrieden machte.

So bestand Venedig seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Ende desselben. Wie wenigen Antheil es auch an den allgemeinen Welthändeln nehmen konnte, wußte es doch durch seine diplomatische Regsamkeit von Aussen, und durch seine tausendäugige Polizei im Innern, den Ruf einer vortrefflichen Staatsverwaltung und den Schein einer unerschütterlichen Hoheit zu behaupten.

Schärfern Blicken entging inzwischen die zunehmende Schwäche nicht. Der edlere Ehrgeiz war schon längst entwichen, nur noch Stolz und die Stellensucht zurückgeblieben. Während die ehemaligen Quellen des Reichthums fort und fort versiegten, fehten Hang zum Wohlleben und Hochmuth den gewohnten Aufwand fort. Schon im ersten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts betrugen die öffentlichen Einkünfte nur noch sechs Millionen Dukaten, und die Schuld des Staats war auf achtundzwanzig Millionen gestiegen. Weil die Staatsgläubiger sechs und sieben Jahre lang keine Zinsen bezahlt erhielten und ihre Renten auf zwei vom Hundert niedergesetzt wurden, verlor das Gemeinwesen an Zutrauen. Eine lange Reihe von Friedensjahren besserte die Uebel nicht, obgleich inzwischen der Landbau in den Unterthanen-Ländern große Fortschritte gemacht hatte. Am Ende des Jahrhunderts betrug die Staatsschuld vierundvierzig Millionen Dukaten, und doch war Alles mit Abgaben belegt, in deren Erfindung das achtzehnte Jahrhundert allzu sinnreich geworden war.

In den letzten Zeiten der Republik bestand die Landmacht derselben nur noch aus siebentausend

Digitized by Google

Italienern und fünf- bis sechstausend Sklavoniern. Der Dienst war schlecht unterhalten, schlecht bezahlt, von den Patriziern, aus Hochmuth oder Liebe zum behaglichen Leben, verachtet. Die Seemacht zählte acht bis zehn Linienschiffe, einige Fregatten und vier Galeeren, die wirklich in See gehen konnten; ungefähr zwanzig Fahrzeuge lagen auf den Schiffswerften; ihr Bau wurde aber nie vollendet. Als die Franzosen im J. 1797 in Venedig einrückten, fanden sie dreizehn Schiffe und sieben Fregatten auf den Werften; es fehlte an nöthigen Mitteln sie zu vollenden. Zwei von diesen Schiffen waren schon im Jahre 1752 angefangen worden, zwei andere seit 1743, und zwei endlich seit 1732!

In den Unterthanenlanden hatte sich durch Gewerbfleiß und Verbesserung des Landbaues die Bevölkerung vermehrt. Sie betrug 2,914,000 Seelen. *) In Venedig selbst war sie auf 149,476 Seelen (im J. 1769) gesunken, und zur Zeit des Einrückens der Franzosen zählte man nur noch 139,000 Seelen.

Wie ungern auch die venedische Aristokratie Verbreitung von hellern Einsichten und Kenntnissen bei den Unterthanen sah, — denn solche ist jeder Aristokratie verhaßt, weil gefährlich, — hatte sie dieselbe doch nie ganz verhindern können. Das Licht des übrigen Europa drang auch hier vor und offenbarte die Blößen und Schwächen der öffentlichen Verwaltung und der Regierenden. Der Stand des Patriziats, wie eifersüchtig oder eingebildet er immerhin auf seine Geburtsvorzüge sein mochte, genoß daher beiweitem nicht mehr jener Achtung, der er in alten Zeiten theilhaftig gewesen. Er selbst hatte sie durch keine Tugenden und hervorragende Geistesgaben zu behaupten gewußt. Und ein unwissender, oder halbgebildeter, wenn auch reicher Müßiggänger oder Beamter, kann wohl Achtung für sein Amt, nicht aber für seinen persönlichen Werth fordern. Der Landadel sah den Verfall der venedischen Patrizier und buhlte wenig um die Ehre, ihnen beigezählt zu werden.

Die Mehrheit der Nobili selbst war seit dem Verlust so vieler Kolonien und Inseln, seit der Abnahme des Handels und der Flotten, der alten Hilfsquellen verlustig, in ihren Glücksumständen zurückgekommen oder verarmt. Reichthum, Einfluß und Stellen zogen sich in einen immer engern Kreis herrschaftsfähiger Familien zusammen. Es gestaltete sich, bei der Ungleichheit

---

*) In den Provinzen am rechten Ufer des Mincio . . . 600,000 Seelen.
In denen am linken Ufer, in Friaul und Istrien . . . 1,860,000 —
In Dalmatien . . . . . 557,000 —
In Albanien . . . . . 31,000 —
In den Inseln von Prevesa . . . 10,000 —
— — — — Korfu . . . 48,000 —
— — — — Santa Maura . . . 15,000 —
— — — — Zefalonien . . . 60,000 —
— — — — Zante . . . 20,000 —
— — — — Theaki . . . 4,000 —
— — — — Zerigo . . . 9,000 —

Digitized by Google

des Vermögens und Abhängigkeit des ärmern Adels, unvermerkt eine Oligarchie und eine feindselige Reibung zwischen den verschiedenen höhern Behörden, deren jede ihren Machtkreis ausdehnen zu müssen glaubte. Der Senat griff die Befugnisse der Räthe des Duca an; die Quarantia criminale oder das peinliche Obergericht haderte gegen den Senat; der große Rath, obwohl kraftlos, unternahm die Gewalt des Zehnerraths, und besonders der Staatsinquisitoren, zu lähmen. Gleicher Zwiespalt erwuchs zwischen Weltgeistlichkeit und Geistlichkeit. Die letztere war im Besitz von 4,274,460 Dukaten jährlicher Einkünfte. Dies schien dem verarmenden Adel ungeheuer. Dennoch waren die Geistlichen nicht übermäßig reich, weil ihre Anzahl sich auf 45,773 Personen belief; eine Menge, allerdings ohne Verhältniß zu einer Bevölkerung von nur kaum drei Millionen Seelen.

Schon diese innern Händel und Spannungen, welche auf große Abänderungen der öffentlichen Einrichtung hinzielten, verriethen eine tiefempfundene Unbehaglichkeit der patrizischen Mehrheit. Armuth, Schlaffheit der Grundsätze und Verderbtheit der Sitten gaben den Gährungsstoff, welcher früher oder später Auflösung oder Verwandlung des Ganzen herbeizuführen drohte.

(Der Schluß folgt im nächsten Heft.)

Mannigfaltiges.

Aus Spanien.

Schluß der Bemerkungen über den religiösen und wissenschaftlichen Zustand Spaniens im Jahr 1819.

In einem Lande, welches acht Erzbisthümer, über fünfzig Bisthümer und wenigstens hundert Abteien zählt, welche alle eine, so zu sagen, bischöfliche Gerichtsbarkeit ausüben; wo, wie sich ein spanischer Schriftsteller ausdrückt, mehr Kirchen als Häuser, mehr Altäre als Familien, mehr Priester als Bauern vorhanden sind; wo keine Wohnung ist, die nicht ihren Heiligen, und kein Mensch, der nicht sein Skapulier hätte: da, sollte man denken, müßten alle Vortheile und Vorzüge angetroffen werden, die ein so großes Uebergewicht des geistlichen Einflusses zu gewähren vermag. Um uns hierüber ins Klare zu setzen, wollen wir die nachfolgende, von einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller Spaniens [24]) mit Meisterhand gezeichnete Darstellung übersetzen.

„Unsere Universitäten [25]) (so drückt er sich aus) sind die getreuen Verwahrer der Vorurtheile des Mittelalters, und die Vorlesungen unserer Professoren gehören ins zehnte Jahrhundert. Unbärtige Novizen maßen sich an, die erhabenen Mysterien des Glaubens zu lehren; Bettelmönche unterstehen sich, die tiefsten Geheimnisse der Philosophie darzustellen, und rohe Ordensleute wollen die schwierigsten Fragen der Metaphysik lösen."

Digitized by Google

„Man kann nicht über die Straße gehen, ohne den Cofradias [26]) oder Prozessionen des Rosenkranzes zu begegnen, ohne von den schreienden Stimmen der Eunuche [27]) betäubt zu werden, ohne Gesänge der Priester zu hören und den verworrenen Lärm einer heiligen Musik, die den Gläubigen so seltsame Kompositionen und so ungereimte Zeremonien zu hören und zu schauen gibt, daß die Frömmigkeit selbst darüber lächeln möchte. An jeder Straßenecke und vor jeder Hausthür werden die Lehren der Religion, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, von blinden Bettlern besungen, die ihrer heisern Stimme die Melodie einer elenden Guitarre zugesellen, und alle Mauern sind mit Erzählungen solcher „wahrhaften Wundergeschichten" überdeckt, neben denen die Ovidischen Verwandlungen nur einfache und natürliche Dinge zu sein scheinen."

„Es ist jedoch nicht das Reich des Aberglaubens allein nur, das die Unwissenheit unter uns gegründet hat, sie hat auch Unglauben und Zweifelsucht erzeugt. Die Bibel, diese einzige Grundlage und die ausschließliche Quelle des Glaubens, ist in schändliche Vergessenheit gerathen, oder durch die große Menge der Dekretalen, volksthümlichen Sprichwörter, kindischer Betrachtungen und lächerlicher Erzählungen völlig verdrängt worden. Der Einfluß der Mönche hat es dahin gebracht, daß das Geschwätz und die Träume einiger alten Weiber, oder auch gewisser Männer von noch beschränkterm Geist, den Werth und die Gewißheit der Wahrheiten der Offenbarung erhielten. Fanatische Priester haben sich angemaßt, dem unerschütterlichen Gebäude des Evangeliums in ihren barbarischen oder abergläubischen Erfindungen Stützen zu leihen. Sie haben das Sittengesetz auf tausenderlei Weisen gekünstelt und verdreht und ihm jede Art Zwang angethan, um es als Werkzeug ihrer Absichten und Plane gebrauchen zu können. Heute behaupten sie, es sei der Weg zum Heil breit und leicht; morgen versichern sie, diese Bahn sei schwierig, und es möge dieselbe kaum mehr erreicht werden. Ihr eitles und öfters auch gefährliches Geschwätz hat die bewundernswerthe Einfachheit des göttlichen Wortes verdrängt; sie haben das helle Licht der Religionswahrheiten mit einem dichten Schleier bedeckt und ihre Hände haben über dem ehrwürdigen Gesetze christlicher Freiheit einen Altar priesterlicher Tirannei aufgeführt."

„Sie gefährden ohne Scheu, durch die Mährchen und erdichteten Wunder, mit denen sie schwache Gemüther bethören, die Würde der Gottheit. Die ehrwürdigsten Personen der heiligen Geschichte werden von ihnen als Diener der Leckerhaftigkeit der Mönche und ihres Gaumenkitzels dargestellt. Ein Ordensmann hebt sorgfältig die Bruchstücke einer zerbrochenen Flasche auf, ordnet sie wunderbar zusammen, und bringt auch den ausgeflossenen Wein wieder darein zurück — um ein Kind zu trösten, das die Flasche vom Fenster eines Gasthofes hatte herabfallen lassen; ein anderer wiederholt das Wunder der Hochzeit von Kana, um den Durst seiner Ordensbrüder zu stillen, und ein dritter läßt ein todtes Huhn wieder lebendig werden, — zur Beförderung des Ruhms seines Klosters!"

„Ihre Gemälde stellen einen Menschen vor, welcher etliche Jahre nach seinem Ableben das

Sprachvermögen behalten hatte, um seine Sündenbeichte, die er auf dem Todtenbette versäumt hatte, nachzuholen; einen Mönch, der sich unbeschädigt von einem hohen Altan herunterstürzt, um desto schneller in der Messe zu erscheinen. Ein Skapulier von Stamine, behaupten sie, habe einer schrecklichen Feuersbrunst Einhalt gethan, und ihre Bilder stellen dies Wunder dar, so wie hinwieder die Jungfrau Maria, wie sie einen Mönch säugt, und als Bettelmönchs gekleidete Engel, welche im Kloster die Messe singen, weil die Mönche nicht zu rechter Zeit aufgewacht waren. Endlich dann zeigen sie die sanftesten und frömmsten Menschen, wie dieselben, um angeblicher Ketzereien, das ist, um eines andern Glaubens willen, ihre Brüder zu den gräßlichsten Hinrichtungen verurtheilen."

„Wir besitzen unstreitig viel Religion, hingegen sehr wenig christliche Liebe. Wir beeilen uns, für sogenannte fromme Werke unsere Geldopfer darzubringen, während der Anblick leidender Mitmenschen uns meist gleichgültig läßt. Wir gehen monatlich zur Beichte und erhalten Vergebung unsrer Sünden, ohne dadurch besser zu werden. Wir wollen Christen heißen und betragen uns wie Ungläubige. Mit einem Wort, um zum Schlusse zu kommen, wir fürchten die Gefängnisse der Inquisition, nicht aber die furchtbaren Gerichte Gottes."

Dies Gemälde ist das Werk eines spanischen Schriftstellers. Seine Farben sind lebhaft, aber es ist nach der Natur gezeichnet, und sein Kolorit würde auch wohl noch stärker ausgefallen sein, wenn sein Urheber die Aufführung vieler Ordensmänner während der letzten in Spanien statt gefundenen Unruhen zu beobachten im Fall gewesen wäre. Es möchte in der That schwer halten, ein Beispiel ähnlicher Verachtung aller Grundsätze aufzufinden, wie eine große Zahl derselben im Zeitpunkte der Restauration dargethan haben. Diejenigen, welche kurz zuvor die Menschenrechte gepredigt, die Weisheit und die Vorzüge der Konstitution bis zum Himmel erhoben und ihre Zuhörer mit einer, ihrem Stande keineswegs ziemenden Heftigkeit aufgefordert hatten, für die Vertheidigung derselben zu leben und zu sterben, indem sie zugleich schreckliche Verwünschungen gegen alle jene aussprachen, welche die Vortrefflichkeit irgend einer ihrer Bestimmungen zu bezweifeln sich erkühnen würden — vertauschten jetzt plötzlich ihre Rolle, als der König diese Konstitution zu anerkennen sich weigerte, und wurden nun auf einmal die heftigsten Verfolger der Liberalen.[28]) Sie haben den Lohn ihrer Thaten erhalten, und wenn auch einige aus ihnen zu den erledigten Bisthümern und zu Ehren und Reichthümern gelangt sind, so wird die Stimme von Millionen ihnen doch allezeit den Vorwurf des freiwillig zu Tage gelegten niederträchtigen Sklavensinnes machen. Auch bleibt dabei immerhin bemerkenswerth, daß gerade die kriechendsten unter diesen Menschen als Opfer der durch sie beförderten Herstellung gefallen sind. Wenn sie das Vaterland in den Abgrund gestürzt haben, so wurden sie auch zuerst unter seinen Trümmern begraben.

Es ist tröstend, den Blick von so traurigen Dingen ab und auf das ehrenwerthe Verzeichniß der Patrioten hinwenden zu können, auf welche Spanien stolz zu sein Ursache hat. Ihre Namen darf ich nicht nennen, aus Besorgniß, sie dadurch den Verfolgern jeglichen Verdienstes

Digitized by Google

als Gegenſtände der Aechtung zu bezeichnen. Dies Verhältniß allein ſchon reicht hin, um einen richtigen Begriff von der Verſunkenheit zu geben, worin ſich jetzt die einſt ſo glorreiche Nation befindet. Kein aufmunternder Beifall mag hier Talente und Tugenden lohnen; Kenntniſſe und die Liebe der Freiheit werden als Verbrechen verfolgt. Verhielte es ſich anders, wie gern würde ich alsdann die ehrwürdigen Namen derer aufzählen, die in einſamer Zurückgezogenheit, oder auch innerhalb finſterer Kloſtermauern, über das Elend ihres durch Deſpotismus gelähmten Vaterlandes trauern. Sie erblicken um ſich her nichts als Ketten und Unwiſſenheit; die Hoffnung allein nur erhält ſie, daß das Vaterland einſt aus dem Todesſchlummer erwachen und alsdann auch edle Früchte der Aufklärung und der Freiheit tragen werde.

Der fortſchreitende Verfall der Schulen und Univerſitäten, nebſt der faſt allgemeinen Unwiſſenheit aller derer, denen die Sorge des Unterrichts anvertraut iſt, legen über den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und Literatur in Spanien das ſicherſte Zeugniß ab. In der Stadt Alcala de Henares, die vormals vier- bis fünftauſend Studierende zählte, befinden ſich gegenwärtig kaum dreihundert, und auch dieſe kleine Zahl nimmt noch täglich ab. Aehnliche Zeichen bieten ſich überall dar. In Bergara, ungefähr der einzigen öffentlichen Schule, die noch am Leben iſt, habe ich den Unterricht im traurigſten Verfalle angetroffen. Die phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumente werden theils vom Roſt verzehrt, theils bleiben ſie ungebraucht, weil Niemand ſie zu brauchen verſteht. Dem Inbegriff der in der Anſtalt vorgetragenen Kenntniſſe ſchien als Hauptrückſicht die Beſorgniß zum Grunde zu liegen, es möchten die *aufgeklärten* Lehrer von ihrem Lichte *allzuviel* auf die Schüler übertragen.

Kaum mag eine lebhaftere und rührendere Empfindung in der Seele aufgeregt werden, als die der Anblick der Stätten gewährt, denen ſich große Erinnerungen anknüpfen; und wie kränkend iſt hingegen der Eindruck, welchen dieſe verehrten Stätten, deren Name an die Namen der beſten und weiſeſten Menſchen erinnert, hervorbringen, wenn ſie, welche vormals der Wiſſenſchaft und der Freiheit theuer waren, jetzt als Sammelplätze des Aberglaubens und träger Unwiſſenheit ſich darſtellen. Wer möchte nicht weinen über das Schickſal von Cordova, der Stadt, die vormals eine Quelle des Lichtes und Lebens war, in der die Seneca's zur Welt kamen, deren Schulen von allen Seiten her beſucht wurden, von der die Liebe des Schönen und Guten ſich über die ganze Erde verbreitet hatte, und in der jetzt Unwiſſenheit und Sklaverei allein nur ihre Wohnſtätte finden? [29])

Während die große Mehrzahl von Spaniens vorzüglichen Schriftſtellern ſich aus dem Vaterland entfernen mußte, iſt es ganz natürlich, daß die Literatur an der Abzehrung leiden muß. Molendez und Eſtala ſind im Exil geſtorben; Moatin und Llorente werden den vaterländiſchen Boden vielleicht nie mehr betreten; Marina, Quintana, Arguelles, Gallego ſchmachten im Kerker, und eine Menge berühmter Spanier lebt in allen europäiſchen Ländern zerſtreut.

Inzwiſchen läßt ſich hoffen, ein Werk, wornach man ſich lange ſehnte, werde nun bald erſcheinen; es iſt die Geſchichte Spaniens unter den Mauren, welche der berühmte Orientaliſt

Digitized by Google

Don Joſe Antonio Condé, deſſen Geiſt und Kenntniſſe gleich ausgezeichnet ſind, aus arabiſchen Urkunden gefertigt hat und nächſtens herauszugeben geſinnet iſt.

In Madrid veranſtaltet die ſpaniſche Akademie gegenwärtig eine neue Ausgabe des Don Quichotte, in fünf Bänden, mit einer Einleitung von Navarrette. Es wird ſein biographiſcher Aufſatz höchſt anziehende Dinge enthalten. Es ſind nämlich verſchiedene auf die Geſchichte von Cervantes Bezug habende, merkwürdige Umſtände neuerlich erſt entdeckt worden, und diejenigen, welche das gegen ihn verhängte gerichtliche Verfahren vor ſeiner Gefangenſchaft betreffen, werden hier zum erſten Mal bekannt gemacht. [80]) Das berühmte Werk über die Landwirthſchaft von Herrera wird ebenfalls durch Veranſtaltung der Akademie gedruckt, und die Anmerkungen, welche Don Mariano Lagaſca dazu liefern wird, müſſen ſeinen Werth erhöhen.

Spaniens dramatiſche Literatur hatte ſich ſeit Candamo's Tod in immer gröſer werdendem Verfalle befunden, bis Moratin den erwünſchten Verſuch machte, die Einheit und Regelmäßigkeit des franzöſiſchen Theaters einzuführen, der dann auch mit dem beſten Erfolge gekrönt ward. Wir ſind damit gar nicht gemeint, ſein Verdienſt überſchätzen zu wollen. Wem die Natur und Shakeſpeare mehr gelten, als die Kunſt und das franzöſiſche Theater, der wird auch jenes Verdienſt nur mit gerechtem Sinne würdigen. Wenn inzwiſchen die Stücke von Calderon und Lopes, von Moreto und Montalvan, von Solis und Candamo beinahe gänzlich vom ſpaniſchen Theater verdrängt ſind, ſo fällt dies weniger dem National-Geſchmack, als der National-Gleichgültigkeit zur Laſt, welche Kleinigkeiten und Poſſenſpiele aus der Literatur jenſeits der Pyrenäen den Platz einnehmen läßt, den die Erzeugniſſe einheimiſcher Geiſter recht gut ausfüllen könnten. Es hat ſich ſeit Kurzem ein ſehr lebhafter Streit über die gegenſeitigen Vorzüge des franzöſiſchen und ſpaniſchen Theaters in dieſem Lande erhoben, woran jedoch die Kämpfer allein nur Theil zu nehmen ſcheinen. Ein neuer dramatiſcher Schriftſteller, Goroſtiza, macht durch ſein erſtes Erzeugniß (Indulgencia para todos) ſchöne Hoffnungen rege.

Ich bemerke zum Schluſſe, daß der Ultraeism der Ronaliſten, wie derjenige der Frömmler, auf Spaniens gegenwärtigem Zuſtande eine heilſame und kräftige Lehre ziehen könnten. Es haben ihre Grundſätze dort vollſtändig geſiegt, und die verderblichen Folgen dieſes Sieges liegen zu Tage. Sie erblicken daſelbſt einen Monarchen, der völlig unbeſchränkte Gewalt übt, und eine Staatsreligion, die mit keinerlei Trennungen und Ketzereien zu kämpfen hat; es herrſcht dort überall Sklavenruhe, und ſie meinen jetzt, die Stimme der von ihnen verabſcheuten Freiheit werde nie wieder jenes Stillſchweigen brechen; ſie haben die Verzichtung auf eigenen Willen erzielt, und ſie glauben, es werde dieſe Selbſtverläugnung das Verlangen und den Muth zum Nachdenken über ein ſolches Verhältniß nie wieder aufleben laſſen. Wollen ſie dann aber auch die Kehrſeite des Bildes betrachten, ſo müſſen ſie die Verſunkenheit und das Elend erkennen, worin ſich die einſt blühende und kraftvolle Nation jetzt befindet. Dieſe iſt ihr Werk, und ſie mögen bedenken, daß, wenn ein fühlendes Herz in der Menſchenbruſt ſchlägt und wenn

Digitized by Google

Freiheit und Tugend ihre Reize nicht eingebüßt haben, die Zeit kommen wird, wo jene Fesseln gebrochen werden müssen.

Anmerkungen und Belege.

24) Diese Stelle ist wörtlich aus einer Flugschrift übersetzt, welche vor der Revolution geschrieben ist, und für deren Verfasser Jovellanos gehalten wird.

25) Unter den Professoren an den spanischen Universitäten, zumal unter denen der bürgerlichen Rechtskunde und der Arzneiwissenschaft, finden sich allerdings einige aufgeklärte und freiheitliebende Männer; dies ist in Salamanca, in Alcala, und selbst auch in Valenzia der Fall; auf alle übrigen sind die obstehenden Bemerkungen zuverlässig sehr anwendbar.

26) Cofradias, devote Unterhaltungen.

27) Es sind die Eunuchen allerdings in Spanien seltener geworden und die Gesetze bestrafen jetzt diese Schändlichkeit.

28) Männer, wie der Mönch Martinez (mercenario), welcher eine Predigerstelle an der königlichen Kapelle erhielt, müssen billig bezeichnet werden. In einer zu Valladolid am 13. September 1812 gehaltenen Predigt hat er sich über die neue Verfassung folgendermaßen ausgedrückt:

„Segen und Heil dem großen Zeitpunkt unsrer glücklichen Wiedergeburt! Eilet, durch einen unverletzlichen Eid die Konstitution zu bekräftigen und sie auch mit euerm Blute zu besiegeln. Es war eine göttliche Eingebung, die ihre Urheber leitete. Preiswürdige Einsetzung der Cortes! Glückseliger Uebergang vom fast rettungslosen Todeskampfe zu kraftvoller Gesundheit des Staatskörpers! Heil der besten unter allen Regierungen! Cortez! Köstlicher Name, welcher jede Vorstellung vormaliger Freiheit und vormaliger Größe Spaniens in unsern Seelen wieder aufweckt! Einziges Rettungsmittel aus unsern Nöthen, wornach jeder sein Vaterland liebender Spanier seufzte. Weise und liberale Verfassung! Herrliches Gebäude! (Gloriosa instalacion de las Cortes! Feliz transito de una casi mortal agonia a una vigorosa robustez politica. Cortes precioso nombre qui despierta en nuestra alma todas las ideas de la antigua libertad y grandeza Española etc.) Was können Griechenland und Rom darbieten, das unserm erlauchten Kongresse und seinem vollendeten Meisterwerke zur Seite zu stehen werth wäre? Weise und edle Nation, die mit kraftvoller Stimme ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit und ihre Souverainetät ausspricht; die selbstständig und frei, und nicht länger das Erbgut einer Familie oder eines Menschen ist! Der König darf nicht, der König darf nicht; schämt euch, niederträchtige Diener und Knechte des europäischen Attila und Gengis-Kan. Spanien hat eine feste Schutzmauer gegen den Despotismus aufgeführt. Freigewordene Spanier! nochmals sei Preis und Ruhm und Hymnen segnenden Dankes unsern weisen Gesetzgebern dargebracht! Es bieten ihre freisinnigen und wohlüberlegten Grundgesetze alles dar, was nach den Religionslehren bewundernswerth genannt werden mag. Spanier, mach' dich mit ihnen bekannt und

Digitized by Google

vertraut, ehre ſie als ein Heiligthum; deine Kinder und Kindeskinder ſollen dieſelben eben ſo und gleichzeitig mit dem Religions-Katechismus kennen lernen. Leiſte mit Freuden den unverletzlichen Eid, den das Blut des göttlichen Lammes beſiegeln wird und den die Engel bereits im Himmel eingeſchrieben haben. Die kaſtilianiſchen Herzen ſind noch ungleich viel beredter, als die Lippen; ihr ſehnliches Verlangen iſt, daß dieſem heiligen Altare zur Seite eine Pyramide ſich erhebe, worauf mit goldenen Buchſtaben die einfachen Worte eingegraben ſeien: „„Wir ſchwören der Verfaſſung treu zu ſein, ihrer Vertheidigung ſoll unſer Leben geweiht ſein, und nöthigenfalls wollen wir auch gern für ſie ſterben.““ (Juramos ser fideles á la constitucion: por ella viveremos gloriosos y por ella, si menester fuere, gloriosamente moriremos.)

Dieſe mönchiſche Wetterfahne drückt ſich nun hinwieder in einem am 20. Februar 1817 an den Patriarchen von Indien geſchriebenen Briefe über die Cortez alſo aus: „Sie haben mit ärgerlicher Eile eine ſchon vergeſſene Konſtitution bekannt machen und beſchwören laſſen. Ihre Bildung war geſetzwidrig und verwerflich. Das Verfaſſungswerk war die Frucht der Umtriebe und böſen Anſchläge einer anarchiſchen Faktion (una faccion de anarquistas). Der Name Cortez iſt von ſchlimmer Bedeutung geworden, ſeit die Junta der Ränkeſchmiede von Cadix ſich ihn angemaßt hat.“

Von der Konſtitution ſagt er hinwieder: Man hat ſie ungefähr eben ſo bekannt gemacht, wie einſt den Koran; Alles geſchah durch Ueberraſchung und Waffengewalt. Es war eine Zeit des Schreckens. Ich habe den demokratiſchen Grundſätzen der ſogenannten Konſtitution und den anarchiſchen und irreligiöſen Meinungen der liberalen Partei unauslöſchlichen Haß geſchworen. (Jure un odio eterno á los principios democraticos y las ideas anarquicas, e irreligiosas del partido liberal.)

Ueber den König heißt es: „Unſer angebeteter König, der Monarch, nach welchem wir ſeufzten, der gerechteſte unter allen Fürſten.“ — Und von ſich ſelbſt ſchreibt der Mönch alſo: „Mein Betragen hatte mir die Zuneigung und das Wohlwollen aller rechtlichen Leute in Gallizien erworben; ſie erkannten in mir eine Säule der ſervilen Partei. Der Rath von Kaſtilien übertrug mir die Zenſur verſchiedener aufrühriſcher, für die Souveraineität des Königs und ſeiner Perſon anſtößiger Zeitſchriften (varios papeles, qui calificque de sediciosos, subersivos e injuriosos á la soberiania de S. M.) Die Verſammlung der Biſchöfe ernannte zum erſten Zenſor der revolutionären und gottloſen Druckſchriften den Pater Martinez, nemine discrepante. Von der Munizipalität von St. Jakob de Compoſtella erhielt ich den Auftrag, dem König für die Herſtellung der Inquiſition zu danken und S. M. um die Rückkehr der Jeſuiten zu erſuchen. (El ayuntamiento de Santiago me comisiono que diére gracias á S. M. por el reestablecimiento de la inquisicion pidiendo á S. M. por los PP. Jesuitas.) Der König, in Betrachtung der ausgezeichneten Eigenſchaften und der geleiſteten Dienſte des P. Martinez, ernannte mich zu ſeinem überzähligen Prediger, und ſeither empfing ich ein Schreiben des Inhalts: „S. Maj. haben, mit Hinſicht auf Ihre gründliche Gelehrſamkeit und die ſeiner

königlichen Perſon, ſo wie der Religion und dem Staate geleiſteten Dienſte, Sie zum Rath beim oberſten Inquiſitions-Gerichtshof ernannt."

Von ſeiner oben erwähnten Predigt vom J. 1812 dann aber heißt es: „Ich predigte mit dem Leichtſinn eines Redners, der über einen Gegenſtand ſpricht, den er nicht verſteht. Das ſpaniſche Staatsrecht war mir noch ſo gut als unbekannt; ich ſprach von der Verfaſſung und ſagte demnach ungereimtes Zeug. Es waren Redefloskeln, Hiperbeln, Bilder und Gleichniſſe, alles aufrühriſche, für S. Maj. und deſſen Souverainetät beleidigende Dinge. (Sermon de adornos, flores, y exagerados hiperboles, sedicioso, subersivo e injurioso á la soberiania de S. M.)

Ein anderes Beiſpiel von gleich niederträchtiger Verworfenheit ſtellt der Pater Vellez, nunmehriger Biſchof von Ceuta, dar, welcher kürzlich ein Buch, mit der Aufſchrift: Defensa del altar y del trono, herausgab, das dermaßen mit groben Schimpfreden und Verleumdungen angefüllt iſt, daß die Inquiſition ſelbſt den Druck zu bewilligen Anſtand nahm; es ward nun aber dem König überreicht, welcher dem Verfaſſer alſogleich einen eigenhändigen Befehl, mit der Erlaubniß der ungehinderten Ausgabe, zuſtellen ließ. Ich glaube, es iſt dies ſeit langer Zeit das einzige Buch, welches ohne Gutheißen der Inquiſitoren erſchienen iſt.

29) Mir iſt keine Stadt bekannt, die ſich ſo vieler aus ihr hervorgegangener, geiſtvoller und um alle Zweige menſchlicher Kenntniſſe verdienter Männer rühmen könnte, wie Cordova. Strabo Cap. 3 und Cicero in der Orat. pro Archia rühmen den Geiſt ihrer Bewohner. Averroes, der mit ihm wetteifernde Avicenna und Abenzoar, die berühmten arabiſchen Schriftſteller, die drei bekannten Rabbiner Abenezza, Kimki und Maimonides; Ferdinand der Logiker, Juan de Menades, Vater der ſpaniſchen Dichtkunſt, Gongoras der Dichter, und Cespedes waren alle in Cordova geboren. Es fehlte nicht an Verſuchen zur Wiederaufweckung des Geiſtes und des Geſchmacks an Studien in dieſer merkwürdigen Hauptſtadt; die darin vorhandenen literariſchen Geſellſchaften haben verſchiedentlich Aufrufe an das Publikum gemacht; allein Cordova beſitzt noch fortdauernd keinen einzigen Buchladen, und dieſer Umſtand mag allein ſchon hinreichen, den vollſtändigen Sieg zu bezeichnen, welchen die Unwiſſenheit und die Monche über alles Hohe und Große, was in der Menſchennatur angetroffen wird, dort errungen haben.

30) Seit in Spanien der große Streit über die Vaterſtadt von Cervantes beendigt und man einverſtanden iſt, der Stadt Alcala dieſe Ehre einzuräumen, ſo iſt auffallend, daß, der vielfältigen Abſchriften unerachtet, die von ſeinem Geburts- oder Taufſcheine gezogen wurden, niemand noch die Bemerkung gemacht hat, daß auf den Original-Verzeichniſſen der Kirche von S. Maria-Major ſein Name Carvantes heißt. Der Bruder Jayme Villanneva ſagte mir in Valencia, er habe unter den von ihm zu Terragona unterſuchten kirchlichen Akten viele der eingereichten Klagen über die von R. Guinart und ſeiner Bande verübten Unfugen vorgefunden. (Vergl. Don Quich. Cap. 60).

Digitized by Google

Aus Deutschland.

Die Bürgerschaft von Bremen über Preßfreiheit.

Das im Aprilheft der Ueberlieferungen mitgetheilte Gutachten über die Preßfreiheit veranlaßt die hier folgende nachträgliche Mittheilung des bis dahin (so viel der Einsender weiß) noch nirgends öffentlich bekannt gemachten kürzern, aber durch Karakter und eigenthümliche Züge bemerkenswerthen Gutachtens über den nämlichen Gegenstand, welches während der (noch unbeendigten) Verhandlungen über die Verfassung der freien Reichsstadt Bremen die Vorbereitungs-Deputation der Bürgerschaft dem Senat einreichte, als dieser, einfacherweise oder vielmehr ausweichend, darauf angetragen hatte:

„die Beschlüsse über Preßfreiheit sind ausgesetzt, bis sich ergeben haben wird, ob in dieser Hinsicht allgemeine Reichsbeschlüsse statt finden werden."

Die Freiheit des Gedankenwechsels (so lautet das Deputations-Gutachten), sei er mündlich oder schriftlich, namentlich auch die Freiheit der Mittheilung durch den Druck, scheint der Vorbereitungs-Deputation, im Allgemeinen und an sich genommen, eines der edelsten Güter freier Menschen.

Die Stimmen der Besten im deutschen Volke haben sich von allen Seiten dafür vernehmen lassen, und schon haben mehrere fürstliche Regierungen, die sich, wie wir, durch den Wandel der Ereignisse zu einer Verjüngung ihrer Landesverfassungen veranlaßt sahen, dem Grundsatze der Preßfreiheit in förmlichen Gesetzen gehuldigt. Wenn bis jetzt die Rede davon war, daß die Sache auch auf dem Wiener Kongreß zur Sprache zu bringen sei, so dachte man wahrlich nicht an eine hemmende Gegenwirkung gegen solche Regierungen, die sich dem System der Preßfreiheit geneigt zeigen möchten, sondern umgekehrt war die Meinung, es müsse das unschätzbare Gut durch allgemeine, für Deutschland bindende Verfügungen auch denjenigen Staaten gesichert werden, deren lichtscheue und despotische Regierungen es ihren Unterthanen gern für immer vorenthalten möchten. Solche Regierungen nun freilich werden sich dessen, was in ihrem System ein Uebel ist, so lange zu erwehren suchen, bis man es ihnen aufdringt. Dieser Klasse deutscher Staaten werden indeß gerade wir uns am wenigsten anschliessen wollen; ja wir würden uns der wiedergeschenkten Freiheit, welche wir ganz andern Ideen, als den bloß politisch-merkantilischen zu danken haben, in den Augen von ganz Deutschland unwerth bezeugen, wenn wir, statt uns den Gewinn des Zeitalters frei und selbstthätig anzueignen, ihn schüchtern als Geschenk von fremder Hand erwarten wollten.

Unter diesem Gesichtspunkte scheint der Vorbereitungs-Deputation die Hinweisung auf künftige mögliche Reichsbeschlüsse verwerflich und eine allseitige Beleuchtung der Hauptfrage durchaus zeitgemäß.

Diejenigen Einwürfe, welche man der Preßfreiheit, d. h. der Befugniß, ohne vorherige Zensur drucken zu lassen, in Frankreich und andern, mehr oder minder zum Despotismus

Digitized by Google

hinneigenden Staaten des südlichen und westlichen Europa entgegen gehalten hat, daß sie leicht zur Irreleitung mißbraucht werden könne, daß sie neben der sichtbaren Staatsgewalt die unsichtbare der öffentlichen Meinung hinstellt, und als höchst gefährliche Waffe in den Händen der Bosheit die innere Sicherheit des Staats gefährde, finden bei dem, vergleichungsweise an gesetzliche Freiheit und Ordnung gewöhnten und ohnehin durch seinen Karakter zur ruhigen Ueberlegung geneigten, Norddeutschen keine Anwendung; sie können vollends keine Besorgniß erregen in einem kleinen norddeutschen Freistaate, welcher überall nicht selbstständig für sich die Rolle einer Nation zu spielen vermag. Dagegen erzeugt hier das Verhältniß zum Auslande Bedenklichkeiten gegen eine unbedingte Preßfreiheit, die den erstgenannten und überhaupt den größeren Staaten fremd sind. Es läßt sich als Thatsache nicht läugnen, daß Aeusserungen über größere Nachbarstaaten den Regierungen der kleineren, in denen sie gedruckt erschienen, häufig bittern Verdruß zugezogen haben. Dieses Uebel, könnte man nun freilich einwenden, sei gerade Folge des entgegengesetzten Systems, weil Alles, was nach vorgängiger Zensur gedruckt ist, gewissermaßen den Stempel öffentlicher Billigung an sich zu tragen scheint, während diejenige Regierung, die dieser Aufsicht ein für allemal entsagt hat, damit ausreicht, fremde, sich verletzt glaubende Behörden an den Urheber der vermeinten Beleidigung, wie es einst England gegen die französische Regierung that, zu verweisen. Auch könnte man einwenden, gerade die Möglichkeit, in Einem deutschen Staate ungescheut und öffentlich zu sagen, was etwa in dem andern Kontrebande wäre, sei von jeher einer der wesentlichsten Vorzüge der getheilten Territorial-Herrschaft gewesen, und werde es bleiben, so lange nicht unbedingte Preßfreiheit als allgemeines Gesetz für ganz Deutschland ausgesprochen sei. Beide Einwürfe mögen begründet sein, aber nichts desto weniger ist es gewiß, daß kleine und schwache Regierungen, die sich einmal nicht im Stande glauben, dem phosisch-stärkern mit Selbstvertrauen und Energie zu begegnen, in der unbedingten Preßfreiheit keine genügende Schutzwehr gegen die Neckereien und Anfeindungen des Auslandes finden würden, daher sich denn in dieser Beziehung die einstweilige Beibehaltung der Zensur, bis darüber allgemeine Bestimmungen in Deutschland erfolgen werden, empfehlen dürfte.

Für alle übrigen Gegenstände wäre unbedingte Preßfreiheit, nach der Ansicht der Vorbereitungs-Deputation, ohne Bedenken als Regel festzusetzen. Der Mißbrauch der Presse oder die sogenannte Preßfrechheit, welche gewöhnlich zur Rechtfertigung des ihr entgegenstehenden Zwangs den Vorwand hergeben muß, ist doppelter Art: einmal, indem man durch Druckschriften ohne persönliche Beziehung irrige Ansichten verbreitet und das Publikum im Allgemeinen zu verleiten, seine Begriffe über Religion, Staat und Sittlichkeit zu verwirren strebt; zweitens, indem man sie zur Verbreitung persönlicher Beleidigungen mißbraucht. Daß aber dieser mögliche Mißbrauch an sich selbst nicht zur Errichtung einer vorherigen Zensur berechtigt, ist klar, wenn man sich nur vergegenwärtigt, daß ja auch die mündliche Rede oder die Feder denselben Befürchtungen Raum geben, ohne daß man darum die eine oder die andere einer

Digitized by Google

ähnlichen Kontrolle unterworfen sehen möchte. Die Mittheilung durch den Druck ist von der durch Rede und Schrift nicht in der Gattung, sondern nur im Grade verschieden, in sofern die Erstere in den meisten Fällen dem Orte und der Zeit nach viel allgemeiner als letztere zu wirken pflegt. Die erstgenannte Art des Mißbrauchs der Presse, Verbreitung irriger Begriffe im Allgemeinen, entzieht sich in den meisten Fällen schon ihrer Natur nach jeglicher äussern Einwirkung des Staats, weil die Entscheidung der Vorfrage, ob z. B. die Tendenz eines wissenschaftlichen Werks, eines Romans u. s. w. im Ganzen heilsam oder schädlich, ob diese oder jene in einer Druckschrift niedergelegte Meinung wahr oder irrig sei, überall nicht zur Kompetenz irgend eines öffentlichen Beamten gehören kann; und der Staat darf über dieses sein Unvermögen um so mehr ausser Sorgen sein, als in der völligen Freiheit des Gedankenwechsels durch die Presse jedes noch so verborgene Gift sein Gegengift findet. Wo auch immer die Staatsgewalt versucht hat, diese Oberaufsicht über das Reich des Geistes zu üben: sie hat entweder dem Volke auf eine nicht zu berechnende Weise geschadet, oder sich selbst lächerlich gemacht. In einem kleinen Staate, wie der unsere, der in Rücksicht der Geistesbildung gar nicht ohne Deutschland im Allgemeinen gedacht werden kann, würde ein solches Bestreben vollends thöricht sein.

In einem andern Lichte dürfte die Sache vielleicht Manchem erscheinen, in sofern von der Freiheit des Gedankenwechsels über innere, seien es politische, oder Verwaltungsgegenstände, die Rede ist, und leicht möchte gerade in der althergebrachten Scheu vor dieser Freiheit der eigentliche Grund zu dem Verschiebungs-Antrag liegen. Die Vorbereitungs-Deputation kann sich indeß, Alles wohl erwogen, nicht von dessen Richtigkeit überzeugen. Die möglichen Nachtheile sind:

1. Verbreitung irriger Meinungen im hiesigen Publikum über unsere innern Angelegenheiten. Aber, darf man nur dagegen fragen, wer soll denn ausmitteln, ob eine Meinung wahr oder irrig sei? Ueberläßt man das einer bloß von der Regierungsgewalt ausgehenden Zensurbehörde, so wird die Beurtheilung durchaus einseitig und parteiisch ausfallen und politische Schriftstellerei ein blindes Werkzeug der Regierung, so daß es dann ungleich besser wäre, Druckschriften über öffentliche Angelegenheiten durch ein förmliches Staatsgesetz ein für allemal zu verbieten. Eine aus mehrern Elementen zusammengesetzte Zensur würde dem freilich einigermaßen vorbauen; allein eine solche liegt nicht in der Idee des Verfassungs-Projekts und würde ein kaum zu verwirklichender Nothbehelf sein. Im Allgemeinen kann einem kleinen Freistaate, der ohne Gemeingeist und vielverbreitete Theilnahme an den öffentlichen Beziehungen das unnützeste Ding von der Welt ist, freier Austausch der Gedanken über solche Gegenstände nicht anders als willkommen sein; ja man kann wohl sagen, es ist das Element seines Lebens. Dieser Austausch geschieht nun freilich ohnehin zu jeder Stunde auf die einfachste Weise mündlich und handschriftlich. Aber der durch den Druck hat doch in wichtigen Fällen den Vorzug allgemeinerer Verbreitung und kräftigerer Belebung des Gemeingeistes. Wer sich durch den Druck

Digitized by Google

mittheilt, erkennt eben dadurch das ganze gebildete Publikum, nicht bloß das seiner Stadt, als Richter an. Er wird es also mit seinen Aeußerungen weit genauer, als mit bloß mündlichen oder handschriftlichen, nehmen, und seine Irrthümer sind unendlich minder gefährlich, als die auf die beiden letztgenannten Arten in Umlauf gebrachten, weil sie offen auftreten und mit gleichen Waffen bekämpft werden können.

2. Der andere Nachtheil, welchen man zu fürchten scheint, ist der: wenn Jeder über innere Angelegenheiten schreiben könne, was er wolle, so würden manche unserm Staate schädliche Nachrichten und Vorstellungen in das Ausland kommen. Hindern läßt sich das aber nicht, so lange es auch außer Bremen Pressen gibt und man nicht etwa, wie es allenfalls in großen despotischen Staaten möglich ist, dem hiesigen Einwohner die Benutzung auswärtiger Druckereien mit Erfolg untersagen kann. Ueberhaupt legt man ein viel zu großes Gewicht auf das Geheimhalten unsrer innern Verwaltungs- und Regierungs-Angelegenheiten, wodurch bisher mehr geschadet als genützt sein dürfte. In Hamburg, wo wegen der größern Bevölkerung die Presse ein weit unentbehrlicheres Vehikel, als bei uns ist, genießt man in dieser Hinsicht in der Praxis einer großen Freiheit, ohne daß bis jetzt irgend eine nachtheilige Folge sichtbar geworden wäre.

Wo diese Freiheit begründet ist, — und das scheint vor allen Dingen zu ihrer Empfehlung zu dienen, — da wird nur der lichtscheue, irgend einer unreinen Absicht fröhnende Schriftsteller, welcher anonym bleiben und sich der Rüge der einheimischen Gesetze entziehen will, sich einer ausländischen Presse bedienen, und das Publikum hat mithin schon in dieser einen Thatsache einen Maasstab für seine Beurtheilung. Wo hingegen die Regierung sich eine vorherige Zensur anmaßt, da werden sich gerade die Besten oft gezwungen sehen, zum Auslande ihre Zuflucht zu nehmen, um nur, was ihnen nützlich dünkt, ganz und rein heraussagen zu können. Sie werden das um so mehr, als schon der bloße Gedanke, bei Geistesarbeiten von einem andern Richter als dem Publikum abzuhängen, edlern Gemüthern unerträglich ist.

Ein Einwurf gegen die Entfernung der Zensur, welcher noch verdient erwogen zu werden, ist der, es gebe Schriften, die unmittelbar durch ihr Erscheinen selbst höchst schädlich wirken, z. B. solche, die geradezu die Grundlage der geselligen Ordnung angreifen; Schriften, die zur Empörung auffordern, die dem ungebildeten Haufen Sittenlosigkeit und Religionsverachtung predigen u. dergl. Daß eine aufmerksame und ihrer Pflichten eingedenke Regierung der Verbreitung solcher Schriften nicht ruhig zusehen darf, ist klar genug; allein die Vorbereitungs-Deputation ist der Meinung, daß die Anwendung der allgemeinen polizeilichen Grundsätze hier vollkommen ausreicht. Ist die verkehrte Tendenz in Schriften obiger Art so deutlich ausgesprochen, daß sie juristisch in die Kategorie von Verbrechen oder Vergehen fallen, so wird es Sache der Polizei, die völlige Ausführung zu hindern. Indem ihr aber zur Pflicht gemacht wird, die Urheber oder Genossen dem Kriminal- und Polizei-Gericht zu denunziren, kann sie ihre Wirksamkeit, wie es sich gebührt, nur eben gegen solche Schriften richten, die eine wirkliche

Digitized by Google

Rechtsverletzung enthalten. — Auf dieselbe Weise steht der Polizei aus gleichem Grunde das Recht zu, die Verbreitung solcher aus dem Ausland eingeführten Schriften zu verbieten, ohne daß wir darum eine sich über die ganze Literatur verbreitende Kontrolle, wie sie im französischen Regierungssystem ihren Platz fand, herbeiwünschen möchten.

Daß die Presse zu Privat-Beleidigungen und persönlichen Schmähungen mißbraucht werden kann, ist nicht zu läugnen. Allein auch mündlich und schriftlich kann man beleidigen, und doch ist es noch keiner Regierung eingefallen, darum das Reden und Schreiben zu verbieten. Gedruckte Verleumdungen sind gefährlicher, als die der andern Art, theils weil sie sich weiter verbreiten, theils weil der Verleumder leichter unerkannt bleiben kann. Den erstern nun wirken die bestehenden Kriminalgesetze durch das höhere Maas der Strafe entgegen, dem letztern baut das Zensurgesetz selbst, wie die Vorbereitungs-Deputation es vorschlägt, hinlänglich vor. Uebrigens ist auch hier die Wirksamkeit der Polizei zur Verhinderung des noch nicht ausgeführten Vergehens unter den angegebenen Modifikationen keineswegs ausgeschlossen. Die Zensur würde also fortan, mit der einzigen oben erwähnten Ausnahme, der Herrschaft über die Geister, der sie nun einmal nicht gewachsen ist, entsagen, um als bescheidene Dienerin der Polizei wieder zu erscheinen.

In Folge dieses Gutachtens und demselben gemäß trug die Bürgerschaft auf folgendes Gesetz über die Preßfreiheit an: Art. 1. In der Regel kann hieselbst Alles ohne vorhergehende Zensur gedruckt und verkauft werden. 2. Verleger und Drucker müssen jedesmal genannt sein. 3. Der Verleger muß den Verfasser bei eigener persönlicher Verantwortlichkeit, im Fall einer polizeilichen oder gerichtlichen Aufforderung, namhaft machen. 4. Der Verfasser einer Druckschrift ist nach den allgemeinen Grundsätzen von Verbrechen und Vergehen für deren Inhalt verantwortlich. 5. Verleger und Drucker haften subsidiarisch und solidarisch für den Verfasser, falls er im Augenblick der wider ihn verhängten Untersuchung dem hiesigen Gerichtszwange nicht unterworfen sein sollte. Ob Verleger, Drucker und Verbreiter in einzelnen Fällen hauptsächlich haften, ist nach allgemeinen Grundsätzen über die Genossenschaft bei Verbrechen und Vergehen zu beurtheilen. 6. Die Polizei ist befugt, den Druck und die Verbreitung von Schriften augenblicklich zu hemmen und alle vorläufige Sicherheitsmaasregeln zu nehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Verpflichtung, daß sie die Sache dem Unter-Kriminal- und Polizei-Gericht binnen vierundzwanzig Stunden als Verbrechen oder Vergehen förmlich denunzirt, und daß diese letztere Behörde spätestens innerhalb drei Tagen die Untersuchung eingeleitet hat. Ist eine dieser Fristen nicht beobachtet, so wird das Verbot als aufgehoben betrachtet. 7. Inserate in öffentlichen Blättern sind einer vorherigen Prüfung der Polizei unterworfen, welche die Aufnahme untersagen kann. Für dasjenige, was nach einer solchen Prüfung in dergleichen Blättern erscheint, sind Verleger und Drucker verantwortlich. 8. Für solche Schriften, welche sich über auswärtige politische oder Regierungs-Angelegenheiten verbreiten (besonders die Zeitungen), bleibt es einstweilen bei der bisherigen Zensur, bis sich

ergeben haben wird, ob in dieser Hinsicht allgemeine Reichs- oder Bundes-Beschlüsse statt finden werden. Sollten solche aber nach Jahresfrist noch nicht erfolgt sein, so ist dieser Artikel einer gemeinsamen Revision von Rath und Bürgerschaft zu unterwerfen. 9. Die in den obigen Artikeln ausgesprochenen Grundsätze können nur durch absolut gebietende oder verbietende Bestimmungen der künftigen Reichs- oder Bundes-Gewalt, oder durch Rath- und Bürger-Schluß aufgehoben werden.

Ueber diesen Antrag fehlte der Senat von Bremen seine Erklärung aus, und inzwischen erschienen die Beschlüsse von Karlsbad und Frankfurt.

Die Hinrichtung Sands.

Mannheim, den 20 März 1820.

Heute früh fand die Hinrichtung Sands statt. Schon gestern Abend lagen 2000 Mann Infanterie und 600 Dragoner in unsern Mauern. Der Zufluß von Fremden war nicht so bedeutend, als man erwartete. Auf der Wiese am Heidelberger Thor war das Schaffot errichtet, und unter dem Gerüste stand ein Sarg von rohem Eichenholz. Den Richtplatz umgab ein Bataillon Infanterie, und hielt die Zuschauer in ziemlicher Entfernung. Der Scharfrichter Windtmann von Heidelberg erschien mit seinem Gehilfen in schwarzer Kleidung, hatte einen biebernen Garrik übergeworfen, unter dem er ein großes Schwert hervorzog. Die dampfenden Pfeifen und das Frühstück der Henker auf der Bühne bildeten einen schneidenden Gegensatz mit den Empfindungen des Augenblicks. Gegen 6 Uhr erschien der Zug. Voran der General v. Neuenstein mit seinem Stabe, hierauf Dragoner, dann eine offene Kalesche mit zwei Pferden bespannt, auf dem Bock zwei Zuchthausdiener. Im Wagen saß Sand und ihm zur Linken der Oberzuchtmeister. Die Kalesche fuhr in langsamem Schritte, und oft riefen Stimmen: „leb wohl Sand", denen er freundlich dankte. Er war heiter und fröhlich; lächelte und grüßte die Umstehenden. Der Anblick des Schaffots schien nicht den mindesten Eindruck auf ihn zu machen. Sein Gesicht trug den Stempel des Leidens, allein Sanftmuth konnte man nicht, wenigstens nicht vorherrschend, darin finden. Der Mund war etwas verzerrt, die Augen leuchteten. Seine Züge waren, ohne gerade schön zu sein, interessant und voll Geist. Rabenschwarzes, sehr dichtes Haar umfloß Nacken und Schulter. Kein Schnurrbart, allein ein ausserordentlich starker Knebelbart deckte sein Kinn. Die Stirne war offen und frei, allein die Gesichtszüge hatten im Allgemeinen nichts Jugendliches mehr. Seine Kleidung war ein altdeutscher Rock von dunkelgrauem Tuch mit Sammet besetzt, den Hemdkragen überhängend, weiße leinene Beinkleider und ein wollenes Wamms. Der Kopf war entblößt. — Mit freundlich lächelndem Gesicht stieg er aus dem Wagen, und gestützt auf zwei Zuchtknechte auf das Gerüste. — Hier übersah er die ganze Menge und trat vor an die Schranken des Gerüstes, als wolle er sprechen. Der Stadtdirektor näherte sich ihm und fragte: Was haben

Digitized by Google

Sie noch zu ſprechen? während dem ein Offizier zu den Tambouren hineilte. Sand: „Ich wünſchte zu ſprechen von Tod und Ewigkeit.“ Stadtdirektor: Ich hoffe, Sie werden in Ihrem letzten Augenblicke nicht meineidig an Ihrem Worte werden. Sand fuhr bei dieſen Worten zuſammen, erhob den rechten Arm, als wolle er ihn gegen den Himmel ſtrecken, und indem er die beiden vordern Finger ſchwörend geſtaltete, ſprach er: „Du weißt es, Gott, daß ich es gethan für Deutſchlands Wohl!“ Hierauf ließ er ſein Schnupftuch mit großer Heftigkeit aus ſeiner Linken fallen und ſtellte ſich vor ſeinen Stuhl, wo ihm dann das Urtheil nochmals vorgeleſen wurde, welches beinahe eine Viertelſtunde dauerte. Jetzt nahmen ihn die Henker in Beſchlag. Er wurde mit Stricken um den Leib feſtgebunden, wobei er äuſſerte, daß ihn ſeine Wunde ſchmerze und ſeine Nerven ſehr angegriffen ſeien; er bat, nicht ſo feſt zu binden und verſprach dennoch ruhig zu ſein. Auch ermunterte er noch den Scharfrichter, nur friſch zuzuſchlagen und nicht die Faſſung zu verlieren, wenn er auch dreimal ſchlagen müſſe. Die Haare wurden abgeſchnitten, die Augen verbunden, und das Haupt fiel nach zwei Streichen, wovon jedoch der erſte ſchon tödtlich war. Der Kopf wurde gezeigt, ſammt dem Körper mit den Kleidern in den Sarg gelegt und durch das Militär in die Stadt eskortirt. Dieſen Abend wird er auf dem lutheriſchen Kirchhofe begraben. Während den langen Vorkehrungen zur Hinrichtung fiel ein Soldat aus den Reihen ohnmächtig nieder.

Keine Unruhe ſtörte den geſetzlichen Gang. Nachher kauften eine Menge Menſchen von den Henkersknechten blutige Splitter und tauchten Tücher in Sands Blut. Er hatte ſehr wenig, und nach dem Hiebe ſtrömte es nicht mit der gewöhnlichen Heftigkeit aus dem Körper. Das zur Exekution beorderte Perſonale zeigte ſich ſehr human, und unter den Zuſchauern blieb kaum ein Auge trocken.

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Bei Sauerländer in Aarau, Wallis in Konstanz, Huber u. Komp. in St. Gallen, Orell u. Komp., Ziegler u. Söhne in Zürich, so wie in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, ist zu haben:

Theoretisch-praktische Anleitung
zur
Forstgehaubestimmung,
oder
Taxation und Regulirung der Waldungen;
zum Selbstunterricht
sowohl für Forstlehrlinge, niedere und höhere Forstbeamte, als auch für die mit Forstgeschäften sich befassenden Wirthschaftsräthe, Verwalter und Waldeigenthümer selbst, welche ihre Wälder auf eine sichere und wenig kostspielige Art reguliren lassen wollen.

Verfaßt von
Johann Anton Schmitt,
k. k. ersiem und ordentlichem Professor der Forstwissenschaft an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn bei Wien, der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien wirklichem, und der Herzogl. Sachsen-Gotha- und Meinungenschen Sozietät der Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker ordentlichem Mitgliede.

Zwei Bände, mit acht Forstkarten. gr. 8. Wien, Gerold. 1819. 21 Fr. 12 S.

In diesem Werke hat der Herr Verfasser, der schon durch seine frühern Forstschriften vortheilhaft bekannt ist, ein neues System über die Taxation und Regulirung der Waldungen aufgestellt, welches nach dem Urtheile einsichtsvoller und sachkundiger Männer in dem Maase gut gelungen ist, daß es die Aufmerksamkeit aller niedern und höhern Forstbeamten und der mit Forstgeschäften befaßten Verwalter, Wirthschaftsräthe und Waldeigenthümer selbst verdient.

Das in diesem Werke aufgestellte System ist in dem größten und waldreichsten wie in dem kleinsten Staate mit einem geringen Zeit- und Kostenaufwand ausführbar, und gewährt überdies die Sicherheit, daß jeder nach demselben regulirte und behandelt werdende Wald oder Forst nachhaltig bewirthschaftet, und gerade in der zum gehörigen Erwachsen der Waldbestände festgesetzten Umtriebszeit abgetrieben und benutzt werden wird.

Den niedern Forstbeamten verschafft es insbesondere eine konzentrirte Uebersicht über den Betrieb der jährlichen Hauungen, der nöthigen Forstverbesserungen, und zugleich eine fortwährende Gelegenheit, ihre Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in jener Geschäftsführung an den Tag zu legen.

Die höhern Forstbeamten setzt die Ausführung desselben in den Stand, die jährlichen Hauungen und Forstverbesserungen mit der möglichsten Leichtigkeit zu übersehen, zu leiten und zu kontroliren.

Die Waldeigenthümer endlich, welche dieses System in Ausführung bringen lassen, werden, wenn ihnen darum zu thun ist, von Zeit zu Zeit zu erfahren, wie es denn mit dem Betrieb der Bewirthschaftung ihrer Wälder steht, in einem einzigen Register, in dem Forstwirthschafts-Register, in welchem die Resultate aller vorgenommenen Untersuchungen und Bestimmungen konzentrirt sind, mit Schnelligkeit übersehen, ob und was zum Behuf der nachhaltigen und pfleglichen Forstbewirthschaftung bereits schon geschehen ist, und künftig noch von Zeit zu Zeit zu geschehen hat.

Herabgesetzter Preis
zweier sehr wichtigen Werke:

Hermbstädt, Sig. Fr., (königl. preuß. Geheimer Rath und Ritter u. s. w.) Bulletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufakturen, technischen Gewerben, der Landwirthschaft und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen. 15 Bände. gr. 8. Englisch Druckpapier. Mit 40 Kupf. und vielen Holzschnitten. 1807—1813. 8 fr. komplet 120 fr.

(Der Verleger hat sich entschlossen, so weit der kleine Vorrath reicht, dieses Werk um die Hälfte des bisherigen Preises oder zu 60 fr. baar abzulassen.

Hermbstädt, Sigism. Fr., Museum des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Künste, der Fabriken, der Manufakturen, der technischen Gewerbe, der Landwirthschaft, der Produkten-, Waaren- und Handelskunde und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leser u. Leserinnen aus allen Ständen. gr. 8. Mit Kupfern u. Holzschnitten. 1814—1818. 15 Bde. à Bd. 7 fr. 10 s. komplet 112 fr. 10 s.
Herabgesetzter Preis jetzt baar zu 56 fr. 5 s.

Berlin, Druck und Verlag von C. F. Amelang, Brüder-Straße Nrs. 11.
und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs, Rußlands, Dänemarks u. der Niederlande.

Digitized by Google

Neue Verlagsbücher

von

H. R. Sauerländer in Aarau.

Allemannische Gedichte.

Von J. P. Hebel.

Fünfte vollständige Originalausgabe.

Mit vier Kupfern.

Auf Velinpapier 4 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr.
Auf schönem Druckpapier 3 fl. oder 2 Rthlr.
Auf ordinärem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Es ist die Erscheinung dieser neuen ganz vollständigen Ausgabe schon längst sehnlich erwartet worden, und sicher wird sie nun eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie die frühern finden. Der Verleger darf sich schmeicheln, daß das Aeussere dem innern Werthe entspricht.

Die Bienenhaushaltung und Bienenpflege

Nach eigenen Erfahrungen

von

Pfarrer Rumpf.

Nebst einem Nachtrag über die Bienenzucht von Müller Ripstein.

Mit Zeichnungen auf Steindruck.

Preis 36 kr. oder 10 Gr.

Die größern Werke über die Bienenzucht sind für viele Landleute zu theuer, und auch oft zu weitläufig. In dieser Schrift werden nur die wesentlichen Theile der Bienenzucht ausführlich behandelt, und alles ist darin auf eigene Erfahrung und Beobachtung gegründet.

Bruchstücke

aus den

Ruinen meines Lebens.

Von H*****

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese in mancher Beziehung sehr merkwürdige Biographie wird von der großen Lesewelt mit vieler Theilnahme aufgenommen werden. Darstellung und Inhalt ist äusserst anziehend und lebendig. Der Druck dieser Schrift wird in wenigen Wochen beendiget, und dann allgemein im Buchhandel verkündet werden.

Der Christ vor Gott.

Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit.

Erster und zweiter Jahrgang, jeder 3 fl. oder 2 Rthlr.

Diese Sammlung von Erbauungsreden erschien nach den Stunden der Andacht, und ist für die Besitzer derselben ein empfehlenswerther Nachtrag; mit dem zweiten Jahrgang ist diese Sammlung geschlossen; als Verfasser derselben hat sich bereits Herr Triumvir Werth in Schaffhausen genannt; der Herr Verfasser des ersten Jahrgangs ist ein geistvoller Kanzelredner der katholischen Kirche, dessen Name jedoch noch verschwiegen bleiben soll.

Die vollständige Sammlung der von 1811 bis 1820, also aus zehn Jahrgängen bestehenden:

Erheiterungen,

von

Heinrich Zschokke und seinen Freunden,

habe ich statt des bisherigen Ladenpreises von 82 fl. 30 kr. rheinl. oder 48 Rthlr. 8 Gr. sächs., auf einen Netto-Preis von 44 fl. oder 26 Rthlr. sächs. herabgesetzt, und werde ganz vollständige Exemplare um diesen äusserst wohlfeilen Preis an diejenigen Personen erlassen, welche sich dafür noch frühzeitig melden, weil der Vorrath nicht mehr bedeutend ist; man kann sich diese Sammlung auch durch jede Buchhandlung um diesen Preis verschaffen.

Eugenia von Nordenstern.

Von

M. v. Pfister.

Zwei Theile mit schönen Kupfern von Eßlinger gestochen.

Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Diese mit seltenem Fleiß vollendete Geschichte in Briefen wird von den Freunden der belletristischen Literatur mit verdientem Beifall aufgenommen werden. Der treffliche Verfasser, als er kaum diese Arbeit beendiget hatte, verließ diese Welt, wo sein Andenken noch lange theuer bleiben wird.

Neue praktische

Französische Grammatik.

Oder

vollständiger Unterricht in der französischen Sprache.

Von C. Hirzel.

Preis 54 kr. oder 14 Gr.

Der Verf. dieser Sprachlehre ist unverkennbar ein Mann, der sich durch gründliches Studium der besten wissenschaftlichen Werke über die französische Sprache und vieljährigen Unter-

Digitized by Google

richt in derselben zur Abfassung eines solchen Werkes eignet. Seine Grammatik zeichnet sich daher im Ganzen durch Genauigkeit, lichtvolle Anordnung und Reichthum der Materien bei bündiger Gedrängtheit sehr vortheilhaft aus, und überall, von der Aussprache an bis zur Syntax, sind die Bedürfnisse der Lehrenden und der Lernenden gleich stark berücksichtigt. In dem ersten und grossern Theile, welcher fast ganz aus Beispielen und deutschen Uebungsstücken besteht, deren Inhalt man bei dem ersten Anblick, wenigstens theilweise, eher für die Unterhaltung und den Zeitvertreib, als zur eigentlich wissenschaftlichen Belehrung geeignet finden dürfte, der aber bei näherer Prüfung durchgehends als passende Anwendung früherhin erklärter Regeln erscheint, ist das Wesen und die Eigenthümlichkeit beider Sprachen, hauptsächlich in denjenigen Punkten, welche am meisten von einander abweichen, mit seltener Sorgfalt und Umsicht herausgehoben und einander gegenüber gestellt. Die zweite Abtheilung, welche französisch geschrieben ist, wird auch dem geübtern Lehrer noch manches Neue und Willkommene darbieten. Wir können uns nicht enthalten, die Ueberschriften von einigen Kapiteln dieser letztern anzuführen: Von den Homonymen: von den Germanismen; von den Gallicismen nebst einer Sammlung von sprichwortlichen Redensarten und Sprichwortern; eine ausführliche Abhandlung der Lehre vom Partiep; Sammlung barbarischer und falscher Worter und Redensarten; von den Synonymen und andern oft verwechselten Ausdrucken; so wie endlich auch von der Anwendung der in dem Buche entwickelten Anfangsgründe. Der Inhalt dieses Abschnittes, dem dann noch eigens gewählte Leseübungen folgen, soll hauptsächlich dem Lehrer als Anleitung dienen, wie er nach Erlernung des grammatikalisch-theoretischen Theils der Sprachfertigkeit seine Schüler ferner beschäftigen müsse. In beiden Abtheilungen sind die Beispiele zur Uebung sehr gewählt, und verbinden, fern von der gewöhnlichen Fadheit, mit richtiger Anwendung der grammatischen Sätze den Reiz des Anziehenden und des Interessanten. — Mit voller Ueberzeugung dürfen wir also dieses Werk zum öffentlichen sowohl als zum Privatunterricht empfehlen.

Gotthold

der wackere Seelsorger auf dem Lande,

von

J. G. Tobler.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Man wird in diesem guten Buche manches Belehrende und Treffliche finden, und es mit Recht als Seitenstück zu dem beliebten Goldmacherdorf betrachten.

Die Großmama in der Wochenstube.

Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege.

In einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese ganz für das wirkliche Leben bestimmte und für alle Stände gleich lehrreiche Schrift wird den guten Müttern, die sie näher prüfen und aufmerksam lesen, so zu sagen unentbehrlich werden. Der Druck derselben wird in wenigen Wochen beendiget sein.

Ideale für alle Stände

oder

Moral in Bildern.

Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Es verdient dieses lehrreiche Werk mehr allgemeiner bekannt zu werden. Eine Sittenlehre im gefälligen Gewand von Bildern für jeden Stand bearbeitet, war noch ein unerfülltes Bedürfniß für die Menschheit. Der treffliche Verfasser desselben ist Herr Dekan Keller, ein wahrhaft hochwürdiger Diener des Herrn, den man wegen dieser seiner geistvollen Arbeit ebenfalls auf niedrige Weise schon verketzerte, und der darum selbst auch seinen Namen nicht mehr geheim gehalten wissen will. Wer die Wahrheit sucht, darf die Stimmen nicht zählen, sagt Lessing, und wer in dermaliger Zeit den Ketzernamen scheut, und Splitterrichtern entgehen will, der lege lieber die Feder nieder, wenn ihn die Lust anwandelt, etwas Vernünftiges zu schreiben, sagt der Verfasser in seiner Vorrede zu obigem Werk.

Die Prinzessinnen.

Von

Starklof.

Zwei Theile, wohlfeilere Ausgabe.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Die fortdauernde Nachfrage nach diesem Werke hat mich überzeugt, daß es fortwährend mit Beifall gelesen, und durch eine wohlfeilere Ausgabe noch in viele Hände gelangen wird.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Acht Bände.

Fünfte verbesserte Original-Ausgabe.

Auf weißem Druckpapier 8 fl. 15 kr. oder 5 Rthlr. 12 Gr.
Auf ordinär. Druckpapier 5 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 16 Gr.
In Parthievreisen zu fünf Exemplaren, nebst einem Freiexemplar für Unbemittelte:
Auf weißem Druckpapier 33 fl. oder 22 Rthlr.
Auf ordin. Druckpapier 22 fl. oder 15 Rthlr.

Diese neue fünfte Ausgabe ist nochmals mit Sorgfalt durchgesehen worden, und ich darf die bestimmte Zusicherung ertheilen, daß sie für alle Konfessionen gleich erbauungsvoll

Digitized by Google

bleibt, und keine derselben darin in Glaubenssachen etwas Anstößiges finden wird. Man überzeuge sich selbst nach Erscheinung der acht Bände, und das erhobene fanatische Geschrei wird selbst auf Christen der katholischen Kirche auch nicht den mindesten Eindruck mehr machen.

Die einzelnen Bände werden auch ferner unter ihren besondern Titeln um die beigesetzten Preise abgegeben:

Andachtsbuch einer christlichen Familie in vier Banden; auf weißem Papier 6 fl. oder 4 Rthlr.; auf ordinärem Papier 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordinärem Papier 1 fl. oder 16 Gr.

Gott in der Natur. Betrachtungen über die Werke des Schöpfers; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordin. Papier 1 fl. oder 16 gr.

Der Christ und die Ewigkeit. Betrachtungen über Unsterblichkeit und Wiedersehen; auf weißem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordinärem Druckpapier 1 fl. oder 16 gr.

Das Reich Jesu auf Erden. Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ord. Pap. 1 fl. oder 16 gr.

Die vier ersten Bände dieser neuen fünften Auflage sind bereits im Druck beendiget, und die vier letzten Bande werden es bis im nächsten Herbstmonat sein. In allen Buchhandlungen wird das vollständige Werk dann überall vorräthig zu haben sein.

Ueberlieferungen
zur
Geschichte unserer Zeit.

Herausgegeben von Heinrich Zschokke.

Erster bis dritter Jahrgang 1817 — 1819 im herabgesetzten Preis von 33 fl. auf 23 fl., oder von 21 Rthlr. auf 14 Rthlr.
Der vierte Jahrgang 1820 kostet 11 fl. oder 7 Rthlr.

Durch die öftern Anfragen sehe ich mich veranlaßt, von dieser gehaltreichen historischen Sammlung die drei ersten Jahrgänge zu obigem Partheipreis zu erlassen, um die Anschaffung derselben möglichst zu erleichtern; man findet diese drei Jahrgänge in allen Buchhandlungen gleich vorrathig, und auf den vierten Jahrgang konnen die Bestellungen baldigst besorgt werden.

Vom Geist des deutschen Volks
im
Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von H. Zschokke.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dies ist ein besonderer Abdruck der in den Ueberlieferungen gegebenen Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen; sie verdient allgemeiner bekannt und gelesen zu werden, und sie wird bei Manchen die bisherige Ansicht der Dinge verändern, oder mit mehr Würde und Zuversicht urtheilen lehren.

Nachstehende drei Werke werden noch innerhalb einiger Monate nach und nach die Presse bei mir verlassen:

Die Staats-National-Bildung
von
Julius Grafen von Soden.

Der baierischen Geschichten
Erstes und zweites Buch.
Erster Band.
Zweite verbesserte Ausgabe.

Handbuch
des
Schweizerischen Staatsrechts.

Zweite berichtigte und vervollständigte Ausgabe.

Die Erscheinung obiger Werke, sobald solche im Druck beendiget sind, wird durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden.

Folgende zwei Zeitungsblätter erscheinen ununterbrochen in meinem Verlage:

Aarauer Zeitung.
Siebenter Jahrgang 1820.

Preis 3 fl. 15 kr. oder 4 Rthlr. 20 Gr.

Es werden wöchentlich drei Stücke davon ausgegeben, und man kann sich für den halben oder ganzen Jahrgang bei allen lobl. Postämtern darauf abonniren; es erscheinen auch wochentliche Beilagen dazu, die besonders zu allerhand Nachrichten und Bekanntmachungen geeignet sind, und die in der Schweiz hauptsächlich allgemein bekannt werden, da diese Zeitung in allen Kantonen viel gelesen ist.

Der aufrichtige und wohlerfahrne
Schweizer-Bote.
Neunzehnter Jahrgang 1820.

Preis 2 fl 45 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Von diesem in der Eidsgenossenschaft unter allen Ständen beliebten Volksblatt erscheint wöchentlich ein Stück sammt Nachlaufer oder Beilage, welche ebenfalls zu allgemeinen Anzeigen empfohlen werden kann; auch fur dieses Blatt abonnirt man sich für den ganzen oder halben Jahrgang bei allen lobl. Postämtern.

Die sämmtlichen hier angezeigten neuen Verlagsbücher findet man in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig, oder man kann sich solche durch diese verschaffen. Wer sich mit Bestellungen für mehrere Exemplare direkte an den Verleger wenden will, erhält von dem Ladenpreis einen billigen Rabat.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueber Größe und Untergang des Freiſtaats Venedig.

(Beſchluß.)

10.

Stürme, die dem Untergange vorangehen.

So war das Innere Venedigs, als (im J. 1789) die alten, ſtaatsthümlichen Ordnungen Frankreichs durch die Noth des dortiges Volks, durch den Widerſpruch beſtehender Einrichtungen mit den Bedürfniſſen und Einſichten der Nation, durch die hartnäckige Selbſtſucht der Geiſtlichkeit und des Adels, durch die Zerrüttung des öffentlichen Haushalts und durch die Mißgriffe einer übelgeleiteten Regierung ſich aufzulöſen begannen, und bald unter ſtürmiſchen Erſchütterungen gänzlich zuſammenbrachen. Der ganze Welttheil gerieth in Bewegung.

Antonio Capello, damaliger venediſcher Geſandter zu Paris, wachſam über die Ereigniſſe der Zeit, mahnte ſeine Regierung, aus ihrer Sicherheit hervorzugehen, ſich auf auſſerordentliche Erſcheinungen gefaßt zu machen, und nicht länger zu glauben, daß ſie eines behaglichen Friedens genieſſen werde, wenn das geſammte Europa in einen ungeheuern Krieg geſtürzt würde.

In ruhigen Alltagszeiten können die alltäglichſten Menſchen, wenn Herkunft oder Vermögen ihren blöden Verſtand unterſtützen, für ganz vorzüglich gelten und ſich ſelbſt dafür halten; eben ſo können Regierungen in gewöhnlichen Zeiten mit einem Schein von Weisheit und Kraft und Würde glänzen, weil das einmal aufgezogene Uhrwerk des Staats von ſelbſt läuft. Schmeichelei oder Eigenliebe halten das für Kunſt des Steuermanns, was Wind und Wellen von ſelbſt thun. Aber im Sturm erſt wird des Mannes Werth am Ruder offenbar.

Die venediſche Regierung hatte noch das Vorurtheil Europens für ſich; ſie ſelbſt beſaß noch ein größeres von ihrer Vortrefflichkeit. Die Zeit der Prüfung erſchien und enttäuſchte ſie und alle Welt. Man hatte noch große Namen aus der Vorzeit und große Worte in der Gegenwart, aber nur für beſchränkte Anſichten und kleinliche Intereſſen. Nach einem ſiebenzigjährigen Frieden fühlte man keine Kraft oder Luſt mehr, bequemliche Ruhe gegen wagende Thätigkeit zu vertauſchen. Die bisherige Gleichgültigkeit gegen das Kriegsweſen blieb, wie ſie war, wenn ſchon der ganze Welttheil vom Waffengeräuſch voll ward. Das Bewußtſein der Schwäche verbarg ſich hinter vornehmen Redensarten, die Trägheit hinter dem Schilde der Unparteiſamkeit, und die Feigheit trotzte auf die Heiligkeit der Unſchuld. Man bildete ſich ein, die großen Weltangelegenheiten, wie etwa Stadtſachen, mit Polizeimaasregeln abthun zu können, und vertraute voll blinden Glaubens dem allſehenden Auge der Staatsinquiſition. Man ſcheute

sogar, sich mit großen Mächten zu verbinden und für Nothfälle Stärke zu gewinnen. Dagegen machte man Zeitungen Krieg, stiftete Zensuren und unterdrückte freimaurerische Gesellschaften. Mit dieser Klugheit hoffte man die Gewitter Europens zu beschwören.

Die größern Mächte des Welttheils traten gegen Frankreich in Bund. Es war für Oesterreich wichtig, wenn Italien Schauplatz des Krieges ward, sich mit seinen Heeren hier unbeengt bewegen zu können; Freiheit zu haben, seinen Kriegsvölkern Verstärkungen auf den kürzesten Wegen, auch über fremde Gebiete, zuzusenden. Die italienischen Staaten wurden zur Theilnahme am großen Bündniß der Könige aufgefordert.

Die venedische Regierung gerieth in Bestürzung. Sie war durch das Gefühl ihrer Ohnmächtigkeit, wie ihres Hasses gegen die vom französischen Volk verkündeten Grundsätze der Freiheit, gleich sehr gereizt und gehemmt. Zu muthlos, um mit dem übrigen Europa in Verbindung zu treten, und zu erbittert gegen Frankreichs Beginnen, verkündete sie die Nothwendigkeit einer strengen Neutralität, und hatte doch keine Lust, sie zu halten. So verlor sie sich schwankend in eine Halbheit von Maasregeln, die ihre Unfähigkeit, der Größe der Gegenwart gewachsen zu sein, beurkundeten, und verrieth sie eben dadurch ihre Schwäche, wodurch sie dieselbe zu verbergen sich schmeichelte. Sie erklärte dem Wiener Hofe, daß sie sich nie von der angenommenen und bisher behaupteten Unparteisamkeit in den Staatshändeln Europens entfernen werde; aber sah mit schweigendem Wohlgefallen Mißhandlungen französischer Bürger und Schiffe auf ihrem Gebiet durch den aufgehetzten Pöbel verübt, oder Verfolgungen solcher, die sich der Sache Frankreichs günstig zeigten. Sie brüstete sich mit den Grundsätzen der Unpartheisamkeit in Paris, aber gestattete den Durchzug österreichischer Kriegsvölker nach Italien, und ermahnte Genua dringend, den Franzosen keinen zu erlauben. Sie weigerte sich, als der französische Thron umgestürzt war, einen Gesandten der französischen Republik bei sich anzuerkennen, aber unterhandelte dennoch mit ihm, und zwar vermittelst seines Geheimschreibers, weil der Name Republik nicht in dessen Vollmachten stand. Auf die geschehene Anzeige vom Dasein einer französischen Republik ward geantwortet: „Venedig werde nicht von den ersten, aber auch nicht von den letzten sein, die Republik anzuerkennen.“

Es fehlte im Senat nicht an einzelnen Männern, welche, als sich in Italien, nach einer Reihe von Schlachten, die Gefahr mehrte, zur Entschlossenheit aufforderten. Francesco Pesaro, der Prokurator, mahnte daran (April 1794), es sei mit eiteln Neutralitätserklärungen nicht geholfen, wenn man dem Worte nicht durch Waffen Gewicht zu geben wisse. Wirklich durchzuckte eine augenblickliche Begeisterung einmal den venedischen Rath. Er beschloß die festen Plätze in Stand zu setzen, das schwere Geschütz in Ordnung zu bringen, die Landwehren aufzubieten und einzurichten, und das stehende Heer bis auf 40,000 Mann zu vermehren. Allein die Beschlüsse blieben unvollzogen. Es fehlte an Entschlossenheit und Geld. Dreimal donnerte Francesco Pesaro im Senat gegen die Unthätigkeit. Es hieß aber: Wir haben keine fähigen Hauptleute; der Schatz und die Magazine sind leer; die jährlichen Ausgaben sind um 600,000

Digitized by Google

Dukaten geringer, als die Einnahmen. — Wirklich wurden auch nur ungefähr 7000 Mann Kriegsvolk aufgestellt und eben so langsam, als mühsam, unter die Fahnen gebracht. Ja, man sagte sich sogar ganz unverhohlen: Bewaffnet oder unbewaffnet, wir werden uns immer von den Verbündeten oder von den Franzosen gefallen lassen müssen, was sie thun wollen. So zaghafter Geist beherrschte die Regierung, daß sie in die unaussprechlichste Verlegenheit gerieth, als sie eines Tages (November 1794) in öffentlichen Blättern die Zuschrift eines Departements im mittägigen Frankreich an den damaligen Nationalkonvent las, worin der Verfasser, aus Unkunde der Dinge, indem er gegen die verbündeten Mächte deklamirte, auch Venedig unter die offenen Feinde Frankreichs gezählt hatte. Sogleich bereute man die voreilige Keckheit, den Gesandten der französischen Republik nicht anerkannt zu haben, und beeilte sich zuvorkommend, den Fehlschritt gut zu machen. Man nahm den Gesandten auf; man anerkannte die Republik; man schickte einen venedischen Botschafter nach Paris (Juli 1795), und wies, auf das bloße Verlangen des französischen Direktoriums, den König Ludwig XVIII aus dem Lande fort, wo derselbe bisher als Graf von Lille zu Verona eine Zuflucht gefunden hatte. Hundert und vierundvierzig Stimmen gegen dreiundvierzig sprachen (April 1796) die Verbannung aus. „Ich will abreisen," sagte der König, als ihm der Befehl bekannt gemacht ward: „aber man reiche mir das goldene Buch her, damit ich den Namen meiner Familie darin ausstreiche, und gebe mir die Rüstung meines Ahnherrn Heinrich IV wieder, womit seine Freundschaft die Republik beschenkt hatte."

Bonaparte eröffnete zu derselben Zeit seinen ersten Feldzug in Italien. Es folgten die Schlachten und Treffen von Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi und Lodi rasch auf einander. Siegend schritten die Franzosen über den Po, und Mincio und die Adda, und kamen zugleich mit den fliehenden Oesterreichern auf venedisches Gebiet. Der österreichische Feldherr Beaulieu hatte einen Augenblick lang gehofft, sich längs dem Mincio behaupten zu können, und deswegen von seinem Kriegsvolk in die venedische Festung Peschiera geworfen, nachdem er dem Proveditore Nicola Foscarini davon eine bloße Anzeige hatte zugehen lassen. Peschiera war von Venedig im schlechtesten Vertheidigungsstande gelassen. Es hatte eine Besatzung von sechszig Invaliden, Kanonen ohne Laferten, den bedeckten Weg mit Bäumen bepflanzt, die Werke seit hundert Jahren versäumt. Beaulieu aber konnte sich nicht halten. Er zog ab. Bonaparte folgte und besetzte Peschiera, und ließ den General-Proveditore der venedischen Provinzen auf dem festen Lande, Nicola Foscarini, zu einer Unterredung einladen. Dieser, der einer der angesehensten Staatsmänner der Republik war, der schon die Gesandtenstellen zu Wien und Konstantinopel bekleidet hatte, war in solcher Angst, daß er sich für verloren hielt, weil er sich vor dem französischen Oberfeldherrn zu stellen hatte. „Ich reise ab," schrieb er aus Verona, wo er wohnte, an seine Regierung (31. Mai 1796): „Ich reise ab. Möge Gott meine Kräfte stärken und mich zum Opfer nehmen." Und den folgenden Brief begann er mit den Worten: „Ich habe die Pflicht des Bürgers erfüllt. Ich bin nach Peschiera gegangen.

Digitized by Google

Ich habe mich in den Händen der Franzosen gesehen. Ich habe mitten durch die langen Heerhaufen dieser wilden Kriegsleute den Weg gemacht. Ich sah den General Bonaparte!“

Dieser benutzte den Gemüthszustand des erschrockenen Mannes sehr gut, wie die Fortsetzung von Foscarini's Schreiben zeigt. „Er hat mir gesagt,“ schrieb Foscarini, „die Republik Venedig habe den freundschaftlichen Gesinnungen seiner Nation schlecht entsprochen. Wir hätten Frankreich verrathen, weil wir Peschiera von den Deutschen besetzen lassen, was ihm den Verlust von fünfzehnhundert Mann gekostet habe, deren Blut um Rache schreie. Um Neutralität zu halten, hätte man den Oesterreichern Widerstand leisten, und wäre man zu schwach gewesen, Hilfe von ihm verlangen müssen, die er gewiß gegeben haben würde; wenn, wie ich ihm sagte, die Oesterreicher unser Vertrauen auf sie gemißbraucht hätten, sollte man ihnen gleich den Krieg erklärt haben. Nachdem er mir noch alle Klagepunkte Frankreichs gegen das zweideutige und offenbar feindselige Betragen der Republik wiederholt hatte, fügte er hinzu: „Er habe Befehl von seiner Regierung, Verona abzubrennen, was auch die Nacht sogleich geschehen solle. Der Heerhaufen des Feldherrn Massena sei schon mit Kanonen und Mörsern dahin auf dem Wege, und vielleicht habe das Feuer jetzt schon angefangen.“ — So groß war das Schrecken des Proveditore, daß er selbst anbot, das französische Kriegsvolk in Verona aufzunehmen.

Als der Proveditore nach Verona zurückkam, und man hörte, die Franzosen würden einziehen, flohen Nobili, Reiche und Bürger in Eil. Die Straße nach Venedig war im Augenblick mit Kutschen, Karren und Wagen aller Gattung bedeckt. Wer die nicht hatte, flüchtete zu Fuß, Männer und Weiber mit Kindern in den Armen. Der Adigo wimmelte von Schiffen und Kähnen, belastet mit den Schätzen der Reichen, mit den Geräthschaften der Armen. Alles eilte Venedig zu. Mit größerm Entsetzen waren einst im Alterthum nicht vor Attila's Anzug die Veneten in die Lagunen gerannt.

Nun in Venedig Unruhe und Verzweiflung; nun plötzlich nach allen Seiten Aufgebote und kriegerische Rüstungen angeordnet; die Zeughäuser mit Arbeitern angefüllt; Steuern ausgeschrieben; Kassen für Geschenke auf den Altar des Vaterlandes geöffnet. Aber die Provinzen des festen Landes zu vertheidigen, wars zu spät, und zur Vertheidigung der Hauptstadt wären nur Schiffe und Barken vonnöthen gewesen. Man wußte nicht, was man that. Man reizte durch drohende Veranstaltungen, die doch gegen Durchzüge der Oesterreicher unterlassen worden waren, unklugerweise den Argwohn der Franzosen, daß man ihnen entweder Furcht einflößen, oder, wenn sie durch Oesterreichs Glück einen Unfall erlitten, sich gegen sie erklären wollte.

Nachdem indessen der erste Schreck vorübergegangen war, kehrte, wenn auch nicht der wahrhaft neutrale Sinn gegen die kriegführenden Mächte, doch die frühere Besonnenheit zurück. Man haßte zwar die Franzosen, ihren Uebermuth, ihre Grundsätze, ihre Räubereien; man unterhielt zwar gern in den von ihnen durchzogenen oder besetzten Provinzen die stumme Wuth des vom fremden Kriegsvolk hartgeplagten Volks: aber predigte öffentlich Mäßigung, Ergebung in das Geschick, und redete mit Glimpf und Würde zu den Feldherren und Gesandten Frankreichs.

Digitized by Google

Dieſe trugen ein Bündniß an. Frankreich verhieß nicht nur Gewährleiſtung für alle Beſitzungen, ſondern verſprach noch beträchtliche Vortheile. Aber der Senat von Venedig lehnte ſtandhaft die Anerbietungen ab, mißtrauiſch gegen die Dauer des franzöſiſchen Waffenglücks, welchem er im Herzen fluchte. Er bereitete ſich vielmehr insgeheim, ſollten früher oder ſpäter Oeſterreichs Fahnen wieder obſiegen, dieſen durch einen allgemeinen Volksaufſtand thätig beizuſtehen. In der Hauptſtadt, noch mehr in den Provinzen, die abwechſelnd von Franzoſen und Deutſchen verwüſtet wurden, zeigte ſich alles Volk willig. Der Podeſta von Bergamo meldete ſeiner Regierung: man erwarte nur Venedigs Wink und 30,000 Mann würden ſich in Waffen erheben. Überall wurden die Rüſtungen eifrig fortgeſetzt; aus Iſtrien, Dalmatien und Albanien Soldaten gezogen; kleine Veſten aufgeworfen; Päſſe verſchanzt; alle Fahrzeuge der Lagunen bewaffnet. Es war endlich darum zu thun, einen Oberfeldherrn zu ernennen. Keinem der Patrizier traute man Kriegskunde genug zu; auch wollte man nicht von der Handlungsweiſe des Alterthums abweichen, ſondern das Heer lieber einem Fremden anvertrauen. Es hielt ſich eben damals zu Venedig der Prinz von Naſſau-Siegen auf, der durch manche Waffenthat zu Land und zu Waſſer, und beſonders durch ſeine Anführung der ſchwimmenden Batterien vor Gibraltar einen Namen erworben hatte. Man dachte daran, ihn an die Spitze der venediſchen Macht zu ſtellen. Aber ein Wink von Wien, der Kaiſer ſei dieſem Prinzen perſönlich abgeneigt, — und es ward unterlaſſen.

Inzwiſchen währte der Kampf der Deutſchen und Franzoſen auf italieniſchem Boden fort. Bonaparte ſchlug die Schlachten von Arcole und Rivoli. Mantua fiel (Febr. 1797). Erzherzog Karl trat zwar mit einem neuen Heer aus den deutſchen Gebirgen hervor, wurde aber vom Tagliamento bald wieder bis ins Innere Oeſterreichs zurückgedrängt. Die Regierung von Venedig ſah damit neuerdings ihre Erwartungen vernichtet. Sie verbarg ihren Grimm, aber verlor die Hoffnung nicht, ihn früher oder ſpäter gegen Frankreich ſättigen zu können. Sie hoffte vergebens. Der rechte Augenblick war ſchon verloren. Das Verderben brach ein.

11.

Abfall von Bergamo und Breſcia. Feindſeligkeiten Venedigs gegen die Franzoſen.

Um die Frucht ſeiner Siege, und im Rücken ſeines Heeres die Ruhe zu ſichern, hatte der franzöſiſche Feldherr Bonaparte die Lombardei zu einem ſelbſtſtändigen Freiſtaate gemacht. Gefährliche Nachbarſchaft für Bergamo und Breſcia! Denn die Freiheit der Lombarden mußte auch den venetianiſchen Unterthanen verführeriſch werden. Hier lebte ein vom Stolz venediſcher Patrizier geringgeachteter und gekränkter Adel; eine große Zahl gebildeter Männer in der Klaſſe der Kaufleute, Güterbeſitzer, Gelehrten und untergeordneten Beamten. Die Verwirrungen Italiens, die ungeheuern Siege Frankreichs, das Beiſpiel der Lombardei, die erlittenen Verfolgungen derer, die ſich freimüthig über die Gebrechen der venediſchen Verfaſſung

Digitized by Google

geäuſſert hatten, trugen dazu bei, den Wunſch lebendiger zu machen, in einer neuen Ordnung der Dinge die Rechtsgleichheit aller Bürger aufgeſtellt zu ſehen.

Der Podeſta Aleſſandro Ottolini von Bergamo witterte Böſes. Um zu erfahren, ob von Mailand aus, wo ſich ſchon viele venediſche Unterthanen befanden, ſtaatsumwälzeriſche Umtriebe angezettelt würden, ſchickte er einen gewiſſen Steybani als Späher dahin. Dieſer aber, von Vertrauten dortiger Polizei umgeben, erfuhr nur, was man ihm wiſſen zu laſſen für gut fand; hinterbrachte, es werde wirklich in zehn Tagen ein Aufſtand in Bergamo ausbrechen, der aber ſchon den Tag nach ſeiner Heimkunft ausbrach.

Die Nacht vorher hatte ſchon der franzöſiſche Platzbefehliger die Kanonen auffahren und die Streifwachen verdoppeln laſſen. Zum Vorwand nahm er dafür die Bewegungen unter den venediſchen Soldaten der Beſatzung. Bald erſchienen beim Podeſta Ottolini Mitglieder des Stadtraths und zeigten ihm an, der franzöſiſche Befehlshaber habe ſie ziemlich gebieteriſch ermahnt, ohne Umſtände den Wunſch des Volks nach Freiheit und Vereinigung mit Cisalpinien nachzugeben. Ottolini bat ſie, ſtandhaft zu ſein, treu einer Regierung zu bleiben, der ſich ihre Vorfahren ſeit vierhundert Jahren freiwillig unterworfen hätten. Unterdeſſen aber lief das Volk ſchon in großen Haufen zuſammen, wählte eine neue Munizipalität, und dieſe ſchrieb folgenden Tags nach Mailand um Vereinigung mit Cisalpinien. Dem Podeſta Ottolini ward angezeigt, er möge ſich entfernen. Er gehorchte. — Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Franzoſen, wenn auch keinen öffentlichen, doch ſehr thätig einen heimlichen Antheil an dieſer Umwälzung genommen haben. Man kennt die Franzoſen aus jener Zeit. Jeder Korporal nahm damals die Miene eines Staatsverbeſſerers und Freiheitsſtifters an. Aber es iſt eben ſo wenig zu läugnen, daß das Betragen der venediſchen Regierung und ihrer Landvögte in den Provinzen einen großen Theil des Volks gegen ſich geſtimmt hatte. Ottolini war Vielen durch ſein ſtolzes, herriſches, willkührliches Verfahren verhaßt worden. Erſt da die Gefahr erſchien, wollte er plötzlich ein freundlicher Volksmann werden, ſprach er vom hundertjährigen Glück des Landes, von Vaterlandsliebe u. dgl. m., und machte eben damit ſich, ſeine Regierung und die alte Ordnung nur verächtlicher.

Dies alles war zu Bergamo ohne weitere Ausſchweifungen binnen wenigen Tagen geſchehen (vom 12. bis 14. März 1797), und gleich darauf fiel auch Breſcia ab. Hier war der Provveditore Battaja, ein ſchwacher, furchtſamer Mann, der aber ſonſt gern eine weltgebieteriſche Miene gehabt hatte. Eines Tags (den 17. März) hatten ſich ungefähr hundert Menſchen unweit der Stadt verſammelt und rückten gegen ſie an. Battaja ſchickte ihnen entgegen, um zu erfahren, was ſie wollten. — „Die Freiheit!“ antworteten ſie: „Es folgen uns auf dem Fuße fünfhundert Bergamasker, zehntauſend Cisalpiner und viele Franzoſen. Beim geringſten Widerſtand wird Alles niedergemacht.“ Es war daran kein wahres Wort. Battaja aber verlor in der Angſt die Beſinnung: er ließ der Handvoll Aufrührer die Thore öffnen, ſeine zahlreiche Beſatzung entwaffnen und die venediſche Verfaſſung vernichten. Es zeigten ſich weder

Digitized by Google

Bergamasker, noch Cisalpiner. Die Franzosen auf dem Schlosse von Brescia blieben stille Zuschauer.

Der Senat in Venedig wußte nicht, was thun. In seine Beschlüsse kam ein schwankendes, widerspruchsvolles Wesen. Während die Regierung durch Proklamationen, die Obrigkeiten durch freundliche Worte, die Geistlichen durch Predigten das Landvolk aufregten, die Bergamaskischen und Brescianischen Empörer zurückzustoßen, schwärmten diese am rechten Ufer des Mincio durchs Land, rissen die Fahnen des heil. Markus ab und pflanzten Freiheitsbäume auf. Der Senat verlor sich ängstlich in halben Maasregeln; schrieb nach Paris; schrieb an den Oberfeldherrn; näherte sich wieder dem französischen Gesandten. Dieser, befragt, ob sich Venedig, wenn es sich mit Frankreich verbände, Schutzes und Beistandes gewärtig sein dürfe, äusserte nur, ohne wohl eigentlich dazu von Paris aus bevollmächtigt zu sein: Man habe Frankreich lange zurückgestoßen und feindsinnig behandelt. Jetzt komme man etwas spät, das Geschehene ungeschehen zu machen. Er glaube nicht, daß sich seine Regierung in die zwischen dem venedischen Adel und dem Volke ausgebrochenen Zwistigkeiten mischen werde; wohl aber dürfte, zur Beseitigung dieser, so wie zur festern Freundschaft mit Frankreich, vortheilhaft werden, wenn Venedig selbst seine Staatsverfassung mehr dem Geist und Bedarf des Zeitalters annähern würde. Es gab darüber eine lange Berathung. Seit fünfhundert Jahren hörte man zum erstenmal über Abänderung der Verfassung reden. Von ungefähr zweihundert Anwesenden stimmten nur fünfe für Abänderung, nur etwa fünfzig für kraftvolle Maasregeln, den Revolutionsgeist im Lande zu dämpfen; weitaus die Meisten dafür, daß man die Verfassung allmälig, durch leichte Uebergänge, verbessern, aber die wirkliche Umgestaltung doch auf ruhigere Zeiten verschieben solle.

Der Prokurator Francesco Pesaro und der Staatsminister Joh. Bapt. Cornaro waren als Abgeordnete nach Görz zum französischen Oberfeldherrn gekommen. Dieser, nur mit dem Gange seines Feldzugs beschäftigt, bekümmerte sich für jetzt wenig um die innern Angelegenheiten der Venetianer, sondern behandelte die Sache bloß als Kriegsmann. Er verlangte Unterhaltung seines Kriegsvolks mit den unentbehrlichen Bedürfnissen, oder monatlich dafür eine Million baaren Geldes, — einen Freundschaftsdienst, wie sie in andern Arten auch den Oesterreichern vielfach geleistet hätten. Er versprach, die Summen sollten nach dem Frieden an die Republik zurückgestellt werden. „Es gibt für Sie keinen Mittelweg mehr," sagte Bonaparte, indem er den Prokurator beim Arm nahm: „Wollen Sie Krieg mit uns, so ist entweder Venedig, oder meine Armee verloren. Bedenken Sie also, was Sie thun wollen, und sehen Sie den altersschwachen St. Markus-Löwen nicht gegen das Kriegsglück eines Heeres, das wohl noch in seiner Ergänzungsmannschaft, unter seinen Verwundeten Leute genug haben dürfte, um durch Ihre Lagunen zu dringen."

Von Paris sandte der venedische Botschafter eben so wenig Trost. Während dieser Unterhandlungen verbreitete sich der Geist des Aufruhrs immer weiter im venedischen Lande. Im

Digitized by Google

Städtchen Salo am Gardasee rief man die Freiheit aus, verhaftete den Proveditore und entwaffnete die Sklavonier. Wenige Tage nachher geschah das Gleiche in der Stadt Crema (28. März), wo man erst kurz vorher das Volk zu einer neuen Eidesleistung aufgefordert hatte. Solche Eidesleistungen in Zeiten der Noth, wenn bessere Hilfsmittel fehlen, sind todte Feierlichkeiten und stellen nur die Verzweiflung der Regierungen auffallender zur Schau. Auch pflegen gewöhnlich bald darauf immer die Ausbrüche des Verderbens zu folgen. Wissen Regierungen sich in Friedenstagen nicht Vertrauen und Liebe des Volks aufs innigste zu gewinnen, sind in Tagen der Entscheidung und Noth alle Eide vergebens, alle Waffen stumpf. Die verjagten Podesta's meldeten immerdar nach Venedig, das Volk wäre der Republik treu und ergeben; es wären nur einige Bergamasker und Franzosen, welche die Unruhen und Umwälzungen machten. Inzwischen beweiset Daru, daß das zerstreute französische Kriegsvolk sich überall ganz ruhig verhielt. Aber man war damals gewohnt, auch Inländer, die sich der Staatsumwälzung gewogen zeigten, Franzosen zu heißen. Es war aber lächerlich, daß die Podesta's behaupteten, eine Handvoll Bergamasker und Mißvergnügter habe aller Orten Insurrektionen gemacht, wo Podesta's, Satschiere, venedische Besatzungen standen; und noch thörichter war's, daß man sich in Venedig so gern täuschen ließ.

Wirklich waren nur die Bauern in den Alpenthälern von Bergamo, Brescia, und besonders im Val-Sabbia, der Regierung rechtschaffen ergeben; fielen, aufgeboten und angeführt vom Podesta Ottolini, über die Aufständischen von Salo her, berannten Brescia und griffen selbst zerstreutliegende französische Besatzungen an. Von der polnischen Legion fielen zweihundert Mann in ihre Gewalt. Das bewog den französischen General, der damals in der Lombardie befehligte, die Bergbauern zu entwaffnen. Es war Gefahr. Es ging nicht ohne Brand und Blutvergießen ab. Thätig, vielleicht nicht ohne Einverständniß mit Oesterreich, ward von Venedig aus der Aufstand des Landvolks gegen die Franzosen fort und fort begünstigt. Bonaparte stand mit seinem Heer in Tirol gefahrvoll. Er konnte, ohne Furcht für das Schicksal seiner Kriegsmacht, die Unruhen im Rücken derselben nicht länger gleichgültig ansehen.

Er schickte sogleich einen seiner Feldgehilfen mit zwei Briefen nach Venedig, den einen mit Weisungen an den französischen Gesandten daselbst, den andern an den Duca Luigi Manini, aber der Feldgehilfe mußte den Brief an diesen in voller Rathsversammlung ablesen. Er ward (den 15. April) in den Rath eingeführt und las folgendermaßen:

„Das ganze Festland der erlauchten Republik Venedig ist unter Waffen. Von allen Seiten schreien die Bauern, die Sie aufgewiegelt und bewaffnet haben: Tod den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten des Heeres von Italien sind schon das Opfer geworden. Vergebens sagen Sie sich selbst davon los; Sie haben diese Zusammenrottungen bewerkstelligt. Glauben Sie, daß ich nicht das erste Volk der Welt noch in Achtung erhalten kann, wenn ich mich im Herzen Deutschlands befände? Glauben Sie, daß die Legionen von Italien die Metzeleien dulden werden, die Sie anstiften? Das Blut meiner Waffenbrüder soll gerächt werden; es ist

Digitized by Google

kein franzöſiſcher Schlachthaufe, der für ſo einen edeln Auftrag ſeinen Muth nicht verdoppelt, ſeine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der Senat von Venedig hat unſerm großſinnigen Verfahren mit der ſchwärzeſten Tücke entſprochen. Ich ſchicke Ihnen mit dieſem Briefe meinen Feldgehilfen, der Ihnen Frieden oder Krieg zu erklären hat. Zerſtreuen Sie die Zuſammenrottungen nicht auf der Stelle, verhaften und liefern Sie mir nicht die Anſtifter der Aufrühre ſogleich aus, ſo iſt Krieg erklärt. Es iſt kein Feind auf Ihren Grenzen, der Türke ſteht nicht da, und doch haben Sie, wohlbedacht, Aufgebote gegen das franzöſiſche Heer gerichtet. Binnen vierundzwanzig Stunden ſind die Rotten zerſprengt. Wir leben nicht mehr in Karls VIII Tagen. Wenn Sie mich aber wider die wohlbekannten Geſinnungen der franzöſiſchen Regierung zum Krieg zwingen, ſo bilden Sie ſich nicht etwa ein, daß die franzöſiſchen Soldaten die Ländereien der ſchuldloſen und unglücklichen Bewohner des Feſtlandes verwüſten werden, wie jene von Ihnen bewaffneten Morddanden; nein, ich werde dieſelben vielmehr ſchützen, und ſie werden einſt vielleicht ſogar die Frevel ſelbſt ſegnen, durch welche das franzöſiſche Heer genöthigt war, ſie alle vom Joch ihrer tirranniſchen Herren zu befreien.“

Man kann ſich denken, mit welchen Empfindungen die Ableſung dieſes Briefs angehört ward. Der Senat, zu ſtolz bei ſeiner Schwäche und zu feig bei ſeinem Stolz, antwortete mit Verſicherungen ſeines feſten Entſchluſſes, Friede und Freundſchaft zwiſchen Frankreich und Venedig aufrecht zu halten; bedauerte die vorgefallenen Unordnungen von Seiten derer, die freiwillig die Waffen ergriffen hätten, um Abtrünnige und Empörer wieder zum alten Gehorſam zurückzuführen; verſprach über diejenigen, welche Morde an Franzoſen verübt hätten, Nachforſchungen zu halten, und ſandte zur Beförderung beſſern Einverſtändniſſes zwei neue Abgeordnete, den Zenſor Francesco Doria und den ehemaligen Kriegsminiſter Lenardo Giuſtiniani ins Hauptlager des franzöſiſchen Oberbefehlshabers.

12.

Ermordung der Franzoſen zu Verona; Mißhandlung derſelben zu Venedig und andrer Orten.

Mittlerweile dort und in Paris neu unterhandelt ward, um Zeit zu gewinnen (denn noch immer hoffte man auf Oeſterreichs wiederkehrendes Kriegsglück), geſchahen in verſchiedenen Gegenden des venediſchen Gebiets Vorfälle, welche, im vollen Widerſpruche mit den freundlichen und beruhigenden Aeuſſerungen des Senats, die Rache Frankreichs wider denſelben hervorrufen mußten.

Im Tirol ſtand der kaiſerliche Feldherr Laudon. Die Venetianer hatten mit ihm Einverſtändniß, und erwarteten ihn, um, verbunden mit ihm, im Rücken der Franzoſen plötzlich aufzuſtehen. Er mußte ſich gegen Verona bewegen, um einen feſten Punkt zu haben. Hier lagen in der Stadt, auſſer der Bürgerwacht, zweitauſend Mann Sklavonier, ein italieniſches

Regiment, mehrere tausend Bauern, und in der Nähe der Stadt befand sich eine Heerschaar von achttausend Mann, sowohl Soldaten, als bewaffnete Bauern. Die Franzosen hingegen hatten, die drei Vesten Verona's und die verschiedenen Stadtthore zu besetzen, nur dreizehnhundert Mann, die sie endlich, als sie Gefahr witterten, mit großer Mühe auf neunzehnhundert brachten. Ausserdem befanden sich in der Stadt von den Franzosen Beamte, die zur Kriegsverwaltung gehörten, Weiber und ungefähr vierhundert Kranke.

Der Proveditore und Podesta zu Verona wollten gewiß keinen voreiligen Volksaufstand. Aber bei der Wuth, die man dem Volke gegen die Franzosen gern ließ, und bei dem Gefühl der gegenwärtigen Ueberlegenheit und der Annäherung Laudons, waren die Unordnungen nicht mehr zu hindern. Es geschah Auflauf (den 17. April Nachmittags). Ein französischer Bataillons-Chef und drei andre Franzosen wurden dabei ermordet. Darauf donnerten drei Kanonenschüsse von den Vesten zur Warnung. Dann ward mit Kugeln herabgeschossen. Das Volk zog die Sturmglocke, fiel über alle Franzosen in der Stadt her; mordete Soldaten, Angestellte, Weiber ohne Unterschied, und drohte jedem den Tod, der verdächtig war, französisch gesinnt zu sein. Ueber hundert Franzosen und sechsundzwanzig Veronesen kamen um.

Mit vieler Mühe gelang es dem Proveditore und Podesta, die Sturmglocke schweigen zu machen, die weiße Fahne aufzustecken und Unterredner an die Befehlshaber in den Vesten abzuschicken, die Ursache der Feindseligkeiten zu erfahren. Der Kommandant Beaupoil kam zu den Abgeordneten herab. Der wüthende Pöbel aber ergriff ihn, riß ihn zu Boden, und er rettete sein Leben mit Noth. Die Metzeleien dauerten fort. Venedische Nobili an der Spitze, griffen die Sklavonier und Bauern die französischen Wachten an den Thoren an. Diese fochten verzweifelt. Es kamen viele Menschen um. Aber die Franzosen wurden übermannt. Noch einmal erschien Beaupoil mit zwei Feldgehilfen, begleitet von der Bürgerwacht, um sich zur Unterhandlung ins Regierungsgebäude zu begeben. Kaum erkannte ihn der Pöbel, so fiel man ihn von hinten an, riß ihn bei den Haaren nieder, mißhandelte ihn und seine Begleiter. Es kostete viel, ihm das Leben zu erhalten. Man kam endlich mit ihm überein, es solle Alles wieder in den vorigen Stand zurückgesetzt, die vorgefallene Unordnung, als zufällig, nicht für das gute Einverständniß beider Nationen störend sein; aus Verona sollten die bewaffneten Landleute fortgeschickt werden; aber dagegen müßten auch die von Peschiera anrückenden französischen Truppen nicht in die Stadt ziehen. Beaupoil bewilligte in der gefahrvollen Lage, worin er sich zwischen rasenden Volkshaufen befand, Alles, doch auf Genehmigung des den Oberbefehl führenden Generals Balland hin. Balland aber schickte statt dessen folgende Bedingungen: Binnen drei Stunden Entwaffnung aller Bauern und Bürger; Wiederherstellung sichern Verkehrs; schnelle Genugthuung für den Mord aller Franzosen; sechs Geiseln ihm nach seiner Auswahl zu geben.

Der Lärm dauerte fort; eben so das Feuer zwischen der Stadt und den Vesten. In der Nacht plünderte das Volk die französischen Magazine. Man verlangte, die Vesten müßten

Digitized by Google

gestürmt werden, um alle Franzosen auszurotten. Tags vorher schon waren Boten zum General Laudon geeilt, seinen Anzug, zum Beistand Verona's, zu beschleunigen.

Der Tag brach an. Man unterhandelte und kämpfte durch einander. Das Feuer zwischen der Stadt und den Schlössern dauerte fort. Die Franzosen machten einige fruchtlose Ausfälle. Der venedische Senat, von Allem belehrt, befahl dem General-Proveditore zu Vicenza, den Veronesen mit Mannschaft und Geschütz Hilfe zu bringen. Er brachte ungefähr zweitausend Mann.

Am 21. April schossen die Schlösser mit glühenden Kugeln auf die Stadt. Die Franzosen sahen die Menge der Belagerer stündlich sich mehren, und wußten, daß eine österreichische Heersäule im Anzuge sei. Sie litten Mangel an Brod. Ihre Lage war schrecklich. Indem entdeckten sie vom Schlosse St. Felice herab einige französische Schlachthaufen, die sich der Stadt näherten. Es war General Chabran mit 1200 Mann. Die Veronesen vertheidigten die Stadt gegen ihn. Gefechte und Unterhandlungen dauerten auch den folgenden Tag fort. Aber am 23. erfuhr man, der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sei abgeschlossen. General Viktor rücke mit sechstausend Franzosen an. Da allgemeine Bestürzung in Verona. Die venedischen Provedtoren machten sich in der folgenden Nacht davon. Die Veronesen bewilligten vierzigtausend Dukaten Brandschatzung, ihr Eigenthum und Leben gegen jede Rache zu schützen. Die Bauern wurden entwaffnet und heimgeschickt. Die venedischen Kriegsvölker wurden mit Waffen und Gepäck nach Vicenza entlassen.

Während jener Vorfälle, da man in Venedig noch auf den Ausgang des veronesischen Aufruhrs gespannt war, begegnete in Venedig selbst ein nicht minder trauriger Vorfall. Franzosen und Venediger erzählen die Veranlassung dazu verschieden, indem die Einen alle Schuld auf die Andern schieben.

Am 20. April des Abends sah der venedische Befehlshaber der am Eingange des Hafens gelegenen Veste Lido drei bewaffnete Schiffe gegen den Hafen kommen. Er schickte ihnen entgegen und ließ ihnen verbieten, sich zu nähern. Zwei derselben, die hintern (es waren österreichische Korsaren), kehrten um. Das vorderste, eine Brik mit acht Kanonen und vierunddreißig Franzosen, unter Befehl des Kapitän Laugier, von jenen verfolgt, setzte seinen Lauf fort, warf zwischen den venedischen Schiffen Anker und schoß (die Venetianer sagen, auf sie; die französische Mannschaft sagte, es begrüßte das Fort Lido). Jetzt ward von der Veste, wie von den benachbarten Schiffen Feuer gegeben. Venedische Matrosen und Soldaten sprangen auf die Brik über und nahmen und plünderten sie. Hauptmann Laugier und einige Mann wurden dabei getödtet. Der Senat bezeugte, durch einen Beschluß vom 22. April, den Hauptleuten und dem Kommandanten von Lido seine höchste Zufriedenheit wegen ihres Betragens und belohnte die Mannschaft der Schiffe, welche die Brik angegriffen hatten, mit einem Monatssold. Noch wußte man damals zu Venedig vom Ausgange der Dinge in Verona und vom Friedensschlusse von Leoben nichts. Zu gleicher Zeit hatte man auch, weil man auf

Digitized by Google

Laudons nahe Ankunft zählte, die verschiedenen, zerstreuten, kleinen Besatzungen der Franzosen zu Chiuda, Castiglione, Desenzano, Chiari und Valeggio überfallen, gefangen oder niedergemacht.

13.

Bonaparte und die venedischen Gesandten.

Inzwischen waren auch die Abgeordneten Doria und Giustiniani ins Hauptlager Bonaparte's nach Grätz gekommen, um seinen Zorn wegen der frühern Vorfälle zu beschwichtigen. Vom Blutbade zu Verona, von der Geschichte bei Lido u. s. w. war weder ihnen selbst, noch im Lager des Oberfeldherrn damals etwas bekannt. Er empfing sie sehr höflich und ließ sie zuerst alles sagen, was sie sagen zu müssen glaubten, um ihn von der Freundschaft und Zuneigung der venedischen Republik zu Frankreich zu überzeugen. Sie fügten hinzu, man wäre bereit, die Urheber der Meuchelmorde aufzusuchen und abzustrafen; alle Unterthanen zu entwaffnen, sobald man nur auch französischer Seits die abgefallenen Städte Bergamo und Brescia anhalten würde, zum Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit zurückzukehren; und Alles wolle man thun, um jeden möglichen Verdacht abzulehnen.

Nachdem Bonaparte Alles ruhig angehört hatte, war seine erste Frage: „Gut! sind die Gefangenen jetzt frei?"

Die Abgeordneten sagten: Die Franzosen, die Polen und einige Brescianer, ja!

„Nein, nein!" rief er; „Alle will ich, Alle, die wegen Meinungen eingekerkert sind, woher sie auch seien, selbst die Veronesen. Alle sind sie Freunde von Frankreich. Gibt man sie nicht Alle los, so sprenge ich selbst eure Bleigewölbe. Ich will keine Inquisition mehr. Das ist ein Geschöpf des barbarischen Zeitalters. Meinungen sollen frei gehen."

— Ja, aber soll eine kleine Zahl Menschen das Recht haben, einem ganzen treu bleiben wollenden Volke Gewalt zu thun?

„Ich sage es noch einmal, meine Meinung ist, Alle sollen losgelassen werden, die wegen Meinungen eingekerkert sitzen. Ich habe das Verzeichniß von ihnen."

— Aber dies Verzeichniß meldet wahrscheinlich nicht, ob sie wegen Meinungen oder Verbrechen sitzen. Die Brescianer zum Theil wurden mit den Waffen in der Faust durch die von ihnen angefallenen Bürger von Salo gefangen.

„Nun denn, und meine Leute, die man ermordet hat? Die ganze Armee schreit um Rache. Ich kann sie nicht verweigern, wenn Sie selbst die Mörder nicht strafen."

— Sie sollen gestraft werden, wenn man sie uns anzeigt, wenn man Beweise gibt . . .

„Ihre Regierung hat der Spione doch genug; so strafe sie die Verbrecher. Hat sie keine Mittel, den Pöbel in Ordnung zu halten, so ist sie erbärmlich und verdient nicht da zu sein. Der Pöbel haßt die Franzosen. Warum? Weil der Adel sie haßt, und dafür sollte die Regierung ihn züchtigen. Zu Udine, wo ein guter Gouverneur ist, sieht man solche Unordnungen nicht, wie anderswo."

Digitized by Google

— Es gibt aber keine Polizei, die Millionen Unterthanen im Zaume halten oder die Meinungen beherrschen könnte. Die Wuth der Bauern rührt von der Verwüstung ihrer Felder und Wohnungen her; wenn das Volk die Franzosen haßt, so muß man die Uebel anklagen, welche der Krieg bringt . . .

„Kurz, wenn nicht Alle, die Frankreich beleidigt haben, gestraft, nicht alle Gefangene losgelassen werden, wenn der englische Minister nicht fortgejagt, das Volk nicht entwaffnet wird, wenn sich Venedig nicht zwischen Frankreich und England entscheidet, so erkläre ich euch den Krieg Ich habe eben mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Ich hätte können bis Wien gehen; ich verzichtete darauf. Ich habe achtzigtausend Mann und zwanzig Kanonenbarken. Ich will keine Inquisition, keinen Senat mehr. Ich will ein Attila für Venedig werden. Als ich noch den Prinzen Karl mir gegenüber hatte, bot ich dem Herrn Pesaro den Bund mit Frankreich an, bot ihm unsre Vermittlung an, die empörten venedischen Städte wieder zur Ordnung zurückzubringen. Er schlugs ab, weil er einen Vorwand haben mußte, das Volk unter den Waffen zu halten, um mir den Rückzug abzuschneiden, wenn ich ihn nöthig gehabt haben würde. Jetzt, nun Sie das, was ich umsonst anbot, fordern, schlage ichs meinerseits ab. Ich will kein Bündniß mehr mit Ihnen, will nichts von Ihren Plänen; ich will nun das Gesetz selbst machen. Jetzt gehts nicht mehr, mich zu betrügen, um Zeit zu gewinnen, wie Sie es durch Ihre Sendung bezwecken möchten. Ich weiß es recht gut, daß Ihre Regierung, die keine Mannschaft hatte, um die kriegführenden Mächte von ihrem Gebiete abzuhalten, auch keine Mittel hat, um ihr eigenes Volk zu entwaffnen. Ich will die Mühe übernehmen, wider Willen Ihrer Herren werde ich das Volk entwaffnen. Die Adelichen in den Provinzen, die nur Ihre Knechte waren, sollen so gut, wie die andern, Theil an der Regierung haben. Aber diese Regierung ist schon altersschwach; sie stürzt von selbst zusammen."

Die venedischen Abgeordneten erwiederten die Drohungen mit Ruhe und Würde. Inzwischen setzte man die Unterhandlungen wegen Freilassung aller Gefangenen und wegen einer allgemeinen Entwaffnung fort mehrere Tage. Es flogen deswegen Eilboten nach Venedig.

Die Abgeordneten waren schon im Begriff abzureisen, als sie vom Senat Nachricht über den Vorfall bei Lido und Weisung erhielten, wie sie die Sache dem französischen Oberfeldherrn vorzustellen hätten. Sie waren darüber so erschrocken, daß sie es nicht wagten, mündliche Eröffnungen zu thun. Sie thaten es schriftlich und reiseten ab. Unterwegs brachte ihnen schon ein Bote aus Venedig Anzeige von Bonaparte's vollzogenen Drohungen; vom Einzug der Franzosen in Vicenza und Padua und dort vollbrachter Revolution. Jetzt beschlossen sie dennoch mit Bonaparte noch einmal persönlich zu reden. Sie erwarteten seine Ankunft in Palma nova und verlangten schriftlich bei ihm Gehör. Er schrieb zurück: „Meine Herren, ich kann Sie, mit französischem Blute bedeckt, nicht empfangen. Wann Sie mir den Admiral von Lido, den Kommandanten des Thurms und die Staatsinquisitoren, welche die Polizei von Venedig unter sich haben, werden ausgeliefert haben, will ich anhören, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu

Digitized by Google

ſagen haben. — Sie ſind erſucht, das feſte Land aufs ſchleunigſte zu verlaſſen. Indeſſen, meine Herren, wenn der Eilbote, den Sie erhalten haben, Bezug auf die Sache von Laugier hat, ſo können Sie ſich vor mir einſtellen.„

Sie benutzten freudig den letzten Wink. Sie begaben ſich zu ihm, ſagten ihm: es ſolle bei ihm ſtehen, die Art jeder Genugthuung, die er verlange, vorzuſchreiben; ſie ſolle gewährt ſein, wenn ſie ſich nur mit dem ſtaatsthümlichen Daſein Venedigs und ſeiner Staaten vertrüge. Das ſei der Wunſch der ganzen Nation. Sie hofften, er werde ſich gegen ſie ſo zeigen, wie gegen die Feinde, mit denen er Frieden gemacht. — Er hörte ruhig zu, beharrte aber auf das, was er ſchon im Briefe ausgeſprochen hatte. Die Abgeordneten verſuchten gar leiſe, ihm eine Genugthuung anderer Art in Vorſchlag zu bringen. Allein heftig erwiederte er: „Nein, nein, und wenn Sie mir dies ganze Land mit Gold überdeckten, alle Ihre Schätze, alles Gold von Peru können das vergoſſene franzöſiſche Blut nicht zahlen!“

Bonaparte, ſobald er aus dieſer Zuſammenkunft trat, machte die Kriegserklärung gegen Venedig öffentlich bekannt.

14.

Verwirrungen in Venedig.

So war der Tag des Untergangs für dieſen Staat herangekommen, der an die Möglichkeit ſeines Untergangs ſelbſt nicht glaubte, während er, ſchon längſt ſeiner edlern Lebenskräfte verluſtig, nur noch in todten Formen und Uebungen zuſammenhing und dem morſchen Gerippe nur durch äuſſere Pracht und Anſehnlichkeit den Schein von Lebenswürdigkeit gab. So pflegen Greiſe zuweilen ſich ſelbſt über die Nähe ihres Todes zu täuſchen, indem ſie ihren hinfälligen Leib jugendlich bekleiden.

Als die erſten Ahnungen der gänzlichen Auflöſung den Senat durchbebten, waren mehrere der Einſichtsvollern in demſelben, welche freiwillig bekannten, daß Venedig ſelbſt die Schuld davon trage; daß Frankreich volles Recht zum Kriege und zur Rache gegen einen Staat habe, deſſen Regierung mit kluger Feigheit immer gleißneriſche Worte der Unparteiſamkeit gegeben und ſich immer, ſobald es heimlich geſchehen konnte, davon entbunden hatte. Daß aber die Regierung ſo und nicht anders verfahren hatte, war die nothwendige Wirkung ihrer Natur.

Als Venedig, ſeit Einführung der Ariſtokratie, auf Benutzung aller im Volk lebenden höhern Geiſtesgaben für das gemeine Weſen Verzicht that und die großen Angelegenheiten des Staats zur ausſchließlichen und erblichen Sache einer kleinen Zahl von Adelsgeſchlechtern gemacht hatte, war es des mächtigſten Hebels beraubt, wodurch Staaten Macht und Wachsthum erlangen und behaupten, nämlich des allgemeinen Wetteifers der Talente, der Tugenden, der Einſichten und der Vaterlandsliebe. Der herrſchaftfähige Adel, gegenübergeſtellt einer zur reinen Dienſtbarkeit verurtheilten Nation, vergaß äuſſere Feinde und Erwerbungen, weil er den ſtillen Krieg mit dem ſelbſtgeſchaffenen Feinde im Innern zu führen hatte, um die

Digitized by Google

angemaßte Würde und Hoheit gegen ihn zu behaupten. Im Genuß der Gewalt und des ererbten Wohllebens erschlaffend, änderte er die Bestimmungen des Lagunenstaats; Venedig hörte auf, Seemacht zu sein, und mußte Landmacht werden. Landmacht sollte es werden, aber durch gemiethete Kriegsvolker und durch gemiethete Fremdlinge als Feldherren; denn der Adel traute weder dem eigenen Volke, noch seinen eigenen Gliedern. Bald durch die wachsende Macht der benachbarten Könige zurückgedrängt, welche ihren Unterthanen, fortschreitend mit den Jahrhunderten, freie Entwickelung jeder Kraft gestatteten, hörte Venedig auch auf, bedeutende Landmacht zu sein. So sank es, sich selbst im Innern nicht dem Geist der Zeitalter gemäß entfaltend, von der Mittelmäßigkeit zur Schwäche, und ward alt, weil es, mit feiger Aengstlichkeit an das Alte angeklammert, jeden Uebergang zum Bessern als gefährliche Neuerung haßte. Der Adel aber haßte die Neuerungen, weil sie nur seinem ererbten Vortheil allein gefährlich werden konnten. Der Wunsch, den Fortgang und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts festzuhalten, Alles in den gegenwärtigen Formen festzubannen, Herrschaft und Knechtschaft, Recht und Pflicht, Einsicht und Unwissenheit, das ist der Wunsch jeder reinen Aristokratie, sie bestehe in Republiken oder Monarchien.

Daher mußten die Grundsätze der nordamerikanischen, noch mehr der französischen Staatsumschaffung den Nobili's von Venedig ein Gräuel sein. Daher traten sie mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie, im Kampf der europäischen Fürsten gegen Frankreich, von Staatswegen Venedigs Unparteisamkeit aufstellten, während der Geist der Regierung entschiedene Partei genommen hatte. Sie predigten ihrem Volke Haß gegen Frankreich, und in diplomatischen Noten friedfertige Gesinnungen gegen dasselbe. Sie schmeichelten sich, mit den Verbündeten den Genuß der Siege dereinst theilen zu können, ohne Opfer dafür bringen zu müssen. Aber sie vergarnten sich im Netz ihrer eigenen Klugheit.

Einen Theil ihres Volks konnten sie begeistern oder mit blinder Wuth erfüllen wider die Ideen, in welchen und für welche die französische Nation kämpfte; nicht aber einen andern Theil, den erleuchtetern, welcher ihr Spiel durchsah, und sich selbst die Rechte wünschte, die man zu verwünschen ermahnte. Daher entgegengesetzte Wirkungen, als die französischen Heere, indem sie, durch Sieg begünstigt, dasselbe thaten, was vorher den österreichischen gestattet war, und den Boden des venedischen Gebiets betraten. Ein Theil des Volks sah die Erscheinung derselben mit eben so vielem Vergnügen, als der andere mit wüthendem Ingrimm. Daraus heillose Verwirrung, Aufstand, Selbsthilfe, Bürgerkrieg. Indem die Einen von der alten Ordnung und Staatsverfassung abfielen, die Andern aber Franzosen überfielen und mordeten, brachten beide dem Staate gleiches Unglück. Die Auflösung des Ganzen war da. Die Regierung war sowohl zu schwach, die Abtrünnigen zu versöhnen, als die Wuth der Andern zu bändigen, die sie selbst aufgereizt hatte. Sie, die noch nie, so lange Frankreichs Kriegsglück zweifelhaft war, offene Feindin gegen Frankreich gewesen, begann die Feindseligkeiten, als Frankreichs Heer im Herzen des überwundenen Deutschlands den Frieden gebot und schrieb.

Digitized by Google

Nun erst vernahm man in Venedig, doch nur als dunkles Gerücht, durch Muthmaßungen, daß selbst der Wiener Hof, von dem man alle Gunst, allen Schutz hoffte, in den Verhandlungen zu Leoben, für eigenen Vortheil, die venedische Republik aufgeopfert habe. In der That war zu Leoben vorläufig bedungen, Oesterreich solle zur Entschädigung seiner Verluste Istrien, Dalmatien und das venedische Festland empfangen; der Stadt in den Lagunen aber wolle man ein neues Gebiet aus drei Bezirken des Kirchenstaats, aus Bologna, Ferrara und Romagna, erst schaffen.

Unterdessen vollzogen Bonaparte's Unterfeldherren dessen Befehle und entwaffneten überall im venedischen Lande das Volk; eine französische Heerschaar, ohne andern als diesen Zweck, rückte bis zum Ufer der Lagunen vor. Nun tiefe Bestürzung in der Hauptstadt, wohin sich alles geregelte Kriegsvolk der Republik hatte zurückziehen müssen. Man zählte hier nun ungefähr 3500 italienische und 11,000 sklavonische Soldaten; dazu 37 Galeeren oder Feluken, 168 Kanonenbarken mit 750 Feuerschlünden und 8500 Mann. Alle Stückschanzen, welche die Zugänge bewachten, und man hatte noch neue aufgeführt, waren wohlbesetzt. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Venedig, konnte es seinen Untergang nicht hindern, ihn ruhmreich für Welt und Nachwelt machen konnte. Aber auch dazu gebrach die sittliche Kraft, die Tugend jener Zeit, als der Genuese Doria schon siegreich in den Lagunen selbst stand.

Die Abgeordneten waren von ihrer Sendung an Bonaparte zurückgekommen. Sogleich bildete sich (Abends den 30. April) aus den Ersten des Staats ein ausserordentlicher Zusammentritt beim Duca Manini, von dreißig Personen, um vorläufig zu berathen, wie dem großen Rathe die Lage der Republik darzustellen wäre. Der Duca fragte zuerst den Ritter Daniele Delfino an, einen der alten Savi des Rathes. Dieser erzählte, er habe während seiner Gesandtschaft zu Paris einen Banquier kennen gelernt, der beim französischen Oberfeldherrn großes Vertrauen genösse und sich jetzt auch in Italien befände. Er schlug vor, dessen Dazwischenkunft anzurufen, um den Feldherrn milder zu stimmen.

Niemand nahm über diesen Vorschlag das Wort. Der Prokurator Antonio Capello drehte das kindische Aushilfsmittel ins Lächerliche. Andere gaben ihre Meinung, wie und was man im großen Rath vortragen solle. Der Prokurator Francesco Pesaro aber erklärte: in diesem Augenblick sei nur eins zu thun, die innere Ruhe der Stadt zu handhaben und sich mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen. Diese Erklärung hörte Jeder mit Entsetzen. Antonio Capello bemerkte, der politische Horizont sei sehr dunkel; man wisse nicht, was zu Leoben eigentlich vorgegangen sei. Man vereinigte sich, den Redner, der die Sache im großen Rathe vortragen sollte, und zwei neue Abgeordnete an Bonaparte zu wählen, um mit ihm einen Vertrag abzuschliessen. Darüber rückte die Nacht an. Es kam ein Brief vom Befehlshaber der Flotille. Er meldete, die Franzosen hätten angefangen sich am Ufer der Lagunen zu verschanzen; er aber mache sich anheischig, Alles mit seinem Geschütz zu vernichten, sobald man Befehl geben wolle.

Digitized by Google

Das verbreitete gewaltige Beſtürzung in der Verſammlung, — (ich bediene mich der Worte des genau unterrichteten Daru). Man fühlte weder Kraft zur That, noch zum Entſchluß. Der Duca Manini, nicht minder beklemmt, als die Andern, irrte im Saal auf und ab, und ließ nur die Worte hören: „Wir ſind ſchon dieſe Nacht nicht mehr ſicher, ruhig in unſerm Bett zu ſchlafen.“

Antwort aber mußte der Admiral auf ſeinen Brief haben. Es gab großen Wortwechſel. Pietro Dona und Carlo Ruzzino wollten auf der Stelle wegen Uebergabe der Stadt unterhandeln. Andere ſchrien, man könne nicht wohl anders, als ſich vertheidigen. Darüber empfing der Admiral den Befehl endlich: er ſolle mit aller Macht die Franzoſen verhindern, ihre Werke fortzuſetzen, aber zugleich bevollmächtige man ihn, einen — Waffenſtillſtand zu unterhandeln.

Dies war nicht mehr nothwendig. Schon denſelben Abend hatte man zu Venedig ungefähr vierzig Kanonenſchüſſe gehört. Der franzöſiſche Vortrab, der zu Fuſine ankam, und einige dort wachthabende Schaluppen hatten Kugeln gewechſelt. Nun drang die Partei in der Verſammlung, welche die Vertheidigung verworfen hatte, durch. Man entwarf ſogleich für die Abgeordneten eine Weiſung. Während dies geſchah, ſagte der Prokurator Francesco Peſaro mit Thränen im Auge, zu einigen bei ihm Stehenden: „Ich ſehe es, um mein Vaterland iſts geſchehen. Ich kann ihm nicht helfen. Aber ein Ehrenmann findet überall ein Vaterland. Man muß in die Schweiz gehen!“

Bekanntlich hatte ſchon Bonaparte zu Grätz erklärt, die Verfaſſung Venedigs müſſe abgeändert, freier werden. Dies war ſchon im Senat zur Sprache gekommen. Eine Partei hatte dafür gehalten, man ſolle die vaterländiſche, uralte Verfaſſung wieder herſtellen, die vor Einführung der Ariſtokratie beſtanden habe. Als dieſe Meinung ins Mehr geſetzt ward, erhielt ſie nur fünf Stimmen. Eine andere war geweſen: man müſſe jede zugemuthete Neuerung verwerfen, und was daſtehe, zu vertheidigen und zu behaupten wiſſen. Das hatten beinahe fünfzig Senatoren unterſtützt. Die dritte Meinung war die ſchwankendſte und dunkelſte von allen, nämlich man wolle ſich ſtufenweiſe den demokratiſchen Formen, ſonder merkliche Erſchütterung, annähern, ohne jedoch, ſoviel als möglich, die Verfaſſung von Venedig ſelbſt zu ändern. Dafür hatten ſich hundert und achtzig Senatoren erhoben, weil dies Hinhalten und politiſche Nichtsſagen den Meiſten zuſagte oder das feinſte aller Mittel ſchien.

Am 1. Mai ward der große Rath verſammelt, der Palaſt mit Kanonen und Kriegsvolk umringt. Streifwachen durchzogen die Straßen der Hauptſtadt. Tiefe Beſtürzung ringsum. Sechshundert und neunzehn Patrizier, alſo ungefähr die Hälfte des geſammten Adels, traten in den Saal des großen Raths.

Der Duca, bleich, entſtellt, entwarf mit einer oft von Thränen unterbrochenen Stimme das Gemälde vom Zuſtande der Republik und fügte hinzu: es ſcheine nothwendig, zwei Abgeordnete an Bonaparte mit ausgedehnteſter Vollmacht zu ſenden, um wegen einiger Milderungen

Digitized by Google

in der Verfassung mit ihm sich zu verständigen. — Es folgte den fernern Entwickelungen dieses Vorschlags dumpfes Schweigen. Man schritt zum Abstimmen. Fünfhundert und achtundneunzig Glieder genehmigten den Vorschlag.

Bonaparte war nicht mehr entfernt. Mit seiner Kriegserklärung fast zu gleicher Zeit war er in Treviso angekommen. Da befand sich, als Proveditore, Angelo Giustiniani, welcher, unkundig dessen, was in den letzten Tagen vorgefallen war, dem Oberfeldherrn seine Aufwartung machte und die gewohnten Redensarten von treuer Freundschaft und Achtung seiner hohen Regierung gegen die französische Republik anbrachte. Bonaparte unterbrach ihn finster: „Die beiden Republiken sind im Krieg; der venedischen aber spiele ich in achtundvierzig Stunden Garaus. Sie aber, Herr, machen sich binnen zwei Stunden fort von hier, oder ich lasse Sie fusiliren.“ Angelo Giustiniani hatte Festigkeit genug zu erwiedern: er könne seine Stelle nicht anders, als auf Geheiß seiner Regierung verlassen; — worauf ihm der Feldherr mit einer gleichgültigen Miene erwiederte: „Gut denn, so werden Sie fusilirt.“ Der Proveditore hatte aber nicht Festigkeit genug, zu seinem großen Wort groß zu stehen. Er machte sich alsbald auf den Weg nach Venedig.

Die Abgeordneten des großen Raths trafen Bonaparten schon am Ufer der Lagunen, zu Marghera. Er empfing sie höflich. Die Nachricht von der Einmüthigkeit des großen Raths, in Abänderungen der Verfassung zu willigen, machte ihn stutzen. Vielleicht hatte er mehr Starkmuth von den Enkeln der Dandolo's, der Zeno's und anderer Erlauchten erwartet. Aber alle Kunst der Abgesandten blieb eitel. Er erklärte, daß er in keine weitere Unterhandlung eintreten werde, so lange nicht Laugiers Tod und das Blut so vieler ermordeten Franzosen gerächt sei, wofür er den Kopf des Befehlshabers von Lido und der drei Staatsinquisitoren begehre. Mit Mühe nur war ein sechstägiger Waffenstillstand zu gewinnen. Das den Abgeordneten deswegen mitgegebene Schreiben besagte: „der Oberfeldherr trete in nichts ein, bis der große Rath die Staatsinquisitoren und den Admiral hätte verhaften und auf eine exemplarische Weise strafen lassen.“ Man wünschte sich Glück, daß im Schreiben nur von Bestrafung der Personen Rede sei und nicht ihr Tod wörtlich ausgedrückt wäre.

In Venedig herrschten Furcht und Bestürzung. Bald schien der äussere Feind kaum noch so gefährlich, als der innere. Es gingen Gerüchte, daß bei sechszehntausend Bürger über die Patrizier herfallen und sie niedermachen würden, wenn sie die Verfassung nicht änderten. Man empfing Berichte, durch welche die Treue der sklavonischen Soldaten anfing verdächtig zu werden. Man schlug vor, sie wegzuschicken.

Es versammelte sich der große Rath am 4. Mai des Morgens. Schrecken war in Aller Zügen. Der Duca trug mit zitternder Stimme vor, man solle die Staatsinquisitoren und den Befehlshaber von Lido gefänglich einziehen, um ihnen den Prozeß zu machen; man solle zugleich Bevollmächtigte an den Oberfeldherrn senden, um noch einmal Versöhnung zwischen Frankreich und Venedig, selbst mit Aufopferung der Unverletzbarkeit der Verfassung, zu versuchen, jedoch

Digitized by Google

Alles unter Vorbehalt der endlichen Genehmigung durch den großen Rath. Siebenhundert und vier Stimmen nahmen den Antrag an gegen zehn, die dagegen waren. Die neuernannten Abgeordneten reiseten sogleich ab und suchten den französischen Oberfeldherrn erst in Mantua, dann in Mailand auf, wohin er sich begeben hatte.

15.

Gänzliche Auflösung der Republik.

Die Eil, in welcher über Ruhm und Schmach, Sein und Nichtsein der Republik entschieden, man kann nicht sagen, berathen wurde; die ganze Verkettung von Mißgriffen und Staatsfehlern jeder Art, bewiesen bisher genugsam, wie wenig diese Senatoren, diese Räthe, diese Patrizier fähig und würdig waren, die Schicksale einer Nation zu leiten. In ihren beschränkten, kleinlichen Ansichten unvermögend, einen höhern Standpunkt zu fassen; eingerostet mit ihren Vorstellungen in das Gewohnte und Gemeine des Geschäftsganges; zu selbstsüchtig und feig, als daß sie die Ehre des Vaterlandes ihrem eigenen Leben hätten vorziehen, oder daß sie, wie einst Roms Senatoren die Galen, die eindringenden Franzosen mit unerschrockener Majestät hätten erwarten können, waren sie weder besonnen genug, freiwillig die Vorrechte ihres Standes aufzugeben und mit der venedischen Bürgerschaft, von der sie Aufruhre fürchteten, gemeine Sache zu machen, noch starkmüthig genug, unter den Trümmern ihrer Stadt zu sterben.

Selbst einem französischen Heere wäre die Eroberung Venedigs noch nicht leicht geworden. Dazu mußte erst eine Flotille für die Lagunen geschaffen werden; unter dem Feuer von tausend Kanonen der gefährliche Weg durch die unsichern Krümmungen der Kanäle gesucht werden; Insel um Insel, jede einer Festung gleich und von zwei- bis dreihundert Fahrzeugen mit achttausend Seeleuten und von vierzehntausend Streitern vertheidigt, mußte erstürmt werden. Das Alles ward vergessen. So groß war die Muthlosigkeit, daß man den Tag nach der Abreise der Abgeordneten, in einer Zusammenkunft beim Duca, sogar schon vorschlug, die Hauptstadt zu übergeben, und nur Sicherheit des Lebens und der heiligen Oerter zu begehren. Als einige der Anwesenden sich sträubten, Venedig auf Gnade und Ungnade den Franzosen auszuliefern, wurden sie nur wie junge Wagehälse und Brauseköpfe behandelt, welche alles Volk der Gefahr preisgeben wollten, über die Klinge springen zu müssen. Wirklich gab man, ohne nur die Rückkehr der an Bonaparte Gesandten zu erwarten, dem venedischen Befehlshaber der Lagunen Vollmacht, mit den Franzosen, sobald sie sich zeigen würden, die Uebergabe der Stadt abzuschliessen; bestimmte ihm die Bedingungen und behielt sich nur die Genehmigung des großen Raths vor.

Unterdessen verzögerte sich die Rückkehr der Abgeordneten, weil sie nach Mailand waren. Man erhielt deswegen von den am Ufer der Lagunen zurückgebliebenen feindlichen Feldherren Verlängerung des Waffenstillstandes. Diese Frist, statt klug benutzt zu werden, verlängerte nur Verwirrung und Angst. Schon dreimal hatte man in Berathung gesetzt, ob man nicht die eilftausend

Digitized by Google

Sklavonier, die in der Stadt lagen und einen meuterischen Sinn zu zeigen anfingen, fortschicken wolle, weil man sich doch nicht zu vertheidigen im Stande sei. Man beschloß es endlich am 8. Mai. Einige Glieder des Raths wollten sich dieser Maasregel widersetzen, als es plötzlich hieß, die Revolution von Venedig werde sich am folgenden Tage machen und die Sklavonier selbst würden den Freiheitsbaum aufpflanzen. Nun stieg die Furcht aufs höchste. Der Duca hatte schon in der Sitzung den Antrag gemacht, er wolle die Zeichen seiner Würde ablegen.

Wenn sich eine Regierung in Tagen der Gefahr unter ihrem eigenen Volke nicht sicher und wohl fühlt, erkennt sie damit an, daß sich das Volk vorher unter ihr nicht sicher und wohl befand; daß Regierung und Volk, statt eines Geistes zu sein, in doppeltem Geist lebten. Der venedische Senat, wie gern er sonst, sich und Andere täuschend, die Ergebenheit und allesopfernde Treue der Unterthanen zu loben pflegte, vertraute jetzt darauf so wenig, daß ihn schon der bloße Schatten einer Gefahr von Seiten der unzufriedenen Bürger zum Aeussersten brachte, wie aus folgendem Zuge erhellet.

Am 9. April, als der Ausschuß des Raths beim Duca versammelt war, hieß es, zwei Männer seien draussen, welche eine wichtige Schrift zu überreichen hätten. Man schickte zwei Glieder der Versammlung zu ihnen. Sie kamen bald mit einem Papier in der Hand zurück, dessen Inhalt ohne Unterschrift, aber unter den Augen des französischen Gesandtschaftschreibers abgefaßt sein sollte. Es hieß darin: um größern Gefahren vorzubeugen, müsse man den Absichten des französischen Oberbefehlshabers entgegengehen, und sich ihn gewogener machen. Als Maasregeln dazu wurden vorgeschlagen: Verhaftung des königl. französischen Geschäftsträgers d'Entragues; Versiegelung und Auslieferung seiner Papiere; Freilassung aller wegen Meinungen Verhafteten mit einer Geldentschädigung; Aufschliessung der Bleigefängnisse u. s. w., daß das Volk sie sehen könne; Zusage für alle andere Gefangene, daß ihre Rechtshändel einer abermaligen Revision unterworfen werden sollen; Abschaffung der Todesstrafe; Bezahlung und Wegschickung der Sklavonier; Uebergabe der Stadtbewachung an die Bürgerschaft unter der Leitung eines einstweiligen Ausschusses, zusammengesetzt aus dem Generallieutenant Salimberi, Morosini, Antonio Baratti und Piedro Spada. — Ferner: Errichtung des Freiheitsbaums auf dem St. Markusplatz und einer provisorischen Munizipalität von vierundzwanzig Gliedern, nebst Einladung an die Provinzen des Festlandes, Istriens, Dalmatiens und der Levante, sich mit der Mutterstadt zu vereinigen; Proklamation, daß eine demokratische Regierung und Wahl von Stellvertretern statt finden werde; Verbrennung der Zeichen von der alten Regierung unterm Freiheitsbaum; Amnestie über alle ehemaligen staatsthümlichen Vergehen; Preßfreiheit, mit Verbot gegen die geschehenen Handlungen der Personen oder der Regierung zu reden; feierlicher Zug der Munizipalität am folgenden Tage in die St. Markuskirche, Ausstellung der heil. Jungfrau, Tedeum überall; Einladung, daß viertausend Mann Franzosen in die Stadt als Garnison kommen; doch Palast, Münze und andere öffentliche Gebäude zu bewachen, bleiben der Bürgerwacht; Abgebung der venedischen Flotte unter den Befehl der französischen Feldherren;

Digitized by Google

Präſidenten der proviſoriſchen Munizipalität: der Alt-Duca Manini und Andrea Spada; Abgeordnete an Bonaparte: Franc. Battaja und Thom. Pietro Zorzi; Zurückberufung und Wiedererſetzung der Geſandten an fremden Höfen; nach Paris zu ſenden Thoma Caligini, und als ſeinen Sekretär Gordina; Zuſicherung einer lebenslänglichen Rente für die armen Ex-Nobili; Zuſammenſetzung der Munizipalität aus wahren Patrioten, und Nichthinzulaſſung von mehr als einem Drittel Ex-Nobili u. ſ. w.

Dieſer ſeltſamen Schrift, mit ihren bunten Vorſchlägen, die, eben ſo oberflächlich, als wieder ins Einzelnſte gehend, den Gang der Geſchäfte vorzeichnen wollte, fehlten alle Kennzeichen der Bedeutſamkeit oder Amtlichkeit. Niemand wußte, wer ſie verfaßt hatte; und wäre ſie vom franzöſiſchen Geſandtſchafts-Sekretär gekommen, ſo kam ſie von einem ſubalternen Angeſtellten, der ſich ohne alle Vollmacht in Venedig befand. — Die Verſammlung der Rathsherren beim Duca hatte ſich noch nicht von ihrem Erſtaunen erholt, als Nicola Moroſini, dem aufgetragen war, für die öffentliche Ruhe in der Stadt zu ſorgen, Bericht ſandte, er ſehe Volksbewegungen vor. Wenn man nicht friſche Mannſchaft zu ſeiner Verfügung ſtelle, könne er für nichts gut ſtehen.

Dieſe Botſchaft ſteigerte das Schrecken und beſtimmte die Verſammlung, Alles, was jenes Papier verlangte, treulich zu befolgen. Zwei Glieder des Raths und die fünf Savi des Feſtlandes widerſetzten ſich vergebens, indem ſie erinnerten, die Schrift habe gar kein amtliches Zeichen; der Waffenſtillſtand ſei ja um acht Tage verlängert; man müſſe doch auch die Rückkehr der an Bonaparte Abgeordneten erwarten. Indeſſen verzögerte ſich nur die Vollziehung des Beſchluſſes um vier Tage. Unterdeſſen ließ man die Sklavonier ihre Waffen im Zeughauſe abgeben und einſchiffen und die Flotille ebenfalls entwaffnen.

Endlich am 12. Mai ward der große Rath verſammelt. Es erſchienen, ſagt man, fünfhundert und ſiebenunddreißig Glieder; alſo wäre der Rath nicht einmal geſetzlich vollſtändig geweſen. Der Duca, verworren und beklemmt, ſtellte die Lage des Staats mit pathetiſcher Beredſamkeit dar. Man las einen langen Bericht über die zu nehmenden Maasregeln. Ein Redner übernahm es, die Vorſchläge noch weiter auseinanderzuſetzen. Während ſeiner Rede hörte man ein paar Flintenſchüſſe vor dem Palaſt. Einige ſagten, ſie kämen von Leuten aus dem Volke, um den großen Rath zu ſchrecken; Andre, die Sklavonier brennten ihre Flinten ab, weil ſie ſie eben abgeben müßten. Aber die Verwirrung, welche durch jenen Knall nun im ganzen Saale entſtand, war unbeſchreiblich. Jeder glaubte, es ſei nun daran, daß man alle Nobili niedermachen werde. Die Glieder des großen Raths ſprangen von ihren Sitzen auf und ſchrien: „abgeſtimmt! abgeſtimmt!“ Fünfhundert und zwölf Stimmen waren für den Beſchluß, der das Leben der venediſchen Republik endete, zwölf dagegen und fünf null.

Der große Rath eilte haſtig von einander. Die Erſchrockenſten flüchteten ſogleich ihren Wohnungen zu; einige Perſonen blieben beim Duca, und die alte Regierung war aufgelöſet, ohne daß man etwas Anders an deren Stätte hatte. Das Volk vor dem Palaſt ſchrie durch-

Digitized by Google

einander: „Es lebe die Freiheit! Es lebe St. Markus!“ Nun Ungebundenheit überall. Der Pöbel fing an hin und wieder zu plündern, besonders in den Häusern derer, die im Verdacht waren, an der Revolution Theil gehabt zu haben. Der Unfug dauerte bis in die Nacht. Erst gegen zwei Uhr Morgens brachte man einige Mannschaft unter Gewehr zusammen. Zweihundert Soldaten, auf die Rialto-Brücke gestellt, gaben gegen einen auf sie anrückenden Volkshaufen Feuer. Einige Kanonenschüsse zersprengten den Haufen. Ungefähr zwanzig Menschen blieben todt. Folgenden Tags verkündete ein Anschlagzettel Todesstrafe gegen jeden Frevler an der nun vollendeten Revolution.

Es ward eine Munizipalität von sechszig Personen gewählt, worunter nur zehn Patrizier waren. Am 16. Mai holte, mit vieler Festlichkeit, eine Flotille ungefähr dreitausend Mann Franzosen vom festen Lande. Sie wurden auf den St. Markusplatz ausgeschifft und von einem Theile des Volks mit lärmender Freude empfangen, während das düstere Schweigen vieler Andern noch beredter war, als das Jauchzen.

In den ersten Tagen nach Auflösung der alterthümlichen Aristokratie wurden die Gefängnisse der Inquisition zerstört, dreifarbige Kokarden vertheilt, das goldene Buch unter Feierlichkeiten am Freiheitsbaume verbrannt und ähnliche Dinge im Geschmack jener Zeit gethan.

16.

Vernichtung des venedischen Staats.

An demselben Tage, da die vom festen Lande gerufene französische Besatzung in Venedig einzog, hatten die Abgeordneten der Republik mit dem Oberfeldherrn Bonaparte zu Mailand den Friedensvertrag abgeschlossen. Zwar dieser war demüthigend gewesen. Er stellte die Aufhebung der erblichen Rechte der Aristokratie fest, die Entrichtung von drei Millionen baaren Geldes Brandschatzung an Frankreich und eben soviel an Werth in Schiffsmunition, Uebergabe von drei ganz ausgerüsteten Kriegsschiffen und zwei Fregatten, desgleichen von zwanzig Gemälden und fünfhundert alten Handschriften. Es war auch festgesetzt, daß eine französische Besatzung so lange es die neue Regierung wünsche, in Venedig sein, den Staatsinquisitoren, dem Befehlshaber von Lido und Andern, die sich des Mordes der französischen Soldaten schuldig gemacht hätten, Verzeihung ertheilt, und wegen Gebietsaustauschungen zwischen beiden Republiken Frankreich und Venedig Uebereinkunft getroffen werden sollte. Aber doch war noch immer wenigstens das Dasein dieser Republik förmlich anerkannt.

Wie nun die Gesandten mit dem Vertrage nach Venedig kamen, fanden sie schon Alles verwandelt. Es war kein großer Rath mehr vorhanden, der über Annahme oder Verwerfung des Vertrags berathschlagen konnte. Die provisorische Munizipalität indeß genehmigte ihn, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie das Recht habe. Sie war ihrer Natur nach nur eine Ortsbehörde; doch maßte sie sich gern das Recht der alten Regierung an. Dafür aber erkannten

ſie die Städte des Feſtlandes nicht an und wieſen ihre Aufträge zurück. Man hatte drei Millionen baares Geld an Frankreich verſprochen, und die Franzoſen forderten nun ſtatt deſſen fünf Millionen. Man mußte zahlen und gezwungene Anleihen machen. Der Herzog von Modena hatte ſich mit ſeinem Schatze nach Venedig geflüchtet; nun umringte man ſein Haus und entführte ihm 190,000 Zechinen, um der Armee Genüge zu thun.

Alles dies brachte Geſetzloſigkeit, Verwirrung und Niedergeſchlagenheit hervor. Man ſah durch Machtſprüche Frankreichs altvenediſche Provinzen dem Gebiet des ciſalpiniſchen Freiſtaats einverleiben, ohne daß von Entſchädigungen für Venedig die Rede war. Man zitterte für die Zukunft, für Beibehaltung der Freiheit ſelbſt. Die Munizipalität beſchloß endlich ſogar Einverleibung Venedigs in die ciſalpiniſche Republik. Aber auch darüber behielt die franzöſiſche Regierung ein verdächtiges Schweigen bei.

Endlich ward der Friedensvertrag von Campo Formio kund und enthüllte Venedigs Schickſal. Das Gebiet dieſes Staats ward zwiſchen Frankreich, Oeſterreich und Ciſalpinien getheilt. Venedig, die Hauptſtadt ſelbſt, mit Iſtrien, Dalmatien und andern Landſtrichen, ward an Oeſterreich gegeben. Verzweiflung und Wuth herrſchten zu Venedig; aber es war ein ohnmächtiges Jammern. Die Franzoſen entführten die venediſche Flotte, die Vorräthe des Zeughauſes, die ehernen Roſſe, welche einſt Dandolo als Siegesbeute aus der Eroberung Konſtantinopels in ſeine Vaterſtadt gebracht hatte.

Am 18. Jänner 1798 räumten die Franzoſen Venedig. An demſelben Tage rückten die Oeſterreicher ein. Der ehemalige Prokurator Francesco Peſaro, eben derjenige, welcher noch vor Kurzem geſagt hatte, er wolle die Freiheit in der Schweiz ſuchen, — er erſchien wieder in ſeinem Vaterlande als — öſterreichiſcher Regierungs-Kommiſſär. Er war es, in deſſen Hände die alten Magiſtrate Venedigs den Eid der Treue gegen den deutſchen Kaiſer ablegen mußten. Auch der letzte Duca Venedigs, Manini, mußte vor ihm erſcheinen. Als dieſer ſeinen in einen kaiſerlichen Kommiſſär verwandelten Mitbürger ſah, erblaßte er und ſank ohnmächtig zu Boden.

So verſchwand die alte Republik Venedig, nach einem Daſein von mehr denn tauſend Jahren, durch die Gleichgültigkeit des Volks gegen das Vaterland, durch die Schlechtigkeit der Vornehmen, durch die Untüchtigkeit der Regierung und durch die Verhöhnung alles Völkerrechts von Seiten eines ungroßmüthigen Siegers aus der Reihe der europäiſchen Staaten, Andern eine furchtbar belehrende Warnung!

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Entwickelung und gegenseitiges Verhältniß der miniſteriellen und der Oppoſitions-Partei. — Erinnerungen an den National-Convent. — Aufſchlüſſe über den achtzehnten Fructidor.

Die nachſtehenden Beiträge zu einer pragmatiſchen Geſchichte der franzöſiſchen Staatsumwälzung ſind einem merkwürdigen Buche entnommen, worin man ſie nicht leicht ſuchen würde. Die ſo eben erſchienenen Mémoires historiques sur la vie de Mr. Suard, sur ses écrits et sur le XVIII^me^ siècle, par *Dominique Joseph Garat* (2 Tomes. Paris, Belin. 1820. 8.) enthalten in der That ungleich wenigere Nachrichten vom Leben des Hrn. Suard, als eine Reihenfolge geiſtreicher und höchſt anziehender Schilderungen der Dinge und Menſchen, deren Vereinbarung das Ganze bildet, welches man, mit Hinſicht auf Frankreich zunächſt und die von dieſem Lande ausgegangenen Wirkungen, das achtzehnte Jahrhundert zu nennen gewohnt iſt. Dieſen Schilderungen dient das Leben des Hrn. Suard als eine Fahne, die dem Gemälde wohl anſteht und ihm auch zur Zierde gereicht, weil dieſer beſtändige Sekretär der franzöſiſchen Akademie nicht allein jenen ganzen denkwürdigen Zeitraum im Umgange und gutentheils in vertrauter Freundſchaft mit allen ſeinen Koryphäen durchlebt hat, ſondern weil auch je die ſchönſten Blüthen deſſelben ſich in ſeinem Geiſte, in reinerm Glanze, und von den Schlacken jeglichen Uebermaaſes gleichſam gereinigt, darſtellten. Dieſer Vorzug war das Ergebniß eines höchſt edeln ſittlichen Karakters und einer beſcheidenen Mäßigung, welche allezeit die Gefahren vermieden hat, wo die Gewalt der Umſtände ſie zur Schwäche machen und alsdann aus der glücklichen Stellung verdrängen konnte.

Dem Freunde und Biographen des Hrn. Suard iſt dieſer letztere Vortheil nicht zu Theil geworden. Wenn Hr. Garat an Scharfſinn, an Geſchmack und an umfaſſenden Kenntniſſen dem Hrn. Suard zur Seite ſtehen kann, wenn die aus dieſen Eigenſchaften hervorgehende Mäßigung in Denkart und Karakter ihm hinwieder auch eigen war, ſo iſt er hingegen nicht, wie dieſer, dem öffentlichen Leben des Staatsmannes fremd und auf dasjenige des Akademikers und Schriftſtellers beſchränkt geblieben. Die öffentliche Laufbahn des Hrn. Garat begreift die ſchwierigſten Epochen der Revolution, und ſeine Stellung in denſelben mußte ihn unvermeidlich großem und vielfältigem Tadel ausſetzen; einem Tadel nämlich, welcher ohne Ausnahme alle damals vorragenden und handelnden Perſonen, in mehr oder minderm Grade und in verſchiedentlichem Sinne, treffen muß, dem aber, wenn es um die perſönliche Würdigung der Einzelnen zu thun iſt, jene ſo oft und ſo leicht vergeſſenen Dienſte Wage halten ſollen, welche ſie mit vieler Anſtrengung, mit großer Aufopferung und unter Gefahren leiſteten, die denen unbekannt geblieben ſind, welche es gerathener fanden, ihre Kräfte gegen den Sturm der Wellen nicht zu verſuchen und dieſelben vielmehr einer ruhigern Zeit aufzubewahren.

Wenn viele Zeitgenoſſen dem einſeitigen Urtheile huldigen, ſo wird die gerechte Nachwelt den billigern Maasſtab anwenden, und dieſen darf Hr. Garat nicht ſcheuen. Ihm verdanken wir aber auch einen reichen Schatz von Materialien der Zeitgeſchichte, zumal derjenigen Begebenheiten, an welchen er ſelbſt Theil genommen hat (quorum pars fuit). Sie ſind meiſt in periodiſchen Schriften und Tagblättern niedergelegt, die für unſere Zeiten Archive bilden, welche, ihrer Oeffentlichkeit unerachtet, in der That doch, ihrer Maſſe und Beſchaffenheit wegen, leider nicht weniger ſchwer zugänglich und benutzbar ſind, als manche verſchloſſene Archive. Als Deputirter bei der konſtituirenden Nationalverſammlung hat Hr Garat im Journal de Paris die Verhandlungen derſelben und viele eigene Aufſätze geliefert. Im Jahr 1793, nachdem er Juſtizminiſter zu ſein aufgehört hatte, eröffnete er ein neues Tagblatt, die Feuille de salut public, welches aber bald des

Moderantismus beſchuldigt wurde und in andere Hände überging. Während des größten Terrorismus ward Hr. Marat Mitſtifter der École normale und ſeine Vorträge an derſelben ſind in den Denkwürdigkeiten dieſer Anſtalt (Leçons et débats de l'école normale) abgedruckt. Zur Zeit des Directoriums iſt er einer der vorzüglichſten Mitarbeiter des Tagblattes le Clef du cabinet geweſen. Eine größere Schrift über die erſten Zeiten der Revolution und die Darſtellung ſeiner Theilnahme an ihren Ereigniſſen geben die 1795 erſchienenen und auch ins Deutſche (einzeln ſowohl, als in den Beiträgen zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolution) überſetzten Mémoires sur la révolution, ou Exposé de ma conduite dans les affaires et fonctions publiques. Im Senat conservateur war Hr. Marat, als Ideologe, in des Kaiſers Ungnade gefallen und darum auch in den hundert Tagen nicht in die Pairskammer gewählt worden; das Departement der obern Pyrenäen, wo er Grundeigenthum beſitzt (er iſt zu Uſtaritz im Jahr 1760 geboren) ernannte ihn in die Repräſentantenkammer, und die Reaktion im J. 1815 hat durch ſeine Ausſchlieſſung vom Inſtitut, welchem er mehr Ehre brachte, als der gelehrte Verein ihm bringen konnte, unedle Rache geübt.

II.

Die miniſterielle und die Oppoſitions-Partei in Staaten, deren Grundgeſetze vom Stellvertretungsſyſtem ausgehen.

Vor allem, dünkt mich, muß bemerkt werden, daß die Namen miniſterielle Partei und Oppoſitions-Partei zu unbeſtimmt ſind, um richtige Begriffe zu geben und Irrthümer abzuwenden.

Zuverläſſig wird man überall in verfaſſungsmäßigen Staaten die Miniſter, mögen ſie ſein, wer ſie wollen, ungefähr ein gleiches Verfahren und Syſtem befolgen, den gleichen Gang nehmen ſehen: hinwieder wird man bei den Häuptern der Oppoſition überall ungefähr gleiche Maximen, gleiche Anſichten und auch einigermaßen die gleiche Sprache finden; wenn beide ihre Stellen austauſchen, was öfters geſchieht, ſo werden die Miniſter den Geiſt der Oppoſition, und die Häupter der Oppoſition den Geiſt des Miniſteriums annehmen; es ſind nicht die Menſchen, welche ſich alsdann verändert haben; denn ſo beweglich ſind dieſe nicht, ſo beweglich ſie übrigens auch ſein mögen: ihre Stellung einzig nur hat ſich verändert.

Die Naturforſcher haben recht gut eingeſehen, daß die ſo mannigfachen, aber eben ſo ſtandhaften als unwandelbaren Geſetzen unterworfenen Bewegungen des Weltalls von einer erſten unveränderlichen Urſache ausgehen müſſen. Wer den ſich jederzeit ungefähr gleichbleibenden Geiſt im Miniſterium und in der Oppoſition beobachtet, der muß hinwieder auch die Ueberzeugung ſchöpfen, daß, was in beiden ſtandhaft und unwandelbar erſcheint, den Stellen und nicht den Menſchen angehört; ganz zuverläſſig verhält es ſich alſo.

Der erſte dieſer beiden Geiſter iſt nicht der des Miniſteriums, ſondern derjenige der Gewalt; der zweite hinwieder iſt nicht der Geiſt der Oppoſition, ſondern derjenige der Freiheit.

Die Freiheit und die Gewalt, dieſe ſind die zwei ſtets mehr oder minder in Oppoſition oder einander gegenüberſtehenden Mächte. Ihr Widerſpruch geht keineswegs aus ihrer Natur hervor, und ſie können auch nicht eine ohne die andere beſtehen; ihre Bedürfniſſe hingegen ſind öfters ſehr verſchieden; jede fühlt die ihrigen lebhafter, und aus dieſer einzigen

Digitized by Google

Verschiedenheit ergeben sich, auch ohne feindselige Plane und Absichten, Streithändel, die beständig andauern, und Kriege, welche sich öfters erneuern.

Eine bloße Modifikation der nämlichen Ursache trägt wesentlich zur Erweiterung des Feldes und der Anzahl ihrer Streitigkeiten bei.

Das Dasein der menschlichen Gesellschaften ist, wie dasjenige der einzelnen Menschen, mit den drei Abtheilungen jenes metaphysischen Wesens, welches die Zeit heißt, verknüpft, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Die Gegenwart hat ihre eigenthümlichen Bedürfnisse, und diese sind es, für welche die Gewalt vorzugsweise zu sorgen hat; die Zukunft, obgleich sie noch nicht vorhanden ist, hat die übrigen, über welche die Freiheit wacht, von der sie vorausgefühlt werden; die Vergangenheit, welche nicht mehr vorhanden ist, und darum auch keine Bedürfnisse mehr hat, übt allezeit eine große, und nur allzuoft die größte Herrschaft.

Dies sind die Quellen, von denen jene zwei so hartnäckig gegen einander stehenden Geister der ministeriellen und der Oppositions-Partei ausgehen; sie mögen passender der Geist der Gegenwart und der Gewalt, der Geist der Freiheit und der Zukunft heißen.

Um ihre Karakterzüge richtiger aufzufassen und genauere Beschreibungen von ihnen zu erhalten, als die sie selbst von einander wechselsweise liefern, gibt es ein einziges Mittel: man muß sie in ihrem Entstehen beobachten.

Die Vergangenheit ist es, von der wir Alles erhalten; sie scheint Alles gefühlt, gesehen, überdacht, für alle Zeiten eingerichtet zu haben; und sie hat in der That nicht bloß Alles angefangen und befördert, in den nützlichen und in den schönen Künsten, in den Wissenschaften, in der Sittenlehre, in den Gesetzen; sie hat für alle Fächer Beispiele, Muster und Vorschriften geliefert; Vorschriften, die befolgt werden müssen, Beispiele, welche nachzuahmen rathsam ist, Vorbilder, die allezeit Vorwürfe des Studiums sein werden, auch alsdann noch, wenn sie Vorbilder zu sein aufgehört haben. Aber stolz auf ihre Schöpfungen, in denen mehr Schönheit als Verstand angetroffen wird, und die auch nicht alle gleich schön sind, hat sie, mit der Anmaßung, das menschliche Geschlecht zu erleuchten, nicht zufrieden, dasselbe auch auf dem Punkte, wohin es von ihr geführt ward, still zu stellen verlangt. Allen ihren Gesetzen ist das Verlangen der Unabänderlichkeit aufgedrückt; ihre Lehrsätze machen auf Unfehlbarkeit Anspruch; und ihre Ansprüche sowohl, als was sie wünscht, spricht sie als Befehle aus. Wenn sie Aenderungen gestattet, so geschieht es unter Umständen, die sie vorausgesehen hat, und unter Bedingnissen, die von ihr vorgeschrieben wurden; sie hat als Alleingebieterin zu den andern Abtheilungen der Zeit, von der sie doch selbst nur einen Theil bildet, gesprochen. Sie ist insonderheit eine große Stifterin von Staatsverfassungen in sehr verschiedener Gestaltung gewesen. Tempel, Altäre und Priester; Paläste, Thronen und Könige; alles, was angebetet und angerufen wird, was man verehrt und was man fürchtet, das ist Schöpfung der Vergangenheit; ihre Abstam-

Digitized by Google

mung von Jahrhunderten ſcheint eine Abſtammung vom Himmel zu ſein. Gleichartig mit all' dieſen Abſtammungen iſt die Abſtammung der Gewalten und die der miniſteriellen Parteien.

In den nämlichen Zeiten, wo eine umfaſſende Gelehrſamkeit eifrig bemüht iſt, dieſe bewährten Ueberlieferungen zu ſammeln, zu erklären und feſter zu gründen, ſind andere, durch Nachdenken mehr als durch Gelehrſamkeit erleuchtete Geiſter — ſolche, die, was zweifelhaft iſt und alſo Irrthum ſein kann, nicht ertragen mögen — beſchäftigt, das glänzende Erbgut der Vergangenheit ſorgfältig zu prüfen; ſie ſtellen darüber genaue Rechnung und wollen es nur mit Vorbehalt der Unterſuchung für das Menſchengeſchlecht annehmen; nun ſelbſt hinwieder auch ſtolz darauf, ſich mit ſoviel Geiſtesgröße gemeſſen zu haben und nicht hinter derſelben zurückgeblieben zu ſein, verweigern ſie weiterhin, unſere Pflichten, Rechte und Geſetze aus den nur allzuoft täuſchenden Quellen der Geſchichte herzuleiten, und ſie weiſen hingegen auf die Quellen der Natur hin, welche diejenigen nie trügt, die ſie befragen und verſtehen können; daß in mancherlei Fächern die Vergangenheit die Sachen in ziemlich gutem Zuſtande überliefert hat, genügt ihnen nicht mehr; auch der langſame Fortſchritt vom Schlimmen zum Guten und vom Guten zum Beſſern mag ſie nicht befriedigen; ihre Gedanken haben Flügel; ſie möchten gern auch den Geſetzen ihre Flügel leihen. So erzeugt ſich, was in der konſtitutionellen Sprache die Oppoſition heißt.

Nachdem die wahren Quellen der Oppoſition und des Miniſteriums in jedem verfaſſungsmäßig regierten Staatskörper alſo erkannt und bezeichnet ſind, müſſen damit hinwieder auch ihre Karaktere, ihre Pflichten, ihre Reden, ihre Verhandlungen zum Voraus und gar viel zuverläſſiger bezeichnet ſein, als die Sprache und das Betragen jener Theaterfiguren ſind, welche ein genialiſcher Menſch der Natur und Geſchichte gemäß handeln und ſprechen läßt.

Sobald eine erſte Magiſtratsperſon oder ein König erwählt iſt, ſo wird derſelbe, da er Alles ſelbſt zu thun, weder den Willen, noch die Kraft, weder die Fähigkeit, noch die Pflicht hat, hinwieder ſeine Miniſter wählen; ſie gehören ihm an, weil er ſie ernennt, um für ihn und ſtatt ſeiner zu handeln. So lange er dieſelben nicht entfernt oder ſie ſich nicht zurückziehen, muß man in ihnen, nicht zwar den König, wohl aber die ganze ihm zuſtehende Gewalt erblicken; ſie ſind ihm durch die zwei heiligſten Pflichten, welche es auf Erden gibt, durch die Pflicht des Eides und durch die Pflicht der Dankbarkeit verbunden. Von ihnen etwas Anderes erwarten, hieße als Vollzieher der Geſetze ſolche Menſchen wollen, welche ſich die Verletzung des Heiligſten zum Verdienſte rechnen.

In den Miniſterien, welche gewiſſermaßen Fideikommiſſe der Gewalt und der Thronhandlungen heißen können, iſt es die Gegenwart, und in der Gegenwart ſind es zunächſt die königlichen Vorrechte, die den erſten Organen des Königs anvertraut ſind. In den Augen der Miniſter werden diejenigen Geſetzvorſchläge und Vollziehungs-Maaßnahmen jederzeit den Vorzug haben, durch welche jene Vorrechte am meiſten gewinnen oder am wenigſten verlieren.

Dieſe Hingebung grenzt an mehr als ein Uebermaas; ſie grenzt auch wohl an mehr als ein

Digitized by Google

Verbrechen; aber ihre Quelle oder ihr Grundsatz ist rein, und alles, was sich heimlich davon entfernt, ist schändlich, auch alsdann noch, wenn es auf Freiheit und Wohlfahrt des Menschengeschlechts berechnet wäre, und wenn ihm allgemeiner Dank und Beifall zu Theil würden. Dies ist das Verhältniß aller Ministerien; so sind alle Minister beschaffen.

Würde man ihre Lage besser erkannt haben, so hätte man, in jedem Fall, ihre Reden und ihre Handlungen kaltblütiger und billiger beurtheilt, und ehe man sie strafbar erklärte, den Ausspruch der Gerichte abgewartet.

Es sind jedoch weniger ihre Handlungen, als vielmehr gewisse, in ihren Umgebungen übliche und geläufige Maximen, welche die Namen Minister und Ministerien unter den freien oder nach Freiheit strebenden Völkern verdächtig gemacht haben.

So lange der Despotismus sich auf Raserein und tolle Streiche beschränkte, blieb, wofern man ihn nicht fesseln oder zerbrechen konnte, das Schweigen allein übrig. Als er Grundsätze (Dogmen) verlangte, fanden sich bald auch Gelehrte, welche solche abfaßten, Tempel und Priester zum Predigen derselben, und Große, die ihnen Verehrung bezeugten; wie vor den Stufen des Altars, so bogen sich vor den Stufen des Throns jegliche Knie. Da geschah es dann aber auch, daß zum erstenmal die kraftvolle und starke Stimme jener Opposition gehört ward, deren Bestimmung ist, allen Gewalten der Throne und der Minister die Wage zu halten; ihre Stimme war die Stimme der Natur selbst. Man rief ihr entgegen: die Grundsätze der Natur seien von denjenigen der Staatsgesellschaften verschieden; obgleich nun aber alle Verfassungen, welchen Ursprung und welche Formen sie auch haben mögen, in der That nur gute oder schlechte Gesellschafts-Einrichtungen sind, so war den Philosophen jedoch nie zu Sinn gekommen, für Anwendung der politischen Theorien reinen Tisch zu machen, wie jene kühnen Metaphysiker für die Theorien des Erkenntnißvermögens gethan haben, wodurch sie den menschlichen Geist so rühmlich und glücklich, gleichsam in einem Siegeswagen, der nie umwirft, auf sicherer Bahn zur Entdeckung aller erreichbaren Wahrheiten hinführten.

In ihren Theorien des Denkens haben sie sehr richtig ausgesprochen, dieselben hätten nichts mit dem, was vor ihnen gewesen ist, und eben so wenig mit dem, was nach ihnen kommen würde, zu thun; in den Einrichtungen der Staatsgesellschaft hat aber auch Niemand besser als sie eingesehen, daß alle Zeitfolgen meist unter einander durch eine Folgenreihe von Rechten vereinbart sein können, welche die Gegenwart von der Vergangenheit erhalten hat und die sie der Zukunft hinwieder zu überliefern auf so lange verpflichtet ist, bis dieselben durch freiwilligen Vertrag zum gemeinsamen Vortheile Aller erlöschen.

Von dieser Klugheit und Umsicht auf dem höhern Standpunkte ihrer Ansichten geleitet, haben jene Männer von großem Geiste, die während der Staatsumwälzungen zu Rathgebern der Nationen berufen wurden, den neuaufgeführten Gesellschafts-Einrichtungen so mancherlei Bestandtheile, Ansprüche und Rechte einverleibt, welche Ergebnisse der Zeit vielmehr, als der Natur, gewesen sind, hinwieder aber auch durch Vernunft und Recht anerkannt werden, weil

Digitized by Google

die Zeit, die ihre Erzeugerin war, sie durch lange Ueberlieferungen mit den heiligsten und unverletzbarsten Rechten der Nation vermengt und vereinbart hat. Die Verfassung Großbritanniens ist voll davon; und es hat diese Behutsamkeit mehr Vortheile als Stürme gebracht. Es mag nunmehr eine nähere und anwendbare Vergleichung zwischen dem allgemeinen Geiste des Ministeriums und dem allgemeinen Geiste der Opposition ohne Schwierigkeit vorgenommen werden.

Eine erste, doch bloß geschichtliche Bemerkung ist diese, daß die Opposition den Grundgesetzen (Konstitutionen) lange voranging und daß diese auch vollends ihr Werk sind. Eine zweite macht aufmerksam, daß, wenn die Minister durch die Könige ernannt werden, die Könige hinwieder öfters durch die Opposition ernannt worden sind, und daß Könige, Minister und Opposition gleichmäßig den Grundgesetzen untergeordnet sind.

Mit Streithändeln aller Art unaufhörlich beschäftigt und verpflichtet, solche Schritt für Schritt zu verfolgen, täglich und stündlich Weisungen und Entscheidungen darüber zu ertheilen, muß ein Minister die beständige Ueberzeugung haben, daß gesetzliches Recht ihn allein nur leiten kann, daß Alles durch ältere Urkunden bestimmt ist, daß sein Hauptgeschäft darin besteht, die Gesellschafts-Verhältnisse so zu erhalten, wie sie ihm übergeben wurden, und daß er sehr strafbar werden kann, wenn er nicht sogar auch die seiner Obsorge anvertrauten Mißbräuche, welche seine Vernunft mißbilligt und die seinen Gefühlen wehe thun, aufs kräftigste unterstützt.

Für ein Mitglied der Opposition geht die höchste Pflicht aus seiner innern Ueberzeugung, für ein Mitglied des Ministeriums geht dieselbe aus seiner Stelle hervor; sollten Ueberzeugung und Gewissen beim letztern in zu großes Gedränge kommen, so darf er seine Stelle nicht annehmen oder nicht behalten.

Wie ausgedehnt immerhin die königlichen Vorrechte sein mögen und über wie große Summen auch die Staatsverwaltung verfügen kann: die ausübende Gewalt wird allezeit noch Widerstand von mehr als einer Art zu bekämpfen haben, und die Mittel zur Ausführung nützlicher oder rühmlicher Arbeiten werden ihr öfters noch fehlen. Auch rechtschaffene und talentvolle Minister können darum selten nur stark und reich genug und mit den unentbehrlichen Mitteln versehen sein, um den Gesetzen schnellen, allgemeinen und willigen Gehorsam zu verschaffen.

Die Minister mögen sich nur innerhalb der Schranken ihrer Befugnisse bewegen, und diese Schranken kommen großen Geistern oft zu enge vor; selbst solche, denen davor schaudert, sie umzustürzen, würden dieselben doch gern zurückschieben lassen. Die Geschichte bezeugt, daß mehr als ein Minister seine Pflichten verletzt hat, um seinen Tugenden ein weiteres Feld zu öffnen.

Endlich dann liegt auch die Macht des Thrones, obgleich verschieden von derjenigen der Minister, doch stets in ihrer Hand, und es ist natürlich, daß sie allezeit geneigt sind, den Glanz desselben, von dem der Schimmer auf ihre Personen zurückfällt, zu vermehren.

Digitized by Google

Die Bürger und die Glieder der Opposition fühlen sich hinwieder auch, wie die Minister, in dem durch die Gesetze um sie gezogenen Kreise allzubeengt.

Die Gewalt und die Freiheit haben beide gleichmäßig im Staatskörper ihre eigenthümlichen Schranken, und jede erträgt ihre eigenen mit Ungeduld, während die der andern ihr nie eng genug gezogen erscheinen; man möchte frei und mächtig sein ohne Gesetze, und um das Gefühl, daß jenes ohne diese nicht möglich sei, stets vorherrschend zu erhalten, sind Tugenden erforderlich, die bei Fürsten, Ministern und Bürgern nur allzuselten angetroffen werden.

Was der Gewalt ein höheres und heiligeres Ansehen verleiht, liegt darin, daß, wofern sie in ihrem Ursprunge und in ihrer Anwendung gesetzlich ist, sie die Rechte Aller schützt und den Wohlstand Aller erhält; was die Ansprüche der Freiheit, die mit denen der Menschheit zusammentreffen, noch heiliger macht, ist dieses, daß die Freiheit, wie der Mensch, Ergebniß der Natur ist, daß die Gewalt nur aus der Freiheit hervorgeht und aus denjenigen Theilen ihrer Unabhängigkeit, welche die Einzelnen dem Gemeinbesten zum Opfer brachten; und weil, wofern die vorbehaltenen Theile der Freiheit auch nur in einem Einzigen angegriffen werden, dieselben in Allen bedroht sind.

Dieser für jeden, der nicht blind ist, einleuchtende, und für alle, die nicht Tirannen oder Sklaven sind, ehrwürdige Grundsatz ist es dann, welcher die Opposition leicht verleiten mag, sich das Ansehen eines Uebergewichts zu geben, das ihr nicht zusteben kann; einen gewissen Uebermuth zu äussern, der für Könige und Minister beleidigend ist; Ephoren, Tribunen, Volksvertreter, alle haben sich dies zu Schuld kommen lassen, und sie haben dafür nur allzuoft mit dem Leben gebüßt; niemals aber konnte die Gewalt glauben, daß ihnen zu viel geschehen sei.

Die Macht der Gewalt, wofern sie nicht gerade mit den Reichen im Streit liegt, vereinbart sich natürlicher den Reichen, als den Armen; und aus dem gleichen Grunde wählt sich die Opposition ihre Vertheidiger lieber aus der verlassenen Partei der Armen; je heiliger aber das Verhältniß dieser letzteren ist, desto mehr sind ihre Vertheidiger den hartnäckigsten Beschuldigungen ausgesetzt.

Es mögen die Stellvertreter des Volks mit noch so angestrengten Kräften der Vernunft, der Sittlichkeit und der Beredsamkeit, die Heiligkeit des Eigenthums und die Vorrechte der Krone verfechten, um jene, wo möglich, noch heiliger und diese noch unverletzbarer zu machen; sie werden sich damit dem Verdachte nicht entziehen, Feinde des Thrones, wie des Eigenthums, zu sein, und nur des günstigen Augenblicks zu harren, wo eine neue Gütertheilung könne erzielt und wo die Monarchie zur Republik möge umgeschaffen werden.

Diesen Kämpfen der rivalisirenden politischen Gewalten, zu denen es an Veranlassung oder Vorwand nie gebricht, gesellen sich annoch persönlicher Ehrgeiz und Ruhmsucht hinzu, welche ihnen alsdann die Heftigkeit gelehrter Kämpfe und ihren Haß mittheilen.

Dem Ministerium stehen mehr als genug Mittel zu Gebote, um sich alle jene Unabhängigen dienstbar zu machen, welche ihre Unabhängigkeit nicht eingebüßt zu haben glauben, wenn sie

Digitized by Google

dieſelbe recht theuer verkauften. Die Oppoſition, wenn ſie beim Abſtimmen auch jederzeit unterliegt, mag deſto leichter den Sieg der Beredſamkeit erringen; denen, welche ſich gegen die Gewalt auflehnen, kommt der Ruhm von ſelbſt entgegen. Der Vertheidiger der Rechte des Volks wird dieſem jederzeit als der Erſte und Größte unter den Menſchen erſcheinen; er wird nicht ſelten auch von den aufgeklärteſten Richtern und von den Orakeln des Geſchmacks gleichmäßig beurtheilt werden; denn ſeine Sache iſt in der Darſtellung unvergleichlich viel ſchöner; ſie iſt oder ſie ſcheint wenigſtens die Sache der Unterdrückten gegen die Unterdrücker zu ſein. Aus der Tiefe des Menſchenherzens geht beſtändig eine gewiſſe klagende Stimme hervor, welche mitten durch die Schaaren der Unglücklichen auf Erden unabläſſig Gerechtigkeit fordert, entweder von den Mächtigen gegen die Miniſter, oder vom Himmel gegen die Mächtigen; dieſe Stimme iſt es, welche die Oppoſition von den Rednerbühnen der Nation herab wiederhallen läßt, und keine redneriſche Wirkung entſteht ihrem pathetiſchen Aufruf.

Wenn jedoch die Sache der Miniſter, welche ſtets wie auf dem Schemelchen im Gerichtshof der Nation ſitzen, Siege der Beredſamkeit zu erringen weniger geeignet iſt, und wenn ihre Talente durch ſie weniger begünſtigt werden, ſo erheiſcht dieſelbe hingegen gewiſſe Einſichten in einem höhern Grade, und es kann die Beredſamkeit mit ihren Alles hinreiſſenden Bewegungen hinwieder ſelbſt durch eine einzige lichtvolle Idee, durch eine einzige Thatſache ſtillgeſtellt werden; ſie war ſo eben noch erhaben, und läuft jetzt Gefahr, lächerlich zu werden. Die Stärke der miniſteriellen Redekunſt beruht nicht auf einem kühnen Anlaufe und auf einem kräftigen Schwunge; ſie liegt in der von Montaigne ſo bewunderten Kraft des kurzen und treffenden Ausſpruchs (arrêt court et net).

Deswegen aber und weil in einer Verwaltung Alles poſitiv iſt, darf man nicht glauben, daß die Anſichten eines Miniſters nothwendig auch jederzeit nur klein und beſchränkt ſein müſſen. In jeder Verfaſſung finden ſich mancherlei Triebfedern; um ſie in Bewegung zu ſehen, müſſen Auge und Hand dieſelben alle gleichzeitig berühren. Der Volksredner bedarf nur des Nachdenkens und der Rede; der Miniſter des Königs muß denken, reden und handeln; während das Genie des Erſtern aus zwei Talenten gebildet iſt, bedarf das Zweite deren drei, und es müſſen zuweilen für eine einzige Rechenſchaft der Verwaltung alle drei gemeinſam angewandt werden. Die Momente dieſer Rechenſchaften, wofern die Miniſter den Geſetzen treue Folge geleiſtet haben, ſind im Leben der Staatseinrichtung die Augenblicke ihrer ſchönſten Siege.

Es erhellet nun aus dem Vorſtehenden bereits ſchon, daß die erſten Quellen alle Zwiſte, die ſich zwiſchen der Oppoſition und dem Miniſterium ergeben, ſo wie der Urſachen, welche dieſelben allezeit erneuern, aus der Natur der Gewalt und aus derjenigen der Freiheit hervorgehen; die bedeutſamſten dieſer Urſachen ſind jedoch die, welche aus der Verſchiedenheit der Bedürfniſſe der Gegenwart und der Bedürfniſſe der Zukunft hervorgehen.

Die Gegenwart ſtellt ſich jederzeit als das dringendſte dar; und ſie iſt es, die zunächſt unter der Herrſchaft der Miniſter ſteht; denn, genau genommen, bezieht ſich die Verwaltung nur auf

Digitized by Google

die Gegenwart; aber diese Verwaltung geschieht unter der Aufsicht, Zensur und Kontrolle der Opposition; der eine Theil hält seine Hand über denjenigen Zeitabschnitt ausgebreitet, welcher unter den dreien der heiligste ist, weil in ihm sich alle Genüsse und alle Entbehrungen, alles Schlimme und alles Gute vereint findet; das Auge beider Theile ist hinwieder gleichmäßig auf denselben gerichtet.

Den Ministern liegt der Beweis ob, daß Alles gut gehe und daß Alles noch besser gehen würde, wenn sie mehr Macht und mehr Geld hätten; diesen Beweis aber können sie auf eine ihrem Karakter und ihren Einsichten Ehre machende Weise einzig nur durch eine treue und umfassende Darstellung der Verhältnisse des Staatskörpers leisten. Die Glieder der Opposition ihrerseits lassen sich keine Mühe dauern, um die wirklich begangenen Fehler der Minister zu entdecken, die wahrscheinlichen anzudeuten, die menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen überall anklebenden Unvollkommenheiten den Ministern schuld zu geben und sie der Unfähigkeit oder Unvorsichtigkeit anzuklagen, wofern sie nicht zu Abwendung derselben Alles gethan oder wenigstens versucht haben. Das Gemälde des Staatshaushalts wird von zwanzig Rednern in abweichend verschiedentlicher Form und Färbung vorgetragen; die ächten können jedoch sehr bald unterschieden werden. Die Gegenwart wird von allen Seiten beleuchtet und jeder Bürger mag die öffentlichen Angelegenheiten so gut wie seine eigenen kennen lernen. „Unser physischer Horizont (so drückte sich ein Mitglied des Hauses der Gemeinen aus) ist nur allzuoft mit Nebel umwölkt; unser politischer Horizont soll dafür allezeit rein und glänzend erscheinen." Wofern die glanzreichste Helle von der Oppositionsseite ausging, gelangen zuweilen ihre Häuptlinge, wie die Völker es wünschen, durch die Macht des Monarchen ins Ministerium; es ist dies ein schöner Sieg; doch gibt es noch schönere für freie Nationen und für monarchische Regierungen.

Den Jahrhunderten, die bereits schon gute Gesetze und richtige Denkweisen besitzen, stellt sich die Zukunft als ein prachtvolles Feld schöner Hoffnungen für die Menschheit dar, indem sie das allen Schöpfungen des Geistes geöffnete Feld ist. Niemand findet wesentlichen Vortheil dabei, dasselbe zu schließen; das Gute, welches künftigen Geschlechtern vorbereitet wird, läßt den Schlendrian, die Unwissenheit und die Vorrechte unberührt; sie merken nur nicht, daß man vorwärts geht, wofern ein übereiltes Vorschreiten nicht an ihnen anstößt; es verhält sich in der gesellschaftlichen, wie in der physischen Ordnung, nur den sehr steilen Abhängen liegen Abgründe zur Seite.

Die Minister, welche sich über die Gegenwart bestimmtere, genauere und vollständigere Aufschlüsse zu verschaffen leicht und bald im Stande sind, und die auch weniger an die Zukunft denken, weil vielleicht die allernächste schon sie nicht mehr im Ministerium findet, haben über diese Zeitabtheilung gewöhnlich mangelhaftere und beschränktere Ansichten; um daher, wenn in den Rathssälen davon die Rede ist, ihren Gegnern nicht allzusehr nachzusehen, bleiben ihnen zwei Wege einzig nur geöffnet. Der erste, leichtere und gemeinere, besteht darin, von den Ansichten der Opposition wie von Dingen aus dem Schlaraffenland (Utopien), wie von Theorien

Digitized by Google

und Abſtraktionen, verächtlich zu ſprechen und dieſelben zu verwerfen; damit beweiſen ſie freilich nur, daß ihnen entweder die Fortſchritte der Vernunft unbekannt geblieben oder daß ſie Feinde derſelben ſind; daß ſie entweder kein Genie oder das Genie des Böſen beſitzen. Das zweite, nicht allen Miniſtern zugängliche Mittel, wodurch aber einige derſelben ſich zum Range großer Männer gehoben haben, iſt dieſes, daß ihre eigenen Anſichten von der Zukunft an Größe denjenigen der Oppoſition nicht nachſtehen, und daß ihre Hoffnungen hinwieder beſſer begründet ſein mögen, indem ſie ſich einer Reihenfolge berechneter Unternehmungen anſchlieſſen.

Ein ſolcher Miniſter kann ſich alsdann kecklich denen zur Seite ſtellen, die in der Oppoſition den erſten Reihen einnehmen; und wenn nun dieſer Miniſter mit dem Geſetzgeber der Jahrhunderte hinzufügt: „In der Zeit der Unwiſſenheit regt ſich kein Zweifel, auch wenn man die verderblichſten Dinge thut; in einer erleuchteten Zeit zittert man auch dann noch, wenn man das Heilſamſte unternimmt. Man fühlt die alten Verirrungen und kennt ihre Verbeſſerung; aber man ſieht auch die Verirrungen, welche aus der Verbeſſerung ſelbſt hervorgehen mögen. Man läßt das Schlimme unberührt, wenn Schlimmeres zu beſorgen iſt, und man behält das Gute, wenn das Beſſere zweifelhaft iſt; — alsdann iſt der Miniſter in der Zukunft weiter vorgerückt, gerade darum, weil er weiter vorzurücken Scheu trägt.

Wofern er aber, ſtatt der Folgerung, *das Schlimme unberührt zu laſſen*, darthut, wie daſſelbe verbeſſert werden möge, *ohne das Schlimmere herbeizuführen*; wofern er, ſtatt des Rathes, man ſolle ſich *mit dem Guten begnügen*, die langſamen, aber ſichern Wege bezeichnet, auf denen man *zum Beſſern gelangen* mag: alsdann wird die Bahn des Miniſters um ſo viel ſchöner ſein, gerade deshalb, weil ſie langſamer iſt. Der Zirkel des Oppoſitionsgeiſtes, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſchien anfangs einen ausgedehntern Raum zu befaſſen; aber er berührte den Boden nur mit ſeinen zwei Endpunkten; der Geiſt des Miniſters hingegen berührt alle Punkte des zwiſchen den zwei Armen des Zirkels inneliegenden Raumes, und er ſtützt ſich in ſeinem Fortſchreiten auf jeden derſelben, um deſto zuverläſſiger den entfernteſten zu erreichen.

Die Oppoſition und das Miniſterium befinden ſich jetzt nicht nur auf der nämlichen Bahn; ſie ſtehen auf der gleichen Bahn und auf dem gleichen Punkte. Eine ſolche Annäherung iſt vom Einklange nicht mehr fern; und wenn die Uebereinkunft geſchloſſen iſt, wenn die Vollziehung redlich begonnen wird, ſo muß der langſame Gang für ſeine Sicherheit nicht mehr lange nothwendig ſein. Der kühne Muth ſo vieler, durch Intereſſen getheilter und durch Einſicht vereinter Köpfe muß alsdann allgemein werden. Die Nationen werden die Zukunft, die ihnen bereitet wird, ſchon während der Vorbereitungen genieſſen; dieſe aber werden Verbeſſerungen ſein; ſie werden eine aus der andern hervorgehen, wie die Gedanken eines guten Schriftſtellers über Gegenſtände, welche er durchdacht hat; es werden nunmehr Stufen der Vervollkommnung, die völlig unerreichbar erachtet wurden, auf Pfaden erreicht, die durch Einſichten und gute Geſetze zugänglich geworden ſind; wenn man dieſelben erreicht hat, ſo wird

man mit unendlicher Freude und ohne Verwunderung zu der Entdeckung gelangen, daß die Macht und die Freiheit gleichzeitige und verhältnißmäßige Fortschritte auf zwei in gleicher Entfernung nebeneinander endlos fortlaufenden Linien machen konnen, indem sie sich gegenseitig stets im Auge behalten, ohne je aufeinander zu stoßen oder sich zu kreuzen. Dieses wird der Triumph des Stellvertretungssystems und desjenigen der konstitutionellen Monarchien sein.

Der Nationalkonvent.

Wem die Ueberlieferungen der Zeiten und die Geschichten der Völker bekannt sind, dem muß der Nationalkonvent als eine eben so unbegreifliche als furchtbare, im ganzen Laufe der Geschichte einzige Erscheinung ihrer Art — sich darstellen. Die Erscheinung war allein nur im achtzehnten Jahrhundert möglich, und eine Wiederholung derselben ist nicht gedenkbar. *)

So wie der Nationalkonvent zusammengesetzt war, mußten darin unvermeidlich Verbrechen und Tugend, die aus der Sittigung hervorgehende Aufklärung und jede Rohheit der Barbarei, zu einer bisher auf der Erde unbekannten Höhe gesteigert werden; reine und mit keinerlei Raub besudelte Hände mußten blutriefenden Händen zur Seite stehen.

Die Versammlung, welche berufen war, um Alles einzustürzen und um Alles neu aufzubauen, fand sich zusammengesetzt und vereinbarte in ihrem Schooße und in ihren Gliedern Handwerker und Fürsten, Sachwalter und Anwalte, Aerzte und Wundärzte, Schauspieler und Dichter, Magistratspersonen und Philosophen, Menschen, die kaum lesen, und Männer, die dem menschlichen Geiste für neue Fortschritte Bahn öffnen konnten; Schriftsteller, welche den Mord predigten, und Schriftsteller, welche die Abschaffung der Todesstrafe von dem Rechtsgefühle der Nationen heischten; Stände und Rangstufen, welche zuvor durch die Schranken aller Vorurtheile und jeglicher Anmaßung gesondert waren, bilden vereint und mit gleichen Rechten einen höchsten Rath von Gesetzgebern, und von Gesetzgebern, die hinwieder kein Gesetz über sich selbst haben.

Mitten aus Gewitterstürmen hervorgegangen, und weit entfernt, sie zu beschwören, nährt und vervielfältigt der Konvent dieselben vielmehr in seinen Umgebungen, wie in seinem eigenen Schooße; es scheint, als wolle er in denselben, wie die Elemente seines Daseins, so die Hebel seiner Macht gebrauchen.

Für die unbeschränkte Herrin über einen König, welcher ihr Gefangener ist, war, wofern auch dieser Gefangene und dieser König schuldig wäre, kein Bedürfniß vorhanden, ihn zu richten,

---

*) Man ist versucht, was Pascal vom Menschen gesagt hat, auf sie anzuwenden: Quelle nouveauté! quel chaos! quel sujet de contradiction! quelle *chimère* est-ce donc que la Convention, Juge de toutes choses; imbécile ver de terre; dépositaire du vrai; amas d'incertitudes; gloire et rebut de l'univers; si elle se vante, je l'abaisse; si elle s'abaisse, je la vante; je la contredis toujours jusqu'à ce quelle comprenne qu'elle est un *monstre* incompréhensible.

Digitized by Google

weil er keine Nachfolger haben ſollte, denen allein nur ſein Tod ein ſchreckendes Beiſpiel werden könnte. Sollte er gerichtet werden, ſo konnte die Verſammlung Richter aus ganz Frankreich einberufen, welche die endloſe Verantwortlichkeit auf ſich nahmen; wenn das Urtheil gefällt war, ſo konnte ſie, vermöge einer Macht, die nur dann höher ſtand, wenn ſie Großmuth und Milde übte, Ludwig dem Sechszehnten das Leben und die Freiheit, Gott und das Schwert, durch deren Gnade er regiert zu haben glaubte, zurückgeben; ſie konnte ihn ehrenvoll auf jene offene Grenze führen, gegen welche die für ſeine Sache bewaffneten fremden Mächte anrückten; die Siege, welche ſie ſich vom Gott der Völker und von der Kraft ihres Schwertes verhieß, konnten dadurch nur glorreicher werden. Aber nein, von allem, was ſie thun konnte und thun ſollte, geſchieht nichts; ein Verhängniß, welches blinder iſt, als je ein Verhängniß menſchlicher Schickſale war, will, daß der Konvent beſchlieſſen ſoll: Ludwig, welcher unverletzlich erklärt war, müſſe gerichtet werden; er müſſe durch ſie ſelbſt gerichtet werden; die Vollſtreckung des Todesurtheils müſſe beinahe im Angeſicht der Richter geſchehen; und aus den damit geöffneten Quellen der unheilbarſten Zwiſte geht alsbald im Schooſe des Konvents ſelbſt ein die ganze Nation bedrohendes Mordſyſtem hervor.

Welche mannichfachen Beweiſe der muthvollſten Unerſchrockenheit legen hinwieder, plötzlich und gleichſam begeiſtert, dieſe Männer aus dem gemeinen Volk zu Tage, welche nicht unter Kriegern, ſondern in der Einſamkeit des ländlichen Aufenthalts, oder im Luxus friedlicher und begüterter Städte erzogen wurden. Sie treten nicht als die Befehlshaber der Armeen der Republik auf, aber als die Befehlshaber ihrer Generale und Anführer; ſie dringen an der Spitze der Kolonnen gegen das Feuer der feindlichen Batterien an, mit dem weißen Handſchuh angethan und die Stirne hoch tragend, wie die dreifarbigen Federn, welche über ihrem Hute ſchweben; die Karren, auf denen ſie zum Schaffot geführt werden, dienen ihnen zu Rednerbühnen, und je näher ſie dem Henkerbeile kommen, deſto beredſamer wird ihr Mund; ihr Muth zeigt ſich gleichmäßig, wie am hellen Tage und mitten unter der ſie aufmerkſam beobachtenden Menge, ſo in der finſtern Ecke einer Geheimtreppe, wo ein ſchlechtes Meſſer mit ſtumpfer Schneide und Spitze von Hand zu Hand geht und fünf oder ſechs Menſchen genügt, unter denen auch Greiſe ſind, und die ſich entweder ſelbſt den Tod geben, oder doch ſterbend nur in die Hand des Scharfrichters übergeben wollten. Das blutige Haupt des Deputirten Ferraud wird auf einer Pike vor Boiſſy d'Anglas aufgepflanzt, und dieſer Präſident des Konvents bewahrt durch den Blick der Augen, wie durch Geberde und Rede, die eines Sokrates und Kato werth ſind, die Würde ſeiner Stelle und diejenige der Nation.

In ihren Berathungen, wo der Wortwechſel zum Streithandel wird, führen ſie die Fechtdegen in den Stöcken mit ſich, während das Schwert der Wahrheit oder dasjenige des Irrthums in ihren Reden zu Tage liegt. Unter der großen Menge dieſer Reden findet ſich vielleicht keine einzige, die das Werk eines Redekünſtlers wäre, wohl aber ſolche, ſelbſt unter den unvorbereiteten (improviſirten), die in erhabener Beredſamkeit keinen andern Reden alter und neuer Zeit nachſtehen.

Digitized by Google

Unter der groſsen Zahl allezeit fertiger, von europäiſchen Kriegen, von Revolutionsgerichten und bluttriefenden Schaffotten gleichſam umzingelter Redner gibt es einen einzigen, welcher gefliſſen und mühſam ſich nach zierlichen Formen und Ausdrücken der Rede umſieht; im Schreiben hat er meiſt die halbaufgeſchlagenen Blätter des Romans neben ſich liegen, in welchem die Zauberſprache der zärtlichſten Leidenſchaften des Herzens und die ſanfteſten Naturgemälde angetroffen werden. Das Buch iſt Jean Jacques Rouſſeau's Neue Heloiſe; der Redner aber iſt derjenige, welchen ſeine Kollegen am beharrlichſten beſchuldigten, die gröſste Zahl der Schaffotte errichtet und das meiſte Blut vergoſſen zu haben; es iſt Robespierre.

Während Prieſter auf der Rednerbühne der Nation atheiſtiſche Glaubensbekenntniſſe vortragen, und andere Prieſter hinwieder den Gott des Evangeliums und ſeinen Glauben auf der nämlichen Stätte, nicht ohne Gefahr für ihr Leben, bekennen, läſst der nämliche Robespierre dem Gotte, den nicht die Menſchen, ſondern die Natur offenbart, einen Altar errichten und ein Feſt feiern, wobei er, als Oberprieſter des Feſtes und des Altars, eine Rede hält, die einem der berühmteſten Ausſpender des dem vorzüglichſten Talente gebührenden Ruhms, dem Kritiker La Harpe, dermaſsen ſchon und religiös und pathetiſch vorkommt, daſs er ſich beeilt, ihm einen Brief zu ſchreiben, der ſelbſt auch beredſam iſt, und worin mehr Lobſprüche angehäuft ſind, als je dem Verfaſſer der Lobreden auf den Dauphin und auf Marc-Aurel zu Theil wurden.

Robespierre, welchen Europa an der Spitze der franzöſiſchen Nation zu erblicken glaubt, lebt in der Werkſtätte eines Tiſchlers, deſſen Sohn er gern ſein will, und ſeine Sitten ſind nicht nur anſtändig, ſondern ohne Heuchelei oder erkünſtelten Zwang, ſtreng, wie die Sittenlehre des aus der Tiſchlerwerkſtätte von Judäa hervorgegangenen Gottmenſchen.

Die Finanzverwaltung des Konvents hat den Finanzen der Republik, des Reichs und der Monarchie leuchtende Vorbilder hinterlaſſen; die Reichthümer von ganz Frankreich und diejenigen eines Theils von Europa gehen hin und her durch die Hände der Konventsglieder, und laſſen nicht zurück, wovon einer derſelben ſich bereichert hätte.

Man wird den Konvent verabſcheuen, aber auch der Haſs ſelbſt wird ſich genöthigt ſehen, ihn mehr wie einmal zu bewundern; es lag in denen, welche als Häuptlinge die Republik gegründet und geführt haben, etwas von jenem Auſserordentlichen, von jenem Unbegreiflichen, das bereitwilliger in dem iſt anerkannt worden, welcher das Kaiſerreich gegründet und daſſelbe mit dem eiſernen Arme regiert hat, deſſen Druck noch härter auf Europa laſtete, als auf Frankreich. Beide, Bonaparte und der Konvent, haben gleichmäſsig Verwünſchungen auf ihre Häupter geladen; aber die Republik und das Reich haben hinwieder auch die Menſchheit gleichſam auf eine höhere Stufe gehoben, und dieſe gedoppelte auf die Monarchie unſrer Könige übergetragene Gröſse mag, wenn nicht alle begangenen Fehler abbüſsen, doch wenigſtens die Mittel reichen, um ſie alle wieder gut zu machen.

Nichts iſt leichter, als ſchwere Beſchuldigungen über eine ſolche Verſammlung häufen;

Digitized by Google

dieſe werden in jeder Zukunft auf ihr haften. Aber die gegenwärtige Zeit, diejenige, wo noch manche Zeugen am Leben ſind und wo Ludwig XVIII den Thron Ludwigs XVI inne hat, iſt die einzige, wo der Konvent richtig beurtheilt werden mag. In ganz Europa mögen höchſtens vier oder fünf Schriftſteller vorhanden ſein, die ſeine Geſchichte zu ſchreiben im Stande ſind, und drei oder vier Regierungen, welche großherzig genug denken, um zu geſtatten, daß ſie geſchrieben und geleſen werde. Inzwiſchen iſt dies Werk leicht der wichtigſten eines, welche für die kommenden Geſchlechter geſchrieben werden mögen, und wenn es jetzt nicht geſchieht, ſo wird es nie mehr befriedigend geſchehen. Die Nachwelt wird nur ſich einander widerſprechende Berichte und Urtheile über den Konvent erhalten, die ſchon darum wenig Zutrauen erwecken, und die nur dazu dienen können, die Menge der dunkeln und unlösbaren geſchichtlichen Zweifel zu vermehren, welche überall Finſterniſſe um das Menſchengeſchlecht auftürmen. Den Regierungen, welche zulaſſen, daß dieſe Geſchichte geſchrieben werde, wird es Ehre bringen, und den Bourbonen, die ihren Thron wieder erſtiegen haben, wird es zur höchſten Ehre gereichen, wenn ſie dazu auffordern, nicht durch akademiſche Preisaufgaben und Belohnung, ſondern durch die Aufſtellung eines geſchichtlichen Gerichtshofes, nach dem Vorbilde derer in Cathai und Ober-Aegypten, wo die Weisheit des Orients ſich der Bewunderung aller Jahrhunderte im ſchönſten und ruhmwürdigſten Glanze dargeſtellt hat. Dem Gedächtniſſe Ludwigs XVI mag eine würdigere Huldigung nicht gebracht werden. Von allen unter dem verirrten Beile der Gerechtigkeit gefallenen Häuptern hatte keines, beim Anhören des Todesurtheils, ſeine Seele alſo zum Himmel erhoben, keines ſtellte in ſolchem Maaſe, nicht das Bild der Unſchuld allein nur, ſondern auch dasjenige der erhabenſten Tugend dar.

Der Konvent hatte zum Voraus den beſtimmten Willen ausgeſprochen, ſeiner Macht ein Ziel zu ſetzen, und dieſes Ziel ſollte ſich in dem, während der vielartigſten Stürme berathenen und die Ergebniſſe wohl gewürdigter Erfahrungen darſtellenden Grundgeſetze finden. Die Kundmachung dieſer Verfaſſung, oder wenigſtens die durch ſie angeordneten Wahlen, veranlaßten den Ausbruch eines geraume Zeit vorgeſehenen und vergeblich beſchwornen, neuen und heftigen Sturms. Es ſollten bei den Wahlen der erſten Stellvertreter ein Drittheil nur neu gewählt und die zwei andern aus den Konventsgliedern durchs Loos bezeichnet werden; die Erfahrung hatte dieſe Vorſchrift dargeboten, und die ſie ertheilt haben, vermieden damit den ſo vielfältig der konſtituirenden Verſammlung gemachten Vorwurf, ſich zurückgezogen und ihr Werk, zuſammt der Freiheit und dem Thron, den Gefahren preisgegeben zu haben, womit die Menge innerlicher und auswärtiger Leidenſchaften ſie bedrohten.

Der achtzehnte Fructidor.

Niemand zweifelt oder mag zweifeln, daß der achtzehnte Fructidor, welcher für den Augenblick die Verfaſſung vom Jahr 3 rettete, derſelben nachher verderblich geworden iſt. Wehe den Verfaſſungen und den Gewalten, die nur durch Staatsſtreiche und kühne Schläge ihre Gewalt

Digitized by Google

zu behaupten und die Stärkern zu fein vermögen! Aber es lohnt ſich der Mühe, die Urheber des achtzehnten Fructidors, die, ſo ihn herbeiriefen, und die, welche ſeine Opfer geworden ſind, etwas näher zu beleuchten.

Hoche's Name wird in allen Erzählungen des Ereigniſſes kaum genannt, während daſſelbe in der That jedoch vielleicht die einzige Urſache ſeines Todes geweſen iſt. Ich habe in jenem Zeitpunkte Hoche ſowohl, als ſeinen Freund und damaligen Adjutanten Cherin, in Verhältniſſen jenes innigen Vertrauens geſehen, das nie verrathen und auch nie getäuſcht wird, auſſer bei den verworfenſten Menſchen. Der eine war in den Marſtällen von Verſailles geboren, der Vater des Andern war der Genealoge des franzöſiſchen Adels; beide hatten die Tugenden des Bürgers, wie ſie in der Nähe der Faktionen ſelten rein angetroffen werden, zu den Armeen gebracht und daſelbſt beibehalten.

Hoche, welcher beim Ausbruch der Staatsumwälzung kaum leſen konnte, hatte ſchreiben gelernt, indem er die Ruhezeit zwiſchen den Schlachten und die nächtliche Stille benuzte, um das Leben und die Feldzüge der fünf oder ſechs größten Feldherrn aller Zeiten mit eigener Hand abzuſchreiben. Es finden ſich zuweilen in dieſen Heldengeſchichten Muſterbilder der Sprache. Hoche hatte daraus gelernt, ſelten und wenig, aber immer nur gut ſprechen. Ein Soldat hat von ihm geſagt: „Unter unſern Generalen allen iſt er derjenige, welcher den längſten Säbel und die kürzeſte Rede hat.“ Dieſer Säbel hing an der Seite eines Mannes von der ſchönſten Geſtaltung, von der ſanfteſten, wenn gleich mit Hiebnarben bezeichneten Geſichtsbildung und von dem angenehmſten Betragen. Man hätte ſeine Geburtsſtätte eher in der Gallerie, als im Marſtalle von Verſailles zu finden geglaubt. Der Schauſpieler Baron hat von den Schauſpielern geſagt, ſie ſollten auf dem Schooſe der Königinnen erzogen werden; man hätte glauben mögen, eine ſolche Gunſt ſei dem Soldaten und dem Republikaner Hoche zu Theil geworden.

Cherin hatte, vielleicht durch die zwiſchen Geſchlechterkunde und Geſchichte beſtehenden Verhältniſſe veranlaßt, ſich mit ausgedehnten und gründlichen Geſchichtsforſchungen beſchäftigt, aus denen er überall Folgerungen auf die Verhältniſſe der Staatsgeſellſchaften zu ziehen bemüht war. An Kopf und Herz wohl ausgeſtattet, aber von kleiner Statur und nachdenkend, hatte er das Anſehen eines Stubengelehrten. Der Kontraſt dieſes Aeuſſern mit dem ſchönſten Kriegermuthe konnte vergeſſen machen, wie allgemein dieſer lezteren in den franzöſiſchen Armeen war. Hoche rief, als er ihn, ich erinnere mich nicht, auf welcher Brücke, mitten unter feindlichen Säbeln erblickte: „Sagt dem Tollkühnen dort, ich befehle ihm, ſich zurückzuziehen!“ *) Sein überlegter und überſpannter Ehrgeiz beſtchte frühe, und als Jüngling ſchon, Trophäen, ſei es der Freude oder ſei es des Leides, und er hat ſeine Erfüllung im Tode auf dem Schlachtfelde gefunden. Deſſenungeachtet waren Cherins Anlagen vorzugsweiſe für die Künſte des Friedens

*) Dites à ce fou-là, que je lui ordonne de se retirer.

Digitized by Google

und der Sittigung geeignet, und der Sohn des franzöſiſchen Genealogen konnte in der diplomatiſchen Laufbahn Europa mehrfache Dienſte leiſten. Hoche hat dieſe, in dem ausgezeichneten Grade, wie ſie bei ihm vorhanden war, unverkennbare Anlage verſchiedentlich benutzt. In jenen Tagen, wo der achtzehnte Fructidor eingeleitet war, geſchah es unter Verkleidungen, aber unter ſolchen, die nicht entehren konnten, weil ſie das Gemeinwohl bezweckten.

Hoche ward nach Paris gerufen. Wäre es das Direktorium geweſen, von dem der Ruf kam, ſo hätte er ungeſäumt dem Befehle gehorcht; aber das Direktorium beſtand aus fünf Gliedern, und nur drei derſelben, vielleicht nur einer ſogar, riefen Hoche der Republik zur Hilfe. Die Republik konnte nun zwar im Direktorium, aber das Direktorium mochte nicht in dreien ſeiner Glieder erkannt werden. Weder Hoche noch ſeine Armee rührten ſich.

Cherin kam allein nach Paris, um auf Ort und Stelle ſich mit der Lage der Dinge, mit der Stimmung der Menſchen, mit dem richtigen Sachverhalt und mit dem, was an den verbreiteten Beſorgniſſen und Drohungen richtig oder irrig, Wahrheit oder Lüge ſein möchte, bekannt zu machen. Die Uniform eines Schweizeroffiziers war ſeine einzige Verkleidung; der Tugend mißfallen dieſelben alle, und doch mag ſie ihrer öfters nicht entbehren.

Ein Mitglied der konſtituirenden Verſammlung, das nur höchſt ſelten die Rednerbühne betrat, aber Geiſt und Grundſätze derſelben vollkommen inne hatte, Eymar, der vertraute Freund Cherin's, gab ihm Aufſchlüſſe und leitete ſeine Forſchungen. Ein Edelmann der Herkunft nach, und ein Bürger ſeinem Herzen zufolge, hatte Eymar in Mitte der Parteien jene Neutralität beobachtet, welche die Gefahr einer doppelten Aechtung mit ſich führt, während die Andern nur der einfachen ausgeſetzt ſind. Cherin konnte nicht beſſer wählen, und Jener verſchaffte ihm wieder andere Bekanntſchaften von gleichem Gehalt.

Aus allen geſammelten, ſorgfältig überdachten und abgewogenen Angaben bildete Cherin einen umfaſſenden und ſehr beſtimmten Bericht, und auf den Spruch dieſes aus einem einzigen Geſchwornen beſtehenden Geſchwornengerichts hielt ſich Hoche vom Daſein einer Verſchwörung gegen die Regierung überzeugt. In den Dreien ſah er jetzt das Direktorium, und ungeſäumt traf er in Paris ein; hier aber wechſelten die Berichte der Angeber von einem Tage zum andern; ſie lieſſen hoffen, die böſen Anſchläge ſeien aufgegeben. Hoche wechſelte hinwieder auch ſeine Anſicht, eilte noch ſchneller, als er gekommen war, wieder an den Rhein zurück, und ſammelte die Abtheilungen ſeines nach Paris befehligten Heeres, die ihm auf dem Wege begegneten.

Er hatte ſich kaum von Paris entfernt, ſo wurden die Angaben oder Aufſchlüſſe, welche man erhielt, drohender, denn zuvor, und der Auftrag, welchen Hoche nicht hatte übernehmen wollen, ward jetzt dem General Augereau ertheilt. Dieſer verwandte den Schall der Trompeten und Zinken zu heilſamen Warnungen; um ſie nicht brauchen zu müſſen, ließ er ſeine Truppen geräuſchvoll um die geſetzgebenden Räthe herziehen; es waren nicht mehr heilige Stätten der Republik, die man in denſelben ſah, ſondern eine Verſchwörung. Als Augereau

Digitized by Google

bei Tagesanbruch am 18. Fructidor die Gesetzgeber durch seine Soldaten anhalten und die Verhaftnahmen veranstalten läßt, welche einstweilen nur noch Einleitungen für Verhöre zu sein schienen, hat er den durch sich selbst schon allzuharten Maasnahmen keine unnütze Strenge hinzugefügt. Einzig nur gegen Ramel, den Obersten der Wache des gesetzgebenden Raths, einen jener Menschen, die im Gefühl großer persönlicher Tapferkeit anmaßend bis zur Schamlosigkeit geworden sind, und denen eine andauernd leidenschaftliche Stimmung weder zu wissen gestattet, welche Grundsätze sie befolgen sollten, noch was für Grundsätze sie wirklich haben, — übt Augereau mit eigener Hand Gewalt aus, indem er ihm im Angesicht derer, deren Befehlshaber er unmittelbar zuvor gewesen war, die Achselbänder abreißt. Bei Partei-Niederlagen aber, auf die so oft schnelle Siege folgen, mögen solche Beschimpfungen, selbst im Augenblick des Ergebnisses, einerseits Ehre bringen, während sie anderseits herabwürdigen, und bald können sie Ansprüche auf Beförderungen auch solchen sogar reichen, denen weiter keine andern zu gut kommen.

Die Geschichte und diejenigen, welche Materialien dafür sammeln, hefteten ihre Blicke inzwischen in dieser denkwürdigen Nacht vielleicht mehr noch auf den Palast des Luxembourg, auf die Gefahren zweier Direktoren, die zwar angeschuldigt, aber noch geachtet und geliebt sind, und auf die Haltung der Drei, die sich mit dem strafbarsten Staatsstreiche abgeben, wenn derselbe anders ihrem Gewissen nicht als unentbehrlich nothwendig erschien.

Das Direktorium, welches nicht mehr vorhanden war, konnte keinen Präsidenten mehr haben; natürlich aber mußte von den Dreien, welche den Degen gezogen hatten, einer der Anführer und die vollziehende Gewalt dieser militärischen Nacht sein, und eben so natürlich befand Barras sich an dieser Stelle. In seinem Salon war diese Nacht durch der Generalstab von Paris zu finden. Soldaten, Nationalgarden, Adjutanten kamen und gingen, brachten schriftliche Worte und nahmen andere ins Ohr gesprochene mit sich. Was permanent war, das waren friedliche Menschen, Minister, Deputirte, Magistrate und Bürger. Um Barras her war Alles ruhig, und sein Gesicht, wie sein Blick, blieben heiter und sanft. Zweimal nur ward diese Heiterkeit sichtbar und bedeutend getrübt: das einemal aus Bestürzung, als man das Wort Carnot n'est plus (Carnot lebt nicht mehr) zu hören glaubte, statt des Wortes Carnot n'y est plus (Carnot findet sich nicht mehr in seiner Wohnung), welches gesprochen war; das anderemal aus Freude, als sich aus genauen Erkundigungen ergab, daß Carnot die Verhaftnahme vermieden und sich ihr entzogen hatte. Man konnte eine List des Kriegers in dem hinterlassenen Gerücht von Carnots Tod zu erkennen glauben, welches andauernd und durch Zeugen bekräftigt ward, die sich seiner Ermordung zu rühmen bereit waren und der Versenkung in den Fluß, worin auch seine blutige Leiche schwimmend sollte gesehen worden sein; aber zuverlässig, und man wußte es in jener Nacht schon, hatte das Gerücht keine andere Veranlassung, als den aus zwei leicht zu verwechselnden Worten entstandenen Irrthum.

La Réveillère Lépaux war nur auf seinem Zimmer und für einige vertraute Freunde

Digitized by Google

ſichtbar; allein die ihm zuſtehende, unwandelbare und tugendhafte Unerſchrockenheit leiſtete hinlängliche Burgſchaft, daß, bei der Uebertragung ſeines Willens und ſeiner Gewalt für die Dauer einer Nacht an einen ſeiner Kollegen, er ſich immerhin eine ſtille aber aufmerkſame Beachtung deſſen vorbehalten hatte, was im Finſtern, wo mancherlei Mißgriffe möglich waren, geſchehen konnte.

Vorzüglich wichtig aber iſt, für Geſchichtſchreiber zumal, welche die Züge auszuheben verſtehen, die das Menſchenherz offenbaren, die Aufbewahrung deſſen, was bei Rewbel, oder vielmehr in Rewbel ſelbſt vorging. Die Urtheile über dieſen Mann, welcher in der Revolution eine Rolle geſpielt hat, ohne daß ein großes Talent in ihm allgemein anerkannt geweſen wäre, ſind bekanntlich früher, und jetzt noch, ſehr getheilt geweſen. Er galt für einen großen Publiziſten; er war ein Deutſcher, und das Staatsrecht iſt eine Wiſſenſchaft, welche, ſo zu ſagen, in Deutſchland zu Hauſe iſt. Er galt für ein großes Licht im Direktorium, deſſen Glieder unſtreitig alle ſo aufgeklärt waren, wie er; dagegen beharrte er feſter und ſteter auf ſeinen Meinungen, als die Uebrigen alle zuſammen.

Was man ihm nicht abſprechen konnte, war jene Entſchloſſenheit des Geiſtes und der Seelenmuth, die in Revolutionen ſo viel Anlaß haben, ſich zu üben und zu ſtählen; am achtzehnten Fructidor jedoch, welchen er ſelbſt nachdrucksam befördert hatte, kommt Rewbel nicht zum Vorſchein; er zieht ſich zurück, oder vielmehr, man macht ihn unſichtbar in ſeinen Gemächern; er iſt närriſch geworden, buchſtäblich närriſch; er weiß nicht mehr, weder wer er iſt, noch wo er iſt, noch was um ihn her vorgeht; ſein Puls iſt dabei fieberlos und die Symptome der Geiſtesverwirrung mangeln; aber er verſteht nichts, und was er ſagt, iſt unverſtändlich. Man läßt Barras rufen und Rewbel erkennt ihn nicht; mit einem Wort, er hat den Verſtand gänzlich verloren.

Mit Tagesanbruch erhält er ihn wieder, als alles, was ihm vor Augen liegt, darthut, daß die Republik weder ihre Feinde, noch ihre eigene zu weit getriebene Rache weiter zu fürchten hat. Welche Erſcheinung in den Organen der Denkkraft oder vielmehr des Gemüths! Sie mag kaum anders, als durch das, was Rewbels Andenken am meiſten Ehre macht, erklärt werden: Er hatte ſich für den ihm nothwendig erſcheinenden Staatsſtreich nachdrücklich erklärt; und vermuthlich war er, als der Streich nun geſchlagen ward, von der Nothwendigkeit deſſelben nicht mehr ſo völlig überzeugt; ſein republikaniſches Gemüth ſchöpfte Bedenken, die Bedenken erzeugten Zweifel, und die Zweifel überwarfen ſein Gewiſſen und ſeinen Verſtand. Das Tageslicht war es nicht, welches ihm ſeinen Verſtand zurückgab, ſondern die erlangte Gewißheit, daß keine großen Unordnungen geſchehen waren und daß ſich die Freiheit ohne Blutvergießen gerettet fand. Dieſer kurze Wahnſinn und ſeine Veranlaſſung könnten für ſich allein ſchon die Verleumdung hinlänglich widerlegen, welche Rewbeln den Beſitz ausgedehnter, für zwei Eigenherrſchaften ausreichender Grundſtücke auf beiden Rheinufern andichtete. Was im Palaſte des Luxembourg zu ſehen und zu hören war, hat nur wenige Aehnlichkeit mit den Staatsſtreichen, von denen Tacitus und Machiavel erzählen.

Digitized by Google

Hat nun aber der achtzehnte Fructidor, deſſen harte Maasnahmen ſo viele ehrwürdige Männer trafen, in der That die Plane und die Ausführung einer Verſchwörung geübrt und beſtraft? War eine ſolche wirklich vorhanden, die den Sturz der Republik beabſichtigte und den Anfang dafür mit der Ermordung dreier Glieder des Direktoriums und einer großen Zahl den der Republik geſchwornen Eiden treu bleibender Deputirter machen wollte?

Wo man bei ſo offenkundigen und vor Augen liegenden Thatſachen zweifelt, ob ſie wahr oder irrig ſind, da müſſen Wahrheit und Irrthum nicht bloß aneinander grenzen, ſondern ſie müſſen ſich auch in ihrem ganzen Umfange, in der ganzen Tiefe ihrer Verhältniſſe und Umſtände durcheinander vermengen; und ſehr oft kann, oder will, oder darf man ſie nicht auseinanderleſen. Verſucht man ihr dichtes Gewebe zu entwickeln, ſo mögen leicht die Faden zerreiſſen und dadurch geht die Spur verloren.

Wer immer in jenem Zeitpunkt ſehen und hören konnte, dem mußte das Daſein einer Verſchwörung gegen die Republik eben ſo gewiß erſcheinen, als Blitze und Donner, wenn jene blendend unſer Auge und dieſe rollend unſer Ohr treffen.

Die vertrauten Mittheilungen, welche der Oberſt Ramel an Perſonen gemacht hat, die er nur wenig kannte; ſeine Drohungen gegen Leute, welche dieſelben gern leiden mochten, weil ſie dadurch Dinge inne wurden, deren Nichtkenntniß ihnen verderblich ſein konnte; ſeine alltäglichen Unbeſonnenheiten in Kaſernen und an öffentlichen Orten konnten für ſich allein ſchon die Beweisführung vollſtändig machen, daß nicht allein eine Verſchwörung vorhanden war, ſondern daß allerdings auch der dazu gehörende Befehlshaber der Wache der geſetzgebenden Räthe ihr Gelingen für unfehlbar hielt.

Etliche derer, die ſich ihm von Außen her angeſchloſſen hatten und die auch alle Entſchloſſenheit der Grenadiere theilten, haben nach ihrer Rückkehr von Sinamari die Vorgänge zum Theil ſchriftlich, und vollſtändiger mündlich erzählt; der Ueberfall der Wachen des Direktoriums und der drei Direktoren war ihnen zugedacht geweſen.

Jene Glieder beider Räthe, die gewählt waren, um nur wenig zu ſprechen, aber deſto mehr geheime Umtriebe zu machen, haben in ihren nicht ſehr geheim gehaltenen Briefwechſeln auch ihrerſeits manchen Schleier gelüpft. Unter den Plaudereien gibt es unwillkührliche und überlegte, und die übrigen wollten zu verſtehen geben, daß ihnen eine bewaffnete Macht und Rednertalente, beide gleich unüberwindlich, zu Gebot ſtehen.

Die Ränkemacher und die Haudegen konſpirirten alſo; dies iſt zuverläſſig; eben ſo gewiß aber iſt auch, daß die guten Köpfe, ob zwar eben ſo wenig republikaniſch geſinnt, nicht konſpirirten. Die Wünſche dieſer Parteimänner waren allerdings auf die Rückkehr der Bourbonen, unbeſchadet der Nationalſtellvertretung, gerichtet; aber Wünſche ſind nicht ausgeſprochene Stimmen, und auch die letztern ſind keine Frevelthat. Den Thron, welcher ihnen theuer war und von dem ſie glaubten, die Nation bedürfe ſeiner, hätten ſie wohl gern durch eine Gewalt hergeſtellt, aber durch die Gewalt der Dinge (par la force des choses); dies war ihr

Digitized by Google

Ausdruck. Ich bin überzeugt, ihr Geheimniß zu kennen, obgleich Keiner aus ihnen mir davon gesprochen hat, auch Hr. Suard nicht, welchen ich allezeit geliebt habe, den ich aber damals gar nicht sah.

Der Name Carnots für sich allein, der damals in ihren Reihen stand, der zwar nicht ihr gebietendes Haupt war, der aber auf ihr Thun zuverlässig mehr Einfluß haben mußte, als sie auf das seinige hatten, dieser in allen Gefahren, die der Freiheit drohten, rühmlich erscheinende Name, mußte wohl sattsame Bürgschaft leisten, daß es keine Feinde der Freiheit waren, die seine Verbindung gesucht und erhalten haben!

Die Verschwörung rühmte sich ihrer; was war es aber, dessen die Republik sie beschuldigt hat? Ihre Meinungen waren es, die von ihnen abgefaßten Berichte, ihre in den Rathssälen gehaltenen Reden, Dinge, die unantastbar sind, wie das Gewissen, und die auch die Monarchie nur in sofern zu begehren schienen, als sie eine große Stärke und große Einheit in Vollziehung der Gesetze verlangten. Diese aber sind dem Freistaate noch unentbehrlicher, als der Alleinherrschaft. Dies war, glaube ich, jene Gewalt der Dinge, von der sie sprachen und die sie befördern wollten, damit sie stark genug würde, um durch sich selbst zu sprechen.

Aus Deutschland.

Das Fürstenthum Liechtenstein statistisch beschrieben.

Es ist das kleinste deutsche, selbstständige Gebiet, so wie es auch unter den weitläufigen Herrschaften des uralten und jetzt souverainen fürstlichen Hauses Liechtenstein in Rücksicht des Ertrags die mindest-bedeutende Besitzung ist. Desto wichtiger hingegen ist dieses Fürstenthum seiner politischen Verhältnisse wegen, wodurch es das Ansehen und den Glanz des fürstlichen Hauses erhebt, indem sie dasselbe den übrigen souverainen Fürsten Deutschlands gleichstellen. Das Haus Oesterreich, als Besitzer unterthäniger Güter im Gebiete des Fürstenthums, ließ sich als Landstand inkadastriren, wird auf dem Landtage durch den k. k. zeitlichen Rentmeister von Feldkirch repräsentirt, und hat den ersten Ehrensitz auf der geistlichen Bank erhalten.

In den frühesten Zeiten, dessen die Geschichte dieses Erdraums erwähnt, gehörte solcher zu Rhätien. In dem spätern Mittelalter, als schon die Erblichkeit des nur vom Kaiser und Reich abhängigen Güterbesitzes in Deutschland eingeführt war, machte dieses Gebiet einen Theil der Besitzungen des Grafen von Hohenembs aus, und war in zwei Grafschaften derselben, Vaduz und Schellenberg, getheilt. — Schon seinen ersten Anfang hatte das Haus Liechtenstein in Graubünden erhalten; es schien auch hier sein Andenken bleibend begründen zu wollen, und Fürst Johann Adam Andreas von Liechtenstein benutzte den Entschluß des Grafen von Hohenembs, dessen Geschlecht sich ohnedies seinem Erlöschen nahete (und 1759 in männlicher Linie auch wirklich erlosch), dessen freivererbliche Besitzungen Schellenberg und Vaduz zu veräußern, indem er jenes 1699, und dieses 1708 durch Kauf an sein Haus brachte. Diese beiden, damals

zum schwäbischen Reichskreise gehörig gewesene Grafschaften wurden dann 1719 vereinigt unter dem Namen Liechtenstein, von Kaiser Karl VI zu einem Reichsfürstenthume erhoben, und nachdem schon früher, nämlich seit dem 13. August 1713, der Fürst Johann Anton Florian für seine Person in das reichsfürstliche Kollegium aufgenommen war, so brachte er es endlich 1723 um so leichter dahin, daß der erworbene Sitz und das Stimmrecht im Reichsfürstenrathe auch für seine Nachfolger erblich wurden.

Die geographische Lage dieses Fürstenthums ist zwischen dem 47° 2′ 38″ und 47° 7′ 51″ nördlicher Breite und dem 27° 3′ 6″ und 27° 9′ 5″ östlicher Länge von Ferro gelegen; seiner physischen und politischen Lage nach befindet sich aber solches in seiner größeren Breite ausgedehnt längs dem Rheinflusse, bevor er sich in den Bodensee ergießt, dem schweizerischen Rheinthale gegenüber, zwischen den österreichischen Herrschaften vor dem Arlberg (Bregenzer Kreis in Tirol) und den Schweizer-Kantonen Graubünden und Appenzell gelegen.

Seiner Lage zwischen den höhern rhätischen Alpen und ihrem nördlichen Abhange gemäß, ist auch das Klima dieses Ländchens beschaffen, jedoch keineswegs so rauh, als das des östlichen unter derselben Breite gelegenen Montafuner Thales. — Nach einer zu Feldkirch, einem österreichischen Städtchen an der Grenze des Fürstenthums, angestellten Beobachtung über mittlere Temperatur und Niederschlag war das Klima sogar noch etwas milder, als zu Inspruck, der Hauptstadt Tirols, nämlich + 7, 6, aber der Niederschlag soll ebenfalls 26½ Zoll betragen.

Der Boden ist allenthalben hinlänglich bewässert; denn unzählige Quellen entspringen in den Gebirgen, welche Liechtenstein bedecken, und bilden viele kleinere und größere Bäche, die nach dem Bodenabhange gegen den Rhein zu, der an der westlichen Landesgrenze hinfließt, in diesem sich verlieren.

Den Granitstock, der den Alpen zum Grunde liegt, bedeckt hier bis zu einer beträchtlichen Höhe Urkalk mit einigen Abwechselungen von Glimmerschiefer, Topfstein und andern verwandten Felssteinarten. Die größten Höhen erreicht das Gebirge im Süden des Landes, wo sich einige seiner Bergspitzen bis zu einer Seehöhe von 5600 Fuß erheben; jedoch auch gegen Osten hin erhebt sich der Boden zu einer ansehnlichen Höhe. Einige fruchtbare Thäler sind in diesem Gebirge eingeschlossen. Das größte Breitenthal durchfließt aber der Rhein, hier noch ein kleiner und nicht schiffbarer Fluß, und in einer kleinen Entfernung von seinem rechten, etwas sandigen Ufer nimmt der fruchtbare Boden seinen Anfang, der die obere Schicht in dem größten Theile des Landes ausmacht.

Nach einer sorgfältigen amtlichen Aufzeichnung war im Jahr 1818 dieses Fürstenthum von 5546 Menschen bewohnt, unter welchen 2704 weiblichen Geschlechts gezählt wurden. Ferner waren darunter 1094 Kinder und junge Leute bis 15 Jahre, 1160 waren in einem Alter von 16 bis 40 Jahren, und 588 zählte man, die das vierzigste Jahr bereits überschritten haben. — Diese waren in 11 Ortschaften vertheilt, bewohnten in diesen zusammen 1207 Häuser, und nährten sich vorzüglich vom Feldbau, Viehzucht und Forstnutzung. Nur wenige und die

Digitized by Google

nöthigſten Gewerbe werden hier von eigenen Arbeitern betrieben, denn in den meiſten Fällen befriedigt der Landmann ſelbſt ſeine Bedürfniſſe an künſtlichen Erzeugniſſen, oder ſchafft ſich ſolche in den nahen Städtchen Maienfeld und Feldkirch an, wohin er ſein Vieh und einige andere wenige Erträgniſſe ſeines Bodens ohnedies zu Markte bringt.

Der Hauptort dieſes Fürſtenthums iſt der Markt Vaduz, jetzt Liechtenſtein genannt, mit einem alten fürſtlichen Schloſſe, wo der Landvogt ſeinen Sitz hat. Dieſer Ort begreift mit dem Herrſchaftsgebäude 133 Häuſer, welche von 697 Menſchen bewohnt ſind, unter welchen 819 weiblichen Geſchlechts gezählt worden. Die übrigen Orte ſind: Ruggel, ein Markt von 88 Häuſern mit 382 Einwohnern (darunter 196 weibl. Geſchlechts). Die Dörfer und Gemeinden Balzers, ſammt Wels, aus 125 zum Theil zerſtreuten Häuſern beſtehend, mit 627 (332 weibl.) Einwohnern. Frieſen begreift 125 Häuſer mit 568 (268 weibl.) Einw. Frieſnerberg, Gemeinde, zu welcher 165 Häuſer mit 694 (318 weibl.) Einwohnern gehören. Schaan, Gemeinde von 164 Häuſern mit 682 (345 weibl.) Einwohnern. Ranken, ein aus 33 Häuſern beſtehendes Dorf mit 122 (64 weibl.) Einwohnern. Mauern, Dorf von 113 Häuſern mit 580 (284 weibl.) Einwohnern. Eſchen, ſammt Nendeln, eine aus 144 größtentheils zerſtreuten Häuſern beſtehende Gemeinde von 651 (332 weibl.) Einw. Gamprin, ſammt Bendern, eine ähnliche Gemeinde, zu der 64 Häuſer und 292 (131 weibl.) Einwohner gehören, und Schellenberg, einſt der Hauptort einer eigenen Grafſchaft, mit einem verödeten Bergſchloſſe, um welches 53 Häuſer, zum Theil zerſtreut, gelegen ſind.

Der gegenwärtige Beſitzer dieſes Fürſtenthums iſt Fürſt Johann Joſeph, geb. den 26. Juni 1760, und führt, nebſt dem Titel von dieſer unmittelbaren Beſitzung, noch den eines Herzogs zu Troppau und Jägerndorf in Schleſien, dann Regierer des Hauſes von und zu Liechtenſtein (und die Anſpruchstitel eines Grafen von Rietberg und Herrn von Nicolsburg); ferner von ſeinen übrigen, ausgedehnten, prächtigen Beſitzungen in Oeſterreich, Steiermark, Mähren und Böhmen, nämlich der Herrſchaften Feldsperg, Loosdorf, Wilferſtorf, Rabensburg, Judenau, Totzenbach, Hadersfeld, Johannes, Liechtenſtein und Liechtenthal in Oeſterreich; Liechtenſtein und Weyer bei Judenburg in Ober-Steiermark, und der Herrſchaft Schwannberg in Unter-Steiermark; Steinitz, Eisgrub, Lundenburg, Oſtra, Butſchowitz, Poſoritz, Sternberg, Carlsberg, Außee, Blumenau, Trübau, Landskron, Hohenſtadt, Eiſenberg und Goldenſtein in Mähren; und Schwarzkoſtellez, Kurzinioles, Skworetz, Kaunitz, Radim, Rattay, Roſtock und Rumburg in Böhmen. — Die Gemahlin dieſes Fürſten iſt Joſephe Sophie, des Landgrafen Joachim Egon von Fürſtenberg-Weytra Tochter, geboren den 20. Juni 1776, und vermählt den 12. April 1792. Aus dieſer Ehe ſind noch ſieben Prinzen und vier Prinzeſſinnen am Leben, unter welchen der Erbprinz Aloys Joſeph Johann Nepomuk Joachim Franz den 26. Mai 1796 geboren.

Der Fürſt Johann ſtammt aus der jüngern Gundaceriſchen Linie des Hauſes Liechtenſtein, die von dem zweiten Sohne Hartmanns IV (geſt. 1585) Gundaccer ihren Urſprung herleitet,

Digitized by Google

ſchon 1623 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde, und nach Erlöſchen der ältern Karoliniſchen Linie, mit Fürſten Johann Adam Andreas, am 12. Juni 1712, in deren Majoratsgütern ſuccedirte, aber ſich wieder in zwei Hauptäſte theilte, wovon der jüngere wiederum in zwei Arme ſich trennte, zu deren erſtem der jetzige Fürſt gehört. — Seinen Aufenthalt hat der Fürſt gewöhnlich in Wien, wo ſich auch ſeine Hofkanzlei, Buchhaltung und Archiv befinden. Eine eigene prächtige Reſidenz hat derſelbe aber zu Feldsperg in Oeſterreich und Eisgrub in Mähren, wo ein Natur- und Obſtgarten von vorzüglicher Schönheit beſteht, und wo er eine aus 12 Mann beſtehende Leibgarde und ein aus 60 Gemeinen beſtehendes Grenadierkorps unterhält.

Das Fürſtenthum Liechtenſtein aber verwalten ein Landvogt und ein Rentmeiſter, welchen noch einige andere Beamte und die nöthige Dienerſchaft beigegeben ſind. Die Juſtizpflege in erſter Inſtanz beſorgt der Erſtere; jene in zweiter Inſtanz die fürſtliche Hofkanzlei in Wien, und die weitere Berufung geſchieht, nach einer Uebereinkunft mit Oeſterreich im Jahr 1816, an das tiroliſche Appellations- und Kriminal-Obergericht zu Inſpruck. Die Verwaltung der kleinen Feldwirthſchaft, der bedeutendern Forſten und andern Nutzungen in und um Baduz, als Ziegeleien u. ſ. w., geſchieht, unter Oberaufſicht des Landvogts, durch das Rentamt und die Jägerei zu Planken und Schellenberg. — Der Ertrag dieſes Fürſtenthums reichte ehemals kaum zur Beſtreitung der Verwaltungskoſten hin, und erſt in neueſter Zeit iſt er auf 16,000 bis 18,000 Fr. rein gebracht worden. Alle ältern und neuern ſtatiſtiſchen Schriftſteller haben alſo ſehr geirrt, da ſie ihn zu 50,000 fl. angegeben haben. — Als Mitglied des deutſchen Bundes hat der Fürſt zum Bundesheere ein Prozent der Bevölkerung mit 55 Mann Infanterie im Falle eines Kriegs zu ſtellen.

Aus Baiern.

Anſchaffung der von Sieber aus Aegypten mitgebrachten Mumien und Sarkophage. — Die Hieroglyphen-Vögel.

Hr. F. W. Sieber, ein junger, gelehrter und unternehmender Mann, hatte vor wenigen Monaten ſeine aus Aegypten mitgebrachten Alterthümer noch in Wien zur Schau geſtellt; jetzt iſt der edlere Theil der ganzen Sammlung, welcher in ſeinem zu Wien gedruckten Verzeichniß die Nummern 1—225 einnimmt, — die Mumien, die in den Katakomben zu Theben gefundenen größern, und die kleinern, an verſchiedenen Orten gefundenen Alterthümer, nebſt hundert und fünfzig Stück alten und neuen, in Aegypten, Gortyna, Gnoſſus, Korzyra u. ſ. w. gefundenen Münzen, — Eigenthum und Beſtandtheil der großen königlichen Sammlungen in München geworden. Man ſagt, dieſer ganze, für die Alterthumskunde und Wiſſenſchaft höchſt werthe Schatz von Seltenheiten, wie ihn in der Art gegenwärtig ſchwerlich irgend ein Kabinet aufzuweiſen hat, ſei um den Preis von 6000 fl. rheinl. erſtanden worden.

Der Schatz iſt um ſo köſtlicher, da die letzten Trümmern der alten ägyptiſchen Welt immer mehr verſchwinden. „Man ſieht jetzt,“ ſagt Hr. Sieber in ſeiner kleinen zu Wien über die

ägyptiſchen Mumien vor Kurzem erſchienenen Abhandlung: „alle Katakomben leer, und was noch immer brauchbar war, hat der jetzige Bewohner in ſeine Wohnung geſchafft. Der ſeit Jahrhunderten in Europa eingeriſſene Gebrauch des Mumienharzes in den Apotheken, welches, in unbegreiflicher Menge ausgeführt, vollends die wenigen der beſſern, mit Harzen einbalſamirten Mumien aufzehren mußte, iſt Urſache, daß man Alles ſo ausgeplündert und leer antrifft, daß ſelbſt die Franzoſen, obſchon ſie, während ihres zweijährigen Aufenthalts in Aegypten, in allen Gegenden lange und eifrigſt nach in brauchbaren Sarkophagen eingeſchloſſenen Mumien ſuchten, dennoch keine entdeckten.“

„Es iſt daher begreiflich, warum wenige europäiſche Kabinete nur zum Beſitz eines roth oder weiß angeſtrichenen Sarkophags gelangen konnten; und der Hr. Hofrath v. Hammer (ſ. Fundgruben des Orients, V. Band, 3s Heft, S. 273) das einzelne bemalte Bret und den innern Deckel eines Sarkophags, welche das Wiener k. k. Antikenkabinet vor einigen Jahren acquirirte, wegen ſeiner intereſſanten Malereien, mit Recht allen vorher nach Europa gekommenen ganzen Sarkophagen vorſetzen konnte.“

„Wurden Mumien ſelten, ſo wurden es natürlich Sarkophage noch mehr, da unter hundert Mumien kaum eine in Sarkophagen ſich vorfindet, alle früher aufgefundenen, aus Holzmangel, von den jetzigen Einwohnern verbrannt wurden, und unter einer gleichen Zahl derſelben ein rein gemalter und überfirnißter ſelten anzutreffen iſt.“

Wir theilen hier noch eine werthvolle Bemerkung des Hrn. Sieber über die verſchiedenen Arten der Vögel mit, die er unter den auf den Hieroglyphen abgebildeten erkannte. Es ſind dies der Falco Haliaetos, der große Fiſchreiher in Hoch-Aegypten. Falco nisus (Nisser. arab.), der Sperber. Falco n. Sp. Vultur cinereus? Vultur Percnopterus, die Pharaonshenne, vorzüglich am Tempel zu Tentyra. Anas aegyptiaca L. Anas Penelope L. Strix flammea L. Corvus fructilegus L.? Mergus Merganser L. Pelecanus Carbo L. Phasianus Gallus, pullus L. Ardea Nyctycorax L. Platalea Leucorodia.

Hr. Sieber zweifelt, und wie es ſcheint mit Recht, daß der Tantalus Ibis L. der ächte, den Aegyptern hochheilige Ibisvogel geweſen ſei; denn nicht nur fand er dieſen nirgends abgebildet, ſondern er, der nur auf den ſüdlichen Inſeln des rothen Meeres, in Aethiopien und Abeſſynien heutiges Tages angetroffen wird, ſcheint nie in Aegypten einheimiſch geweſen zu ſein. Wahrſcheinlich war der Ibis der Aegypter der Tantalus Facinellus L., der zu allen Jahrszeiten in Aegypten, beſonders am Delta, häufig iſt und auf Mumien, Vaſen u. ſ. w. vielfältig abgebildet ward.

Aus Rußland.

Bruchſtück eines Privatſchreibens aus St. Petersburg vom 5. Februar 1820.

Es iſt hier ein merkwürdiger Mann angelangt, Namens Lindl aus Baiern, geweſener Pfarrer in Duttlingen, welcher ganz als Anti-Römer auftritt, unter dem Namen chriſtlich-katholiſcher

Digitized by Google

Pfarrer; er zieht durch seine Beredsamkeit, die wunderbar ist, ein zahlreiches, meist protestantisches Publikum in sein Auditorium, predigt in der Malteser-, nicht in der großen katholischen Kirche, indem die Dominikaner, welche hier die katholische Gemeinde leiten, ihm zuwider sind und ihren Pfarrkindern Lindls Ketzereien untersagen. Eigentlich gehört Lindl zu den biblischen Mystikern, weshalb auch die sogenannten Erweckten, Biblischen, Pietisten und Herrnhuter, nebst den Stillingianern, ihm anhangen und ihn als den wahren Prediger der klaren, lautern Offenbarung in der Bibel erkennen. Der Mann kam gerade zur gelegenen Zeit hieher, indem ohnedies eine religiose Gährung herrscht. Den Protestanten hat man wieder den Orthodoxismus, nach den symbolischen Büchern, eingeprägt, sogar den Reformirten; diesem Katholiken aber erlaubt man völlig als Reformator in seiner Kirche aufzutreten; dabei lobt und erhebt man ihn. Rußland veranstaltet überhaupt merkwürdige Veränderungen in den ihm fremden Kirchen; die katholische scheint übel angeschrieben und wird gleichsam verfolgt; dennoch zählt diese Kirche auch unter den Griechen einige vornehme Freunde und Anhänger. Der Erzbischof Sestrenzewitsch, ein Pohle, ist dem Kaiser ganz ergeben und kein Päpstler. Die protestantische Kirche wird mit einem Schlag amalgamirt, in eine bischöfliche umgewandelt, unter kirchlicher Obhut und Disziplin. Nachdem mehrere deutsche Gelehrte und Prediger den an sie ergangenen Antrag zur Bischofswürde abgelehnt, als Scheibel in Breslau, Harms in Kiel u. A., verschrieb man vom Ministerium aus, an dessen Spitze der Fürst Alexander Golitzin steht, den Bischof Zigneus aus Borgo in Schweden, nachdem er vorher den neu kreirten Superintendenten Feßler (den berühmten Schriftsteller aus Ungarn) eingeweiht hatte. Feßler ist bestimmt, die protestantischen Kirchen der Kolonisten an der Wolga (60,000 an der Zahl) zu organisiren und zu regieren. Der Bischof Zigneus ist bereits angekommen, er soll nächstens durch eine besondere Ukase installirt und wahrscheinlich zum Erzbischof erhoben werden, als solcher die ganze protestantische Kirche in Rußland leiten, dem ebenfalls neu geschaffenen General-Konsistorium vorsitzen und die einzelnen Unter-Konsistorien leiten und kontrolliren. Gegen alle diese merkwürdigen Veränderungen haben bereits die deutschen Provinzen Esthland, Kurland und Liefland, nebst der Synode in Litthauen, protestirt, indem sie ihre besondern, durch Ukasen ertheilten Privilegien ansprechen; den Erfolg wird die Zeit belehren. Die Herrnhuter sind die einzigen Protestanten, die noch etwas gelten; sie werden als Muster aufgestellt und erhalten große bürgerliche Vorrechte. Während die russische Regierung in Verbesserung und Belebung der fremden Kirchen so thätig erscheint, läßt sie hingegen die ihrige, die griechische, in Frieden ruhen und einschlafen; denn da bleibt Alles beim Alten.

In Dorpat hat der bürgerliche Präsident des General-Konsistoriums, General-Major Graf von Lieven, Kurator der Universität, bereits auch eine Rede an alle Prediger gehalten, worin er ihnen meldete, daß die Kirche im Argen liege, daß jeder Prediger, statt Gottes Wort, nur seine eigene Weisheit lehre; daß unter der Geistlichkeit Unglaube und Werkheiligkeit herrsche; daß wieder eine Obhut und Wache in die Kirche gestellt werden müsse, besonders wegen der Philosophen, die durch ihre Schriften so viel Unheil anrichten, und die Erzählungen des alten Testaments nur als Mythen behandeln; die Vernunft auf den Thron setzen und das Wort Gottes herabwerfen; Alles mit Mehrerm. Dann hat er mit der Versammlung seiner Zuhörer kniend für ihre und der ganzen protestantischen Kirche Bekehrung gebetet und ihnen endlich angekündigt, daß sie künftighin wieder nach den symbolischen Büchern lehren und predigen müssen.

Bruchstücke aus Briefen über Spanien und die große Staatsveränderung dieses Landes, geschrieben im Sommer 1820.

1.

Bemerkungen über fremde Urtheile. — Gang der Revolution. — Ihre Stärke.

Barcelona im Mai 1820.

— — Unsere öffentlichen Blätter machen sich über die preußische amtliche Zeitung lustig, welche gesagt haben soll, man müsse in den Dekreten unsers Königs vom 6. und 7. März die Worte deseos del pueblo (Wünsche des Volks) lesen: deseos del egército (Wünsche der Armee), und dabei zu verstehen gebe, das Volk habe an dem Rufe zur Freiheit weitaus den kleinsten Theil genommen. Hintennach setzen unsre Publizisten hinzu: In gewisser Rücksicht hat der Preuße aber doch nicht ganz unrecht, pues ya todo el pueblo español es un egército, y cada ciudadano un soldado que defendera con su sangre la carta que ha jurado su corazon (weil das gesammte spanische Volk ein Heer und jeder Bürger ein Soldat ist, der mit seinem Blute die Charte vertheidigen wird, der sein Herz sich zuschwor).

Es läßt sich wohl begreifen, daß man im Auslande, und am meisten in Deutschland, ganz irrige Ansichten von der hiesigen Restauration hat, oder haben will. Man hat sie, weil man keine Vorstellung von dem vorhergegangenen Elend des Königreichs besitzt; man will sie haben, weil man sich über gewisse Dinge gern selbst und Andere täuschen möchte. Indessen was geschehen ist, liegt klar vor den Augen der Welt. Quiroga mit seinem Häuflein auf der Insel Leon konnte weder den König, noch eine ganze Nation bezwingen und umstimmen. Es gehört eine unglaubliche Keckheit oder Ueberzeugung von der Leichtgläubigkeit der Leser dazu, wenn Schriftsteller dergleichen Albernheiten behaupten. Wille, Sehnsucht nach einem bessern Loose lag wahrlich lebendig in der spanischen Nation. Wenn Porlier, Lacy, Richard, Vidal und andere Märtyrer der Freiheit und Ehre dieses Landes nicht so glücklich, als Quiroga und Rafael Riego, waren, hatte der Umstand die meiste Schuld, daß ihre Versuche früher vernichtet wurden, als die ganze Nation den wahren Zweck derselben vernahm. Der Weg der Briefe damals war langsam und unsicher; die Zeitungen standen unter dem Bann der strengsten Zensur. Das Volk überall ward zu spät von den Vorgängen unterrichtet; und immer gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe eine ganze Nation sich zu einem Entschlusse bestimmen kann.

Daher war für die gute Sache durch Quiroga Alles gewonnen, wenn er, nicht gegen die königlichen Truppen Schlachten gewann, — Bürgerkrieg mußte er um jeden Preis meiden! —

Digitized by Google

ſondern wenn er Zeit gewann. Das wußte er ſo gut, wie jeder Spanier. Deswegen verſchanzte er ſich, als Vertheidiger der Cortes und der Volksrechte, auf Leon. So mußte es gelingen, daß ganz Spanien ſeinen Aufſtand und Zweck endlich erfuhr; dies erfahren hieß aber die Wünſche der ganzen Nation für ſein Glück entflammen; hieß zum Beiſtand aufbieten.

Daß etwas Großes im Werk, daß ein Ausbruch nahe ſei, wußte man ſchon in den letzten Monaten vorigen Jahres allgemein, wie Dir auch meine Briefe von damals ſagten. *) Denn Einer ſicherte das dem Andern zu. Man muß erſtaunen, daß nur der König allein nichts vernahm. Aber wie konnte er es, da er, von ſeiner braven Nation und ihren Seufzern getrennt, dieſe Nation nur mit den Augen ſeiner lügneriſchen Umgebungen ſah? Er ward endlich enttäuſcht. Und gerade die Mittel, welche ſeine Umgebungen gebrauchten, das, was ſie heimlich fürchteten, zu unterdrücken, mußten das rechte Mittel werden, zu befördern, was ſie nicht wollten. Die niederträchtige Frechheit in Entweihung des Briefgeheimniſſes auf den Poſten, indem ſie durch das Unſicherwerden aller Privatverhältniſſe die ſanfteſten Gemüther gegen die Regierung empörte, begünſtigte nur trautere mündliche Mittheilungen, engern Zuſammentritt und ſchnellern Umflug der dunkeln Gerüchte. Der Cenſurzwang, von welchem die Zeitungen gebunden waren, damit das Volk nichts erfahre, als was die Regierung zu wiſſen erlauben wollte, verhinderte auch und weit mehr noch, daß die Regierung nichts von dem vernahm, was im Volke rege ward. So mochte das Kabinet von Madrid dann freilich von den Erſcheinungen des Jänners und Februars ſehr überraſcht ſein. Im Lande ſelbſt war kein Menſch überraſcht.

Allerdings die Augenblicke der großen Kriſe waren furchtbar. Denn wer konnte den Gang der allgemeinen Volksbewegung, wer den Ausgang des Kampfes über Spaniens Leben und Tod vorausſehen? **) Noch ſchwiegen die Zeitungen, noch vertraute man der Poſt keinen bedeutenden Brief an. Niemand wußte mit Zuverläſſigkeit an einem Ende Spaniens, was am andern Ende vorging. Man glaubte überall noch allein zu ſtehen, während die Gährung und der Aufſtand

*) „Meine alten Freunde," heißt es in einem Briefe vom 10. Nov. 1819, „ſind meiſtens ausgewandert oder ſchmachten in Kerkern; und ſo bin ich meiſt iſolirt oder auf mich ſelbſt beſchränkt. Dieſer fort, dauernde Druck hat mich düſter und ungeſellſchaftlich gemacht. Aber ich weiß es, der entſcheidende Augenblick iſt vor der Thur, in dem Licht über Finſterniß, Menſchenwürde über Knechtsſinn, Tugend über Heuchelei ſiegen muß. Selig der Mann, der jetzt Muth und Entſchloſſenheit hat; und Schmach den feilen Heuchlern, die um die Gunſtbezeugungen betrogener Fürſten, um die vergiſtete Tafel eines engherzigen Miniſters, das Glück und Wohl eines Volks auf dem Altar ihrer Selbſtſucht opfern. Europa wird bald von Spanien hören."

**) „Nichts ſteht feſt, nichts iſt gewiß," heißt es in einem Briefe vom 16. Febr. 1820: „Ahnungen, Wünſche, Lüge, Betrug, Furcht, Gährung, fürchterliche Symptome, alles Gute und Böſe in ein Chaos zuſammengeworfen. Darüber brütet der Kittig der Zeit; und ſo könnte doch wohl noch aus dem abſcheulichen Wirrwarr ein ſchöner Dianenbaum aufwachſen, der ganz dem Bilde eines wohlgeordneten Staats gliche."

ſchon in den meiſten Provinzen laut geworden waren. Man ſandte ſich gegenſeitig Boten und ward angenehm betroffen, einerlei Sinn und einerlei That von allen Seiten wahrzunehmen.

Die heilige Sache hat geſiegt. Der König iſt enttäuſcht und hat ſein Volk und das Volk ſeinen König wiedergefunden. Spanien wird ſeine alte Bedeutſamkeit in der Weltgeſchichte wieder annehmen. Laß Dich durch keine Ultrablätter der Franzoſen und Deutſchen betrügen. Dieſe befangenen Köpfe ſchreiben und wiſſen nicht, was die Spanier ſind und wollen, ſondern nur was ſie ſelbſt ſind und wollen. Es iſt immer noch ſchief gegangen, wenn beſchränkte Geiſter die Welt unmündig erklären und ſich zu Vormündern der Nationen machen wollten. Welche thörichte Maasregel, daß man jetzt an den franzöſiſchen Grenzen eine Sperre gegen die freiſinnigen ſpaniſchen Zeitblätter anlegt! Unſere Regierung that noch vor einem Jahre das Nämliche; was half's? „Famoso contrabando!“ ſagte man ſich lachend, wenn man einander ſonſt eingeſchmuggelte fremde Zeitungen wies. Aber wahrlich, die Franzoſen können nichts mehr von den Spaniern lernen; die Spanier lernen auch von den Franzoſen nichts. Es gibt gewiſſe ewige und heilige Sachen, die lehrt kein Volk das andere, ſondern die lehrt die Natur, wie ſie die Spinne im Weben, die Ameiſe im Sammeln, die Biene im Honigmachen unterrichtet. Keine Spinne, keine Ameiſe, keine Biene geht zu einer andern in die Schule. Das begreifen viele eingebildete Staatsmänner nicht, wie die linkiſchen Maasregeln beweiſen, welche ſie wählen.

Unterdeſſen geſtehe ich gern ein, ſo leicht, wie wirs uns hier jetzt denken, wird es doch nicht mit der Vollendung unſerer Metamorphoſe gehen. Ich glaube an keine Wunder, auſſer pflichtmäßig an die bibliſchen; alſo auch nicht an die Wunder in der Völkergeſchichte.

Man iſt jetzt noch in einem Schwindel der erſten Freude; und man glaubt, die ganze Nation juble, weil man nur die Jubler hört, aber nicht die Schweigenden. Die Schweigenden werden jedoch auch zu ihrer Zeit einmal wieder ans Wort kommen. Viele Kloſtergeiſtliche ſchweigen, viele alte Rathsherren, viele abgedankte Höflinge (mandarines del palacio, wie man ſie jetzt heißt), viele Altprivilegirte.

Sie thun für jetzt auch wohl daran, ſich nicht laut zu geben. Denn der gröſsere Theil der Nation iſt gegenwärtig in einer ernſten, höhern Stimmung, auf das Werk zu ſtolz, durch das Neue noch zu ſehr gereizt; durch die Erwartungen von der Zukunft zu ſehr geſpannt, und durch die Bewegung aller Herzen zu ſehr gerührt und verbrüdert. Allein die Zeit muß auch ſicherlich kommen, in der das Neue endlich alt wird und wo manche zu hoch geflogene Hoffnung ihre Schwingen wieder ſinken laſſen muß. Dann werden die Schweigenden reden und damit anfangen, ſich als die Beſonnenern gelten zu machen. Dann werden die bevorrechtet geweſenen Familien, die Kloſterlinge, die verdrängten Beamten, und Alle, welche im heutigen Sturm und Drang einen Rippenſtoß bekommen haben, ſich hervormachen, vornehm ſpötteln, verdächtigen, an alte Zeiten mahnen, verkehrn, zu heroiſchen Wagſtücken ermuntern. Es werden ſich nach und nach an ſie diejenigen anſchlieſſen, welche der Umſchwung der Dinge in ihren Privat-

Digitized by Google

rechnungen betrog, die bei den Wahlen zurückgeſetzt wurden, eben ſo gut Abgaben zahlen müſſen, wie Andere. Die Menſchen ſind diesſeits der Pyrenäen Menſchen, wie jenſeits.

Man wird den Widerſtand gegen die neue Ordnung der Dinge anfangs mit dem Mantel der Freiheitsliebe verhüllen, mit der Redensart beſchönigen, Oppoſition ſei in einem freien Lande das Salz der Freiheit. Man wird Schritt um Schritt bis zu den kühnſten Verſuchen thun. Das iſt ſehr möglich, ja iſt ſehr wahrſcheinlich. Denn wahrhaftig die Volksnatur auf der Halbinſel hat ſich mit der Proklamirung der Cortesverfaſſung nicht ſo jählings verändert. Die Mehrheit der Nation, und ich kenne ſie ſeit manchem Jahr, iſt in ihrer Bildung ſehr zurück, beſonders der Bauer und der gemeine Mann in den Flecken und Städten roh, abergläubig und unbeſchreiblich bigot. Der geiſtliche Arm wird lange noch neben dem weltlichen ein gewaltiger Arm bleiben.

Wenn auch gegenwärtig die Mehrheit der Weltgeiſtlichen für die Revolution ſtimmt, weil ſie die Kloſtergeiſtlichen ſinken zu ſehen wünſcht und eine reichere Ausſtattung der Pfründen erwartet: wird ſie doch kein Haar breit von ihrem Einfluß einbüßen wollen, den ſie bisher beſaß. Wirklich ſpürt man, wenigſtens in dießigen Gegenden, ſchon jetzt etwas von den Wirkungen des Mönchsgeiſtes und — lache nicht — des engliſchen Goldes.

Die Verfaſſung ſelbſt hat einzelne Gebrechen, die ſie theils der Eilfertigkeit, in welcher ſie verfertigt wurde, theils den Umſtänden, unter welchen ſie entſtand, theils der beſtändigen Rückſichtnehmung auf das ſpaniſche Amerika ſchuldig iſt. Ihr Kern iſt vortrefflich, die Gebrechen ſind eigentlich nur Nebenſachen. Ich will ein andresmal umſtändlicher darüber ſein. Doch verkenne ich das Uebel nicht, welches daher erwachſen kann. Denn weil nichts an der Verfaſſung, laut ihren eigenen Beſtimmungen, geändert oder verbeſſert werden darf, bevor ſie nicht acht Jahre lang in allen Stücken vollzogen iſt, wird ſie den Cortes ſelbſt oft zum Anſtoß werden. Weit gefährlicher aber noch würde der Entſchluß werden können, ſie vor der feſtgeſetzten Friſt auszubeſſern. Man weiß nie, wo eine konſtituirende Verſammlung zuletzt ſtehen bleibt; und nichts führt leichter zu Umtrieben, Gährungen, geſetzloſen Wagſtücken und bürgerlichen Parteiungen und Händeln, als das Meiſtern und Zimmern am Räderwerke der Staatsmaſchine.

Alle dieſe Umſtände, wozu noch die ſchon lautgewordenen Meinungsparteien und die Reibungen des Provinzialgeiſtes und Provinzialſtolzes kommen, wer will es läugnen, können allerdings Sorgen erregen. Ja, es kann noch Blut koſten. Aber der König ſteht feſt, und er muß es jetzt mehr, denn je, ſeines und des ganzen Reichs Intereſſe wegen; und in jedem Fall werden die Bajonete Alles im Gleis erhalten. Es wird nur theilweiſe Erſchütterungen geben.

Denn für die Aufrechthaltung der Cortes iſt bei weitem der größte Theil der Nation durch die Natur der Dinge in Anſpruch genommen. Sie empfand ihr Elend unter der Herrſchaft der Willkühr zu ſehr, um dieſe je zurückzubegehren. Landbau, Gewerbe und Handel lagen zu Boden gedrückt; der Staat[illegible] war verſchwunden; das Geld verkroch ſich; die Auflagen

erſchöpften Alles und genügten zu nichts; die Soldaten ſogar waren elend, oft gar nicht beſoldet; die Offiziere ſtanden alle um mehrere Monate mit ihrer Löhnung zurück; man ſah die tapfern Krieger, welche Spaniens Selbſtſtändigkeit einſt ſo heldenmüthig gegen Frankreich vertheidigten, in Lumpen, halbnackt, oft baarfuß im Mantel, der ein zerriſſenes Hemd deckte, die Wachen beziehen; rechtliche Leute zitterten vor den gefräßigen Polypenarmen der Inquiſition; Klagende riefen umſonſt das Recht an; Petitionen an den Monarchen wurden unbeantwortet gelaſſen, oft geſtraft; die Ehre keines Mannes, die Ruhe keiner Familie, das Geheimniß keines Herzens war ſicher; was man nicht durch den Beichtſtuhl, durch Verhaftungen und Hausdurchſuchungen erfuhr, ward durch Erbrechung der Briefe auf den Poſten ausgekundſchaftet. Den ſchönen Worten der Proklamationen, den Verheißungen des Königs maß die lange getäuſchte Nation keinen Glauben mehr bei. Nur die Höflinge, die Glücksritter, welche in Spielen und glänzenden Feſten und Großthuereien den Bettelpfennig der Nation verpraßten, und die reichlich mit allem ihrem Anſehen und Gut wieder ausgeſtatteten Mönche befanden ſich im allgemeinen Elende gar behaglich. Ich übertreibe nichts; aber ich bin nicht fähig, den Druck und den Unmuth der ganzen Halbinſel lebhaft genug zu ſchildern. Aber wie groß er geweſen, bezeugt ſchon der einzige Umſtand, daß einerſeits die Regierung ſelbſt zu Allem gelähmt daſtand, und anderſeits die ganze Nation gleichzeitig, wie durch einen Zauberſchlag geweckt, zu ihrer Selbſthilfe aufſtand.

Das ſind die Wirkungen der zügelloſen Miniſterialherrſchaft, der Mönchstriumphe, der Scheidung des Volks von ſeinem Könige durch das Dazwiſchentreten einer gegen Thron und Nation gleich habſüchtigen Ariſtokratie der privilegirten Klaſſe. Und eine ſolche Regierungsform konnten die Chateaubriands, die Villeles und Andere vermittelſt einer politiſchen Reaktion für den Augenblick in die Höhe geworfenen Ultra preiſen! Und den großen Rettungsverſuch einer edeln Nation, ſich aus Armuth, Verworfenheit, prieſterlichem, adelichem und miniſteriellem Joch zu erlöſen, konnten eben dieſe Menſchen Jakobinerei heißen!

Vergebens wird man aber der Maſſe der Spanier predigen, es ſei beſſer, daß die untern Volksklaſſen die meiſten Abgaben entrichten, die vornehmern bevorrechtet bleiben: die Gleichheit der Pflicht, daß verhältnißmäßig Alle zu den Staatsbedürfniſſen beitragen, leuchtet Jedem ein, wenn auch nicht den Eximirten; — vergebens, daß es wohlthätiger ſei, wenn Beamte, Inquiſitoren, Miniſter nach Belieben Verhaftungsbefehle, Hausunterſuchungen anordnen können: Jeder weiß, wie werthvoll Jedem wenigſtens die Sicherheit ſeines Hauſes und ſeiner Perſon ſei; — vergebens, daß es dem Glanze des Thrones erſprießlicher ſei, wenn der Hof ohne Unterſchied für öffentliche und für eigene Bedürfniſſe, ohne anzufragen, Geld fordert, und ein Königreich wie ein Hausgut, und die Bürger wie Leibeigene behandelt, deren Vermögen das Eigenthum des Leibherrn iſt: Jeder weiß, daß der Thron am glänzendſten und ſtärkſten iſt, wenn ihn, ſtatt der Schergen, die Liebe und Ueberzeugung einer ganzen Nation emporhält; daß man freiwillig lieber und mehr gibt, als ſich gezwungen nehmen läßt.

Digitized by Google

Sehr möglich iſts, daß man ſich in Spanien noch über Nebenſachen entzweit; im Weſentlichen aber ſtimmt die Nation feſt zuſammen, und dies wird ſie nie wieder fahren laſſen. Dafür bleibt ſie einſtweilen ruhig in Waffen, bis die Cortes im Sommer verſammelt ſind, bis die Verfaſſung überall in Wirkſamkeit getreten iſt, bis die Rückwirkungen der privilegirten Stände und Klöſter gefahrlos gemacht ſind u. ſ. w. — — —

2.

Die Revolution im Städtchen Puigcerda. — Der Bolero. — Patriotiſche Schauſpiele. — Lieder.

— — — In den Augenblicken, da Quiroga's Aufſtand kund ward, da ſich tauſend widerſprechende Gerüchte durchkreuzten, da das Gefühl lebendiger ward: Länger gehts nicht, es muß anders werden! — da endlich der Nationalentſchluß reif ward, ſich für die Cortes zu erklären, um allen von oben herabkommenden Plagereien ein Ende zu machen, waren die geſammten hohen und niedern Beamten in der peinlichſten Lage. Von der einen Seite ſahen ſie die unruhigen Bewegungen im Lande, von der andern Seite mußten ſie, bei der geringſten Pflichtverſäumniß, Alles von der Rache des Hofes beſorgen. Selbſt diejenigen, welche im Herzen dem Streben des Volks Glück wünſchten, waren, vermöge ihres Amtes, gebunden, ihm kräftig entgegenzuarbeiten. So wurden ſie, wider ihren Willen, auf eine oder die andere Art verdächtig. Viele von ihnen waren in den Gemeinden ſchon vorher verhaßt, bloß weil ſie das Unglück gehabt hatten, Vollzieher widerlicher Befehle und Aufträge zu ſein, die ſie ſelbſt perſönlich gemißbilligt hatten. Eben dadurch verlor auch der edle Generalkapitän Caſtaños, den alle Katalaner einmüthig wegen ſeiner perſönlichen Tugenden hochſchätzten, in dieſen kritiſchen Augenblicken das Zutrauen, und um ſo mehr und um ſo plötzlicher, je mehr der Hof im Zeitpunkt der Gefahr auf ihn zählte.

Es war überall ſehr ungleich, wie das Volk ſich für die Herſtellung der Cortes erklärte. In einigen Provinzen ging der erſte Anſtoß dazu von den Kirchſpielen und Dörfern aus, wo entweder die Landleute nicht mehr den Druck der Abgaben ertragen konnten, oder wo ein vaterlandliebender Pfarrer wohnte, oder wo viele Männer, die einſt Gut und Blut für die Cortes und den König gegen die Franzoſen geopfert hatten, nun ihren Heldenmuth beinahe bereuten, weil ſie damit die Lage des Landes nur verſchlimmert ſahen. In andere Provinzen kam die Anregung zuerſt durch den Vorgang der daſigen Hauptſtadt; und dem gegebenen Beiſpiele folgten dann freudiglich alle Gemeinden. Jede derſelben machte zunächſt, wie natürlich, ihren unmittelbaren Beamten, als Werkzeugen des Hofdeſpotismus, den Krieg. An einigen Orten geſchah dies ſtürmiſcher, an andern Orten glimpflicher. Die traurigen Mördereien von Cadix (noch iſt ihre wahre Veranlaſſung Geheimniß, und vielleicht gut, daß ſie ewiges Geheimniß bleibe), die Vorfälle in Madrid, der Gang der Dinge in Valencia, Barcelona und andern großen Städten ſind aus den Zeitungen bekannt.

Wie ſich die Revolution in kleinen Städten und Flecken wunderſchnell machte, davon kann

die Geſchichte des katalaniſchen Städtchens Puigcerda als Beiſpiel dienen, deſſen ehemaliger Militärgouverneur, Don Nicolas Dusmet, gerade jetzt einen Rechtshandel anfangen will, weil man ihm den Patriotismus abſpricht.

Puigcerda, hart an der franzöſiſchen Grenze, Hauptort der Grafſchaft Cerdagne, iſt ein ummauerter Flecken auf einem Hügel, und zählt ungefähr fünfzehnhundert Seelen. Die Einwohner leben größtentheils vom Landbau; doch fehlts nicht an den nöthigen Handwerkern, und auch ſind einige, doch unerhebliche, Wollenmanufakturen da.

Hier vernahm man erſt am 13. März theils durch Briefe, theils durch öffentliche Blätter von Barcelona, daß in dieſer Hauptſtadt die Verfaſſung der Cortes am 10. verkündet worden ſei. Die Botſchaft verbreitete ſich wie ein Lauffeuer. Binnen einer Stunde wußten es Alle. Nun ließ man die Arbeit liegen; Luſt war an allen Ecken; man trat auf den Straßen und auf dem Platze zuſammen; man beſprach ſich; einzelne Stimmen tönten ein viva und die Guitarren ſumſeten fröhlich dazwiſchen. Die Haufen zogen ſich enger zuſammen; man ging vor das Rathhaus, jauchzte ein viva la Constitucion! viva el Rey! und verlangte, man ſolle die Cortesverfaſſung ſogleich verkündigen. Das geſchah aber nicht. Der Militärgouverneur machte Bedenklichkeiten, und der größere Theil des Stadtraths, meiſtens Perſonen von ſeiner Wahl, ſtimmten ihm bei. — Was war zu thun? Man zog ſich zurück und ward des Abends nur zahlreicher auf dem Hauptplatz. Muſik voran, begab ſich das Volk abermals zum Stadtrath und verlangte die Verfaſſung feierlich verkündigt. Neue Weigerung von Seiten des Gouverneurs. Das machte Verdruß. Die Bürger wurden ſtürmiſcher. Dem Stadtrath ſchien die öffentliche Stimmung nicht mehr geheuer. Der Gouverneur, in ſchwerer Verlegenheit, mußte ſich bequemen, die Verfaſſung der Cortes ausrufen zu laſſen. Dies geſchah nun zwar nur, wie ein Werk der Noth und Angſt, ohne alle Zeremonie, aber die guten Leute von Puigcerda waren damit ſchon zufrieden, machten Muſik und tanzten beim Geſurre der Guitarren und Kaſtagnetten bis an den hellen Morgen. Keiner dachte daran, den Gouverneur oder ſeine Familie zu kränken, wiewohl er eben nicht der beliebteſte war. Ihn aber ergriff doch Furcht und er begab ſich eilfertigſt über die franzöſiſche Grenze nach Burgmadam oder Guinguetas. Man ließ ihm aber ſagen, er könne ohne Sorge zurückkehren, es werde ihm nichts geſchehen.

Am 17. März empfing man amtliche Nachricht, daß auch in Madrid die Verfaſſung verkündet und vom König angenommen ſei. Nun ſtieg der Jubel aufs Höchſte. Folgenden Tags ward auf der Stelle verfaſſungsmäßig der neue Stadtrath gewählt, dann einen Tag ſpäter die Konſtitution in der großen Kirche beſchworen. Dahin ging im feſtlichen Zuge der neue Rath; Muſik zog ihm voran; der Schwarm des Volks folgte; alle Glocken läuteten; alle Kanonen donnerten. Aus dem Hauſe des neuen Alcalde wehte eine Fahne mit der Nationalfarbe und der Inſchrift: Viva la Constitucion, el Rey, la Religion y la Nacion. Der Hauptplatz empfing den Namen Plaza de la Constitucion. Des Nachts ward das Städtchen beleuchtet; es wurden öffentliche Bälle gegeben mit Erfriſchungen; genug man war im Himmel, nur der Gouverneur

Digitized by Google

nicht, welcher durch die Majeſtät des Volkswillens urplötzlich in einen Exgobernador verwandelt daſtand.

Ungefähr auf ähnliche Weiſe geſchah die politiſche Umwälzung in andern Städten, Flecken und Dörfern. Ueberall war man reif dazu. Es ging von ſelbſt. Nirgends erwartete man dazu erſt Befehle von oben herab. Zur Verwunderung ſah man in allen Ortſchaften Exemplare der gedruckten Cortesverfaſſung von 1813 ans Tageslicht hervorkommen, die bisher, wie verbotene Waare, geheim gehalten, darum aber nicht minder fleißig ſtudiert worden waren. Man ſieht alſo auch hier, wie eitle Mühe ſich die Bücherzenſoren, Polizeien und Inquiſitionen geben, wenn ſie Wahrheiten und Ideen ausrotten wollen, welche einmal im Volk aufgenommen und anerkannt worden ſind. Man ſieht auch daraus, wie abgeſchmackt die Einbildungen der franzöſiſchen Ultra ſind, wenn ſie meinen, die ſpaniſche Revolution ſei von einer zerſtreuten Bande Jakobiner, Freimaurer, Philoſophen, Revolutionärs u. dgl. m. gemacht.

Seit das Volk (man kann nicht ſagen, die Regierung) die Buchdruckerpreſſe frei von den alten Banden geſtellt hat, erſcheinen in allen größern und kleinern Städten, wo man ſonſt nur Breviers, Ablaßzettel, Indulgenzen u. dgl. cum permissione superiorum druckte, Zeitſchriften und Zeitungen in mancherlei Geſtalt und Werth. Begierig wird jetzt Alles vom Volke geleſen, ſelbſt in den Dörfern, wo es nicht an öffentlichen Vorleſern und Auslegern fehlt. Häufig findet man Geiſtliche, welche dem Volke die neue Verfaſſung vortragen und erklären. Das geſchieht nicht nur in Dörfern, ſondern auch in großen Städten, und es findet ſich jedesmal zahlreiche Zuhörerſchaft ein.

Die Zeitungen, ſoviel ich deren bisher ſah, athmen den gemäßigten Geiſt der Nation ſelbſt, aber auch den Geiſt der Freiheit, welcher die Wahrheit zu ſprechen nicht ſcheut. Hier herrſcht bis jetzt kein franzöſiſcher Revolutionston; ich zweifle, daß er je zur Herrſchaft kommen wird, wenn nicht mißvergnügte Adeliche und Prieſter durch ihre thätige Widerſpenſtigkeit die Wuth gegen ſich aufwiegeln. Dann aber wehe ihnen, weil ſie in blinder Verſtocktheit ihr eigenes Verderben bereiten.

Mit Erklärung der Preßfreiheit iſt auch das dicke Verzeichniß verbotener Bücher in tödtliche Vergeſſenheit geſunken. Die Buchhandlungen zu Perpignan und Bayonne halten dabei guten Markt. Sie liefern faſt wöchentlich beträchtliche Ballen franzöſiſcher Schriften nach Spanien; am meiſten aber Werke moraliſchen und philoſophiſchen Inhalts. Die Ueberſetzungen der beſten franzöſiſchen Schriftſteller ins Spaniſche, von Merchena veranſtaltet, verbreiten ſich mit neuem Leben über die ganze Halbinſel und ſtreuen einen Schatz freier Anſichten aus. Eben ſo findet man jetzt auch an allen öffentlichen Orten, auſſer den inländiſchen, die vorzüglichſten engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen zu leſen. Es verſteht ſich dabei, daß ein papel servil (ein knechtſinniges Blatt) weniger Beifall hat, als ein papel liberal (ein freiſinniges).

Wie in der ganzen Welt ſind auch in Spanien die beſſern Köpfe die Fürſprecher und Vertheidiger der Volksrechte gegen die Anmaßungen der privilegirten Kaſten. Wie kann es

Digitized by Google

anders sein? Männer von Geist, Kenntniß und Liebe der Menschheit, sollten sie Schutzredner der Unnatur und des Unverstandes werden? Gerade dies aber wird die Sache der Menschheit siegreich emporhalten, wie sehr auch die Inhaber der Geburtsvorrechte das Gegentheil und die bleibende Knechtschaft und Bevogtung der Nation verlangen möchten.

Unsere Spanier aber, weit entfernt, mit frivoler oder plumper Ausgelassenheit nun über alles Ehrwürdige und Heilige herzufallen, wie es in Frankreich zu Anfang der Revolution geschah, behandeln, was sie berühren, mit einer Würde und Anständigkeit, die wahrlich andern Völkern als Muster gelten könnte. Mit Entzücken verkünden sie Freiheit; aber neben der Freiheit stehen Religion und König, als Heiligthümer der Nation. Ja, vielmals wird man gewahr, daß sie, nun die Nation ihrer selbst würdiger geworden, auch im Sittlichen und in Sachen des Geschmacks auf Veredlung dringen. Häufig wird der schöne Vers des Cienfuegos angerufen:

Was sich der Sklav' erlauben darf,
Geziemt dem Freien nicht!

Neulich eiferte sogar eine Stimme gegen den allbeliebten Bolero. Du wirst diesen üppigen, wollüstigen Tanz der Spanierinnen (doch meistens blos der Theater-Phrynen und lockenden Baiaderen) wenigstens aus der Beschreibung und dem Namen nach kennen. Er ist verführerischer und sagt in den Bewegungen und Stellungen der Tänzerinnen mehr, als das dazu gesungene Wort:

Yo no se loque siento
Cuando te miro;
Yo no acierto
Porque suspiro;
Y solo siento
Que sea dentro del alma
Me dan tormento.

„Sind wir fortan eine freie Nation," sagt ein Schriftsteller in der Zeitschrift La Colmena, „so soll unser Sinn auf das Edle und Heldenmüthige gerichtet sein; und es scheint uns, dieser Tanz müsse verschwinden. Nicht das Aeussere der Staatsform und der bürgerlichen Ordnung allein, Alles, auch das Gemüth, auch der Geschmack entspreche der Verfassung, sei erhaben, adelvoll, der spanischen Nation würdig. Und ein solcher Geist verträgt sich nicht mit dem Bolero, der Cachucha, dem Churripampli und dergleichen Tänzen, die einen verderbten Geschmack, wenig Zartsinn und grobe Sitten andeuten."

Auch die Cachucha und der Churripampli sind Tänze, welche nur auf dem Theater getanzt zu werden pflegen; in guten Gesellschaften nie, oder ich wüßte nicht, wo in Spanien. Eben so ists mit dem Fandango, den man nur in Andalusien vom Volke getanzt sieht, in andern Gegenden aber, auch hier in Katalonien, nur auf dem Theater erblickt. Auf der Bühne

in Barcelona, eben ſo in andern Städten, wo Schauſpiele beſtehen, vergeht indeß keine Woche, da nicht der Fandango (von einem Tänzer und einer Tänzerin), die Cachucha (von einer Tänzerin allein) und Seguidillas manchegas zur Schau gegeben werden.

Wie wohlgemeint der republikaniſche Ernſt zur Sittenreinigung ſein möge, muß ich doch zweifeln, daß er zum Ziel komme. Man ſchafft Staatsformen leichter um, als Menſchennaturen. Sittlichkeit und Geſchmack einer Nation hangen nicht von der Geſetzgebung ab, ſondern vom Zuſtande der Wiſſenſchaften, des religiöſen und bürgerlichen Unterrichts und des öffentlichen Wohlſtandes.

Die großen Zeitereigniſſe ſind auch ſchon für die Bühne benutzt worden. Man hat Schauſpiele in Bezug auf dieſelben geſchrieben und aufgeführt, die jedoch nur zu ſehr das Gepräge der Gelegenheitsſtücke trugen und wenig Wirkung machten. Zum Beiſpiel erſchien neulich auf der Bühne von Barcelona La victima de la Inquisicion (das Schlachtopfer der Inquiſition). Es iſt ein Stück von zwei Akten, in Verſen, und der Dichter deſſelben heißt Martilo Faventino. Ein volles Haus hat es gemacht, aber doch nur für zwei Tage. Von demſelben Verfaſſer iſt auch ein kleines Luſtſpiel, oder vielmehr eine Sainete: La ponchada ó la confusion de un servil (der Stich, oder der Ariſtokrat in der Klemme) aufs Theater gebracht. Die platten Späße können wohl einmal, aber nicht lange unterhalten. Es hängt bei ſolchen Stücken mehr von der Laune und den Einfällen der Schauſpieler, welche das Beſte zur Sache thun müſſen, als vom Geiſt des Dichters ab. Die Sainete ſind nämlich kleine Stücke von einem Aufzug, meiſtens vom Verfaſſer nur in Rückſicht der Handlung und Szenenfolge angelegt und von den Schauſpielern aus dem Stegreif geſprochen, dazu mit eingelegten Geſängen und Tänzen geſchmückt. Die Hauptfiguren in der Sainete ſtellen Perſonen aus dem gemeinen Volke vor, die dann durch derbe, kräftige Scherze, durch Natürlichkeit und fröhlichen Sinn einen Abend beluſtigen.

Dieſe Poſſen machen noch immer die dramatiſche Lieblingskoſt der Spanier, ſo wie die Ballets. Die beſſern Arbeiten der Calderon, Vega, Cienfuegos u. ſ. w. ſieht man ſelten. Neuere Dichter für die Bühne von ausgezeichnetem Werthe kennt man keine; doch zeigen Einige gute Anlagen, wie Goroſtiza für das edlere Luſtſpiel. Am meiſten hilft man ſich mit Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke aus.

Auch an patriotiſchen Liedern mangelts jetzt nirgends. Der Spanier ſingt gern zum Sumſen ſeiner Guitarre. Und es iſt gewiß, daß manche Wahrheiten und Grundſätze, welche, trocken hingeſprochen, oder in Büchern geleſen, keine bleibende Stätte im Gedächtniß finden, durch Geſang am leichteſten verſtanden, am ſchnellſten verbreitet werden, und im Gefühl des Volks Leben und Dauer empfangen. Aber auch in dieſen Liedern, wenigſtens in denen, welche ich bisher hörte oder las, haucht der nämliche Geiſt, welchen man jetzt überall in Spanien von einem Meere zum andern wahrnimmt. Begeiſterung für die Freiheit, aber auch unaustilgbare Ehrfurcht für die Religion (nicht immer eben für die Prieſter, am wenigſten für die Kloſter-

Digitized by Google

geiſtlichkeit) und Liebe für den König, der bald die bella esperanza de España, bald der Rey de los buenos heißt. Der ſpaniſche Stolz, welcher für ſein Volk auch ſchon zuweilen den Titel la grande Nacion paſſend findet, durch welchen ſich noch vor Kurzem die franzöſiſche Nation theils verhaßt, theils lächerlich machte, hat das Gute, daß er vor Nachäffereien der Ausländer und vor Selbſtbefudelungen durch revolutionäre Ausſchweifungen bewahrt. In ſolcher Hinſicht finde ich gut, daß Nationalſtolz bei den Völkern genährt werde. Es kann aber auch nicht fehlen, daß er im jetzigen Hochgefühl nicht zuweilen auf andere Völker von oben herabſchauen ſollte. Die Engländer, wie die Franzoſen, ſind in Spanien nicht beliebt; noch weniger jetzt aber die Engländer, als die Franzoſen. Man ſcheint die letztern mehr zu bemitleiden, die erſtern mehr zu fürchten.

Das Mitleiden iſt freilich mit etwas Verachtung gemiſcht; doch trifft die Verachtung weniger das franzöſiſche Volk, als deſſen Führer. Jeder Spanier läßt der Tapferkeit, auch wohl der Freiheitsliebe der Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren. Aber den Ultra derſelben ſchleudert man heutiges Tages ſo böſe Spitzworte zu, wie ehemals ihren räuberiſchen Generalen und Kommiſſarien. In einem patriotiſchen Liede von Seita Runega an König Ferdinand VII heißts unter anderm:

Deja, deja que necios ſerviles
Te censuren; no importa, avanzar;
No detiene la luna su curso
Aunque el perro se esfuerse ladrar.
Privilegios no existen agora,
En España no son menester;
Quien los quiera, confiérarse en Francia
Con el *ultra Ministro Pasquier*.

Beinahe noch minder hold ſind die Engländer angeſehen. Der britiſche Stolz und der ſpaniſche Stolz können nicht wohl mit einander gemeinen Weg machen. Es ſchmerzt die ächten Spanier beinahe weniger, was ſie durch das politiſche und kriegeriſche Räuberweſen der franzöſiſchen Heere und Feldherren litten, als daß eben die Engländer Theil am Ruhme haben wollen, und leider haben mußten, Spanien von fremder Gewalt zu befreien. — „Der König und die feilen Miniſter mögen ſich beim Marſchall Wellington bedanken," ſagte mir der Alcalde eines kleinen Fleckens, welcher ſelbſt den Befreiungskrieg mehrere Jahre mitgemacht hat: „die ſpaniſche Nation hat nicht Urſache zu danken. Wellington hat nur Verdienſte um die Höfe, aber nicht um die Völker. Warum hatten uns Karl IV, die Königin, der Friedensfürſt, das ganze Hofgeſindel, die Prieſterſchaft, der Adel, Alles in Ketten gehalten, daß wir zuletzt nicht mehr Arm und Bein bewegen konnten? Wir aber wären mit den Franzoſen fertig geworden, wir allein, ohne der Engländer Beiſtand, wenn es auch ein Jahr länger gedauert hätte. Wir wären durch das Jahr 1813 von ſelbſt der Franzoſen las geworden; die Engländer waren

überflüssig. Nun wir ein konstitutionelles, freies Volk sind, fürchten wir keine Napoleonen mehr. Wir werden unser Land und unsern König zu schützen wissen. Es war Unsinn, wenn sich sonst die Könige einbildeten, daß sie die Völker beschützten. Man hat gesehen, was aus der Verkehrtheit der Begriffe und Redensarten, diesem Machwerk serviler Speichellecker, für Unheil gekommen ist. Es heißt, die Könige besinnen sich, ob sie unsre Verfassung, und Ferdinand VII darin, anerkennen wollen. Mögen sie nur ihre Lohnsoldaten schicken, die sollen bald anerkennen, wer wir sind!"

Lord Wellington hat in Wahrheit ein verdrießliches Schicksal. Fast alle Höfe von Europa haben ihn mit Lorbeern, Geld, Geschenken aller Art, Ordensbändern, Titeln und Liebkosungen überhäuft; aber die Nationen, stolzer als die Könige, behandeln ihn gleichgültig, oft nichts weniger als schmeichelhaft. Er ist den Portugiesen zuwider, und hat doch Lissabon meisterhaft vertheidigt, freilich nachdem er Portugal zwischen Coimbra und dem Tajo erst zur Wüste gemacht hatte. In Spanien blickt das Volk so argwöhnisch und unbehaglich auf ihn hin, wie in Frankreich, und doch glaubt er Verdienste unsterblicher Art um diese Länder zu haben. Aber mein Alcalde mag vielleicht nicht so ganz im Irrthum sein: „er hatte Verdienste um die Höfe, aber nicht um die Völker; so mögen ihn die Höfe belohnen, wenn ihn die Völker vergessen." — —

3.

Ueber Gegenrevolution. — Menschenhandel. — Villa Campa. — Agustin de Arguelles.

— — Der Jubel um die Wiedergeburt steigt mit jedem Tage. Es ist wahrhaftig unter uns ein neues Leben. Alle Provinzen, alle Stände, alle Volksklassen, alle Individuen, alle Interessen sind einander näher gerückt. Von hier aus wird die wahre Freiheit über Europa ausgehen. Retterin der Idee des Volksrechts ist Spanien schon jetzt geworden; diese Idee war ja schon von Priestern, Edelleuten, Ministern und feilen Herolden des Despotismus im ganzen Europa verbotene und verpönte Waare. Nachdem das tolle Wesen der Jakobiner verhallt war, kam der ärgste Unsinn des barbarischen Alterthums wieder an die Tagsordnung, ein neuer Jakobinismus der Privilegirten. Die Völker wurden wieder zu Sachen gemacht. Alle Tugendhaften, alle Rechtliebenden fingen schon an zu verzagen. Die Ultra und Legitimen aller Länder hielten ihren Sieg schon für vollendet. Da machte ihnen Quiroga den ungeheuern Riß durch alle ihre Pläne, und Alles nahm wieder andern Ton an. Die Höfe werden sich endlich überzeugen, daß die Nationen und deren Haß gegen Willkühr für etwas gezählt werden müssen.

Spanien hat keine Gegenrevolution zu fürchten. Der Grund zu dieser Ueberzeugung liegt theils im festen, treuen Willen und in der unvermeidlichen Nothwendigkeit des Königs, an der Verfassung der Cortes zu halten, theils in dem Interesse des Volks. Denn die Menge der Privilegien und Immunitäten hatten den schwersten Theil der Abgaben, zu Gunsten einiger tausend reichen Familien und Müßiggänger, auf das Volk gewälzt. Am härtesten waren die

Digitized by Google

Provinzen der kaſtiliſchen Krone belaſtet; die der aragoniſchen Krone waren minder ſchwer. In allen Provinzen fand man ſie verſchieden. Unverſtändige Finanzminiſter und Klöſter vereinigten ſich, Handel, Gewerb und Landbau zu tödten. Wäre Amerika ſchon früher abgefallen, hätte ſchon früher eine Staatsumwälzung vor ſich geben müſſen. Die Gleichheit der Beſteurung, die Beſeitigung aller verderblichen Kaſtenvorzüge und Vorrechte, dieſe Baſis der Cortesverfaſſung, erleichtert dem Volke das Leben. Die Schulden des Reichs ſind für die bisherigen Kräfte deſſelben ungeheuer. Sie werden nicht ſobald an den Tag kommen, als man ſich auch von der Unmöglichkeit überzeugen wird, ſie ohne Aufhebung der zahlloſen Klöſter zu tilgen. Man ſchätzte die geſammten jährlichen Einkünfte des Königs auf fünfzig Millionen Piaſter; aber die geſammten jährlichen Einkünfte des Klerus betragen über ſechszig Millionen Piaſter. Die großen Güterbeſitzer werden die Aufhebung der Klöſter fordern, um durch Tilgung der Staatsſchuld und Verminderung der Zinſen ihre Abgaben zu verkleinern; die Landleute werden ſie fordern, um durch Zerſtückelung der Kloſtergüter Eigenthum zu erhalten; die freiſinnigen Bürger werden ſie fordern, um die Widerſacher der Denkfreiheit und beſſern Ordnung zu lähmen.

Mit Ausnahme der Klöſter gewinnen alle Stände, beſonders der Handelsſtand. Denn dieſem waren bisher auf die unverantwortlichſte Weiſe zu jedem Aufſchwung die Flügel gelähmt. Zwar täglich laufen im Hafen (von Barcelona) Schiffe aus und ein; aber meiſtens nur unbedeutend befrachtet; mehr Binnenhandel, als auswärtigem dienend; meiſtens kleine Fahrzeuge von Katalanern. Ich zählte z. B. vom 10. Mai bis zum 17, alſo in letzter Woche, achtundvierzig mit verſchiedenen Waaren, Wein, Zucker, Saſſaparill, Eiſen, Getreide, Kakao, Kaffee, Zitronen u. ſ. w. befrachtete Fahrzeuge. Davon waren achtundzwanzig aus ſpaniſchen Hafenſtädten am Mittelmeer, drei aus Mahon, eins aus Majorka, eins aus Ibiza, eins aus Genua, zwei aus Livorno, vier aus Marſeille, eins aus Amſterdam, eins aus Liſſabon, eins aus Puertorico, drei aus Havanna, eins aus Cuba, eins aus Bahia de todos los Santos.

Mit Menſchenfleiſch wird nebenbei auch noch gehandelt. Nicht nur, daß der Negerhandel in Amerika, wo es ſich irgend machen läßt, fortbeſteht, ſondern er wird ſelbſt in Spanien ohne Scheu getrieben. Noch unterm 24. April ward zu Cadiz ein zwölfjähriger Negerknabe, zu allen Hausgeſchäften brauchbar, in einer dortigen Zeitung (diario mercantil) ganz öffentlich feilgeboten. Ein garſtiges Handwerk, das man in einem freien Lande treibt! Aber auch dagegen fangen ſchon Stimmen an ſich mächtig zu erheben, und die europäiſche Unnatur wird endlich auch in dieſer Hinſicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Noch eins muß mit Recht für die nächſte Zukunft Sorgen einflößen: die feindſelige Rückwirkung derjenigen Perſonen, welche jetzt plötzlich aus dem Stande der Verfolgung und Noth, aus Kerkern und Verbannungen an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten geſtellt werden. Wie unwürdig benahmen ſich die franzöſiſchen Ultra nach ihrer Rückkehr und die Ultra aller Länder nach einem Siege? Und doch habe ich die beſte Hoffnung, Spanien werde auch hier andern Nationen als Muſter gelten können. Die verfolgten Liberales waren meiſtens ſehr

Digitized by Google

tugendhafte und aufgeklärte Männer geiſtlichen und weltlichen Standes. Sie blieben, was ſie geweſen waren, im Elend. Sie werden ihren Edelmuth auch durch den jähen Umſchwung des Glücks nicht einbüßen.

Der jetzige vom Volke erwählte Generalgouverneur von Katalonien, Villa Campa, war einer der trefflichſten und gebildetſten Offiziere. Er ward wegen ſeiner politiſchen Meinungen zurückgeſtoßen, und konnte ſich glücklich ſchätzen, mit Hauptmannsgehalt, den er zuletzt nicht einmal bezahlt bekam, in tiefſter Verborgenheit zu leben. Er wohnte in einem Dorfe, eine Tagreiſe weit von hier. Alle Katalaner kannten und ſchätzten ihn. Er hatte, was er werth war, im langen Kampfe gegen die Franzoſen bewieſen. Aber man bekümmerte ſich um ihn nicht weiter. Es gab eine Zeit, da es Verbrechen war, ſolch' einen Mann zu ehren, den der Hof nicht wollte. Er litt im eigentlichen Sinne des Worts oft Mangel. Seine Kleider waren ſchlecht und abgetragen. Oft lebte er nur von dem, was er ſich auf der Jagd ſchoß. Als er mit Jubel gewählt war und die Abgeordneten aus Barcelona zu ihm kamen, um ihm zu ſagen, daß er Generalgouverneur von Katalonien ſei, hatte er in ſeinem ganzen Vermögen nur ein paar Realen. Er zog ſeine abgeſchabte Uniform an, ſtieg aufs Pferd, ritt nach Barcelona und ward hier mit betäubendem Triumph empfangen. So holte das römiſche Volk einſt ſeine Diktatoren vom Pfluge. — Viele fürchteten die Rache des Mannes. Sie hatten unrecht. Er blieb gerecht und gemäßigt, weil er wußte, daß eine beſſere Ordnung der Dinge nur durch Mäßigung und Rechtlichkeit erhalten, nur durch Leidenſchaftlichkeit zerriſſen werden könne.

In gleichem Geiſte lebt die proviſoriſche Junta zu Madrid. Alle Verfolgtgeweſenen genieſſen jetzt Triumphe; und wie weit man hört, ſind eben ſie die Erſten, welche vom Gedanken an rächeriſche Rückwirkungen abmahnen.

Einer der geiſtvollſten Männer und ausgezeichnetſten Redner der alten Cortes von 1812 war Don Agustin de Arguelles, als Abgeordneter von Aſturien, geweſen. Nach der „Reſtauration des Volksrechts“ (ſo nennt man die Umgeſtaltung der Dinge, die man anderswo Revolution nennt) ward er wieder in die Cortes gewählt. Er kam aus ſeinem Elend in Majorka, wo er der Vergeſſenheit geweiht war (aber wenn die Höfe leicht vergeſſen, Nationen vergeſſen nichts), und ging über Valencia nach Madrid. Unbeſchreiblich war das Frohlocken von Valencia. Kaum vernahm man ſein Herannahen, ſo zog ihm die halbe Stadt entgegen. Die vornehmſten konſtitutionellen Obrigkeiten empfingen ihn. Bürger aus allen Stadtvierteln ritten mit Oelzweigen vor ihm her. Das Volk ſpannte die Pferde ſeines Wagens ab und zog ihn durch die Straßen der Stadt, wo in verſchiedenen Entfernungen Muſikchöre aufgeſtellt waren. Die ihm beſtimmte Wohnung war prächtig geſchmückt; Kränze und Blumen überall. Die Menge vor dem Hauſe jauchzte ihm das Viva, bis er ſich wieder auf dem Balkon zeigte. Er konnte vor Rührung nicht reden. Er rief nur mit bebender Stimme: viva la nacion, viva la constitucion viva el Rey, viva Valencia!

Einen auffallenden Beweis, daß Nationen ein langes Gedächtniß haben, gibt die Stadt

Digitized by Google

Toledo, wo man jetzt daran denkt, an derſelben Stelle, wo ſeit drei Jahrhunderten eine von weißem Marmor errichtete Schandſäule zur Schmach des Juan de Padilla ſtand, dieſem Mártir de la libertad, wie er jetzt heißt, ein Ehrendenkmal zu ſtiften. Schon verhandeln darüber die öffentlichen Blätter. Die Schandſäule ſtand wirklich bis jetzt noch in der Nähe der St. Martinsbrücke, und, wie einſt die Inſchrift beſagte, auf derſelben Stätte, wo vormals das Haus des Juan de Padilla und ſeiner heldenmüthigen Gemahlin Maria Pacheco ſich befand. Die Inſchrift ſelbſt iſt längſt verſchwunden. Man hat ihren Inhalt jetzt wieder aus den Archiven bekannt gemacht. Toledo iſt jetzt ſtolz auf den „kaſtiliſchen Helden, den Erſten, welcher den Deſpotismus zu zerſtören und ſeinem Vaterlande die Freiheit zu geben ſuchte“ (a quel Heroe castellano que fué el primero que intentó derrocar el despotismo, y dar libertad á su patria). Und es iſt wahr, Padilla ſuchte damals nichts anders, als was die Nation gegenwärtig in viel größerm Maas erworben hat. Denn das Zurückſtreben nach uralter, verfaſſungsmäßiger Freiheit hatte bei den Spaniern nie aufgehört.

4.

Die ſpaniſche Revolution im Jahre 1520 *) als Gegenſtück zu der im Jahre 1820.

Nicht Padilla, nicht eine mißvergnügte Partei, ſondern das ſpaniſche Volk ſelbſt hatte, doch theilweiſe und unzuſammenhängend, im Jahre 1520 den Aufſtand begonnen, und zwar aus ähnlichen Gründen und auf ähnliche Weiſe, wie er im Jahre 1820 geſchah. Die Königin Johanna hatte den Verſtand verloren. Ihr Sohn Karl, damals noch ſehr jung, nachmals als Kaiſer Karl V berühmt geworden, verfuhr ſehr eigenmächtig. Er war meiſtens von Flamändern umgeben, die ihn und durch ihn Spanien regierten. Mit Widerwillen ertrugen die Eingebornen die Herrſchaft der Fremdlinge. Niemand konnte ſich leicht dem Könige nahen ohne ihre Erlaubniß, noch mit ihm ohne ihre Gegenwart ſprechen. Die zu Valladolid verſammelten Cortes hatte er genöthigt, ihm eine freiwillige Gabe von 600,000 Dukaten binnen drei Jahren zu zahlen: eine Summe, die man nie vorher ſo ſtark einem kaſtiliſchen Könige bewilligt hatte. Feſter widerſtanden daher die Cortes von Aragonien und Katalonien ſeinen unmäßigen Geldbegehren. Ueberall brachte man ihm Klagen wegen Vermehrung der Auflagen, wegen Anſtellung von Ausländern und wegen Wegführung des baaren Geldes in die Fremde. Der König achtete darauf gar nicht. Er ward in derſelben Zeit, da er noch zu Barcelona mit den Ständen unterhandelte, von den deutſchen Kurfürſten zum Kaiſer erwählt. Die Spanier ſahen dies für ihr

---

*) Die Geſchichte Padilla's und ſeiner Gemahlin iſt ohne Zweifel den wenigſten unſerer Leſer bekannt. Dies bewegt uns, ſie dem Hauptinhalte nach hier, aus Robertſons Geſchichte Karls V, einzuſchalten, um ſo mehr, da ſie uns theils lehrt, wie die Spanier von jeher, eiferſüchtig auf ihre Freiheit, immer das Nämliche wollten; theils weil der damalige Aufſtand eines großen Theils von Spanien ein merkwürdiges Gegenſtück zu dem Aufſtand des Jahres 1820 bildet, und zeigt, wie die Nation unter gleichen Verhältniſſen handelnd, ſich im Thun und Denken auffallend gleich geblieben iſt. D. H.

Vaterland als ein öffentliches Unglück an. Sie brachten den Muth der Cortes von Kastilien in Erinnerung, die einst dem König Alfonso dem Weisen untersagt hatten, das Reich zu verlassen, um sich in Deutschland zum Kaiser krönen zu lassen. Karl aber, vom Ehrgeiz berauscht, kümmerte sich wenig um das Murren des Volks. Papst Leo hatte ihm, zur Führung eines Türkenkriegs, den Zehnten von allen Einkünften der Geistlichkeit Kastiliens bewilligt. Die Geistlichkeit verweigerte dem römischen Stuhle Gehorsam. Leo that sie in Bann. Aber sein Interdikt war so fruchtlos, daß Karl den Papst selbst ersuchen mußte, das Interdikt wieder aufzuheben.

Er verließ Spanien (1519) und ging nach Deutschland, ungeachtet der valencianische Adel erklärte, laut Grundgesetzen der Verfassung keinen abwesenden König anerkennen zu dürfen; ungeachtet der lauten Unzufriedenheit der kastilischen Provinzen, da er sich in der Versammlung der Cortes in Compostella abermals Subsidien hatte bewilligen lassen, ehe noch die ersten abgezahlt waren. Er ernannte über Valencia, Aragonien und Kastilien Vizekönige, in seiner Abwesenheit diese Reiche zu verwalten. Ueber Kastilien setzte er den Kardinal Adrian von Utrecht.

Sobald die Nation erfuhr, daß die Cortes zu Compostella dem Könige abermals Geld bewilligt hatten, ohne daß den mannigfachen Beschwerden der Nation auch nur im mindesten Abhilfe geschehen war, brachen Unruhen aus. In Valencia stand das Volk, ohnehin gegen die Willkühr seiner Adelichen erbittert, unter dem Namen einer Verbrüderung (germanada) für seine Freiheiten in Waffen. Die Bürger von Toledo, die sich kraft ihrer alten Rechtsame als Schirmhalter von den Gemeindsfreiheiten Kastiliens ansahen, ergriffen ebenfalls die Waffen, weil zu Compostella auf die Vorstellungen ihrer Abgeordneten, der Verfassung und den Gesetzen entgegen, gar keine Rücksicht genommen war. Der Eidbruch eines Königs löset den Schwur des Volks auf. Sie bemächtigten sich der Stadtthore und stürmten das Schloß so gewaltig, daß sich der Gouverneur ergeben mußte. Sie setzten alle verdächtige Obrigkeiten ab, wählten neue, und machten den Sohn des ehemaligen Befehlshabers von Kastilien, einen jungen, feurigen, geistvollen Mann, Namens Don Juan de Padilla, zum Landeshauptmann.

In Segovia gings nicht besser. Der Abgeordnete dieser Stadt, Tordesillas, hatte zu Compostella zur Geldbewilligung für den König gestimmt. Er wollte sich deswegen in der Kathedralkirche vor seinen Kommittenten rechtfertigen. Die Bürger aber sprengten die Kirchthüren und schleppten den unglücklichen Tordesillas bei den Füßen heraus, durch die Straßen zum Richtplatz. Vergebens erschienen Dekan und Chorherrn in Prozession mit dem Allerheiligsten, um das Volk zu besänftigen; vergebens fielen die Mönche, welche von ungefähr auf den Straßen dazu kamen, auf die Knie, um für das Leben des Abgeordneten oder wenigstens um so viel Frist zu bitten, daß er beichten und Absolution empfangen könne. Die Menge schrie: „Nur der Henker muß den absolviren, der das Vaterland verrathen hat.“ Er starb unter ihren Händen. Dieselbe Volkswuth herrschte zu Burgos, zu Zamora u. s. w. Man schleifte dort die Häuser der Repräsentanten, die sich flüchtig gemacht hatten, auf den Grund und verbrannte ihre Habschaften.

Digitized by Google

Kardinal Adrian, als Regent von Spanien, schickte den königlichen Richter Ronquillo mit einem Heerhaufen nach Segovia, Tordesillas Tod zu rächen. Die Stadt aber hatte 12,000 Mann auf den Beinen und verschloß die Thore. Ronquillo hob die Belagerung an. Die Segovier vertheidigten sich muthig, und da sie von Toledo Hilfe bekommen hatten, schlugen sie den Ronquillo so furchtbar, daß er sich mit Verlust seines Gepäcks und der Kriegskasse zurückziehen mußte. Als dies Adrian vernahm, gab er dem königlichen Oberfeldherrn Antonio Fonseca Befehl, ein Heer zusammenzuziehen und Segovia zu nehmen. Allein die Einwohner von Medina del Campo, wo der Kardinal große Vorräthe von Kriegsbedürfnissen angelegt hatte, wollten diese nicht herausgeben und sie zum Verderben ihrer Mitbürger gebrauchen lassen. Fonseca griff die Stadt mit Gewalt an; man vertheidigte sich tapfer. Er ließ in einige Häuser Feuer werfen. Das vermehrte die Wuth der Bürger. Sie ließen hinter sich die Stadt brennen, rannten gegen Fonseca's Heer und schlugen es in die Flucht. Medina war damals eine der bedeutendsten Städte Spaniens, die Waarenniederlage vieler andern. Fast ganz war sie in Asche verwandelt. Dies machte Fonseca's Namen zum Abscheu in ganz Kastilien. Selbst zu Valladolid, wo der Kardinal Adrian residirte, erklärte nun das Volk, nicht länger gleichgültig bleiben zu können; schleifte Fonseca's Palast; wählte neue Obrigkeiten und nahm zu eigenem Schutz die Waffen. Adrian, erschrocken, verabschiedete die Truppen; ohnedem war kein Geld im Schatz, die Armee zu besolden, denn die Flamänder hatten den Schatz geleert, und Vorschüsse von den großen Städten des Reichs zu begehren, daran war jetzt nicht zu denken.

Der Aufstand der Gemeinden zielte besonders auf Abschaffung vieler eingeschlichenen Mißbräuche. Die Bürgerschaften in den spanischen Städten hatten damals noch beträchtliche Rechtsame und Freiheiten, die ihnen erst in spätern Zeiten fast gänzlich durch die Ränke des Hofes entrissen wurden. Es war in diesen Bürgerschaften ein heiterer, republikanischer Geist, den man nie am Hofe liebte. Ihre Repräsentanten in den Cortes widerstanden von jeher mit gleicher Festigkeit den Anmaßungen des Adels, wie den Willkühren des Königs.

Padilla und die übrigen Häupter des Aufstandes glaubten jetzt die Zeit gekommen, die Freiheiten der spanischen Nation fester zu begründen. Sie versammelten von allen Städten, die das Recht hatten, die Cortes zu beschicken, Abgeordnete zu Avila. Diese nahmen die Benennung der heiligen Liga an, schworen für den Dienst des Königs und für die Vertheidigung ihrer Freiheiten Gut und Blut zu opfern, berathschlagten über den Zustand der Nation und über die Abstellung verfassungswidriger Mißbräuche. Zu diesen gehörte auch die Wahl von Ausländern zu den ersten Staatsämtern. Sie sandten also auch dem Kardinal Adrian die Botschaft, daß sie ihn nicht mehr als Regenten anerkennen würden.

Schon früher hatte sich Padilla, nachdem er, von Toledo aus, Segovia befreit hatte, gegen die Stadt Tordesillas gewandt. Hier wohnte, seit dem Tode ihres Gemahls, die wahnsinnige Königin Johanna. Mit Hilfe der Bürger drang Padilla in die Stadt und bemächtigte er sich der Königin. Er näherte sich ihr mit der tiefsten Unterwürfigkeit, und

Digitized by Google

erſtattete ihr einen Bericht über den unglückſeligen Zuſtand Kaſtiliens und über die Urſachen, warum das Volk für Beſchirmung verfaſſungsmäßiger Rechte die Waffen habe ergreifen müſſen.

Die Königin ſchien bei dieſer Erzählung wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, und ſagte zu Padilla: ſie habe bisher weder vom Tode ihres Vaters, noch von den Bedrückungen ihres Volks etwas gehört; ſie wolle ſich aber unverzüglich damit beſchäftigen; „und," fügte ſie hinzu, „tragen Sie Sorge für Alles, was dem gemeinen Beſten dienen könne." — Padilla nahm dieſe unerwartete Geiſtesanweſenheit der Königin für eine vollſtändige Rückkehr ihres Verſtandes, und lud die Liga ein, ihre Verſammlungen in Tordeſillas zu halten. Die Abgeordneten begaben ſich wirklich ſogleich dahin. Die Königin nahm die Bitte derſelben wohlwollend auf, die Leitung der Staatsgeſchäfte ſelbſt wieder führen zu wollen. Denn nicht nur gehörten, nach den Geſetzen Spaniens, die Kronen von Kaſtilien und Aragonien ausſchließlich Johannen, und man hatte Karls Entſchluß, ſich dieſe Kronen zuzueignen, als eine Verletzung der beſtehenden Reichsordnungen angeſehen, ſondern die Cortes hatten ihm auch die königliche Würde nur unter der Bedingung zugeſtanden, daß der Name Johannens in allen öffentlichen Verhandlungsſtücken voran ſtehen müſſe, und daß, wenn die Königin je wieder geſunden Geiſtes würde, ſie ausſchließlich und allein die königliche Gewalt auszuüben habe.

Ganz Spanien war entzückt, als man Johannens plötzliche Geneſung vernahm. Das Ereigniß ward für ein Wunder des Himmels gehalten. Die Königin ließ die Abgeordneten zum feierlichen Handkuß. Sie wohnte einem öffentlichen Stiergefechte bei, das ihr zu Ehren gegeben wurde und woran ſie viel Vergnügen zu finden ſchien. Allein bald ſank ſie in den vorigen Zuſtand ihrer Schwermuth zurück, und alle Bitten, alle Gründe waren von da an vergebens, ſie zu bewegen, irgend einer Ausfertigung ihre Unterſchrift zu ertheilen. Inzwiſchen hielt man den Rückfall der Königin ſo geheim, als möglich.

Der Kaiſer befand ſich in Flandern. Er war von Allem unterrichtet. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß er an ſo vielem Unglück, an ſo vielen Verwirrungen die meiſte Schuld habe. Er beſchloß, Alles ſo gut als möglich wieder ins Geleis zurückzuführen, erſt mit gütlichen Vergleichen, oder, wenn dieſe fruchtlos ſein würden, mit Waffengewalt. Er ernannte zu dem Ende, neben dem Kardinal Adrian, noch zwei Männer von vielem Anſehen und Verdienſt in die Regentſchaft, den Admiral Fadrique Henriquez und Don Inigo de Velaſco. Er gab ihnen zur Herſtellung des königlichen Anſehens jede Vollmacht.

Was der Kaiſer zu bewilligen geneigt war, würde ohne Zweifel genügt haben, Spanien zufrieden zu ſtellen, wenn ers im Anfang angeboten hätte. Jetzt aber machte die Liga höhere Anſprüche. Sie wollte eine feſtere Verfaſſung, um auf immer alle Willkühr des Hofes und der Großen zu verbannen. Sie wollte die alten Rechtſame der Nation wieder hergeſtellt, die von den Königen nach und nach unterdrückt worden waren. Sie wollte, was ſie ſchon früher genoſſen, und was ſie unverändert noch dreihundert Jahre nachher wollte und jetzt wirklich errungen hat.

Die Forderungen, welche Spanien im Jahr 1520 an Kaiser Karl V stellte, zeugen von einer Größe und Klarheit staatsthümlicher Ideen, zu denen, wie Robertson selbst sagt, die Engländer erst ein volles Jahrhundert später gelangten, Frankreich in unsern Tagen nur zum Theil Schritte that, die übrigen Nationen Europa's nie sich erhoben. Es ist der Mühe werth, das näher kennen zu lernen, was damals die Liga als Grundgesetz des Reichs vorschlug.

Nach einer langen Vorrede über die mannigfaltige Noth, unter welcher die Nation seufze, über die Fehler und Verderbtheiten der Regierung, denen man alle diese Uebel zuschrieb, ließ man die beispiellose Geduld bemerken, mit welcher das Volk jedes Elend trug, bis es endlich seiner Selbsterhaltung willen und durch Rücksicht dessen, was man dem Vaterlande schuldig sei, genöthigt worden wäre, sich zu versammeln, um auf gesetzliche Weise für seine Sicherheit und für die seiner Verfassung Sorge zu tragen. In Folge dessen ward verlangt, der König möge in seine Staaten zurückkehren, sich ohne Bewilligung der Cortes nicht aus denselben entfernen; ohne Genehmigung derselben sich nicht vermählen; unter keiner Bedingung fremdes Kriegsvolk nach Spanien ziehen, noch Ausländern eine geistliche oder weltliche Stelle anvertrauen.

Jede Stadt solle in Zukunft zur Versammlung der Cortes drei Abgeordnete senden, einen aus der Geistlichkeit, einen aus dem Adel, einen vom Bürgerstand, jeder von seinen Standesgenossen erwählt. Der Hof müsse sich weder mittelbar noch unmittelbar in die Wahl dieser Abgeordneten mischen; kein Mitglied der Cortes könne, so lange es in den Cortes ist, unter Todesstrafe oder Konfiskation seines Vermögens, eine Stelle oder einen Gehalt vom König annehmen, weder für sich, noch für Jemanden aus seiner Familie. Jede Stadt oder Gemeinde habe ihrem Stellvertreter in den Cortes einen beliebigen Gehalt auszusetzen. Die Cortes sollen sich wenigstens alle drei Jahre einmal versammeln, der König möge sie einberufen oder nicht; da hätten sie über die Angelegenheiten des Staats zu berathen, und zu untersuchen, ob die Artikel gegenwärtiger Remonstranz genau beobachtet wären. Den Richtern solle ein festes Einkommen und durchaus kein Antheil mehr an den Strafgeldern oder konfiszirten Gütern der Verurtheilten gegeben werden. Jedes Privilegium, welches der Adel zum Nachtheil der Gemeinden irgend zu einer Zeit empfangen habe, solle aufgehoben sein; die Güter des Adels sollen eben sowohl, als die der Bürger, nach gleichem Fuß besteuert werden; keinem Adelichen solle ferner das Gouvernement einer Stadt übertragen sein. Die Wirthschaft derer, welche seit Ferdinands Thronbesteigung das königliche Erbgut verwaltet haben, solle untersucht werden, und wenn der König zu dieser Untersuchung nicht binnen dreißig Tagen die Personen ernannt habe, sollte das Ernennungsrecht den Cortes zustehen. Ohne vorherige Prüfung der Gründe und ohne Genehmigung der Cortes dürfen keine Indulgenzen mehr gepredigt oder ausgetheilt werden; alles daraus fliessende Geld müsse keiner andern Bestimmung, als dem Kriege wider die Ungläubigen, geweiht sein. Prälaten, welche nicht sechs Monate in ihrem Kirchsprengel wohnhaft wären, sollten die Einkünfte für die ganze Zeit ihrer Abwesenheit verlieren. Die

geiſtlichen Richter und Gerichtsbeamte ſollen nicht mehr Bezahlung fordern, als die weltlichen Gerichtshöfe.

Am Schluſſe, denn wir übergehen viele einzelne, auf damalige Zeitumſtände Bezug habende Artikel, verlangen die Cortes: der König habe dieſe Artikel zu ratifiziren und ſie eben ſowohl für ſich, als für die Nation vortheilhaft zu achten; Verzeihung über alle vorgefallenen Unordnungen auszuſprechen, welche von den Städten im allzugroßen Eifer für die gerechte Sache begangen worden ſein könnten; er habe auf eine feierliche Weiſe zu verſprechen und zu ſchwören, dieſe Grundgeſetze gewiſſenhaft zu halten, keinen Anlaß zu ſuchen oder zu benutzen, ſie zu umgehen oder zu widerrufen, und niemals, weder beim Papſt, noch einem andern Prälaten, um Diſpenſation oder Abſolution von dieſem Verſprechen und Eidſchwur anzuhalten.

Dies ungefähr waren die Hauptzüge von dem, was Spanien damals verlangte. Man wird darin die auffallende Verwandtſchaft der Grundſätze mit denen der Cortes von Cadiz im Jahr 1812 nicht verkennen; ein Beweis, daß die Wünſche der Spanier eben ſo wenig im Jahr 1820, als im J. 1520 durch das Leſen ſtaatswiſſenſchaftlicher Werke, durch hohle Schultheorien u. ſ. w. ihre eigenthümliche Geſtaltung annahmen.

Der ſpaniſche Adel hatte bis dahin mit dem Volke gemeine Sache gemacht. Nun aber, da er bemerkte, daß die Cortes zu Tordeſillas eben ſo unmittelbar auf Einſchränkung der Adelsvorrechte, als auf Beſchränkung der Miniſterialwillkühr zielten, zog er ſich zurück und ſchloß ſich an die königliche Regentſchaft an. Dies ward dem Gange der Volksſache gefährlich; der Hof empfing eine unerwartete Stütze im Innern des Reichs ſelbſt.

Die Abgeſandten der Liga nach Deutſchland, welche dem Kaiſer die obigen Artikel überbringen ſollten, vernahmen ſchon unterwegs und wiederholt, ſie ſollten, wenn ſie nicht ihre Köpfe wagen wollten, ſich auf keine Weiſe unterſtehen, vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Als ſie davon Anzeige nach Spanien ſchickten, geriethen die Verbündeten in Wuth. Daß ein König von Kaſtilien verweigerte, ſeinen Unterthanen Gehör zu geben und ihre demüthigen Vorſtellungen zu empfangen, war in ihren Augen ein Deſpotismus ohne Beiſpiel. Schon ſah das Volk ſich den Adel zum Kampf rüſten und ſeine Vaſallen zuſammenziehen; ſchon ſah es die kriegeriſchen Anſtalten der Regentſchaft. Alſo ward zum Schwert gegriffen. Ein Volksheer von 20,000 Mann zog ſich aus allen Provinzen zuſammen. Padilla zwar war der Liebling des Volks und der Soldaten; aber dennoch gab man den Oberbefehl nicht ihm, ſondern an Don Pedro Giron, älteſten Sohn des Grafen von Urnena, einen jungen Mann ohne Kraft und ohne beſondere Gaben. Der Grund mochte wohl theils eine kleine Eiferſucht gegen Padilla, theils Rückſicht auf die vornehmere Herkunft Don Pedro's ſein. Dieſen großen Fehler aber büßten die Aufſtändiſchen ſchwer. Denn während Don Pedro ungewiß mit ſeinem Kriegshaufen umherſchwankte, warf ſich Graf Haro, welcher das königliche Heer anführte, plötzlich gegen das ſchwachbeſetzte Tordeſillas, drang nach hartnäckigem Widerſtande in die Stadt, verſicherte ſich der Perſon der Königin, nahm mehrere Mitglieder der Liga gefan-

gen und bemächtigte ſich des großen Staatsſiegels, ſo wie mehrerer Zeichen der königlichen Autorität.

Durch dieſen Streich büßte die Liga viel von ihrem Anſehen und ihrem Vertrauen ein. Sie konnte nicht mehr im Namen der Königin handeln. Wer noch unter den Adelichen bisher unentſchloſſen geweſen, ſchlug ſich zur Partei der Regentſchaft.

Die aus Tordeſillas entronnenen Mitglieder der Liga verſammelten ſich in Valladolid; da man keine Wahlen, zur Ergänzung der gefangenen Mitglieder, Zeit hatte zu veranſtalten, wurde nur aus den noch Vorhandenen eine oberſte Staatsverwaltung ernannt, und an Don Pedro's Stelle Padilla zum Befehlshaber des Heeres erkoren. Die Hauptverlegenheit war, woher Geld nehmen, um das Kriegsvolk zu beſolden, das aus allen Gegenden von Spanien ankam, um die Freiheit der Nation zu vertheidigen. Denn der König und die Flamänder hatten das meiſte baare Geld mit ſich aus Spanien weggenommen. Auflagen zu machen, war weder unter dieſen Umſtänden rathſam, noch Zeit genug. Aus dieſer Noth half die Gemahlin Padilla's durch einen kühnen und ſeltſamen Einfall. Dieſes Frauenzimmer, Donna Maria Pacheco, von edler Abkunft und erhaben über den Aberglauben der Menge, ſchlug vor, ſich des reichen und großen Schatzes der Hauptkirche von Toledo zu bemächtigen. Um aber allen Schein von Gottloſigkeit zu meiden, der das Volk hätte beleidigen können, begab ſie ſich, begleitet von allen Perſonen ihres Hauſes, in feierlicher Prozeſſion zur Kirche. In tiefe Trauergewänder gehüllt, die Augen voller Thränen, die Hände ringend und ſeufzend warf ſie ſich mit ihren Begleitern vor den Altären der Heiligen nieder, bat um deren Schatz und Schmuck für die Noth des Vaterlandes und um Verzeihung, daß ſie Gold, Silber und Edelſteine nehmen müſſe, was ſie denn auch that. Das Volk erſtaunte freilich; fand aber die Sache und den Beiſtand der Heiligen nicht anders als billig.

Uneinigkeit unter den Gliedern der Liga und langweilige Unterhandlungen mit dem Adel bewirkten einen trägen Gang der Geſchäfte. Es ging eine koſtbare Zeit verloren. Padilla, ungeduldig, griff endlich das königliche Kriegsvolk an, eroberte nach tapferm Widerſtande den wichtigen Platz Torrelobato (3. März 1521) mit Sturm und wandte ſich darauf gegen Tordeſillas. Er hätte der königlichen Macht hier mit ſeinem ſiegentflammten und an Zahl überlegenen Kriegsvolk unfehlbar den Todesſtreich verſetzt, wenn nicht die Liga ihn abermals durch neuangeſponnene Unterhandlungen mit der Regentſchaft gehindert hätte. Dies Stilliegen ſchwächte den Eifer des Volks, das an keine ſtrenge Kriegszucht gewöhnt war und ſich zum Theil zerſtreute, zum Theil aus Padilla's Lager mit der zu Torrelobato gemachten Beute nach Hauſe begab. Nachdem endlich die Verhandlung mit der Regentſchaft abermals fruchtlos abgelaufen und der Waffenſtillſtand aufgehoben war, konnte Padilla mit ſeinem allzuſehr geſchwächten Heere keine Schlacht mehr wagen. Das wußte ſein Gegner, Graf Haro, ſehr wohl zu benutzen. Er überfiel ihn (am 21. April 1521) bei Villalar und ſiegte. Padilla ſtürzte ſich, das Schwert in der Fauſt, mitten unter die Feinde, um den Tod zu ſuchen, weil

Digitized by Google

er die Freiheit Spaniens nicht mehr retten konnte; ward aber verwundet, zu Boden geworfen und gefangen. Dies Schickſal hatten auch einige ſeiner Hauptleute.

Folgenden Tags ſtellte man ihn vor ein Kriegsgericht und verurtheilte ihn zum Tode. Als ſich einer ſeiner Schickſalsgefährten, weil man ihn Verräther nannte, wild und unbändig gebehrdete, ſagte Padilla ruhig: „Geſtern wars an uns, Muth des Kriegsmannes zu zeigen; heute iſts an uns, mit Sanftmuth des Chriſten zu ſterben.“

Man erlaubte ihm noch, an ſeine Gemahlin und an die Gemeinde von Toledo, deren Mitbürger er war, zu ſchreiben. Wir theilen dieſe Briefe mit, wie ſie uns Robertſon aus ältern Schriftſtellern aufbewahrt hat. Noch ſind Porliers Briefe, die er vor ſeiner Hinrichtung ſchrieb, da er für die nämliche Sache in Spanien ſtarb, in friſchem Andenken. Folgendes ſchrieb Padilla an ſeine Gattin:

„Schmerzte mich Dein Kummer nicht mehr, als mein Tod, ich fühlte mich vollkommen glücklich. Man muß einmal zu leben aufhören, das iſt aller Menſchen Loos. Aber meinen Tod betrachte ich als eine beſondere Gnade des Allmächtigen für mich; er muß Gott wohlgefallen, wie beweinenswürdig er auch den Menſchen ſcheinen mag. Ich habe zu wenig Zeit, um Dir zu ſchreiben, was Dich tröſten könnte. Meine Feinde gönnen mir die Friſt nicht, und ich mag nicht zögern, die Krone zu gewinnen, die ich verdient zu haben glaube. Beweine immerhin den Verluſt, den Du leideſt, aber nicht meine Todesart; ſie iſt für mich zu ehrenvoll. Ich hinterlaſſe Dir meinen Geiſt, das einzige Gut, was mir bleibt, und das einzige, was Du in der Welt am höchſten ſchätzeſt. Ich ſchreibe meinem Vater Pero Lopez nicht; ich wage es nicht. Ob ich mich gleich werth zeigte, ſein Sohn zu ſein, indem ich mein Leben opferte, hatte ich doch nicht ſein Glück. Damit genug. Ich will die Geduld des Henkers nicht ermüden, der ſchon auf mich wartet, und den Brief nicht verlängern, um nicht den Schein zu haben, damit mein Leben verlängern zu wollen. Soſſa, mein Diener, Augenzeuge von Allem, und dem ich meine geheimſten Gedanken anvertraut habe, wird Dir mittheilen, was ich nicht ſchreiben kann. Mit dieſen Geſinnungen erwarte ich nun den Todesſtreich, der Dich betrüben, mich befreien wird.“

An die Stadt Toledo ſchrieb er folgenden Brief:

„Dir, Du Krone Spaniens, Du Licht der ganzen Welt, Dir, die Du ſchon zur Zeit der mächtigen Gothen eine Freie warſt, und Dir und den Nachbarſtädten die Freiheit eroberteſt, indem Du das Blut der Fremden und der Deinigen vergoſſeſt, Dir meldet Dein eingeborner Sohn, Juan de Padilla, wie Du durch das Blut ſeiner Adern Deine alten Siege verjüngen müſſeſt. Können meine Thaten nicht den beglückten und ruhmreichen Werken anderer Deiner Kinder angereiht werden, ſo lag es nicht an meinem Willen, ſondern an meinem böſen Geſchick. Ich bitte Dich, wie meine Mutter, nimm von mir das Leben an, das ich nun zu verlieren im Begriff bin, weil mir Gott nichts Koſtlicheres für Dich zu verlieren gab. Ich ſchätze Deine Achtung unendlich höher, als mein Leben. Die Umſchwünge des wandelbaren Glücks ſind

Digitized by Google

mannigfaltig. Was mir aber den beſten Troſt beut, iſt, daß ich, der letzte Deiner Söhne, für Dich den Tod leiden darf und daß Du andere an Deiner Bruſt nährſt, die im Stande ſind, mich zu rächen. Mehrere Zungen werden die Todesart berichten, die mir beſtimmt iſt und die ich noch nicht kenne; was ich weiß, iſt, mein Ende iſt nahe, und da werde ich beweiſen, wie lieb mirs iſt. Ich empfehle Dir meine Seele, wie der Schutzherrin der Chriſtenheit. Von meinem Leibe rede ich nicht; er gehört mir nicht. Ich kann nicht mehr ſchreiben. Denn in dieſem Augenblick fühle ich das Meſſer nahe an meinem Herzen, mehr gerührt durch Dein, als mein Leiden."

Nachdem er dies geſchrieben, ging er ſtolz und heiter zum Tode.

Die Niederlage der Aufſtändiſchen bei Villalar, der Tod des heldenſinnigen Padilla, die kluge Milde, mit welcher die Regentſchaft Alle aufnahm, welche zum Gehorſam gegen den König zurückkehrten, löſeten die Liga auf. Die Bewaffneten kehrten in ihre Provinzen zurück. Nur Donna Maria Pacheco, die Wittwe Padilla's, ergab ſich nicht. Sie hielt den Muth Toledo's aufrecht und vertheidigte die Stadt noch lange, was ihr um ſo leichter war, da die Regentſchaft den Kern des Heeres in Navarra gebrauchte, wo die Franzoſen eingedrungen waren. Sie hoffte, Toledo's tapferer und langer Widerſtand werde endlich ganz Spanien wieder ermuntern, für die Sache der Freiheit ſich noch einmal zu erheben.

Donna Maria genoß in Toledo einer faſt unbeſchränkten Gewalt. Die Achtung für ihr Geſchlecht, mehr noch die Bewunderung, welche ihr Muth, ihre großen Eigenſchaften einflößten, die allgemeine Liebe des Volks für ihren unglücklichen Gemahl, für den Märtirer der Freiheit und Vaterlandsrechte, — dies Alles übertrug auf ſie daſſelbe Anſehen, welches Padilla ſelbſt genoſſen hatte. Ihre Klugheit, ihr Muth rechtfertigten das allgemeine Zutrauen. Sie wandte ſich an den franzöſiſchen Feldherrn in Navarra, munterte ihn zum Vordringen auf, verſprach ihm mächtige Unterſtützung. Sie ſchrieb Briefe, um die geſunkenen Hoffnungen der andern Städte wieder zu entzünden; ſchickte ihre Leute nach allen Richtungen aus; warb Soldaten; forderte von der Geiſtlichkeit große Geldſummen, das Kriegsvolk zu beſolden; und verſäumte nichts, das Volk in Begeiſterung zu erhalten. Statt der Fahnen ließ ſie vor den Heerbanden das Kreuz hertragen, als wäre der Krieg ein Kampf gegen die Ungläubigen. Sie ritt auf einem Maulthier durch die Straßen Toledo's, ihren kleinen Sohn auf dem Arm tragend, ganz in Trauer gekleidet; vor ihr her trug man ein Fähnlein, worin Padilla's Märtirertod abgebildet war. Durch ſolche und ähnliche Handlungen hielt ſie die Gemüther der Toledaner in beſtändiger Spannung.

So lange das ſpaniſche Heer in Navarra beſchäftigt war, konnte die Regentſchaft nichts gegen Toledo ausrichten. Sie begnügten ſich, das Anſehen der Donna Maria beim Volke zu verkleinern, oder ſie ſelbſt mit Verſprechungen zur Nachgiebigkeit zu verſuchen, oder ſich an ihren Bruder, den Marquis von Mondejar, zu wenden. Aber nichts erſchütterte das feſtentſchloſſene Weib. Nachdem die Franzoſen endlich aus Navarra verjagt und beträchtliche

Digitized by Google

Abtheilungen des kastilischen Heeres vor Toledo zusammengezogen waren, blieb sich Donna Maria gleich. Sie vertheidigte die Stadt mit Glück; die Königlichen wurden in mehreren Ausfallen geschlagen; die Belagerer sahen ihre Arbeiten um nichts vorrücken.

Plötzlich aber erklärte sich, nach dem Tode des Erzbischofs von Toledo, die Geistlichkeit gegen sie. Der Erzbischof war ein Ausländer gewesen, und das der Hauptgrund von der bisherigen Widersetzlichkeit der Priester. Nun Karl V aber an die Stelle des Verstorbenen einen Kastilianer ernannte, fiel die Ursache der längern Unzufriedenheit hinweg. Nun fingen die Geistlichen an, ihre verlornen Schätze zu beklagen. Nun machten sie dem Volke die kühne Frau verdächtig, sagten, sie danke ihr ganzes Ansehen im Volke nur gottlosen Zauberkünsten; sie habe einen Spiritus familiaris, der ihr in Gestalt einer Negerin überall folge, und dieser böse Geist flüstere ihr alle Rathschläge ein. Das wirkte, und um so mehr, da das Volk von der Länge der Belagerung ermüdet war und keine Aussicht auf Beistand von den andern Städten hatte. Es entstand Aufruhr. Donna Maria mußte sich aus der Stadt in die Zitadelle zurückziehen. Auch hier vertheidigte sie sich noch mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit noch vier ganze Monate, bis sie aufs Aeusserste gebracht war. Dann ließ sie die Festung übergeben; sie selbst aber entfloh verkleidet nach Portugal, wo sie noch Verwandte hatte, und entkam glücklich.

So endete der Aufstand Spaniens im Jahre 1521. Und daß er gerade so endete, während er doch nicht die Wirkung einzelner Mißvergnügten, nicht das Machwerk einer Faktion, sondern eine furchtbare Aeusserung der allgemeinen Mißstimmung des Volks gewesen war, beweiset, daß Unfähigkeit der Führer, oder Zwietracht derselben, oder irgend ein ähnlicher Grund der Sache verderblich ward. — Uebrigens hatte dieser Versuch der Nation, die unmäßige Gewalt des Hofes und den Ministerial-Despotismus zu beschränken, diejenigen Folgen, welche alle dergleichen Versuche, wenn sie mißlingen, zu haben pflegen. Er diente nämlich nur dazu, die Rechte des Volks noch mehr zu schmälern und die Willkühren der Minister zu vergrößern. Die Cortes dauerten zwar noch fort, aber nur zu Geldbewilligungen, wenn sie der König nöthig hatte. Die Freiheiten der Städte wurden immer mehr beschränkt, und damit nahmen Glanz, Reichthum und Handel ab. Armuth ward allgemeiner. Nur der Hof und die Klöster befanden sich im Ueberfluß. Die Wissenschaften und Künste kränkelten. Ein finsterer Mönchsgeist herrschte mit den Schrecken der Kirche neben der Willkühr der Minister und Statthalter. — —

5.

Die Geistlichkeit. — Zuschrift an den Bischof von Malaga.

— — — Ein Engländer schrieb: „Die Spanier haben mit sechs Jahren Geduld und drei Festtagen eine Revolution gemacht, wozu wir Briten fünfzig Jahre voller Unruhen und Gräuel nöthig hatten!“ — Sie wäre gemacht, wenn die Sieger, von ihrem Glück unberauscht, nüchtern und fest auf dem eroberten Standpunkte beharren, nicht einen Zoll breit weiter über die Grenzen der Mäßigung hinausschreiten, und die Besiegten selbst die Hoffnung einer rächenden

Digitized by Google

Wiederverwandlung der Dinge aufgeben könnten. Aber ach, die Sieger, wie die Beſiegten, ſind Menſchen! Ihre Leidenſchaften, durch Glück und Unglück gleich ſehr bewegt, werden noch auf die Bühne treten. Bis jetzt ſcheinen beide Parteien durch die plötzliche Umgeſtaltung der Sachen, durch das Ungeheure der Begebenheit, in einer Art Betäubung zu ſtehen. Einer nur kann Spanien vor Verderben bewahren, — das iſt Ferdinand VII, durch treues Halten am neuen Zuſtand der Dinge. So lange er den königlichen Eid hält, iſt Spanien unüberwindlich; es hat keine Macht Europens zu fürchten, noch weniger die Feinde im Innern.

Zu dieſen innern Feinden gehören beſonders die Geiſtlichen, oder doch ein großer Theil derſelben. Sie büßen offenbar von ihrem bisherigen Einfluß auf das unwiſſende, abergläubige, bigotte Volk, von ihrer finſtern Alleingewalt, von ihren Einkünften zuviel ein. Und wenn ſie nicht vom Ehrgeiz zu Wagſtücken verleitet werden, ſo wird ſie ihr Fanatismus, ihre beſchränkte Erkenntniß der Welt und des Lebens zur Fahne der Empörung hinüberziehen. Sie müſſen vor dem, was ſie um ſich her erblicken, wie vor einem Weltuntergang erſchrecken. Rom ſelbſt iſt kaum ein ſolches Prieſterreich, als Spanien vor dem Jahre 1820 war. Sie ſind es auch, welche durch ihre Stellung, durch ihr Anſehen beim gemeinen Mann weitaus den größern Muth haben, der Sache der Nationalfreiheit öffentlich zu widerſprechen. Sie ſind gewohnt, ihre Gewalt neben der königlichen geſtellt zu ſehen, und leiten ſie, wie dieſe, aus gleicher Quelle por la gracia de Dios her. Wer dies bezweifelt, iſt ihnen Ketzer und Freimaurer. Durch einen gewöhnlichen Kettenſchluß ihrer Art machen ſie ihr irdiſches Anſehen zum weſentlichſten Punkt der Kirche und des Chriſtenthums: Wer den Prieſter nicht in Demuth verehrt, verehrt nicht die Kirche Gottes in gebührender Demuth; wer die Kirche nicht ehrt, iſt ein Feind und Verächter Gottes. Der Gegner des Prieſters iſt alſo der Gegner Gottes.

Die Geiſtlichkeit in Spanien ſelbſt muß aber in dieſem Augenblick wie angedonnert daſtehen, da ſie, wie durch ein Wunder, um ſich her ein ganz anderes Spanien erblickt, als ſie bisher ſah und kannte. Was ſie bisher ſah und kannte, war nur Maske geweſen. Durch Unterdrückung der Wiſſenſchaften, durch Vernachläſſigung der Stadt- und Landſchulen, durch die geheime Gewalt des Beichtſtuhls, durch die Zenſuren, Bücher- und Zeitungsverbote, durch die Schrecken der Inquiſition glaubte ſie Spanien hinlänglich gegen das Gift der Neuerungen geborgen und im Gehorſam des Glaubens gefangen zu halten. Schrecklicher Irrthum! Es war überall Heuchelei, wie denn überall da nur Heuchelei hervorgebracht wird, wo Gewaltthätigkeit an die Stelle des Ueberzeugens tritt. Die Maske iſt abgefallen. Bauern und Städter, Hohe und Niedere reden die Sprache der Wahrheit; ja, was am unglaublichſten ſchien, ſelbſt ein großer Theil der Welt- und Kloſtergeiſtlichen ſpricht laut für Denkfreiheit und Recht der Nation.

Die Spanier, wie entflammt ſie auch für ihre wiedereroberte bürgerliche Freiheit ſind, haben doch in religiöſen Angelegenheiten keineswegs jenen frechen Leichtſinn der Franzoſen, durch welchen dieſe gleich anfangs ihre Revolution ſchändeten. Sie ſind ſtrenge Katholiken, und wollen auch, daß ihr König in der neuen Verfaſſung den von Rom empfangenen Ehrentitel

des Katholischen behaupte. Wie freisinnig ihre politischen Stiftungen sein mögen, des Jahrhunderts würdig: in Religionssachen erkennt die Verfassung der Cortes keine Freiheit an; sie untersagt in Spanien die Ausübung jeder andern, als der katholischen Religion, und diese zu vertheidigen und zu handhaben, ist ein wichtiger Theil des königlichen Eides.

Das alles aber thut den Geistlichen, oder vielmehr der größern Hälfte derselben, nicht Genüge. Ihnen ist die Religion nicht von der Kirche und Priesterschaft und deren bedrängtem Recht gedenkbar.

Der Gegensatz der Laien und der Geistlichkeit in der neuen Staatsform ist vielleicht durch nichts so auffallend darzustellen, als durch die kühne und kräftige Sprache der vaterländischen Gesellschaft zu Malaga, mit der sie sich am 21. April an den Bischof von Malaga wandte, da es bald um die Wahlen der Deputirten zu den Cortes zu thun war. Ich will das Wesentliche aus ihrer Zuschrift, die auch besonders abgedruckt, und ausser den Grenzen Spaniens wohl nicht bekannt ist, hersetzen.

„Von dieser Wahl," sagte sie, „wird das Heil des Vaterlandes und der Friede von zehn Millionen Seelen abhangen." *)

„Zehn Jahre sinds nun, daß die Widersacher des öffentlichen Wohls nichts unterlassen haben, um die Denkart des Volks zu verderben und Parteien zu stiften, die dereinst die Nation zerreissen könnten. Und wie war das Benehmen der Geistlichkeit in manchen Anlässen, wo das Vaterland Friedensstifter nöthig hatte, nicht aber Anführer von Faktionen?"

„Kaum hatte die spanische Nation, verlassen von ihren Königen, durch ihre Stellvertreter ihre angeerbten Rechte wieder kundgethan, so sahen wir mit Aergerniß einen fremden Prälaten die Selbherrlichkeit der Völker hinwegläugnen, Verschwörungen mit geistlichen Vorgesetzten anzetteln, und, den Eifer des Bischofs von Orense entflammend, der durch Unstrafbarkeit sich entschlossen fühlte, sich an die Spitze einer Faktion stellen, welche Spanier mit Spaniern entzweite, die bis dahin einig und ruhig gewesen waren."

„Von diesem denkwürdigen Zeitpunkte an entsprangen unsre Unfälle. Der Klerus arbeitete ununterbrochen, seine Proselyten zu vermehren, und, indem er die Pflichten des Priesterthums für die Interessen einer Partei aufopferte, predigte er aufrührische Maximen, als wären es Religionswahrheiten. Um die große Menge zu blenden und die Unwissenden zu beunruhigen, erregte er Streithändel ohne Ende, theologisirte er über reinpolitische Gegenstände, erklärte er die gesundesten Begriffe des Völker- und Staatsrechts für Ketzereien, schrie er, der Glaube unsrer Väter sei in Gefahr, erschreckte er die Wankenden, bemächtigte er sich der Wahlen zu

*) Die Spanier berechnen ihre Volkszahl gewöhnlich auf zehn Millionen Seelen. Soviel betrug sie noch im J. 1802. Aber Krieg, Auswanderung und gelbes Fieber haben sie seitdem bestimmt sehr vermindert. Spanien könnte zwanzig Millionen ernähren. Es nährte einst so viele unter der Herrschaft der Mauren, Feudal- und Klosterwesen, Verfall der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, Armuth, Auswanderungen in das spanische Amerika entvölkerten das immer öder werdende Reich.

Digitized by Google

den ordentlichen Ständeversammlungen, verkehrte er die Stellvertretung des Volks in eine Art Kirchenversammlung, und ging er darauf aus, die schrecklichen Auftritte Englands zur Zeit der Stuarte in Spanien zu erneuern. Als der bis dahin gefangen gewesene König wieder an der Grenze des Reichs erschien, änderte die Geistlichkeit ihren Operationsplan. Die Prälaten eilten ihm entgegen, um ihn in ihre Mitte zu nehmen und ihre Partei mit dem Namen und der Hoheit des Königs selbst zu stärken. Der König hörte und sah von seinem Volke nichts, sondern er kannte es nur von den Lippen der Geistlichen und der mit ihnen verbündeten Servilen, Privilegirten, Palastmandarinen und Räthen aller Gattung."

„Die Faktion, nun Herrin des Schlachtfeldes, fügte zu ihrem Siege die Schmach, zu ihrem Triumph die Unverschämtheit, zu ihrer Oberherrlichkeit die Grausamkeit. Da sah man Geistliche hohen Standes, Prälaten und Individuen geistlicher Körperschaften, mit Beiseitesetzung aller Gesetze des Anstandes und des Geziemenden, den Pöbel anführen, aufhetzen, die Ordnung der öffentlichen Verwaltung verkehren, ohne nur die Entschliessungen des Königs selbst abzuwarten. Hier in Malaga sah man die allerehrwürdigsten Zeremonien der Kirche entweiht, gemißbraucht zu einem feierlichen, spöttischen Leichenbegängniß der Konstitution, wobei im Kirchenornat Schwärmer die Kirchengebete herfangen. In Sevilla sah man dieselben Triumphe, dieselben Thorheiten. Man schleppte Holz zusammen, um ein Auto da Fe zu veranstalten, und legte zum Verbrennen die Verfassung darauf."

„Ihres Sieges gewiß, gaben sie sich gar keine Mühe mehr, die wahren Absichten zu verhehlen. Die St. Jago-Gelübde wurden erneut. Man gab den Mönchen die Güter zurück, welche, Eigenthum der Nation, Hinterlagen des öffentlichen Zutrauens geworden waren. Erledigte Präbenden und Infuln wurden an diejenigen ausgetheilt, die sich am thätigsten im Kampfe wider die Rettung der Nation bewiesen hatten. Man gab der erstorbenen Inquisition neues Leben. Man stellte die Jesuiten wieder her. Man vergaß durchaus nichts, um eine Faktion stark und sicher genug zu machen, von welcher das unglückliche Volk nun abermals an das Unterdrücker- und Aussauger-System ausgeliefert ward."

„Mit Trauer denkt jeder Spanier noch an die gewaltthätigen Mittel, an die unerhörte Schenlosigkeit zurück, womit man fortan den Sieg verfolgte und die Ueberwundenen in den Staub trat. Das Heiligthum der Gesetze selbst mußte das Werkzeug der Rache geben. Grenadiere mußten die Stellvertreter des Volks auseinander treiben. Man machte sich ein Vergnügen daraus, die Majestät der spanischen Nation, durch niedrige Beschimpfungen ihrer Abgeordneten, recht höhnisch in den Staub zu treten. Die achtungswurdigsten Freunde des Vaterlandes, die verdienstvollsten Staatsmänner, die gewerbsfleißigsten Künstler wurden, als Patrioten, in die Kerker geschleppt. Man schritt von Verdachtigungen zu Verdächtigungen, von Anklagen zu Anklagen. Es wurden Beschlüsse zu allgemeinen Verfolgungen und Menschenjagden genommen. Die Schändlichkeiten der Tiberiusse und Caligula erneuerten sich. Spanien schien ein weites, ungeheures Schlachtfeld zu sein, wo das Entsetzen der Geschlagenen, der Jammer der Schlacht-

Digitized by Google

opfer mit dem Jauchzen des Siegers und mit den Freudenhymnen, welche die Prieſterſchaft dazu ſang, einen ſchaurigen Gegenſatz machte." *)

„In dieſem ungleichen Kampfe der ihrem Intereſſe alles opfernden Selbſtſucht mit dem geopferten Glück einer ehrwürdigen Nation, bewaffnete in Galizien endlich die Verzweiflung den hochverdienten Porlier, und die Morgendämmerung des Freiheitstages brach an. Aber der Rath (el cabildo) von Santiago, an die Spitze ſeiner Faktion tretend, vertheilte unter die Soldaten das Gut der Pilger und Armen, um ſie zu gewinnen, überlieferte ihren Anführer den Händen der Henker und brüſtete ſich ſchamlos noch mit dem Ruhm des Mordes."

„Eine ſolche unerträgliche Schmach und Unterjochung konnte nur das Gegentheil ihres Zwecks bewirken. Jenes Märtyrerblut ward fruchtbar. In allen Gegenden Spaniens erhoben ſich Nachfolger Porliers. Der Genius der Freiheit, begleitet von den erlauchten Schatten der Porliers, der Lacy's, der Vidals, der Richards und anderer Helden durchſchwebte alle Landſchaften und blies das unterirdiſche Feuer an, welches plötzlich, wie Vulkan, die ganze Halbinſel erſchüttern ſollte. — Die heilige Gluth flammte auf. Am erſten Jänner 1820 erſcholl das Aufſtandsgeſchrei, — es verkündete allen Rechtſchaffenen die Wiederherſtellung des Vaterlandes."

„Verdächtigungen, Anklägereien, mordbrenneriſche Hirtenbriefe, Beſtechungen, Kerker, Blutgerüſte, und welche Schreckensmittel irgend die Tirannei erfunden haben mag, — alle wurden von jener ſelbſüchtigen Faktion der Knechtsſinnigen (serviles) in Bewegung geſetzt, um den erſten Schrei der Freiheit zu erſticken, und eine Gewalt feſtzuhalten, die ihren Händen ſchon entſchlüpfte. Und in dieſen höchſt wichtigen Augenblicken der Entſcheidung, als das allgemeine Gähren und Treiben der Leidenſchaften gräuelhafte Auftritte zu verkünden drohte, die gewöhnlich Begleiter großer Staatsverwandlungen ſind, — wie betrugen ſich unſre Geiſtlichen? Die einen ſchwiegen, manche aus kluger Beachtung ihres heiligen Amtes, manche aus Furcht; die andern predigten uns, ſtatt Frieden, ſtatt Verſöhnung und Liebe, nur Trennung, Mord, Brand, Vertilgung, Elend und Gräuel."

„Darauf gab das ſpaniſche Volk, durch ſeine erhabene Denkart zu großen Werken beſtimmt, der ganzen Welt das bisher nie erblickte Schauſpiel eines Heeres vaterländiſcher Krieger, welches die Ketten des Vaterlandes brach, welches immer edel, großmüthig, würdevoll, trotz allen Aufforderungen zu Bürgerkrieg, mit einem feſten Schritt den großen Raum zwiſchen Knechtſchaft und Freiheit zurücklegte, ohne ſeinen herrlichen Triumph mit anderm Blute

*) Von der Wuth, mit welcher, nach der Rückkehr des Königs, durch den Adel und einen Theil Prieſterſchaft, nicht nur die ſogenannten Joſephinos, ſondern alle Männer verfolgt wurden, welche im Rufe von höherer Bildung, oder von Zufriedenheit mit der Cortesverfaſſung ſtanden, haben nicht nur die zahlreichen Auswanderungen, Hinrichtungen und Aufſtände gezeigt, ſondern ſelbſt noch im Januar und Februar die geſprengten Kerker weltlicher und geiſtlicher Gerichte. Und doch konnte es einem Verblendeten, einem Chateaubriand, zur Schmach ſeiner ſelbſt beifallen, ſolche Robespierraden öffentlich zu loben und ſolchen unglückſeligen Zuſtand einer Nation preiswürdig zu finden.

Digitized by Google

befleckt zu ſehen, als dem, welches bisher durch Meuchelmörder und Henkersknechte der herrſchſüchtigen Faktion vergoſſen worden war."

„Aus allem Bishergeſagten ergibt ſich, hochwürdigſter Biſchof, daß ein großer Theil der ſpaniſchen Geiſtlichkeit mit den Sachwaltern der Tirannei und Volksunterdrückung wenigſtens in das uralten Schandenvertrag gewilligt hat, der da lautet: Gebt uns Ehren, Würden, Reichthum, und wir laſſen dafür eure Gewalt unmittelbar vom Himmel herſtammen! — Es ergibt ſich ferner, daß eben dieſelben, indem ſie die Heiligkeit ihres Amtes und die Reinheit ihrer Beſtimmung beſudelten, ſchändlich genug ihr Anſehen mißbrauchten, ihre Sendung entweihten, ihre Lehre, ihren Segen feilboten, und, als Prieſter einer politiſchen Rotte, den Namen Gottes auf den Lippen, im Herzen ehrgeizige Entwürfe, den unbedachtſamen Pöbel verführten, Zwietracht ins Volk ſtreuten und den Staat zu dem fürchterlichſten Abgrund hindrängten, an deſſen Rande wir noch ſtehen."

„Und, hochwürdigſter Herr, ſollten wir uns nun gelaſſen und mit eitler Sicherheit wohl am Abhange dieſer Gruft ausruhen? Sollten wir etwa den Waffenſtillſtand, welchen uns ein zurückgetriebener, aber noch nicht beſiegter Feind anbietet, für aufrichtige Verſöhnung, für völlige Sinnesänderung halten? — ein Feind, deſſen beharrlicher Grundſatz im Leben und Handeln iſt, ſich ſtill zu halten, wenn Alles ſchreit, und wieder thätig zu ſein, wenn ſich Alles ſtill hält? (callar cuando todos gritan, y obrar cuando todos callan.)"

„Nein, dem dürfen wir nicht trauen! Alteingeroſtete Grundſätze legen ſich nicht plötzlich in einem Tage ab; Vortheile, die im Laufe von fünf Jahrhunderten erworben ſind, laſſen ſich nicht im Augenblick veräuſſern; der uralte Körperſchaftsgeiſt, geſtützt auf alte Privilegien, opfert ſich nicht ſo leicht dem Heil des Staates auf. Dies ſcheinbare Schweigen jetzt verhüllt nur ſchlecht die wirklichen Abſichten und Umtriebe der Feinde, mit denen ſie ſich dem offenen Gange der guten Sache entgegenſtemmen. Wir ſehen ja Leute, von ihnen kräftig unterſtützt, die ſich der obrigkeitlichen Stellen bemächtigen möchten; wir ſehen ſie ſchon um Stellen der Abgeordneten zu den nächſten Cortes buhlen, damit ſie den Nationalkongreß mit ihren Parteileuten bevölkern können. Die Zeitſchriften und öffentlichen Blätter, wie Privatbriefe, melden ununterbrochen entdeckte Aufruhrverſuche und wiederholte feindſinnige Handlungen. Prälaten verlaſſen ihre Wohnſitze. Geiſtliche von hohem Range durchſtreichen die Provinz mit finſtern Planen voller Heuchelei und Verführung.*) Es iſt kein Zweifel mehr, Alles wird verſucht, um den großen Haufen zu verblenden, um unſere Inſtitutionen anzuſchwärzen, als ginge es auf eine Art Verfolgung, auf eine geheime Verſchwörung gegen unſere heilige Religion aus. Alles verkündet uns einen neuen Bruch, Alles, daß dieſe heuchleriſche Friedſeligkeit nichts iſt, als Vorbote einer ſchreckenvollen Kataſtrophe, wie die Windſtille vor Orkanen."

*) Ein Zeugniß davon hat ein Flugblatt geliefert, das, unter dem Titel: Instruccion constitucional, in Malaga ausgebreitet, nahe daran war, die verderblichſten Unordnungen zu bewirken, hätte die Obrigkeit und die beſſer unterrichtete Bürgerſchaft nicht Alles gethan, Uebel zu hindern.

Digitized by Google

„Aber, Hochwürdigſter, wir zittern nicht mehr für den Sieg der Volksfreiheit. Der Geiſt des Jahrhunderts hat ſich für ſie erklärt; keine menſchliche Gewalt kann ihr Emporgehen mehr lähmen. Wir zittern nicht für unſere Sache, denn ſtolz auf ſie ſtehen wir jede Stunde fertig, uns für ſie aufzuopfern. Wir fordern auch nicht zum Kampfe heraus, ob wir ihn gleich als das gewiſſe Unterpfand unſers Siegs kennen. Wir zittern vor keinem Kampfe mit auswärtigen Mächten, weil wir überzeugt genug ſind, daß in dieſer allgemeinen Umwandlungszeit europäiſcher Geſetzgebung, in dieſem Rieſenſtreite der Erleuchtung des neunzehnten Jahrhunderts mit der Finſterniß des fünfzehnten Jahrhunderts, die Souveraine genug zu thun haben, das Fantom ihrer Gewalt am Leben zu erhalten und, ſo lange ſie können, einen geräuſchvollen Umſturz zu vermeiden. — Nein, Hochwürdigſter, wir zittern nur für Spaniens Ruhm, weil wir wünſchen, daß unſer Name zu künftigen Zeitaltern als Name gemäßigtdenkender, gerechter und großmüthiger Männer übergehe; weil wir wünſchen, daß die Nachwelt dereinſt von einem Volke, welches in die ſchmachvollſte Knechtſchaft zurückgeführt war, es rühme, wie es ſeine Ketten zu brechen und ſeinen Unterdrückern zu verzeihen wußte. Wir zittern für das Schickſal unſrer Feinde, weil ſie, hartnäckig und in ihren Anſchlägen und Geſinnungen unbekehrbar, nicht ruhen, bis ſie uns zur Ergreifung gewaltſamer Mittel genöthigt haben. Wir zittern für unſere göttliche Religion, welche, als ein ſchuldloſes Werkzeug, den Leidenſchaften der Prieſter dienen ſoll und muß, unſern elenden Zuſtand zu verewigen; denn es könnte geſchehen und zur allſeitigen Befeſtigung unſrer Landesfreiheit nothwendig werden, daß der Unwille, endlich zum Aeuſſerſten getrieben, thäte, was wir verabſcheuen.“

„In dieſer ſo bedenklichen Lage der Dinge gibt das Wohl des Vaterlandes das höchſte Staatsgeſetz, die Menſchlichkeit, gibt das wohlberechnete Intereſſe ſowohl der Welt- als Kloſtergeiſtlichen, gibt uns der Eifer für unſere hochheilige Kirche ſelbſt das Geſetz, alle Mittel zu verſuchen, um einen erſchrecklichen Sturm zu beſchwören, der im Werden iſt.“

„Es iſt Zeit, daß man endlich erkenne, Hochwürdigſter: zwar die Grundſätze des geſellſchaftlichen Zuſtandes auſſer uns, zwar das Heiligthum der Religion in uns, Glauben, Frömmigkeit, Tugend, waren, ſind und werden, ſo lange Menſchen athmen, immerdar unveränderlich ſein; aber die Formen, in denen ſie ſich darſtellen, wechſeln mit dem Geiſt der Menſchheit von Jahrhundert zu Jahrhundert. Weil die europäiſchen Souveraine dieſe Wahrheit verkannten, haben ſie die Revolution um viele Jahre vorgerückt und ihren Sturz ſtürmiſcher gemacht (han anticipado la revolucion muchos años y harán mas ruidosa su caida). Weil die Geiſtlichkeit jene Wahrheit verkannte, hat ſie ihre Reform beſchleunigt und einen großen Theil der öffentlichen Hochachtung verloren.“

„Das Volk verlangt, denn es thut ihm noth, Frieden, nicht Entzweiung; Geſetzgeber will es, nicht Parteimänner; Stellvertretung der Nation, nicht Sachwalter einer Klaſſe; Offenkundigkeit des neunzehnten, nicht Geheimnißkrämerei des fünfzehnten Jahrhunderts; Cortes,

Digitized by Google

nicht Kabinetsräthe; Vaterlandsmänner, nicht Selbstsüchtlinge; Reformen, nicht veraltete und verderbliche Institutionen."

„Und sind die Geistlichen unsrer Tage alle geneigt, diesen dringenden Bedürfnissen zu entsprechen? — Es ist hier der Ort, wo die Wahrheit ausgesprochen werden muß. Zwei Drittel der spanischen Nation betrachten den Klerus als Hauptursache der innern Zerwürfniß, als erklärten Gegner unsrer freiern Institutionen. Zwei Drittel der Nation wissen, daß der Klerus die Seele der Faktion war, welche Schrecken und Schmerz in alle Klassen des Staats brachte; wissen, daß er durch den Einfluß, den ihm sein Amt gibt, den Sinn von drei Millionen Spaniern hemmt und schwankend hält. Auf solche Thatsachen gestützt, werden wir nie einwilligen, daß wir durch unsere eigenen Feinde im Nationalkongreß repräsentirt werden. Und beharren die Priester bei ihrem Vorsatz, gelingt es ihnen, mit Hilfe ihrer Scheinheiligkeiten und Umtriebe, sich der Wahlen zu bemeistern, und wiederholen sie uns das Possenspiel der Cortes von 1814: so haben sie vor Gott und Menschen den schrecklichen Bürgerkrieg zu verantworten, welcher die unvermeidliche Folge davon sein wird."

„Vereinigen wir uns, Hochwürdigster, das Unglück zu bannen, und Auftritten entgegen zu arbeiten, welche für die Menschheit schrecklich werden könnten. Wir unserseits wollen uns an das Volk wenden, erklären, daß es die Ordnung ehren, die öffentliche Ruhe handhaben soll, daß ohne Religion keine Tugend, ohne Tugend kein Gesetz, ohne Gesetz keine Freiheit bestehe."

„Und Sie, Hochwürdigster, möchten Sie, Ihrer Würde gemäß, zu den Ihrer Seelsorge Anvertrauten reden. Möchten diese aus Ihrem Munde vernehmen, daß die Religion Jesu Christi keine Knechtschaft will; daß Völker befugt sind, eine öffentliche Verwaltung festzustellen, die ihrem Bedarf entspricht, Vorsteher zu wählen, denen sie vertrauen können, und bürgerliche Gesetze zu geben, die ihnen zweckmäßig sind."

„Möchten Sie zugleich zu den Herren Geistlichen sprechen, sie ermahnen, sich gänzlich der Seelsorge zu weihen und den Weltlichen die Geschäfte des Staats zu überlassen. Möchte sich unter den Seelenhirten die Reinheit der Lehre, die Einfalt der Sitten, die Besonnenheit im Betragen, die Verachtung des Eiteln im Leben, die Liebe des Vaterlandes, die Ehrfurcht vor der Souverainetät und der Gehorsam gegen die Gesetze erneuen. Ermahnen Sie sie ganz besonders, nicht den mindesten Theil an Geschäften der Staatsverwaltung zu nehmen, so lange die Unruhen des Tages noch währen."

„Das ist, was die Umstände gegenwärtig gebieterisch fordern und was aller guten Bürger Wunsch ist. Nur so wird das alte Vertrauen wieder hergestellt werden, welches die Gläubigen sonst zu ihren Lehrern gehabt; nur so wird der Klerus die Liebe des Volks, die seinen Gliedern gebührende Ehrfurcht, den Schutz der Gesetze, die Segnungen des Vaterlandes wieder gewinnen."

„Gott wolle Sie viele Jahre erhalten!"

*) Die Unterschriften sind von Cipriano Palafox, als Präsidenten, und von Jose Duran und Jose Maria Bermudez, als Sekretären.

Digitized by Google

Dieſes Schreiben iſt Dir vielleicht auch wegen mancher Blicke auf das Verhältniß der Halbinſel und zur tiefern Kenntniß der herrſchenden Stimmung wichtig. Sollten wir noch Unruhen und Bürgerkriegs-Auftritte bei uns erleben, ſo halte Dich überzeugt, ſie rühren durchaus nur vom widerſpenſtigen Geiſte der Geiſtlichkeit, beſonders der Kloſtergeiſtlichkeit, her. Aber es würde ihr Verderben werden; denn wer möchte vorausſagen, wo man ſtehen bliebe?

Die römiſche Kurie ſchwieg bisher, ungeachtet man ſchon von Bullen ſpricht, welche der heilige Vater gegen Spanien zu ſchleudern bereit ſei; obgleich Don Pedro Vargas y Laguna, unſer Miniſter in Rom, ſich weigerte, der Verfaſſung Treue zu ſchwören, weil das gegen ſein Gewiſſen und gegen ſeine Grundſätze gehe. Man zweifelt gar nicht, auch in Madrid nicht, daß der römiſche Hof mit Vorſicht in ſo verfänglichen Dingen zu Werke gehen werde. Allerdings mag es ihn ſchmerzen, daß eben jetzt in Staaten katholiſchen Glaubens, in Frankreich, in Spanien,*) die Gährung der Völker, ihr entſchloſſenes Treiben zur Freiheit, zur Verwandlung des Alten immer am gewaltigſten iſt, dagegen in den Staaten der Proteſtanten die Ruhe bewahrt bleibt. Wäre, was im Süden geſchieht, im Norden begegnet, man würde ſich gefreut haben, die bürgerlichen Unruhen als böſe Früchte der proteſtantiſchen Kirchen darſtellen, und mit Montesquieu die katholiſche Kirche als die der Monarchie günſtigſte, als die zur Beruhigung der Unterthanen, zur Beibehaltung alten Weſens geeignetſte ſchildern zu können. Dem iſt nun leider nicht ſo. Und die Urſache iſt begreiflich.

Die öffentliche Stimmung iſt im ganzen Grenada eben ſo, wie in Valencia und Katalonien. Da, wo der Ton gemäßigter iſt, beweiſet es nicht größere Gleichgültigkeit gegen die großen Ereigniſſe des Jahres, ſondern nur, daß der weite, tiefe Strom des Volksgeiſtes weniger Klippen findet, an denen er ſich bricht und aufbrauſen muß. — Ich habe Dir ſchon früher von dem feierlichen Empfange des aus der Verbannung zurückgekehrten Don Auguſtin Arguelles in Valencia erzählt. Mit noch größerm Triumph wurden in Malaga die Mitglieder der ehemaligen Cortes, Garcia Herreros, Martinez de la Roſa und Zorraquin y Calatrara, vom Volke begrüßt, als ſie aus ihrem Elend nach Spanien heimkamen. Da ſtrömte Alles zu den Thoren hinaus ihnen entgegen. Da waren die Häuſer mit Teppichen geſchmückt, und ſchöner noch alle Balkone und Altane mit Frauenzimmern im höchſten Glanz. Der Wagen der Verbannten ward vom Volke gezogen; Muſik und Freudengeſchrei, Glückwünſche und Wonnethränen begleiteten den Zug.

Sehr ſchön rief Don Garcia dem Volke in ſeiner Rede zu: „Was haben wir denn gethan? Soviel verdienten wir nicht. In der Verbannung, fern von dieſem theuern Boden, zurückgehalten, konnten wir nichts zur Wiedereroberung der Freiheit beitragen, die Ihr mit unnachahmlichem Ruhm gewannet. Beraubet Euch nicht des Lorbeers, der Euch gebührt, und ehret uns nicht für Thaten, die Ihr gethan habt!“

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Nun auch in Sizilien und Neapel. A. d. H.

Der französische Klerus; Verhältnisse mit Rom; Provisorium; Jesuiten und Missionarien. *)

Die Hauptschwierigkeit jeder Unterhandlung mit Rom.

Die neuerlichen Unterhandlungen Frankreichs, Deutschlands, der Schweiz u. s. w. mit dem römischen Stuhle haben unzweideutig dargethan, daß ihre wesentliche Schwierigkeit in der Bestimmung der Zeit oder eines Termins liegt, innerhalb dessen der Papst die ernannten Bischöfe einsetzen oder die Gründe seiner Weigerung erklären soll. Der Papst befindet sich, auf eine in der That unbegreifliche Weise, im Besitz des Vorrechts, die Gründe nicht angeben zu dürfen, welche ihn bewegen, die Pflichten nicht zu erfüllen, die aus seinem mit den Fürsten geschlossenen Vertrage hervorgehen, indem er die von ihnen ernannten Bischöfe, wofern sie der kanonischen Eigenschaften nicht ermangeln, einsetzen soll. Ein ähnliches Vorrecht gibt es nirgends in der Welt, und nie hat man von einem Kontrahenten gehört, welchem frei stünde, die Vollziehung eingegangener Verpflichtungen aufzuschieben, ohne daß er auch nur nöthig hätte, dem dadurch gekränkten Mitkontrahenten die Beweggründe des Aufschubs zu eröffnen. Seit dem Ursprunge der Konkordate und seit der Papst durch dieselben die kanonische Einsetzung in seiner Hand hält, ist das Nachtheilige dieses Verhältnisses ununterbrochen gefühlt worden. Die sämmtlichen Bisthümer Portugals haben sich erledigt befunden, mit Ausnahme desjenigen von Elvas, dessen Inhaber vierundneunzig Jahre alt war. Die Unterbrechung der Einsetzung dauerte achtundzwanzig Jahre. In Neapel veranlaßten die bekannten Streitigkeiten um den Zehnten die Weigerung der Einsetzungsbullen. Anderweitiger Streit über weltliche Ansprüche hatte ähnliche Weigerungen zur Folge und verlängerte dieselben viele Jahre hindurch, so daß unter Klemens XIII und Pius VI sich die bischöfliche Amtsführung gänzlich aufgelöset befand.

Unter Ludwig XIV war, durch eine elfjährige Unterbrechung der Einsetzung, die Zahl der erledigten Bisthümer auf zweiunddreißig angestiegen, und dieses vorher in der Geschichte der gallikanischen Kirche unerhörte Verhältniß wiederholte sich unter Napoleon, wo die von 1808 bis 1819 unterbrochene Einsetzung eben jene Kirche mit der gänzlichen Auflösung bedroht hat; auch gegenwärtig, und wahrscheinlich für eine geraume Zeit, beruht die gefundene Rettung noch allein nur auf einem Provisorium. Das Band der Einsetzung ist dermaßen wichtig und Rom kennt dessen ganzes Gewicht so gut, daß es damit den zwei mächtigsten Fürsten, welche Frankreich beherrscht haben, Trotz bietet, und mit gleichem Gelingen dem religiösesten Fürsten, wie demjenigen widersteht, der auf Verhältnisse des Ansehens und religiöser Konvenienz am wenigsten Rücksicht nimmt.

*) Hauptstellen aus de Pradt's Suite des quatre concordats (Paris, 1820. 8.)

Digitized by Google

In allen Streitigkeiten mit den Fürſten fängt Rom damit an, die biſthümliche Einrichtung zu hemmen; es hält ſich an dieſe und ſieht darin ein Unterpfand des Betragens der Erſtern. Ueberzeugt, daß man des Biſchofs bedarf und daß ihr Mangel die Fürſten in Verlegenheit ſetzen muß, weil Geiſtlichkeit und Volk darüber unzufrieden werden, hält man dieſen Punkt feſt, um von ihm aus eine Art Sperrung (Blokade) gegen ungehorſame Eigenherrſcher zu veranſtalten. Nachdem ein ſo bequemes Mittel, ihnen Geſetze vorzuſchreiben, gefunden war, begreift man leicht, warum daſſelbe auch eigenſinnig gehandhabt und als Norm in allen vorkommenden Fällen gebraucht wird. In jeder Unterhandlung mit weltlichen Mächten ſehen wir den römiſchen Hof, ſobald dieſer geheiligte Punkt berührt wird, ſich in ſein geheimnißvolles Dunkel zurückziehen und darin verſchlieſſen. Es wird jedoch unumgänglich erforderlich, ihn auch eben hier aufzuſuchen und anzugreifen, wofern anders die natürliche Ordnung der Dinge hergeſtellt, das Geiſtliche auf das Geiſtliche und das Weltliche auf das Weltliche beſchränkt werden ſoll. Napoleon hat dies recht gut eingeſehen und, ſoviel von ihm abhing, auch geleiſtet. Er muß hierin als der Reſtaurator der ächten Grundſätze und als der Vorläufer der Fürſten angeſehen werden, welche früher oder ſpäter ſein Werk fortſetzen und für die ganze katholiſche Chriſtenheit geltend machen werden.

Rom hat ſeit der Reſtauration Huldigungen aller Art empfangen, bei denen erforderliche Umſicht und richtiges Maas nicht immer beobachtet wurden. So wie ſeither überall von Religion die Rede war und dieſelbe für alles, was man gethan hat, angerufen worden iſt, ſo ward auch in allen Schritten gegen Rom eine unbegrenzte Unterwürfigkeit beobachtet. Weil Napoleon Rom vielfältig mißhandelt hatte, glaubte man jetzt hinwieder in ſeiner Verehrung nicht weit genug gehen zu können. Dort verlangte man nichts Beſſeres, und kein Körnchen des freiwillig dargebrachten Weihrauchs blieb unbeachtet. Ein gleiches Verfahren hat Rom allezeit beobachtet: was religiöſer Eifer oder weltlicher Eifer ihm darboten, hat es jederzeit angenommen. Somit war dann freilich der Zeitpunkt nicht zum beſten gewählt, um Grundſätze herzuſtellen, welche der grenzenloſen Macht Schranken ſetzen ſollten und um Rom anzugeben, es ſolle ſich über einen Punkt erklären, der alltäglich zum Vorſchein kommen und eben darum auch alltäglich neue Schwierigkeiten und Verlegenheiten veranlaſſen konnte. Kühner, als die franzöſiſchen, haben die deutſchen Unterhändler ſich an den ſchwierigen Hauptpunkt zwar gewagt, ihren Zweck aber nicht erreicht.

Es liegt auſſer Zweifel, daß das Bedürfniß einer endlichen Ausmittelung der gegenſeitigen Rechtsverhältniſſe überall lebhaft gefühlt werde; aber zwei Rückſichten halten von entſcheidenden Maasnahmen ab. Die eine iſt der Wunſch, eines Dritten zu ſchonen, den man gern brauchen möchte, und die andere iſt die Furcht vor dem Widerſtande des römiſchen Hofes. Dieſer fühlt ſich kräftig unterſtützt durch frühere Vorgänge, durch die in dem Klerus aller Länder vorherrſchende ultramontaniſche Denkart und nicht minder durch das politiſche Syſtem derjenigen Partei, welche die Religion für eine ihrer Kriegsgeräthſchaften hält, — und iſt daher völlig

Digitized by Google

bereit, einen Kampf zu bestehen, dessen glücklichen Ausgang die politische Lage Europa's zu gewährleisten scheint. Darum ist denn nun auch Alles provisorisch; man beschränkt sich auf die Erhaltung des Vorhandenen, und weicht endlichen Verkommnissen aus, denen nothwendig die Lösung jener schwierigen Frage über das dem römischen Stuhle zustehende, auf keine Zeit beschränkte und der Angabe keiner Beweggründe bedürfende Weigerungsrecht der Einsetzungsbullen vorangehen müßte. Diesen Ursprung hat das bald allgemein bestehende religiöse Provisorium.

Das Provisorium der römisch-katholischen Kirche.

Daß die gallikanische Kirche sich in einem völlig provisorischen Zustande befindet, worin das Konkordat von 1801 von dem einen, das Konkordat von 1817 aber von dem andern der kontrahirenden Theile nicht anerkannt wird, geht aus allgemein bekannten Staatsschriften (der Allocution des Papstes, der Note des französischen Unterhändlers u. s. w.) sattsam hervor. Daß die Schweizerkantone sich im Provisorium befinden, ist eben so bekannt, zumal auch die Inhaber der Bisthümer von Freiburg und von Chur in der That kaum etwas anders als apostolische Generalvikare sind. Auf dem Punkte, worauf die deutschen Unterhandlungen jetzt stehen, scheint ein Provisorium ihr höchstes erreichbares Ziel zu sein, und man hofft, es werde der Papst den Kirchen temporäre, von den protestantischen Fürsten ihm dafür bezeichnete Bischöfe bewilligen. Auch hier wird demnach das apostolische Vikariat eintreten, denn Rom verlangt nichts anders, als dieses überall einzuführen. Baiern hat zwar ein Konkordat, das ihm Bischöfe gibt; aber manche Verhältnisse bleiben dabei unentschieden, und ein halbes Provisorium ist demnach auch hier vorhanden. Hannover und Preußen sind seit manchen Jahren in ihren mit Rom angehobenen Unterhandlungen nicht vorgerückt. Der König der Niederlande, dessen Staaten zu zwei Drittheilen mit sehr eifrigen Katholiken bevölkert sind, hat die Pflichten, welche dieses Verhältniß ihm auflegte, treu erfüllt. Er hat bald nach seiner Thronbesteigung den Herrn Reinhold nach Rom gesandt, der immer noch dort weilt. Von seiner Sendung oder ihren Ergebnissen ist bis dahin einzig nur die Besetzung des Stuhls von Mecheln kund geworden; die im Jahr 1801 errichteten Bisthümer, die für Gröningen, Amsterdam, Herzogenbusch bezeichneten, sind theils unbesetzt, theils nicht einmal gestiftet, und in religiöser Beziehung besteht das Resultat der in diesem Lande vorgegangenen Veränderungen darin, daß es von Bischöfen entblößt ward. Richten wir den Blick höher und fassen Irland ins Auge, so zeigt sich hier abermals die Einstellung der bischöflichen Verwaltung. Zwar ist zu bemerken (denn man soll gerecht sein), daß Rom hieran nicht Schuld trägt, sondern daß die Schuld auf den irländischen Klerus selbst fällt, welcher einen verderblichen Widerstand allen Vorstellungen, Ermahnungen und väterlichen Räthen entgegensetzt, durch die Rom ihn bewegen wollte, mit kluger Willfährigkeit den von der britischen Regierung geäußerten Wünschen zu entsprechen, um solche Personen von der Bischofswürde entfernt zu behalten, welche hinsichtlich der Frage von Emanzipation der Katholiken nachtheilig erachtet werden könnten. Man hat sich in Würdigung der Beweggründe,

Digitized by Google

welche die britiſche Regierung in ihrem für die Katholiken entworfenen Plane geleitet haben ſollten, ſehr geirrt, wenn man glaubte, ſie wolle die Emanzipation derſelben an Bedingungen knüpfen, welche ihr einen direkten Einfluß auf das Kollegium der Biſchöfe ſichern ſollten. Dies war keineswegs der Fall, ſondern das engliſche Miniſterium ſuchte vielmehr in der Zuſage der verlangten Garantien einerſeits ein Pfand derjenigen Sicherheit, welche jede Regierung zu fordern befugt iſt, und anderſeits ein Mittel, um die Sache der Katholiken auf eine günſtige Weiſe darzuſtellen, wenn davon alles beſeitigt ſein würde, was einer Nation anſtößig erſcheinen könnte, bei der eine Anrufung oder Anſchuldigung von Papismus tumultuariſchen Widerſtand zu veranlaſſen leicht vermöchte. Richten wir den Blick noch weiterhin, um zu unterſuchen, was nach der Trennung Amerika's von Spanien dort unvermeidlich geſchehen muß, ſo ſehen wir die Unterbrechung der Biſthumsverwaltung ſich auch über dieſe Halbkugel und über die katholiſche neue Welt ausdehnen. Ehe Spanien dem römiſchen Stuhle wird bewilligt haben, ſich ohne ſein Zuthun mit Amerika zu beſchäftigen; ehe dieſes in ſeinem Innern zu derjenigen Regelmäßigkeit gelangt ſein wird, welche Rom für die Abſchließung von Verträgen heiſcht; ehe die neuen Regierungen ſelbſt einen Plan entworfen und deſſen Genehmigung von Rom erzielt haben werden: wie viele Zeit muß da nicht vorübergehen! Mehr als die Hälfte der katholiſchen Welt befindet ſich demnach unter einem andauernden oder nahe bevorſtehenden Proviſorium, deſſen Urſachen und Folgen allenthalben die gleichen ſind, ein Wirrwarr der geiſtigen und der weltlichen Verwaltung, die Unterbrechung und Erliſchung des Epiſcopats und der daraus entſtehende Mangel der Seelenpflege.

Die unbewegliche Stellung Roms mitten unter all' dieſen Vorgängen, ſeine Unempfindlichkeit bei dieſer ausgedehnten Zerſtörung, ſein Kampf und Sieg mittelſt der Waffen, welche Unbeſonnenheit und Furcht ihm darreichen; Rom, vor dem ſich die Könige biegen, deſſen Druck die Völker erdulden müſſen, deſſen Kurie Alles ihrem Willen unterwirft, deſſen alter Küraß die Schläge der Neuerungen auffängt und abſtumpft, und das mitten unter den Trümmern, welche die Meinung überall anhäuft, ſich eine neue Meinungsmacht herſtellt; Rom, in dieſem Widerſpruch mit der moraliſchen Welt, die ſich hinwieder vor dem entwaffneten Herrſcher biegt, — gewährt in Wahrheit einen Anblick, wie er nirgends noch geſehen ward und welcher der Aufmerkſamkeit im höchſten Grade werth iſt.

Roms Gegner.

In den durch das Konkordat von 1817 veranlaßten Schriften iſt vielfältig von der Rückkehr zur königlichen Kirchenordnung (pragmatique), von den Kirchenverſammlungen in Nicäa und Baſel die Rede; Boſſuet und die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche werden bei jeder Gelegenheit angerufen. Viele Einſichten und die beſte Abſicht liegt dabei zuverläſſig zum Grunde. Aber eine andere Frage iſt es, ob die Anrufungen paſſend und an ihrer Stelle waren. Nichts iſt ehrwürdiger, als das Konzilium von Nicäa, dieſer eine der Hauptpfeiler des Glaubens der

Digitized by Google

Chriſten, die dem heil. Auguſtin ſolche Ehrfurcht einflößten, daß er unbedenklich ausſprach, er achte die vier großen Konzilien, welche damals bereits ſtatt gefunden hatten, eben ſo hoch, wie die vier Evangelien. Allein der Nicäiſche Glaube und die Nicäiſche Kirchendisziplin ſind weſentlich von einander verſchieden; der eine iſt unvergänglich, wie die Religion ſelbſt und wie der Himmel, deſſen Dolmetſcher er geweſen iſt; die andere hingegen iſt vorübergehend und veränderlich, gleich den Geſellſchaftsverhältniſſen, auf welche ſie angewandt wird. Die Nicäiſche Kirchenzucht hat ſich Jahrhunderte hindurch erhalten und die Fortdauer ihres Beſtandes möchte wünſchenswerth geweſen ſein. Aber die Zeit und der Wechſel, welchem alle menſchlichen Einrichtungen unterliegen, haben hinwieder auch auf ſie gewirkt. Die kanoniſche Gewalt iſt von der Stelle, welche ſie dort einnimmt, verdrängt, und auf eine andere übergetragen worden; Geſetz und Uebung haben die Kirche vermocht, ſie an der neuen Stelle zu ſehen und zu anerkennen. Was iſt nun zu thun? Soll man ſie ausreißen da wo ſie ſteht, um ſie auf ihren frühern Standpunkt zurück zu verſetzen. Wie möchte dies geſchehen? Man vermag nicht einmal von Rom auszuwirken, daß es den Gebrauch ſeiner Einſetzungsgewalt alſo ordne, daß Fürſten und Völker dabei beruhigt ſein können, und man will verlangen, es ſolle gänzlich darauf verzichten! Es handelt ſich darum, Ordnung und Regel in das Vorhandene zu bringen, und man ſpricht von Verzichtung und Rücknahme! Es ſoll aller Vorwand für Unruhen entfernt werden, und man fängt damit an, ihnen eine weite Thür zu öffnen! Der römiſche Stuhl hat in den durch fünfundzwanzig Jahre erlittenen Angriffen eine neue Schutzwehr erhalten, die von den auch jetzt nicht verſchwundenen Beſorgniſſen der Geiſtlichkeit und vieler Gläubigen ausgeht und der Erhaltung ſeines Anſehens günſtig iſt. Durch alles Vorgefallene hat der Ultramontanismus in Frankreich neue Wurzeln geſchlagen, und man könnte dieſen Zeitpunkt gelegen achten, um die Abſicht zu erklären, jene Gewalt von Rom wieder abzunehmen, welche durch Konkordate ihm eingeräumt und deren Anerkennung im katholiſchen Europa Grundgeſetz geworden iſt! Ein ſolches Vorhaben könnte wahrlich eben ſo wenig gelingen, als die Anrufung der Konzilien von Baſel und Konſtanz zeitgemäß iſt, oder diejenige der königlichen Kirchenordnung, des vorübergegangenen Widerſpruches des Klerus, der Oppoſition, die von den Parlamenten ausging, und der vier Sätze von 1682. Dies Alles gehört nicht hieher. Eine neue Ordnung der Dinge iſt vorherrſchend und für die katholiſche Welt Geſetz geworden; wofern ſie Nachtheile mit ſich führt, ſoll man dieſen entgegenwirken und dieſelben beſeitigen; aber ſo wie man das Werk angegriffen hat, können ſie zuverläſſig nur verſtärkt werden. Ganz Europa biegt ſeine Knie vor Rom, der franzöſiſche Klerus iſt im Ultramontanismus verſunken, mit langer Mühe und vieler Anſtrengung mochte man kaum nur ein Proviſorium für die beinahe aufgelöſete Biſthumsverwaltung erzielen, und von dieſem Standpunkt aus glaubt man unbedenklich zu demjenigen zurückkehren zu können, was die Konzilien von Konſtanz und Baſel verordnet hatten. Wahrlich, man muß, um ſo handeln zu können, ſich ſeltſame Begriffe vom Geſchäftsgange machen! Die ganze theologiſche Gelehrſamkeit erſcheint dabei federleicht, und ſo wenig als Rom dieſen gelehrten

Digitized by Google

Staub zu ſeiner Vertheidigung gebrauchen will, ſo wenig fürchtet es ihn hinwieder auch; es ſucht daſſelbe ſeine Stütze vielmehr in dem Widerſtande wirklich vorhandener Einrichtungen, welche eine ihm günſtige Stimmung in den Gemüthern erzeugt haben Wenn der römiſche Stuhl hinter dieſem Walle Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon Trotz geboten hat; wenn er, unter dem Schutze deſſelben, noch gegenwärtig den europäiſchen Staaten imponirt und ſie vom Angriffe auf den Hauptpunkt der Einſetzungen abhält, was ſollen denn wohl die Erinnerungen an Nicäa, an Baſel und an Boſſuet anrichten! . . Rom hat über die vier Sätze den Bannfluch ausgeſprochen; Boſſuet hat dieſelben abgeſchworen, als er ſagen konnte: abeat ergo quocunque voluerit ista declaratio. Im Grunde jedoch liegt ſogar in den vier Sätzen eine Huldigung für Rom, deſſen Gewalt dadurch keineswegs angegriffen wird. Napoleon, nachdem er darüber nachgedacht hatte, ſagte einſt mit dem ihm eigenen Scharfſinn: Eure vier Sätze, von denen ihr ſo viel Lärm macht, wollen gar nichts ſagen! und er hatte recht. Es iſt darum ſehr irrig gehandelt und es führt zu nichts, wenn man in alte Zeiten zurückkehrt und längſt vergeſſene Dinge wieder ins Leben rufen will, um ſich aus der wirklich vorhandenen Verlegenheit zu ziehen. Es handelt ſich um einen einzigen Punkt mit Rom, welcher allein nur der Religion, der Staatsgeſellſchaft und den Gläubigen wichtig iſt, und in dem feſtzuſtellenden Verhältniß der Einſetzung der Biſchöfe beſteht, wodurch dieſelbe allezeit geſichert ſein, und damit die Staaten vor Unruhen, die Inhaber der Stellen vor Ungerechtigkeit und die Gläubigen vor dem Abgange ihrer erſten Seelenhirten geſchützt bleiben ſollen. Das Konkordat von Fontainebleau hatte die gewünſchte Ordnung erzielt; es kann daſſelbe die große Charte der katholiſchen Kirche heißen, und es wird dieſe auch zuverläſſig in neue Kraft erwachſen. Solche Schriften einzig nur, welche in ihrem Sinne ſprechen, die Vernunft und das religiöſe Gefühl vereinbaren, welche von der Kraft folgerechter Schlüſſe, die dem Oberhaupt der Kirche überhaupt und den Tugenden deſſen, welcher gegenwärtig die erhabene Würde bekleidet, insbeſondere gebührende Ehrfurcht nicht trennen; ſolche Schriften, die nur thunliche Dinge begehren, und was reizen, erbittern und beleidigen kann, vermeiden, ſolche Schriften, meine ich, können einzig nur nützlich ſein, weil ſie allein von kultivirten Staaten anerkannt und gutgeheißen werden mögen. Das große Bedürfniß dieſer Staaten heißt Friede, dieſen wollen ſie, und weder das Konzilium von Nicäa, noch dasjenige von Baſel, welche andern Zeiten angehören, deren Rückkehr unmöglich iſt. Wenn hundert Jahre erforderlich wären, um dahin zu gelangen, ſo iſt viel beſſer gethan, gleich anfangs darauf zu verzichten, als hingegen in Erwartung ihrer Rückkehr die katholiſche Kirche durch Zerſtörung der wichtigſten ihrer Einrichtungen, die in der biſchöflichen Verwaltung beſteht, in immer größern Wirrwarr gerathen zu laſſen. Man bringe dieſes Verhältniß in Ordnung, und aller Zwiſt mit Rom hat ſein Ende erreicht.

Der Klerus, die Jeſuiten und die Miſſionen.

Frankreichs religiöſe Herſtellung in Jahr 1801 führte im Jahr 1808 harte Kämpfe zwiſchen dem geiſtlichen und dem weltlichen Reſtaurator herbei. Die Herſtellung von 1814 fing mit

großen, der Geistlichkeit gethanen Versprechungen an, und endigte mit einem provisorischen Zustand, der nicht sobald zu Ende gehen wird, und welcher mit den Ansichten eines bedeutenden Theils der Nation im Widerspruch steht. Diese Verhältnisse sind der aufmerksamen Beachtung in hohem Grade würdig.

Die Ereignisse von 1814 waren eingetroffen. Der Klerus schwört plötzlich denjenigen ab, welchen er zuvor lange gepriesen hatte; die Völker müssen ihre Hirten in weiter Entfernung von der Stelle suchen, wo sie dieselben am Vorabend der damals eingetroffenen Veränderungen gelassen hatten. Die Sprache änderte von jenem Zeitpunkte an völlig; von der Vergangenheit ward mit Erbitterung, von den Einrichtungen der Gegenwart verächtlich oder drohend gesprochen; die Dazwischenkunft des Himmels ward überall angerufen. Der Klerus hatte offenbar einen unrechten Pfad eingeschlagen; er ist seither darauf allezeit weiter vorgerückt. Er schickte sich allen Ansichten, Planen und Hoffnungen derjenigen Partei anzuschliessen, durch die Frankreich in Bestürzung und Unruhe versetzt ward. Von dieser ward er in selbstsüchtiger Absicht geschmeichelt, und er empfing von ihr Verheißungen, die unerfüllt bleiben mußten. Zwischen beiden ward ein enges und vertrautes Band geknüpft; die Religion ward einerseits der Stoff vielfältiger Schmähungen, und anderseits ein Werkzeug geheimer Umtriebe, so daß am Ende die politische Partei und die Religionsdiener in eins verschmolzen, und man, zu richtiger Würdigung der Stellung des Klerus in der Nation, den Maasstab von derjenigen der politischen Partei hernehmen mußte, welcher er sich hingab. Die Anwendung der Religion für politische Zwecke hat ihm seinen eigenthümlichen Karakter, welcher auf dem geistigen Verhältnisse beruhte, entzogen, und Leute, denen mehr daran gelegen war, den Einfluß der Geistlichkeit zu benuhen, als die Ergebnisse, welche daraus für ihn selbst entstehen müßten, abzuwägen, haben ihn ohne Rückhalt als den großen Hebel dargestellt, dessen sie sich für die Erreichung ihrer Absichten bedienen würden. Die ganze Gegenpartei mußte nun wohl, und sie hat auch wirklich die Meinung, welche sie von der politischen Partei hegte, auf die sich dieser anschliessende Geistlichkeit ausgedehnt, so daß der Klerus, indem er auf eine unabhängige Stellung verzichtete, sein eigenes Schicksal von einer fremden Wirksamkeit abhängig machte, die er selbst zu lenken nicht vermochte, hinwieder dann aber auch, die Folgen derselben abzuwenden, nicht im Stande war. Dadurch, das der Klerus sich den Ultra anschloß, mußte er sich des Schicksals der Ultra theilhaft machen; wollte er auch den Verband wieder auflösen, so würden ihn darum manche Ergebnisse des früher eingegangenen Bundes nichtsdestominder treffen. Er kann alles Unglück einer Niederlage theilen, während ihm von den Früchten eines Sieges immerhin nur wenig zu gut käme.

Neben dem Geiste der Ultra (ultracisme) und dem ultramontanischen Geiste (ultramontanisme) ist das gedoppelte Zusammentreffen der Jesuiten und der Missionarien dem Klerus verderblich geworden, und man kann sie die vier Hauptkrankheiten desselben heißen.

Was die Jesuiten anbetrifft, so ist ihr Werth und Unwerth anderswo schon sattsam

Digitized by Google

geprüft worden; es soll hier davon die Rede nicht sein, sondern man will einzig nur über das Zeitgemäße ihrer neuen Erscheinung einige Betrachtungen anstellen. Der Papst war nach Rom zurückgekehrt, und alsbald werden auch die Jesuiten wiederhergestellt. Es ist dies gleichsam die erste Maasnahme nach seiner Rückkehr; auf einer Seite ertönt darüber eine laute Freude, während Schrecken und Bestürzung auf der andern Seite nicht minder laut werden. Die Jesuiten nur mögen Religion und Erziehung herstellen, rufen die Einen; die Rückkehr der Jesuiten zerstört den Frieden der Staaten, wie der Familien, erwiedern die Andern. Ihr Name allein schon ruft Zwietracht hervor, wo sie bis dahin nicht vorhanden war. Seinem Ursprunge nach gegen den Protestantismus und die Kirchenreform ankämpfend, soll der Orden in seiner Herstellung gegen die Revolution ankämpfen. Eine Partei bemächtigt sich seiner, sie rühmt ihn als ein Hilfskorps, und stellt damit seine gegenrevolutionäre Tendenz ganz Frankreich zur Schau. Man kann es wohl aber keine schlimmere Empfehlung in den Augen der Franzosen geben, als das Zur-Schau-Tragen der beabsichtigten Zerstörung der Grundlagen ihres neuen Bestandes, ihrer allgemeinsten und theuersten Interessen; daraufhin deutet jedoch das Wiederauftreten der Jesuiten in allen Beziehungen. Zur Zeit der Bildung des Ordens traf er mit den Interessen der Mehrheit der Franzosen zusammen, und hierauf beruhte sein Gelingen; zur Zeit seiner Herstellung ist er den Interessen eben dieser Mehrheit des französischen Volks widersprechend und darum mißfällig. Bei völlig umgekehrter Stellung mußte der Erfolg eben so verschieden sein. Wie viel Gutes oder Schlimmes man nun also auch immerhin von den Jesuiten sagen mag, so trifft dies Alles den wirklichen Standpunkt der Dinge nicht, worin es sich einzig nur fragt: mag ein ausgedehnter priesterlicher Verein, welchem sehr zweideutige Erinnerungen, höchst unbesonnene Wünsche und die Hinweisung auf ein die ganze Nation in Bestürzung setzendes Ziel vorangehen, sich auf eine der Religion, dem Staate und ihm selbst vortheilhafte Weise festsetzen? Wird man seine religiöse Wirksamkeit nicht jederzeit durch seine politische Wirksamkeit und Zwecke erklären und beurtheilen? Welchen religiösen Nutzen kann er alsdann stiften? Welchen Zeitpunkt hat man für die Anrufung solcher Hilfstruppen gewählt und wen meint man über die dabei vorwaltende Absicht zu täuschen?

Gerade eben so verhält sichs nun auch mit den Missionarien. Es sind nicht die Priester, sondern die Werkzeuge einer Partei, die man in ihnen erblickt; statt der Diener eines verehrten Kultus, erkennt man in ihnen eifrige, im Namen der Religion handelnde Diener der Gegen-Revolutionen. Die gegenwärtigen Missionen tragen nicht mehr den ausschließlich religiösen Karakter früherer Missionen an sich. Ihre erste Einführung in Frankreich geschah zu einer Zeit, wo man dem Protestantismus entgegenwirken wollte und wo die Bekehrungen, welche man beabsichtigte, mit mancherlei zeitlichen Vortheilen verbunden waren. Seit die Regierung sowohl als Partikularen, die Bekehrungssucht aufgaben, waren auch die Missionen ungleich seltener und geräuschloser geworden. Das Konkordat von 1801 war der Zeitpunkt, wo sie in verschiedenen Kirchsprengeln wieder eingeführt wurden; damals aber zu bloß religiösen Zwecken, ohne

Digitized by Google

alle politiſche Tendenz, und man darf glauben, daß manches Gute durch ſie befördert worden iſt. Ganz anders verhält es ſich ſeit 1814. Frankreich ſchien auf allen Punkten durch Miſſionarien ſyſtematiſch bearbeitet werden zu ſollen; es ſah aus, als ob das Königreich ein verpeſtetes Land ſei, das nur durch Miſſionen gereinigt werden könnte. Erſt ſtaunte man die Sache an, bald aber äuſſerte ſich das Mißvergnügen, und dem Angriff folgte die Vertheidigung. Was 1814 leiſe begonnen hatte, erhielt nach und nach eine geräuſchvolle Ausdehnung; die Miſſionen waren zur Waffe einer Partei geworden, und ſie ſpielten eine bedeutende Rolle in der Tagsgeſchichte; ihre religiöſe Beziehung war jetzt völlig untergeordnet und die Miſſionarien traten als Herolde der Gegenrevolution durch ihre höchſt unzeitigen Verwünſchungen der Gegenwart und der Vergangenheit auf; die Zukunft iſt von beiden nicht trennbar. Die Kirchen wurden Kampfplätze der politiſchen Parteien, zum großen Nachtheile der Religion, welche dieſem Allem fremd war.

Was von den Jeſuiten geſagt ward, paßt gutentheils auch auf die Miſſionarien. Dieſe mögen perſönliches Verdienſt und religiöſe Tugenden beſitzen; hier aber iſt von ihrer übernommenen Rolle die Rede, und da fragt es ſich: was können ſie davon hoffen und welche Ergebniſſe ihrer Beſtrebungen durften ſie zunächſt für die Religion, in deren Namen ſie zu handeln vorgeben, erwarten? Es hätten die Miſſionarien, wie hinwieder auch die Jeſuiten, vorerſt die Zeitgemäßheit ihrer Erſcheinung prüfen, und wofern ihnen religiöſe Zwecke wirklich am Herzen lagen, einen ruhigern Zeitpunkt abwarten ſollen, wo ſie nicht mehr Gefahr liefen, ihre Beſtrebungen mit denjenigen der Gegenrevolution vermengt und verwechſelt zu ſehen. Im Jahr 1819 konnten ſie nur verderblich wirken, und die Regierung, welcher die Sorge für die öffentliche Ruhe oblag, hätte entweder ihr Auftreten hindern oder ihren erſten Abweichungen von dem religiöſen Pfad Einhalt thun ſollen.

Wofern das unſchätzbare Gut des religiöſen Friedens und aller wohlthätigen Folgen, welche die Nation von ihm erwarten darf, in Frankreich wirklich zu Stande kommen ſoll, ſo ſind zwei Dinge erforderlich. Der Klerus muß einerſeits von dem Vorurtheil zurückkommen, daß die Nation irreligiös und gegen ihn feindſelig geſinnt ſei; der Beweis des Gegentheils liegt vor Augen und wird ihm um ſo viel einleuchtender erſcheinen, jemehr er Anſchuldigungen und Vorwürfe, und Alles, was reizen und beleidigen kann, vermeidet; anderſeits dann aber muß er zu der Ueberzeugung gelangen, daß, um ſeine Stellung zu ſichern und um ſein Amt wirkſam zu machen, er ſich von den Parteien befreien und von der Politik losreiſſen muß. Auf die Kirchen und ſeine geiſtlichen Verrichtungen beſchränkt, gleicht er dem ſtarken, bewaffneten Manne, während er hingegen auſſer jenen dem vom Wind bewegten Rohr der Wüſte gleicht. Durch die Erfüllung dieſer zwei Hauptpunkte allein nur mag der Klerus von Frankreich ſein Anſehen und ſeinen Einfluß neuerdings erhalten und durch eigenthümliche Kraft nützlich werden. Jetzt hingegen, während die Regierung nichts verſäumt, um ſeinen Einfluß zu verſtärken, kann

Digitized by Google

im Gegentheil Alles, was er ſelbſt thut, nur geeignet ſein, ihn zu ſchwächen, und es hat ſich derſelbe auch wirklich ſeit 1814 bedeutend vermindert; die Theilnahme, welche damals zu ſeinen Gunſten vorhanden war, iſt lange nicht mehr ſo allgemein, und weder Anſchuldigungen und Deklamationen im Sinne der Gegenrevolution, noch enges Anſchlieſſen an eine in Frankreich verhaßte und gefürchtete politiſche Partei, ſind geeignet, ihm jene neuerdings zuzuwenden. Auch die Wiederholung derjenigen Sprache mag es nicht thun, welche mit Schmerz und Befremden in dem durch die franzöſiſchen Biſchöfe am 30. Mai 1819 an den Papſt erlaſſenen Schreiben wahrgenommen ward. Es iſt darin von Tirannei und Uſurpation die Rede. Dieſe Ausdrücke ſtehen denjenigen übel an, die Napoleons Diener geweſen ſind und ſeine Herrſchaft anerkannt haben. Die Entdeckung der Tirannei und Uſurpation kommt zu ſpät, wenn damit gewartet wird, bis der Tirann und Uſurpator verſchwunden iſt, und man bereits ſchon die Wohlthaten eines andern empfängt. In dieſem Falle kann Stillſchweigen einzig nur ziemen, und die Anklagen paſſen jetzt gar nicht mehr. Der Vortheil der Religion und der eigene Vortheil müſſen dem Klerus gebieten, ſeinen Blick vielmehr auf Frankreich, als auf Rom, zu richten; das erſtere muß ihm ungleich viel wichtiger als das zweite ſein, und in allen Betrachtungen gebührt jenem der Vorzug. U.

Mannigfaltiges.

Aus Deutſchland.

Schreiben des Hrn. L. van Eß an den Hrn. Biſchof von Chur.

Man hat das biſchöfliche Sendſchreiben vom 28. Jan. a. c. von Chur in vielen Zeitungen zur Offenkunde zu bringen gewußt, welches meine Ueberſetzung des N. Teſtaments — ganz dem päpſtlichen und andern kirchlichen Zenſurgeſetzen zuwider — verworfen und Irrthümer beſchuldigt hat, ohne ſie nachgewieſen zu haben. Ich ſah mich dadurch veranlaßt, folgendes Schreiben an erwähnten Hrn. Biſchof zu ſenden; da es aber von ihm unbeantwortet geblieben, ſo bin ich es der gerechten und der guten Sache ſchuldig, mein Schreiben an ihn ebenfalls offenkundig zu machen, ohne Noten und Gloſſen, die von ſelbſt über jenes biſchöfliche Verfahren ſowohl, als über anderer Vikariate gegneriſche Beſcheide ſich ergeben, deren keines jene kanoniſchen Zenſurgeſetze in Beziehung gegen meine Ueberſetzung des N. Teſtaments beachtet hat, und deshalb als unkanoniſch nichtig, ja ſogar kanoniſch ſträflich ſind, welches zu beweiſen hier nicht der Ort iſt. L. van Eß.

Hochwürdigſter Biſchof! Gnädigſter Fürſt und Herr!

Faſt in allen Zeitungsblättern Deutſchlands iſt der Inhalt Hochihres erlaſſenen Hirtenbriefs vom 28. Jan. a. c. zur Offenkunde gelangt; ich habe von deſſen lateiniſchem Original eine Abſchrift vor mir, wo Seine fürſtbiſchöfl. Gnaden ſich folgende Aeuſſerungen erlaubt haben:

„daß insbeſondere viele neue Bibelüberſetzungen, die van Eſſiſche, die Regens-
„burger, die Münchner ausgetheilt würden .... Wir haben, unſrer Amtspflicht
„gemäß, nicht verſäumt, dieſe Bücher theils durch theologiſche Zenſoren prüfen zu laſſen,
„theils haben wir ſie ſelbſt geprüft. Was nun insbeſondere die vorerwähnten Bibelüber-
„ſetzungen betrifft: ſo haben wir gefunden, daß ſie in nicht wenigen Stellen untreu, von
„der Lehre der heil. Väter und von dem Sinne der katholiſchen Kirche abweichend,
„zuweilen auch noch verdorbener, als ſelbſt die Ueberſetzungen der Ketzer ſei."

Da Hochſie die drei genannten Ueberſetzungen in Eine Kategorie ſtellen, ſo haben Hochdieſelben auch meine Ueberſetzung des N. Teſtaments öffentlich beſchuldigt, daß ſie

1) in nicht wenigen Stellen untreu,
2) von der Lehre der heil. Väter und
3) von dem Sinne der katholiſchen Kirche abweichend,
4) zuweilen auch noch verdorbener, als ſelbſt die Ueberſetzungen der Ketzer ſei.

Ich habe als Schriftſteller nichts mehr thun können, als zu leiſten, was die Kirche bei Bücherausgaben vorſchreibt. Z. B. Concil. Trit. Sess. IV. decret. de edit. et usu S. libr. heißt es: „Niemand ſei es erlaubt, ein Buch drucken zu laſſen, wenn es nicht zuvor erſt von der Ordinariatsbehörde geprüft und approbirt worden." Concil. Later. sub Leone X. Sess X.: „Wir verfügen und verordnen, daß in künftigen ewigen Zeiten (?) Niemand ſich vermeſſe, ein Buch drucken zu laſſen, es ſei denn zuvor vom Biſchofe genau geprüft und approbirt." Reg. X. Jud. lib. proh.: „Die Approbation der Bücher ſoll authentiſch dem Buche vorangedruckt ſein." Observatio ad Reg. X. Alexandri VII jussu edita. Instructio Clementis VIII. autoritate Reg. Jud. adjectae. De impress. libr. §. I. III. IV.: „Wer ein Werk dem Drucke übergeben will, der ſoll das ganze Buch dem Biſchofe einreichen." §. V.: „Die Approbation ſoll vorangedruckt werden."

Dieſe Vorſchriften ſind von mir erfüllt bei meiner vorgeſetzten erzbiſchöflichen Behörde zu Aſchaffenburg, welche meine Ueberſetzung des N. Teſtaments approbirt und dadurch ſie kirchlich legaliſirt hat, indem ſie erklärte: „daß ſie nichts der katholiſchen Glaubens- und Sittenlehre zuwider enthalte." Jene genannte mir vorgeſetzte Kirchenbehörde hat nicht geglaubt, nun noch mehrere Leiſtung von mir zu fordern und auch keine weitere von mir verlangt. Ich mußte von dem Zenſuramte genannter und anderer biſchöflichen Behörden vorausſetzen, daß ſie bei den ertheilten Approbationen nach den Zenſurgeſetzen gehandelt haben, die der Papſt Benedikt XIV in der Bulle Sollicita et provida vorgeſchrieben hat, die hier unten wörtlich noch angeführt wird.

Digitized by Google

Durch oben erwähnten Hirtenbrief haben Se. fürstbischöfl. Gnaden faktisch nicht nur die Zensurämter des Erzbisthums in Wien und Aschaffenburg, der Bisthümer in Hildesheim, Konstanz, Fulda, Breslau, Ellwangen, von denen es doch auch heißen muß: über welche der heil. Geist euch zu Bischöfen gesetzt hat, um die Kirche Gottes zu regieren (Apostelgesch. 20, 28), und die der theologischen Fakultäten beider berühmten Hochschulen zu Freiburg und Würzburg der treulosen und schlechten Amtsverwaltung beschuldigt, sondern auch mich und meine Rechtgläubigkeit durch die oben aufgestellten vier Anschuldspunkte öffentlich angegriffen. Mögen genannte Behörden, die meine Uebersetzung des N. Testaments approbirt haben, es auf sich beruhen lassen; was mich aber betrifft, so muß ich Se. fürstbischöfl. Gnaden höflichst ersuchen, die oben genannten vier punktirten Anschuldigungen mir zu beweisen.

Dieses mein rechtliches Gesuch unterstützt, ausser dem allgemeinen Rechte, besonders das jus canonicum. Decret. pars 2. caus. 2. quaest. 1. cap. 13., wo es heißt: „Vor allem sei immer euer erstes Bestreben, daß ihr nach Gerechtigkeit und Wahrheit Urtheile fället. Ihr sollet Niemand verurtheilen, ihr habet denn zuvor ihn nach Gerechtigkeit und Wahrheit gerichtet. Keinen sollet ihr nach willkührlicher Verdächtigung verurtheilen, sondern prüfet zuvor und dann fället das Urtheil mit Liebe; und was ihr nicht wollet, das euch geschehe, das thut auch keinem Andern.“ Daselbst cap. 20: „Ihr sollet euch nicht im Untersuchungs- und Urtheilungs-Geschäft übereilen; auch werden wir gewarnt, von Niemand Böses früher zu glauben, als es bewiesen zu haben, damit wir nie ein voreiliges Urtheil fällen, oder aufs Gerathewohl vermessen und lässig beurtheilen, was wir gar nicht geprüft haben. Wir dürfen Keinen verurtheilen oder verdammen ohne wahre und gerechte Untersuchung.“ Daselbst cap. 4: „Wer einen .... Priester falsch bezüchtiget und es nicht beweisen kann, den verurtheilen wir, daß er exkommunizirt sei.“ Daselbst caus. 11. quaest. 3. cap. 70: „Aeusserst behutsam sollen die Kirchenvorsteher und die öffentlichen Rechtsprecher sein, daß sie durchaus nicht von Leichtsinn oder durch ungestüme Vorurtheile hingerissen, vorschnelle Urtheilssprüche fällen, sondern man untersuche und lasse den Gegenstand, den man nicht kennt, zur völligen Kunde reifen, und befrage das göttliche und menschliche Gesetz; alsdann spreche man mit Entfernung aller Parteilichkeit den Schiedsspruch, so wie es daselbst begründet ist.“

Instructio Clementis VIII. Autoritate Reg. Jud. adjecta de correctione libr. §. 2.: „Der das Zensuramt übernommen hat, muß Alles mit Umsicht und Aufmerksamkeit bemerken.“ §. 5. „Die Bischöfe sollen sorgen, daß das Zensuramt Männer verwalten, die im Rufe der Frömmigkeit und Gelehrtheit stehen, auf deren Glauben und Sitten sie sich verlassen können, daß sie nichts aus Gunst, nichts aus Haß thun, sondern alle menschliche Leidenschaften abgelegt haben.“

Auch war ich nach den Zensur- und Proskriptions-Gesetzen des Papstes Benedikt XIV in

Digitized by Google

dessen oben erwähnter Bulle berechtigt, zu erwarten, daß, ehe Hochdieselben meine Uebersetzung des N. Testaments öffentlich anschuldigten und verboten, Hochsie gegen mich folgende von Benedikt XIV l. c. gegebene kanonische Statuten beachten mußten, wo es heißt:

§. 9. „So oft von einem Buche eines katholischen Autors Erwähnung geschieht, so soll auf die längst bei Bücherverboten eingeführte Gewohnheit gesehen und die Klausel beigefügt werden: **Bis es verbessert, bis es gereinigt ist.** Ist nun mit dieser Klausel das Verbot bedingt worden, so darf nicht gleich das Dekret publizirt werden, sondern während mit dieser Publikation noch gezögert wird, soll der Gegenstand zuvor mit dem Autor selbst oder mit einem Dritten von ihm dazu Bevollmächtigten behandelt, und dann ihm bedeutet werden, was auszustreichen, abzuändern oder zu verbessern sei."

Daselbst §. 10: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß **Viele darüber Klage führen**, daß Bücher gerichtet und verboten werden, ohne die Verfasser angehört und zur Vertheidigung sie zugelassen zu haben .... Deshalb wir durchaus wünschen müssen, daß künftig darauf gehalten werden soll, daß, wenn die Streitsache einen katholischen Autor betrifft, man ihn, wenn er sein Buch vertheidigen will, anhöre, oder einen aus den Räthen bestimme, der amtspflichtig das Buch in Schutz und Vertheidigung nimmt." **Daselbst** §. 19. Reg. IV.: „Falls einige nicht deutliche Stellen dem Autor nicht aufgefallen wären, der sonst als Katholik einen unbescholtenen Ruf seiner Frömmigkeit und Lehre besitzt, so scheint es von selbst die Billigkeit zu fordern, daß jene Stellen, so viel möglich, günstig ausgelegt und zum besten Sinn gekehrt werden." **Daselbst** §. 20: „Diese und ähnliche Regeln, die leicht bei guten Schriftstellern, die darüber geschrieben, zu finden sind, sollen sich die Zensoren und Räthe allezeit wohl zu Gemüthe führen, um im Stande zu sein, bei diesem wichtigsten Zensurgeschäfte ihrem Gewissen, **dem guten Rufe der Autoren**, dem Heil der Kirche und dem Nutzen der Gläubigen ein Genüge zu leisten.

Seine fürstbischöfl. Gnaden, gesetzt als Wächter und Beobachter der Kirchengesetze, haben — mit manchen andern Vikariaten zu Deuz, Aachen, Münster, Augsburg, Bamberg u. s. w. — **desto gröblicher** gegen die päpstlichen Statuten sich verstoßen und Ihr Unrecht gegen die Kirche und mich offen an den Tag gelegt, und kennen desto besser die gesetzten Strafen der Kontravenienten. Ich erwarte nun, daß Hochsie nachträglich die kirchlichen Gesetze erfüllen und mir nachweisen obige vier punktirte Anschuldigungen gegen meine Uebersetzung des N. Testaments, und zwar mit hochgefälliger besonderer Beachtung folgender vom Papst Benedikt XIV l. c. erlassenen Regeln, wo es heißt: §. 15. Reg. 1. „Die Zensoren sollen sichs gesagt sein lassen: **das** mache grad nicht ihre rechte auferlegte Amtspflicht und Mühe aus, nämlich **auf alle mögliche Weise es darauf anzulegen** und darauf zu bestehen, daß ein zur Zensur ihnen eingereichtes Buch **verboten** werde; vielmehr daß sie ihren geschäftigen Fleiß und ein ruhiges Gemüth **auf die Forschung des Buches selbst** verwenden, ihre treuen

Digitized by Google

Bemerkungen und wahren Gründe vorlegen, durch die man in Stand geſetzt wird, von dem Buche ein richtiges Urtheil zu fällen und zu unterſcheiden, ob es verdiene, verboten, oder verbeſſert, oder zugelaſſen zu werden." Daſelbſt §. 17. Reg. 3.: „Was die Verſchiedenheit der Meinungen und Urtheile betrifft, die wohl jedes Buch enthält, ſo ſollen die Zenſoren wiſſen, daß ihnen nur zukommt, zu zenſuriren, wenn ſie frei genug von allen Vorurtheilen ſind. Deshalb ſollen ſie jede vorgefaßte Meinung, die gewiſſen Nationen, Korporationen, Schulen, Inſtituten eigenthümlich ſind, fahren laſſen, alle Parteiſucht beſeitigen und nur einzig vor Augen haben ſolche Dogmen der Kirche und ſolche allgemeine Lehrſätze der Katholiken, die in den General-Konzilien-Beſchlüſſen, in den Konſtitutionen der Päpſte und in den Uebereinſtimmungen der orthodoxen Väter und Gelehrten begründet ſind; übrigens das wohl erwägen, daß es viele Meinungen gibt, die gewiſſen Schulen, Inſtituten oder Nationen gewiſſer als gewiß zu ſein ſcheinen; und nichtsdeſtoweniger ohne den mindeſten Glaubens- und Konfeſſions-Abbruch von andern ächtkatholiſchen Männern verworfen oder angefochten werden, und deren Gegenſatz vertheidiget wird, mit Vorwiſſen und mit Zulaſſung des apoſtoliſchen Stuhls, der jede ſolche Meinung in ihrem Wahrſcheinlichkeits-Grade beſtehen läßt." Daſelbſt §. 23.: „Deshalb ſei nachzuachten und kund allen denen, welche wider die Meinungen Anderer ſchreiben und ſich in Widerlegung einlaſſen, was eben ſo wichtig als weiſe von Innocenz XI vorgeſchrieben iſt, daß man bei Schriften, die dem Druck übergeben werden ſollen, ſich hüte vor aller Zenſur und Rüge und vor jedem Unglimpf wider ſolche Sätze, die unter Katholiken ſelbſt noch Streitſätze ſind, bis ſie zur Kunde des heil. Stuhls kommen und über dieſelbe entſchieden wird .... Es ſoll aber durchaus nicht geduldet werden, Privatmeinungen als beſtimmte und entſchiedene Kirchendogmen in Büchern aufzudringen und den Gegenſatz eines Irrthums zu beſchuldigen; dadurch nur Unruhen in der Kirche geweckt, Zwiſte unter Gelehrte theils ausgeſtreut, theils genährt, und ſehr oft dadurch nur die Bande chriſtlicher Liebe zerriſſen werden."

Decret. lib. 5. Tit. I. cap. 24. de accusat. et inquisit.: „Es müſſen ihm diejenigen Hauptbeziehungen, die in Unterſuchung ſtehen, vorgelegt werden, damit er in Möglichkeit geſetzt werde, ſich zu vertheidigen." Instructio Clementis VIII de prohib. libr. §. 2.: „Was den Zenſoren beim Leſen rügenswerth auffällt, davon ſollen ſie mit Bezeichnung der Kapitel und der Seitenzahlen dem Biſchofe Anzeige machen." Daſelbſt de correctione lib. §. 2.: „Wer das Zenſuramt übernommen hat, der ſoll mit Umſicht und Aufmerkſamkeit Alles bezeichnen." §. 3. „Wenn etwas in den neuern Schriften der Katholiken zu verbeſſern vorkommt, und mit Wegnahme oder Zuſätzen einiger Stellen die Verbeſſerung geſchehen kann, ſo ſollen die Korrektoren dieſes zu thun Sorge tragen."

Faſſen Seine fürſtbiſchöfl. Gnaden mich wohl. Es iſt hier nämlich gar nicht die Streitrede von der Zu- oder Unzuläſſigkeit des Bibelleſens der Laien, ſondern nur von

Digitized by Google

der Beweisführung Ihrer öffentlichen Anschuldigung gegen meine Uebersetzung des neuen Testaments.

Damit Hochdieselben durch keine Nachdrücke meines Testaments irre geleitet werden, bin ich so frei, die jüngste Originalausgabe desselben zur Beurtheilung gehorsamst anzulegen, und erwarte auch etwa von frühern Originalausgaben die Nachweise der von Hochdenenselben angegebenen Irrthümer in obiger qualifizirten vierpünktlichen Benennung.

Können Hochdieselben mir über jene Punkte keine satisfaktorischen Nachweise geben, so verlange ich auf dem nämlichen hirtenbrieflichen Wege Ihre Widerrufung und den Beweis des Geschehenen.

Ich erwarte binnen vier Wochen eine hochgefällige Antwort von Hochdenenselben um so zuverlässiger, als ich nach dieser Zeitfrist die verweigerte Antwort als eine Verachtung meines Rechtsgefühls ansehe, wobei mir dann der kanonische Rechtsschritt übrig bleibt: Decret. pars 2. caus. XI. quaest. 3. cap. 45. „Wenn aber der Bischof den Streit nicht schlichten will, so soll die Klagsache an das weltliche Gericht übergehen;“ und daselbst cap. 8.: „Wer nicht beweiset, was er entgegnete, der soll selbst die Strafe büßen, die er androhte;“ so wie auch das Recht und die Vertheidigungspflicht mir es erlauben, in literarischen und politischen Zeitungen, die Hochdessen hirtenbriefliche Anschuldigungen wider mich aufgenommen haben, dieses mein Schreiben an Sie dann zu meiner öffentlichen Ehrenrettung einrücken zu lassen. Es steht also bei Hochdenenselben durch kanonisch-pflichtige Nachweise ihres Urtheils diese Nothwehr mir unnöthig zu machen.

Genehmigen Sie übrigens meine schuldige Hochachtung, mit der ich mich zeichne als

Seiner hochfürstl. Gnaden

Marburg in Hessen den 23. Mai 1820.

gehorsamster Diener

L. van Eß,

Professor und katholischer Pfarrer.

Abschrift eines Schreibens des bischöflichen Kanzlers Joh. Jos. Baal aus Chur an den Professor van Eß in Marburg.

Da mein Fürst dermals in bischöflichen Verrichtungen von hier abwesend ist und es noch etwas länger bleiben wird, habe ich geglaubt, Euer Hochwürden das Einlaufen Ders an Ihn gerichteten Zuschrift indessen mit Gegenwärtigem melden zu sollen. Unter welcher Ansicht Er selbe betrachten werde, ist nicht an mir zu erwiedern. Nur erlaube ich mir hier die eigene Bemerkung, daß ich zweifeln muß, ob mein Fürstbischof sich berufen finden werde, mit Euer Hochwürden über Ihr Bibelwesen einzutreten, so wie Er bisher an selbem und an den günstigen oder ungünstigen Urtheilen darüber (auch von Ordinariaten, die Euer Hochw. nicht unbekannt sein mögen) keinen Theil nahm.

Digitized by Google

Was Er that, war allein, daß Er aus obliegender Wachsamkeit und wohlbedächtlich an einige seiner Landoffizialen, da und wo unzulässige Bücher und mitunter auch — Ihre Namen tragende Bibelübersetzungen bei der Ihm anvertrauten Heerde in Umlauf gebracht wurden, in einem Schreiben Warnungen erließ, — einen Akt, den Er seiner Hirtenpflicht schuldig zu sein glaubte, und worüber Er Niemandem, als seinen hierarchischen Obern oder vor selben Rechenschaft zu geben hat, wozu Er auch jederzeit und ohne Ausnahme bereit sein wird, wie Euer Hochwürden sich versichern dürfen.

Indessen ersuche ich, dies nur als eine Erwiederung von mir anzusehen, der die Ehre hat zu sein

Euer Hochwürden

Chur den 13. Juni 1820.

Johann Joseph Baal,
bischöflicher Kanzler.

Schreiben eines Amerika-Wanderers.

Stimmung in Frankreich. — Die Gauner. — Die Seefahrt. — Die große Bank. — Ankunft in Newyork. Reise nach Philadelphia. — Die Holländer im Sumpf. — Luxus in Philadelphia. — Warnung für Auswanderer. — Titelsucht. — Die Methodisten. — Die Indianer. — Ob Südamerika zu Spanien zurückkehren werde.

Philadelphia, 26. Juni 1820.

— — Wie ich den 14. Juni vorigen Jahres bei Basel über den Rhein ging, warf ich noch einen wehmüthigen Blick auf die deutschen Fluren zurück. Helfe Gott dem, dem das Vaterland nicht mehr hilft, wenn ers auch noch so brav meint!

Ich kam zur Zollstätte von Burgfelden. Die weltberühmten Douaniers, die edeln Kreaturen europäischer Verfeinerung, wollten mir den Waidsack öffnen, welchen ich auf dem Rücken trug. „He! — rief ich ärgerlich — was meint Ihr denn für Kontrebande, die ein alter Soldat haben kann, den sein Schicksal nach Amerika treibt, weil die alte Welt für ihn kein Freudenplätzchen mehr hat? Oder ist das treue, freie Herz Kontrebande?“ — Die Kerls sahen mich an, wurden zur Stunde freundlich, und ersparten mir nicht nur das Auspacken meiner Habseligkeiten, sondern begleiteten mich auch bis zur zweiten Linie, und bezeugten dort, ich sei visitirt und habe nichts Konfiszirbares.

Es herrscht unter den Franzosen ein wunderbarer Ton; bei aller angeerbten Lustigkeit eine reizbare Wehmuth. Die großen Herren in Paris, Ultra genannt, kennen das Volk nicht. Wehe, wenn ein Funke in dies ungeheure Pulvermagazin fällt! Man will vom Napoleon nichts mehr; aber man will die errungenen Freiheiten der Nation behalten, aus denen jetzt die zurückgekehrten Aristokratischen ihr Nest machen möchten. Man treibe es nicht zu weit. Ich weissage Sturm. Die Menschheit läßt sich nicht mehr mit Stolen die Augen verbinden und an pergamentnen Stammbäumen aufhängen. Meinetwegen, wenns die Herren nicht einsehen, werden sie es einst beklagen. Als das israelitische Volk aus der Sklaverei Aegyptens hervorgehen wollte, verstockte Jehova das Herz des Pharao.

Wie ich in die Gegend von den Altenschwyler Reben kam, gesellten sich zwei Männer zu mir, die mich zuerst französisch, dann deutsch anredeten und fragten, wohin ich gehe. Ich hatte die Herren so genau nicht angeschaut, sondern froh, Jemanden auf der Straße angetroffen zu haben, sagte ich, nach Paris; ich sei ein alter Soldat. — „Es ist doch wunderlich,“ erwiederte Einer von ihnen, „daß die alten Soldaten nirgends Ruhe haben und immer wieder fort müssen. So eben kommen wir aus einem Dorfe. Dort sitzt auch einer, der sich so eben für einen

Digitized by Google

Konſkribirten hat anwerben laſſen und bei tauſend Franks in Gold dafür bekommen hat. Nun iſt der arme Schelm betrunken und ſpielt mit drei Nußſchalen und einem Kügelchen, aber nur um Napoleons und nichts anders. Aber in der Trunkenheit iſt er ſo ungeſchickt, daß, wenn man auch nur halbwegs Achtung gibt, man ihm leicht Alles abgewinnen könnte. Der Wirth hat ihm ſchon zehn abgewonnen." — Ich antwortete ganz kaltblütig, daß, wer mit einem ſolchen Menſchen ſpiele, nicht beſſer als ein Dieb wäre. Der Andere entgegnete, ich habe ganz recht, ſo zu denken; doch wenn er ihn träfe, würde er auch ſein Glück an ihm verſuchen; denn thue ers nicht, würde es ein Anderer thun.

Unterdeſſen waren wir am Fuß der Anhöhe mitten im Gehölz angekommen. Da begegnete uns der angebliche Rekrut, hin und her taumelnd. „Das iſt unſer Mann, jetzt muß er mit uns ſpielen!" riefen meine Begleiter. Der Rekrut ließ ſich nicht lange bitten, ſetzte ſich links der Straße auf ein Bord, zog ſeine Nußſchalen und einige Goldſtücke, vielleicht falſche, hervor, und meiner Reiſegefährten Einer ließ ſich zu ihm nieder, um zu ſpielen, und gewann beſtändig. Der Andere ſtellte ſich immer ſo, daß ich zwiſchen Allen zu ſtehen kommen ſollte. Nun merkte ich bald an den drei Gaunergeſichtern, aus ihren Blicken unter ſich, ihren Mahnungen an mich, mit wem ichs zu thun habe. Mit Vorbedacht hatte ich mich immer einen Schritt rückwärts dem Stehenden gehalten und ſpielend meinen Knotenſtock umgekehrt. Darauf ſagte ich: „Ihr ſeid Spitzbuben alle zuſammen! der Erſte, der ſich regt, iſt auf der Stelle des Todes." Damit ging ich ruhigen Schritts davon. Wie ich nach einer Weile zurückſah, ſaßen und ſtanden ſie noch, wie zuvor, ſchienen ſich aber Vorwürfe zu machen.

Im Poſthauſe zu den drei Kronen erzählte ich mein Abenteuer dem Wirth. Er erwiederte, die drei Schelme ſeien ſchon lange ausgeſchrieben und allgemein unter dem Namen der Juden von Münſchweiler bekannt. Erſt vor acht Tagen hätten ſie einen Handwerksburſchen rein ausgeraubt und unlängſt hätte man in daſiger Gegend eine Perſon todt gefunden. Er wünſchte mir Glück und band mir auf die Seele, den ganzen Vorgang der Gendarmerie in Altkirch zu melden. — Ich thats auch. Man dankte mir da freundlich.

Die ganze Räubergeſchichte hatte mich ſo aufgehalten, daß ich erſt den 15. nach Befort kam; von da ohne merkwürdiges Ereigniß über Veſoul, Langres, Bar ſur Aube, Troyes u. ſ. w. nach Paris. Hin und wieder unterwegs glaubte ich noch Spuren von den Verwüſtungen des letzten Krieges an den Häuſern zu ſehen; gewiſſer aber bemerkte ich die unvernarbten Wunden des Nationalſtolzes aus den Geſprächen der Franzoſen.

In Paris, ohne Empfehlungen, ganz fremd, auch nicht Willens, eine Minute länger zu weilen, als nöthig, trat ich im Bureau des diligences ab. Unſchlüſſig, ob ich zu Fuß, oder mit der Poſt, Velocifere, Fiacre u. ſ. w. die Stadt verlaſſen ſollte, ſtand ich da: als ein dienſtbarer Geiſt, indem er auf meinen Waidſack deutete, meiner Verlegenheit ein Ende machte, indem er fragte, ob er? Ich nickte ein gefälliges Ja. Er ging voran, ich nach. Wir waren ſchon drei, vier Quartiere durchzogen, als es ihm erſt beifiel, mich zu fragen: wohin? — Meine Eſluſt

antwortete mit vieler Geistesgegenwart: „zu einem Restaurateur.“ — Da am Tische hörte ich, daß gleich in der Nachbarschaft binnen einer Stunde eine Diligence nach Pontrosy, sieben Stunden von Paris, fahre. Und wirklich, nach einer Stunde rollte ich für dreißig Sous zur Pforte St. Denys hinaus.

Ich war hinter Pontrosy eben so sehr, wie vor Pontrosy, in meinen Gedanken verloren. Doch die Reihen der Fruchtbäume an beiden Seiten der Straße erinnerten mich bald, daß ich mich der Normandie, dem Vaterlande des bon cidre, nähere. Bei dieser Ueberzeugung seufzte ich ein wehmüthiges Adieu la Champagne, und in der That waren im nächsten Dorfe schon alle Thüren mit „Bon cidre“ behangen.

Rouen zog mich so wenig, wie Paris, an. Was hatte ich an der großen Glocke im Butterthurm, was an dem Denkmal der Jungfrau von Orleans zu sehen? Ich war schon todt für die alte Welt und wandelte geistig schon in der neuen. Ueber Honfleur kam ich den 26. in Havre an.

Der erste Mensch, der mir hier begegnete, war der Matrose, den wir einst, unter Schweizernamen, von England mit uns nach Deutschland genommen hatten. Er erkannte mich sogleich, war vor Freuden ausser sich und erwies mir nun in Havre alle mögliche Gefälligkeiten. Herr Etienne Gautier, dem ich empfohlen war, behandelte mich nicht minder gütig. Nach Tische sagte er mir, ich habe die Auswahl unter zwei Schiffen, der Stephanie und dem Faktor, beide aus Newyork. Obgleich die Fahrt auf der Stephanie theurer war, zog ich sie doch vor, weil der Kapitän derselben die Abreise früher, nämlich auf den 1. August, festgesetzt hatte. Sie erfolgte aber wirklich erst den 3. Alle Schiffshauptleute dieser Art, ohne Ausnahme, haben die üble Gewohnheit, daß sie den Abreisetag immer früher, als sie ihn im Sinne haben, angeben, besonders die im Hafen einheimischen, weil diese die Matrosen nicht eher zu bezahlen haben, als am Tage der Abfahrt. Wir hatten übrigens das Glück, im Kapitän einen rechtschaffenen Mann zu besitzen. Das Schiff war eins der schönsten, so noch in Havre gewesen, und es macht regelmäßig die Reise von Newyork nach diesem Hafen. Wir waren in allem nur sechszehn Passagiers, sieben in der Kajüte, die siebenhundert fünfzig Franken zahlten, und neun im Halbdeck, die dreihundert fünfzig Franken zahlten, aber auch nur eingesalzenes Fleisch und Zwieback, doch von guter Beschaffenheit und zur Genüge, erhielten.

Fast wäre es geschehen, daß ich, statt der neuen Welt, noch vor der Abreise, die andere Welt gesehen hätte. Ich wollte mich eines Abends am Meerbad erquicken. Die Flut war eben voll und fing an abzulaufen. Ich gab darauf nicht Acht und schwamm, froh wie ein Fisch, immer weiter, bis ich endlich ein ängstliches Geschrei zu hören glaubte. Wie ich mich umkehrte, war es wirklich mein Matrose, der mir gar ernstlich und bittend und fluchend winkte, umzukehren. Ich merkte die Ursache erst, als ich mich dem Ufer näherte. Denn ich hatte alle Mühe, die Fluth, die mir immer stärker entgegenströmte, zu durchbrechen. Ganz erschöpft kam ich ans Land. Nun sagten mir mehrere herbeigelaufene Leute, daß Tags zuvor, an der nämlichen

Digitized by Google

Stelle, zwei Soldaten ertrunken wären, und daß kein Jahr vergehe, in welchem hier nicht Badende, von der Fluth überrascht, den Tod fänden.

Wir reiseten den 3. August gegen Abend von Havre ab. Beim Ausfahren aus dem Hafen stießen wir auf den Grund; wurden aber sogleich wieder flott, und in Zeit einer Stunde hatte uns der Lootsmann schon verlaßen. Dank dem Himmel, der mich die Stephanie und nicht den Faktor wählen ließ. Denn der Faktor, welcher den 25. Aug. Havre verließ, ging nachher auf der großen Bank mit Mann und Maus zu Grunde.

Nun lebe wohl, alte Welt, wo die Völker brausen und tief gähren, weil man sie, die mächtige Ströme wurden, wie kleine Bäche oder Luftkanäle eindämmen möchte. Wäre die Sache nicht zu groß und schauerlich, ich würde über die seltsamen Mißverständniße, die zwischen den Regierenden und Regierten obwalten, über die steife Hofsprache aus der alten Zeit und über den Gedankengang der Völker lachen können. In amerikanischen Blättern werde ich die Fortsetzung des europäischen Drama's lesen.

Widrige Winde hielten uns lange zurück, ehe wir in den großen Ozean gelangten. Es war der 10. Auguſts. An demselben Tage fingen wir einen kleinen Haifisch. In den folgenden Tagen umschwammen uns oft viele tausend Delphine. Auch Wallfische erblickten wir.

Jede Fahrt auf dem Meere ist langweilig. Kein Wunder, daß man so neugierig da nach jedem Fische gafft, wie in einer kleinen Stadt aus dem Fenster nach jedem Vorbeiwandelnden; oder daß man auf die Winde sieht, von wannen sie kommen, wohin sie fahren. Von ihnen, wie den wahren Gottheiten des Meeres, nach denen man auf dem festen Lande gar nicht fragt, hängt alles Heil der Fahrt ab. Ich wundere mich auch nicht mehr, daß die Seereisenden uns in ihren Tagebüchern soviel mit Nordostnord und Südsüdwest langweilen, woran sie ihrer Zeit viel Interesse gefunden haben mögen.

Vom 19. Abends um 9 Uhr fing die See an hoch zu gehen. Um Mitternacht hatten wir einen Sturm in aller Form, der bis zum 21. Mittags in aller Stärke dauerte. Man lieset von solchen Stürmen lieber, als man sie erlebt; ich mag aber die alten Bilder nicht wieder erneuern. Den 28. kamen wir zur großen Bank, auf der, wie ich gesagt habe, bald nach uns der Faktor scheiterte. Tags zuvor hatten wir einen Stockfischfänger gesprochen, der von da nach Havre zurückkehrte.

Obgleich die Bank wenigstens vierzig Klafter unter dem Waſſer liegt, ändert das Meer doch seine Farbe ganz und scheint viel trüber zu sein. Natürlich, die Bank ist eine unterseeische Gebirgsebene von Schlamm und Sand, über darunter liegenden Felsen ausgebreitet, wogegen die tiefern Strömungen des Waſſers anfahren und immerdar die kühlen Wellen des Abgrundes zur Höhe heraufreiben. Es ist kalt hier. Ein dicker, ewiger Nebel deckt Alles. Schon von weitem verkünden ganze Schaaren von Seevögeln diese Bank. Alle Schiffe, die sie paſſiren, läuten von Zeit zu Zeit die Glocken, um nicht im Nebel auf andere Schiffe zu ſtoßen oder von ihnen zerſtoßen zu werden. Denn während acht Monaten im Jahre wimmelt es hier, des

Stockfischfanges wegen, von Schiffen; und zuweilen war der Nebel in der That so dick, daß ich vom großen Mast hinweg weder das Vörder- noch Hintertheil unsers eigenen Fahrzeugs deutlich erkennen konnte. Wir kamen wohlbehalten durch, aber am 8. Sept. Morgens, da wir uns bei regnerischem Nebelwetter auf der Georgsbank befanden, wären wir beinahe auf ein uns entgegenfahrendes Schiff gerannt.

Hier und in Amerika überhaupt bringen in der Regel die Südwinde immer schönes, die Nordwinde schlechtes Wetter; also ganz das Gegentheil von dem, wie es bei uns zu Lande ist. Denn mit dem 9. hatten wir bei Südwind wieder heitern Himmel, trockne Luft. Bei uns zu Lande kommt der Südwind über das Meer, in Amerika über das Land; und damit löset sich das Räthsel.

Wir sahen am 13. Morgens endlich das gelobte Land.

Wir fuhren 6 Uhr Abends bei den drei Leuchtthürmen von Newyork vorbei, Nachts 11 Uhr vor der Stadt vor Anker. Die ersten Personen, die noch den nämlichen Abend zu uns kamen, waren Zeitungsschreiber. Sie kamen, um zu erfahren, was es Neues gäbe. Wir hingegen empfingen von ihnen, als erste Botschaft aus dem gelobten Lande, die Nachricht, daß in der Stadt Newyork das gelbe Fieber herrsche. Ein böser Erstling!

Dennoch erwarteten wir mit Ungeduld den Morgen. Schon das früheste Grauen des anbrechenden Tages fand mich auf dem Verdeck, und was mir zuerst in die Augen fiel, war gerade ein Dampfboot, und zwar eins der schönsten von Amerika, das vor mir vorbeirauschte.

Beim Ausschiffen ans Land erfuhr ich die zweite Unbehaglichkeit. Das gelbe Fieber schreckte uns nicht. Da ich der einzige von den Passagieren war, der Englisch sprach, so baten mich die andern, ein gutes Kosthaus auszusuchen; sie gelobten mir, indessen meine Sachen zu bewachen, hielten aber übel Wort. Kaum hatte ich den Rücken gekehrt, so übermannte sie Alle die Neugier, ans Land zu gehen und die Stadt zu besichtigen. Während ihrer Abwesenheit kam ein schurkischer Neger, den wir auf dem Schiffe gehabt hatten, vor dem ich immer die Andern gewarnt, und der schon Gepäck einiger andern Passagiers in die Stadt getragen; sagte zum Steuermann: ich lasse ihn freundlich grüßen und meine Habseligkeiten fordern. Der gute Steuermann hatte keinen Argwohn. Der Neger verschwand mit meiner Matratze, mit Kissen, Bettdecke und allerlei Kleidungsstücken. Uebler Empfang beim Eintritt in den Hafen des Glücks!

Unser Kosthaus nahmen wir in der Spruce-Street bei einem Deutschen, Namens Martin Ulmer, der sich seit drei Jahren in Newyork aufhält und sich schon so ziemlich entdeutscht und so ziemlich verameri kanert hat. Für die Woche forderte er 3½ Dollar Kostgeld, hingegen für ein paar Tage 5 Dollar. Dafür hatte man Wohnung und à l'américaine drei Mahlzeiten im Tage.

Ich mag Newyork nicht beschreiben; Andere haben es zum Ueberfluß gethan. Es sah jetzt ganz leer aus. Die reichern Einwohner waren aufs Land hinaus geflüchtet. Ging ich heute

durch eine Straße, wo noch Alles Thätigkeit und Leben war, sah ich Morgens alle Thüren verschlossen und keine Seele auf den Gassen. Die Furcht des Uebels war weit größer noch, als das Uebel.

Viele Europäer kommen mit dem Wahne nach Amerika, hier die Leute noch etwas Neues zu lehren. Als ich aber ihre Dampfboote gesehen, und folgenden Tags auf dem Rathhause ihre Advokaten hatte sachwalten hören, und — genug, wie ich hier die Kunst und Kenntniß der großen europäischen Städte und alle Laster derselben wiederfand, dachte ich: Europäer, was habt ihr noch hieher zu verpflanzen?

Ich hatte auf der Ueberfahrt die Bekanntschaft eines würdigen Mannes gemacht, eines ehemaligen Hauptmannes von der Garde zu Pferde und Adjoint beim Generalstab des Kaisers. Sein wackerer und geistvoller Vater war, als Generallieutenant, in der Schlacht von Eylau gefallen. Sein Name ist Coulomb. Weil ich auch ehemals Offizier gewesen, fanden wir uns schnell zusammen Politischer Meinungen willen hatte er sein Vaterland verlassen. Er lud mich ein, künftiges Jahr mit ihm an den Ohio zu gehen; den Winter wollte er in Konnektikut und ich in Philadelphia zubringen. Wir schieden, wie Freunde und Männer, die sich achten, scheiden.

Ich reisete nach Philadelphia. Da die Stadt beinahe ganz mit Wasser umgeben ist, ließ ich mich in einem Dampfboote übersetzen. Ich kam in eine wüste, sumpfige Gegend, wo einzelne Häuser ganz im Wasser standen. Bei einigen, sah ich, war man gezwungen, auf Brettern zum Backofen zu fahren. Die Bewohner dieses traurigen Froschparadieses sind — Holländer. Also mußten sie bei siebenzehnhundert Stunden übers Meer herüber kommen, um sich gerade wieder, wie zu Hause, in Morästen anzunisten. O süße Macht der Gewohnheit!

Der Weg von Newyork bis Philadelphia ist mannigfaltig genug in seinen Umgebungen; doch erinnert er auch oft jetzt noch an die Neuheit dieser Welt, wiewohl jedoch die alte, rücksichtlich der Straßen, nicht immer den Vorzug hat. Besonders für Fußgänger ists von Newyork bis Newbrunswik höchst beschwerlich; aber auch hier zu Lande gar nicht Brauch, Fußreisen zu machen. Das Land ist theils sumpfig, und die Straße hindurch besteht aus einem ewiglangen, beschwerlichen Prügeldamm; theils in vielen Gegenden wenig angebaut, und man reiset lange, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken. Als ich durch Trenton kam, mahnte mich der Name des Städtchens an den klassischen Boden, wo einst Washington die Hessen, welche man nach Amerika wie Schlachtvieh zum Krieg verkauft hatte, geschlagen und aufgerieben hatte. Mehr aber, als diese große, für einen armen Deutschen jedoch nicht ergötzliche Erinnerung, sprach mich eine Erscheinung, für mich neuer Art, am Delawarestrom an. Noch vor zwanzig Jahren ging über diesen breiten Fluß eine elende Fähre; und nun hängt darüber eine herrliche, bequeme Brücke, ganz in eisernen Ketten. Diese Verbesserung hat auf Anbau und Verschönerung der umliegenden Landschaft bedeutende Einwirkung. Bristol, noch vor Kurzem ein Dorf, gleicht jetzt einem städtischen Flecken, einem der schönsten,

Digitized by Google

die ich je geſehen habe, nicht ſowohl einzig wegen der Bauart der Häuſer, ſondern wegen ſeiner Lage.

Ich machte mir von Philadelphia aus Gelegenheit, unſern Freund und Landsmann Oberſt M... zu beſuchen. Ich mußte den Delaware wieder paſſiren und hatte ungefähr zwölf Stunden weit. Spät Abends kam ich an. Wie ich ins Zimmer trat, ſaß Alles traulich um den Tiſch. Es war ſchon ziemlich dunkel. Man erkannte mich nicht, bis ich meine Stimme hören ließ. Da ſprang Alles fröhlich auf. Man empfing mich mit deutſcher Herzlichkeit und nun gab es ein Fragens.

Auch dieſer brave Mann hat zum Theil, wie faſt jeder Ankömmling, ſein Lehrgeld in der neuen Welt zahlen müſſen. Wären die Zeiten beſſer, wäre mehr Verdienſt im Lande, ſo hätte er an ſeinen weitläuftigen Gütern einen guten Kauf gethan. Allein die Zeiten ſind, wie geſagt, nicht vortheilhaft. Nur in der Zeit meines Aufenthalts ſchlugen die Taglöhne um einen Viertelsdollar ab. Die auſſerordentliche Dürre und Hitze des vorigen Jahres hatte in derſelben Gegend alle Aernten ſo vernichtet, daß unſer Freund kaum das volle Maas ſeines ausgeworfenen Samens wieder erhielt. Die Waldung allein auf dem Gute des Oberſten war die ganze Kaufſumme werth; jetzt hat, wegen Geldmangels, über die Hälfte des Holzes zuſammengeſchlagen werden müſſen.

Zum Lehrgeld gehört wahrſcheinlich auch noch die Akklimatiſirung der Menſchen. Denn die Witterung leidet hier gewaltige Umſchwünge. Am 28. Febr. (1820) hatten wir eine Hitze von 29 Grad Reaumur und zwei Tage hernach Schnee.

Man hat über die Nordamerikaner die allerwiderſprechendſten Urtheile gefällt. Es nimmt mich nicht Wunder. Vieles hing von Denkart, Laune und Schickſal der Beobachter ab. Aber wären dieſe auch alle die ehrlichſten Philoſophen geweſen, ſo würden ihre Urtheile ſich dennoch haben durchkreuzen müſſen, ſobald ſie ihre in einem Theil der vereinigten Freiſtaaten gemachten Erfahrungen zum Maasſtab des Ganzen machten.

Bunt durcheinander, in den verſchiedenartigſten Landſchaften und Klimaten, wohnen hier Anſiedler in Urwildniſſen, die noch mit der fremden Natur des Bodens und Himmels ums Leben ringen müſſen, und wieder Sybariten, in Ueppigkeit aufgelöſet, wie man ſie nur irgend in London, Paris, Petersburg, Wien und Berlin zu Hauſe findet. Man begegnet hier der Rohheit und Einfalt der Urwelt, der läſtigen Neugier und gutherzigen Gaſtfreundſchaft einſiedleriſcher Familien und der Mattherzigkeit überſättigter Weichlinge. Es iſt ein Zuſammenwurf von Eingebornen und alten und neuen Ankömmlingen aus allerlei Reichen Europa's, die mit den verſchiedenſten Zwecken, den verſchiedenſten Intereſſen, Sprachen, Religionen, Nationalkaraktern, Nationalvorurtheilen und Bildungsgraden beiſammenwohnen, und nur durch das einzige, aber mächtige und ſchöne Band bürgerlicher, ſtaatsthümlicher und religiöſer Freiheit zuſammengehalten ſind.

Die größern Städte, besonders längs der Küste, mögen sich rücksichtlich des moralischen Grundtons ihrer Bewohner ziemlich gleichen. Da ist Handelsgewinn der Hebel von Allem, und wie nur zu gewöhnlich in allen handelnden und krämernden Städten, muß Kunst und Wissenschaft, Beredsamkeit und Schwert, Alles dem herrschenden Abgott nachstreben und ihm dienen.

Es gibt Ausnahmen, tausend Ausnahmen, wie überall; aber man lieset fast jedem Gesicht bei jeder neuen Erscheinung im Leben, bei jedem Vorschlag, jedem Plan, jedem Lob die Frage ab: „Und was bringts ein?"

In Philadelphia wenigstens ist solcher Sinn der Sinn der Menge. Man will gewinnen, um zu genießen, und um beides zu können, muß man die Kunst verstehen, Andere zu täuschen. Daher ist Alles auf das Scheinen berechnet. Undankbareres Gesindel habe ich nicht leicht im gemeinen Haufen beisammen gefunden, und nirgends mehr Hinterlist, Verschmitztheit und Industrieritterei. Was Wunder? Der ganzen Welt Abschaum fließt hier zusammen, und leider unsre Deutschen sind nicht die besten darunter. Ich für meinen Theil will lieber mit Stock-Amerikanern zu thun haben, als mit ihnen. Dabei geht in diesem verdorbenen Treiben das Glücksrad schnell um. Die Menge der Bankerotte und Versteigerungen von Habschaften derer, die ihre Zahlungen einstellen, sind fast nicht zu zählen. Immer sind die Zeitungen voll davon, von Stadt und Land, gleichviel. Uebrigens begünstigen die Gesetze die Bankerotte, scheint mirs, viel zu sehr, und wohl nicht die Hälfte der letztern mögen die ehrlichsten sein.

Auf dem Lande aber, etwas entfernt von den Seestädten und Hauptstraßen, sind die Leute wahrhaft gut, aufrichtig, dienstfertig. Da weiß man weder von Diebsriegeln, noch sichernden Gegenmitteln. Ich glaube, in dem ganzen Orte, wo das Landgut des Oberst M.... liegt, sind keine drei Thürschlösser zu finden.

Unstreitig war Amerika einst, auch wohl noch vor wenigen Jahren, Jedem, welchen Gewerbes er auch war, anzuempfehlen. Er konnte darauf rechnen, seinen Unterhalt auf eine oder die andere Weise zu gewinnen. Nun ists nicht mehr so. Die Städte sind erwachsen; drinnen herrscht Wohlleben und Theurung; draußen, weit hinaus, sind die Ländereien kostbar, wie in Europa. Für Handwerker ist hier noch minder Trost, als in der alten Welt. Man hat sie zum Ueberfluß, in jeder Art, und weil sie sich durch ihre große Zahl gegenseitig drängen, steigern sie ihre Kunst durch immer neue Vortheile und Erfindungen empor und arbeiten vortrefflich. Ich habe zum Beispiel nie zierlichere Nägel aller Gattung gesehen, als in einer Nagelfabrik, die ich mit dem Oberst M.... besuchte. Sie ward durch Wasser getrieben, hatte sechszehn Stühle, bei jedem Stuhl nur einen Mann. Wir zählten mehrmals nach, wie viel Nägel in einer Minute von diesem Werke geliefert wurden. Immer war das gleiche Ergebniß; immer gab es in sechszig Minuten viertausend. Ueberhaupt ist hier Alles auf Geschwindigkeit und Vereinfachung der Arbeit abgesehen. Daher der Ueberfluß der Taglöhner, die in Hungersnoth gerathen, während sie noch vor Kurzem gesucht waren.

Darum möchte ich in diesen Zeiten auch meinem Todfeind nicht rathen, Europa mit einem

Träumen zu verlaſſen und hieher zu kommen, um ſein Glück zu ſuchen. Es fehlt in dieſer nietenvollen Lotterie faſt an allen Treffern, weil ſie ſchon gewonnen ſind. Bauern, wenn ſie Geld genug mitbringen, ſich tief im Innerſten des Landes ein Stück Wildniß anzukaufen, um es urbar zu machen und von den Produkten ihr armes Leben, fern von Kirchen, Schulen und der menſchlichen Geſellſchaft, wie neue Robinſone zuzubringen, mögen wohl noch am beſten fahren. Ich habe noch keinen einzigen von allen ſeit drei oder vier Jahren hier angekommenen Deutſchen oder Schweizern geſehen, wie viel oder wie wenig er Geld mitgebracht hatte, welcher nicht ſeufzte. Keiner iſt vorwärts, die Meiſten ſind weiter rückwärts gekommen, als ſie daheim geweſen waren. Ich fand in Philadelphia zu meinem größten Erſtaunen einen mir bekannten Handwerker aus einem Städtchen unſers europäiſchen Geburtslandes, und der mußte Steine auf der Straße zerſchlagen, weil ſeine Profeſſion hier nichts taugt.

Vor ungefähr zwanzig Jahren war Philadelphia eine ſchöne Stadt, deren Bevölkerung etwa ſiebenzigtauſend Seelen betrug; jetzt iſt ſie die ſchönſte und größeſte der vereinigten Staaten, mit etwa hundert und vierzigtauſend Seelen. Ihre Menſchenzahl hat ſich alſo verdoppelt, trotz der vielbeklagten klimatiſchen Ungeſundheit und ſchlechten Medizinal-Polizei. Hier herrſcht der Luxus europäiſcher Fürſtenſitze; wenigſtens iſt der Glanz von Außen blendend. Doch kommt mirs vor, es iſt nicht Alles goldon, ſondern viel Vergoldung. Es iſt auf der Straße ſchwer, eine Vieh- oder Stubenmagd von einer reichen Kaufmannsfrau zu unterſcheiden. Nichts war mir drolliger, oder ärgerlicher, als die Verwandlung unſrer Schwabenmädchen, die erſt in ihrer Bauerntracht vom Schiff ans Land getreten ſind, und bald darauf als zierliche Lady's mit feinen Strohhüten und Shawls in den Straßen umherziehen.

Noch Eins verdroß mich in Philadelphia anfangs. Obgleich im Lande der Freiheit und Gleichheit, herrſcht hier doch die alberne Titelſucht ſo gewaltig, wie irgendwo in Deutſchland. Jeder Apotheker, Pfarrer, Schulmeiſter will Doktor heißen. Ich ſah ſolche Doktoren der ABC-Kunde, deren Wiſſenſchaft vornämlich darin beſtand, etwa vier, fünf Kindern in einer ſtall-ähnlichen Stube mit der Ruthe den Hintern zu zerklopfen und ſich dafür monatlich einen halben Thaler zahlen zu laſſen. Solcher Schulſtall nimmt wohl auch den ſtandesmäßigen Titel Akademie an; wenigſtens hängt das Wort mit großen güldenen Buchſtaben am Schilde da, faſt größer, als das Häuschen ſelbſt.

Unter den verſchiedenen Glaubensſekten zog mich keine hier im Anfang ſo ſehr an, als die der Methodiſten. Ich war ihr, die ich nur vom Hörenſagen und aus Büchern kannte, wegen ihrer Sonderbarkeit gar gewogen. Allein ich bekehrte mich bald, wie immer, wenn man berühmte Leute in der Nähe ſieht.

Ihr Gottesdienſt, der gewöhnlich erſt ſieben Uhr Abends beginnt, pflegt mit wahrhaft ſchöner Muſik eröffnet zu werden. Die Muſik iſt jedoch mehr heiter, als majeſtätiſch-ernſt oder düſter. Am Schluß derſelben ein Gebet. Dann ſteigt ein Prediger, oder nach Belieben ein Anderer,

Digitized by Google

auf die Kanzel. Der Rede Anbeben iſt ſehr mild und mäßig. Bald wird aber der Ton lauter, die Worte flieſſen ſchneller, die Geberden ſind lebendiger. Das Kanzelbret duldet von den Händen viel; die Stimme wird bei wachſender Begeiſterung durchſchneidender, endlich heiſerer. Dann gehts an. — Erſt vernimmt man von einem Winkel, dann vom andern her unterdrückte Seufzer. Das Seufzen wird allgemeiner, lauter; dem Fremdling faſt bange bei dieſem Jammer. Jetzt ſteht da Einer auf, dort Einer. Sie fangen an hin und her zu rennen, wie unwirſch; kurz, was am Ende rennen kann, rennt und ſchreit und jammert: „O wir armen Sünder!“ Dies dauert bis 11 Uhr; die Lichter brennen dunkler, löſchen aus. Der Gottesdienſt iſt zu Ende. Ich weiß nicht, welcher Dienſt dann beginnt. Man ſpricht aber doch von dieſen frommen Brüdern und Schweſtern hie und da gar nicht gut. In der That ſtand noch kürzlich ein Mädchen von dieſer Sekte, wegen Schwangerſchaft, vor dem Richter. Sie ſollte des Kindes Vater nennen; aber ſie läugnete, ihn zu kennen; denn das Unglück ſei in der Kirche geſchehen.

Betritt man hier zuerſt das feſte Land, ſo kann man faſt nicht glauben, in einem fremden Welttheil zu ſein. Man denkt ſich in Europa Vieles anders, bildet ſich ein, in eine ganz neue Natur einzutreten, und findet beim erſten Aufſchauen nichts Fremdes; Bäume, Sträucher, Kräuter, Thiere, die man alle ſchon von der Heimath her kennt, Menſchen und Kleidertrachten, wie in der alten Welt. Aber bald begegnen uns nach und nach die Eigenthümlichkeiten Amerika's. Man ſieht die fliegenden Eichhörnchen, die leuchtenden Mücken, die Singvögel mit ſchönerm Gefieder, den Kolibri, den ſcharlachrothen Kardinal, der aber nur im Winter hieher kommt, von der Größe einer Amſel iſt, ziemlich gut ſingt und einige Jahre lang im Käfich aushält, die ſchönen Spechtarten u. ſ. w. Ich will fleißig ſammeln. Am meiſten wird hier der Spottvogel (turdus polyglottus) geſchätzt, der zwar für ſich keinen Geſang hat, aber die Töne aller Dinge, die er vernimmt, Hunde, Katzen, Schweine, Kinder u. ſ. w., nachahmt. Auf dem Lande koſtet er nicht viel; in der Stadt aber wird ein guter oft mit dreißig Dollars bezahlt, denn es gibt unter dieſen Spottvögeln auch Virtuoſen. — Klapperſchlangen ſind leicht zu erhalten. Für einen oder zwei Dollars bringt ſie der Indianer aus dem Innern des Landes. Sie halten ſich aber im Gefängniß nur ein Jahr hindurch. Man muß ſie deswegen im Frühling nach der Häutung fangen.

Indianer kommen nach Philadelphia öfters, doch nie in großer Zahl. Ich habe deren einige geſehen und mich mit ihnen eingelaſſen. Beſonders ihre Geſchicklichkeit im Bogenſchieſſen habe ich bewundert. Auf dreißig Schritte fehlen ſie ſelten eine kleine Silbermünze von der Größe eines Kreuzers. Ich erinnere mich geleſen zu haben, daß ſie Alle etwas Wildes in ihren Augen haben ſollen. Das iſt, ſo viel ich der Indianer geſehen, nicht wahr. Im Gegentheil fand ich in ihren Geſichtszügen und Blicken viel Sanftes und Gutmüthiges. Sie ſind, wie alle Naturmenſchen, ſehr reizbar und auffahrend, aber gleich wieder gut. Gibt es Verdorbene unter ihnen, ſo ſind ſie durch die Europäer erſt verderbt. Hat der Indianer einmal ſein Wort gegeben,

Digitized by Google

nimmt ers gewiß nicht wieder zurück. Offen und ehrlich iſt er immer. Hier eine Anekdote, welche ſie ſehr gut zeichnet.

Ein Bauer im Innern des Landes hatte von ſeinem Wagen ein Fäßchen mit Rum verloren, und war deswegen zurückgegangen, um es zu ſuchen. Er begegnete einem Indianer und fragte ihn, ob er nicht das Fäßchen etwa gefunden habe. — „Narr," antwortete der Indianer, „wie fragſt du? Hätte ichs gefunden, ſo würdeſt du es auf der einen Seite der Straße leer, und mich auf der andern voll liegen ſehen!"

Man nimmt hier an den Völkergährungen der alten Welt denjenigen Antheil, welchen der große und traurige Gegenſtand überhaupt wohlwollenden und vernünftigen Männern einflößen muß; aber betrachtet die ganze Verkettung von Unruhen als nothwendige Wirkungen des Mißverhältniſſes der europäiſchen Ziviliſation mit den alten Inſtitutionen, bei denen ſich nur eine kleine Zahl von Menſchen im Volk wohlbefindet, die durch Geburt und Zufall das große Loos gezogen haben. Der Freiheitskrieg von Südamerika erregt weit größere Theilnahme, als aller Lärmen in Europa.

Dieſe Theilnahme hat aber ihren Grund nicht ſo ſehr im Gefallen an ſtürmiſchen Freiheitsideen, oder in philoſophiſch-politiſch-poetiſchen Schwärmereien, welche die ganze Welt revolutionirt und republikaniſirt wiſſen möchten, als vielmehr in ſehr nüchternen Berechnungen des Vortheils, welchen die vereinigten Staaten von Nordamerika aus der Unabhängigkeit Südamerika's ziehen. Denn einerſeits iſt der vormals geſperrte Handel dadurch frei und wirklich gegenwärtig in den Händen der Nordamerikaner und Engländer; anderſeits gewinnen die vereinigten Staaten durch das Entſtehen der Freiſtaaten auf der ſüdlichen Hälfte des Welttheils natürliche Bundesgenoſſen, die ihnen früh oder ſpät in Verwürfniſſen mit Europa, das iſt, mit England und Spanien, nützlich werden können. In Europa haben ſie bisher nur Frankreich allein als ihren beſten Alliirten an. Dies Reich aber iſt jetzt, als Seemacht, ſo tief geſunken, daß es in den nächſten Jahrzehenden ſich ſchwerlich zu Gunſten Nordamerika's thätig gegen die britiſche Uebermacht ausſprechen kann.

Man iſt übrigens allgemein der Meinung, daß Südamerika nie wieder, weder gezwungen, noch freiwillig, unter die Herrſchaft von Spanien zurückkehren werde. Ich will hier die Meinung eines ſehr achtungswerthen Mitgliedes des Kongreſſes anführen, der in der Verhandlung des Gegenſtandes bei weitem das Gründlichſte ſagte, was mir darüber bekannt geworden iſt.

Die Südamerikaner werden frei bleiben, ſagte er, weil ſie durchaus kein Intereſſe haben, ſich einem durchs Weltmeer von ihnen getrennten Throne zu unterwerfen; ja ihr Intereſſe iſt dem ganz entgegen, und daher wird man ſie auch nicht durch Gewalt wieder unterjochen können. Dort iſt jetzt derſelbe Fall, wie ehemals bei uns hier; nur mit dem Unterſchiede, daß Spanien ärmer an Geld, Menſchen und Schiffen iſt, als England ehemals gegen uns war, da es ſeine Kolonien wieder erobern wollte. Um ſo leichter wird ſich Südamerika behaupten, auch bei

Digitized by Google

geringern Mitteln. Denn jede europäiſche Macht, welche einen amerikaniſchen Staat angreifen will, hat dazu einen Kraftaufwand nöthig, der doppelt ſo groß ſein muß, als der Aufwand des angegriffenen Theils. Es ſind unermeßliche Rüſtungen zur See nöthig; die Fahrt allein über das Meer macht ungeheure Koſten und unſicheres Spiel; anderes Klima, andere Lebensmittel erſchüttern die Kraft jeder europäiſchen Landungsarmee; jede Niederlage, jeder Verluſt iſt aus der Ferne her nicht ſo leicht zu vergüten, wie bei einem europäiſchen Land- oder Seekriege. Von Spaniens Macht iſt daher wenig zu fürchten.

Man könnte glauben, daß Noth und Elend und Verwüſtung des Landes durch langen Krieg endlich das Volk ermüden und zu einem Frieden und zu einer Unterwerfung unter vortheilhaften Bedingungen geneigt machen möchte. Ich glaube auch, daß dies in den erſten Jahren der Inſurrektion möglich geweſen wäre. Damals war das Volk noch an Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gewöhnt und hatte mehr oder weniger Wohlſtand zu verlieren; war noch furchtſam, waffenſcheu, in ererbter Ehrfurcht vor ſpaniſchen Magiſtraten. Das Alles iſt hin. Man zittert nicht mehr vor Verluſten, man kann nur gewinnen. Frankreich wäre unerobertlich geblieben, wenn es nicht nach den unterdrückten Revolutionsgräueln in ſeinem Innern durch die ungeheuern Siege Napoleons plötzlich wieder zu innerm Frieden, zu vieljähriger, ruhmvoller Ruhe und Sicherheit, zur Induſtrie und zum Wohlſtand zurückgekehrt wäre; wenn die Generale, die Marſchälle nicht im Beſitz ungeheurer Reichthümer geweſen wären, ſo daß die Nation bei einer Invaſion der Alliirten mehr zu verlieren, als durch Beibehaltung der Bonapartiſchen Dynaſtie zu gewinnen hatte. Daher ließ ſie ſich die Rückkehr der Bourbonen gefallen, und wird ſie ſich gefallen laſſen, ſo lange dieſe nicht der ganzen Denkart und Natur des Volks und dem freien Stande deſſelben von Neuem den Krieg erklären.

In Südamerika iſt davon jetzt keine Rede. Die Völkerſchaften ſind ſeit zehn Jahren kriegeriſch geworden. Die ſpaniſchen Truppen haben in dieſem Kriege den Namen der Altſpanier ſo verabſcheut gemacht, wie es irgend möglich iſt. Man mußte keinen Morillo herſchicken, der alle Gräuel erneuerte, die man je von dem Pizarro und Cortez des Alterthums kannte. Mit ſolcher Tücke, mit ſolcher viehiſchen Grauſamkeit haben die Engländer bei uns nie gewirthſchaftet. Es iſt daher Treu und Glauben untergegangen; die Erbitterung zu gewaltſam, als daß an Verſöhnung und Unterwerfung zu denken wäre. Es gehört kein gemeines Genie dazu, gährende oder empörte Völker zu beruhigen. Milde wird leicht als Schwäche verſpottet, und Strenge vermehrt die Wuth der Menſchen. Eine aufgährende Nation iſt einem Trunkenen oder Fieberkranken gleich. Es iſt vergebens, mit ihr die Sprache von Recht und Pflicht zu reden, und vergebens, den Wüthenden ſchrecken zu wollen. Man muß in ſeine Vorſtellungen eintreten, um ihn zu gewinnen und zu beſänftigen. Der Herrſcher, um eine Revolution unſchädlich zu machen, muß ſich ſelbſt an die Spitze der Revolution ſtellen, ſo behält er ſie in ſeiner Gewalt; ihr nicht gegenüber, ſonſt wird er überwältigt von ihr. Denn er iſt nur Einer, und ohne das von ihm abgefallene Volk nichts, als Einer von Millionen, den man zertritt.

Behält er die Nation, auch im Taumel der Trunkenheit, so ist er der Stärkere durch sie. Denn er hat gegen die ungeheure Masse von Köpfen und Meinungen, die sich selbst im Widerspruch lähmen, die Einheit seines Willens voraus, und dies ist ein großes Gegengewicht. Noch nie hat ein Potentat, der sich im rechten Augenblicke an die Spitze der Revolution stellte, dabei verloren; er hat immer an Kraft und Größe gewonnen; denn er ist ja doch nur durch seine Nation groß und stark. Nur die Partei der Privilegirten büßte dabei ein, und daher ist es das Interesse von diesen, den König an ihre Spitze zu stellen und der Nation entgegen. Ludwig XVI wäre so wenig, als Karl I gefallen, hätten sie diese Wahrheit begriffen.

Die jetzigen Anerbietungen Spaniens kommen zu spät nach Südamerika. Hier sind jetzt Männer im Heer und Kabinet, die sich durch überlegene Talente erhoben und nicht aus freien Herren wieder Diener werden mögen. Die Verfassung der Spanier, welche angeboten wird, ist nicht freier, als jede der Verfassungen, welche sich Südamerika's Völkerschaften, ihren Oertlichkeiten und Bedürfnissen gemäß, gaben oder noch geben werden, wenn die Stürme verkobt haben. Die wiederhergestellten alten, politischen Verhältnisse mit dem Mutterlande könnten ausschließlich nur zum Vortheil von diesem, nie zum Vortheil der amerikanischen Provinzen sein.

Dies wird in Spanien und Amerika gleich gut eingesehen. Daher wünscht Spanien und verschmäht Amerika die Wiederverbindung. Letzteres gewinnt das ehemalige Gut der Krone und benutzt die Bergwerke für sich selbst. Die Abgaben bleiben im Lande und bereichern dieses, statt des Mutterlandes. Vizekönige und Beamten der Krone, welche sonst hieherkamen und mit ihren Willkühren zur Last fielen, bleiben aus. Altspanien gab zu ihrer Besoldung keinen Dollar. Eben diese Besoldungen reichen jetzt hin, die einheimischen Beamten anständig zu erhalten, und dabei ist noch der Gewinn, daß diese Beamten im Vaterlande bleiben, statt daß sie sonst, nachdem sie sich Schätze erworben hatten, mit denselben nach Europa zurückkehrten.

Unter welchen Bedingungen auch eine Wiedervereinigung mit Spanien unterhandelt werde, wird dieses doch immer darauf bestehen müssen, das ehemalige Krongut zurückzuerhalten und Abgaben zu fordern. Ohnedem wäre Südamerika für das Mutterland von wenigem Werth. Auch wird dieses natürlich sich in Rücksicht der Handelsvortheile nothwendig entschiedene Vorrechte vorbehalten, und nicht bloß wie eine der mehrbegünstigten fremden Nationen behandelt sein wollen. Diese Vorrechte aber sind gerade das, was Südamerika am meisten zurückstoßen muß. Es muß nothwendig Freiheit verlangen, mit seinen Produkten zu verkehren, wie es ihm, und nicht dem europäischen Spanien den größten Nutzen bringt. Denn auf keine andere Weise kann Amerika zur rechten Blüthe kommen.

Wenn Südamerika an Spanien die Krongüter zurückstellt, die Abgaben, welche nöthig erfunden werden, entrichtet, und zu Gunsten des Mutterlandes seine Handelsfreiheit beschränken läßt, welche Vortheile kann dafür Spanien, als Gegengewicht, in die Wagschale werfen? Durchaus keine andern, als im Fall die südamerikanischen Provinzen kriegerisch überzogen oder in ihrem Handel und andern Rechten von fremden Nationen gekränkt würden, Verheißungen

Digitized by Google

mächtigen Beiſtandes und nachdrücklicher Vertheidigung. Allein wenn nun dieſe Staaten bewieſen haben, daß ſie ſchon jetzt, da ſie noch nicht zum ſtärkſten bevölkert ſind, Kraft genug beſitzen, ſich ſelbſt zu vertheidigen? Sollen ſie und werden ſie das Ungewiſſe, ja zum Theil das Entbehrliche, mit ſo entſchiedenen Opfern erkaufen und verzinſen? Werden nicht in allen künftigen Kriegen Nationen ſein, die ſich an ſie, als Bundesgenoſſen, anſchlieſſen, um ihres eigenen Vortheils willen?

Vielmehr hat Südamerika zu befürchten, daß es in alle künftige Kriege Spaniens mit verwickelt werde, ſobald es ſich die Wiedervereinigung gefallen läßt, und gezwungen werde, an allen Zänkereien und Händeln der Europäer Theil zu nehmen, die ihm doch ſeiner Stellung und Natur nach durchaus fremd ſind.

In Amerika und in unſern Freiſtaaten, wie ſie jetzt ſtehen, geſchieden von den vielverwickelten Verhältniſſen der europäiſchen Mächte, können keine andern, als Volkskriege für große, allgemeine Intereſſen geführt werden. Eine Regierung, welche händelſüchtig wäre, würde ſich ſelbſt ſtürzen. Ohne Zuſtimmung der Nationen iſt kein Krieg gedenkbar. Die Kriege werden daher bei uns ſeltener ſein und bleiben, als bei den Europäern, und um ſo ſeltener, je vorſichtiger wir in Allianzen mit europäiſchen Mächten ſind.

In den europäiſchen Staaten gibt es nicht nur Volkskriege, ſondern auch Fürſtenkriege, und der letztern mehr, als der erſtern. Denn dort ſtehen die Rechte der regierenden Familien nothwendig auf gleicher Höhe mit den Rechten des Staats. Es ſind zahlloſe Fälle bekannt, daß blutige, langwierige Kriege unternommen wurden, bei welchen die Völker ſchlechterdings kein Intereſſe haben konnten, ſondern nur die regierenden Familien, wegen Erbſchaft, Nachfolge, Heirathen, perſönlichen Beleidigungen, Beiſtand der bedrängten Verwandten u. dgl. Werden ſich die ſüdamerikaniſchen Provinzen, nachdem ſie ſich nun einmal davon losgeſagt haben, freiwillig dazu verſtehen, ihr Hab und Gut für ſolche Familienkriege der Monarchen in Gefahr ſetzen zu laſſen und ihrer Kinder Blut zu verſpritzen? — Es iſt die größte Unwahrſcheinlichkeit.

Wie vortrefflich auch die neue Verfaſſung Spaniens ſein möge, iſt ſie es doch für die ſüdamerikaniſchen Staaten ſchon darum nicht, weil dieſe in den Cortes zu ſchwach repräſentirt und daher immer von den Beſchlüſſen des Mutterlandes abhängig ſind. Denn da jene Verfaſſung die Repräſentation nach Maasgabe der Bevölkerung beſtimmt, behält Alt-Spanien das Uebergewicht der Stimmen. Dies Uebergewicht aber, bei der Ungleichheit des Intereſſes der Nationen auf beiden Halbkugeln, kann nie anders, als zum Nachtheil Amerika's ausſchlagen; denn ſchwerlich wird Alt-Spanien im Kolliſionsfalle für das Intereſſe Südamerika's ſein eigenes verläugnen wollen.

Dies aber ſind nicht bloße Privatmeinungen, ſondern in der That die Anſichten der Südamerikaner. Man findet ſie in allen öffentlichen Blättern von Buenos-Ayres und Caracas wiederholt. Sie ſind im Volk durch Reden und Flugſchriften verbreitet und Volksbegriffe geworden u. ſ. w.

Digitized by Google

Der Herzog von Berry.

Louvels verhängnißvoller Dolch endete wahrscheinlich mit dem Leben Karl Ferdinands, Herzogs von Berry, das uralte französische Königsgeschlecht der Capetingen, welches, glänzender als jedes andere europäische, dem Welttheil hundert und vierzehn Souveraine verliehen hat, sechsunddreißig Könige von Frankreich, zweiundzwanzig von Portugal, eilf von Neapel und Sizilien, vier von Spanien, drei von Ungarn, drei Kaiser von Konstantinopel, drei Könige von Navarra, siebenzehn Herzoge von Burgund, zwölf Herzoge von Bretagne, zwei Herzoge von Lothringen. Der Parteigeist hat über den unglücklichen Fürsten schon während seines Lebens, wie nach seiner Ermordung, mit entgegengesetzten Uebertreibungen geurtheilt; ihn bald als einen ganz unbedeutenden Mann, bald als einen der edelsten Menschen dargestellt. Der Vicomte Chateaubriand (in seinen Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R. M. Charles Ferdinand d'Artois, fils de France, Duc de Berry, 1820) erhob ihn fast zu den Heiligen und Heroen Frankreichs. — Sammeln wir zu seinem Lebensbilde diejenigen Züge, welche am meisten ausgehoben zu werden würdig scheinen.

Er war der Sohn des Grafen von Artois (heut Monsieur, des jetzt regierenden Königs Bruder) und den 21. Jänner 1778 zu Versailles geboren. Sein drittehalb Jahr älterer Bruder ist der Herzog von Angouleme. Als Knabe zeigte er viel Gutmüthigkeit. Seine Erziehung war noch nicht vollendet, als sein Oberhofmeister (Gouverneur), der Herzog von Serent, mit ihm und seinem Bruder, beim Anfange der Staatsumwälzung (im Juli 1789) auswandern mußte. Serent gab den Kindern vor, mit ihnen in einer entfernten Stadt ein schönes Husarenregiment zu sehen. So entführte er sie bei Peronne glücklich über die Grenzen. Sie kamen zu ihrem Vater in die Niederlande; von da nach Turin, wo sie eine gute Artillerieschule benuhen konnten. Als bald darauf Krieg gegen Frankreich unzweifelhaft ward, schrieb der dreizehnjährige Berry an seinen Vater (15. August 1791): „Wäre ich doch bei Ihnen; könnte ich doch unsere guten Soldaten sehen und mit ihnen in den Kampf! Ich wollte dann zu ihnen sagen, wie unser Heinrich: Kameraden, wenn ihr in der Hitze des Fechtens die Fahnen verliert, sammelt euch um meinen weißen Federbusch; sollt ihn immer auf dem Wege zur Ehre sehen. Der Gedanke macht mir das Blut wallen. Vorwärts, lieber Papa, machen wir unsern unglücklichen König frei!“

Der Krieg brach aus. Der junge Berry machte schon im Jahr 1792 den Feldzug unter Aufsicht seines Vaters im Kriegshaufen der Ausgewanderten mit. Er drängte sich bei Angriffen überall gern voran; vor Thionville war er mit einer der Vordersten. Aber die bretagnischen Kompagnien standen dem Feind am nächsten. „Wäre ich doch auch ein Bretagner!“ rief er.

Nach dem Rückzug aus der Champagne vollendete er in Ham seine militärische Erziehung; machte bald aber wieder beim Condéischen Heer den Feldzug mit, wo der junge Herzog von

Digitized by Google

Enghien sein Freund und Waffenbruder ward. Im Jahr 1796 empfing der Jüngling schon den Befehl über die Reiterei. Er bewies vielen persönlichen Muth. Vor dem Brückenkopf von Hüningen gerieth er in Lebensgefahr. Zwei Kanonen am andern Rheinufer richteten ihr Feuer zugleich auf ihn und sein Gefolge, daß die Erde rings aufflog und er selbst nur durch den über ihn fallenden Schanzkorb gerettet ward. Die Offiziere liebten ihn wegen seines Edelmuths. Er hatte bei der Parade einst einen gewissen Graf Hautefort heftig angefahren. Dieser stieß nicht die schmeichelhaftesten Reden gegen ihn aus. Der Prinz hörte sie, ließ die Kolonne vorbeiziehen, dann den Offizier rufen und ging mit ihm in ein Gehölz. „Hier," sagte er und zog den Degen: „bin ich nicht mehr Prinz, sondern französischer Edelmann, wie Sie. Habe ich Sie beleidigt, so bin ich bereit zu jeder Genugthuung." Der Graf, gerührt, fiel auf die Knie, und küßte des Fürsten Hand. Chateaubriand findet in diesem Vorfalle nichts Geringeres, als Heinrich IV und Schomberg wieder.

König Ludwig XVIII kam selbst auf kurze Zeit zu seinem kleinen, aber stolzen Heerhaufen. Wenig bekannt ist von ihm bei diesem Anlaß folgender Zug. Eine Flintenkugel streifte dem König oben am Kopf. Der König fuhr mit der Hand nach der Stirn und sagte ruhig: „Eine halbe Linie tiefer, und der König von Frankreich hätte Karl X geheißen."

Während der Waffenstillstände, Separatfrieden u. s. w. bereiste der Herzog von Berry mehrere Gegenden Deutschlands. Der alberne Dünkel, mit welchem die Emigranten auf das deutsche Volk herabsahen, malt sich gar treulich in Chateaubriands Ansichten, die er seinem Helden zuschreibt. „Dieser bemerkte," sagt der Vicomte, „daß die Deutschen, zertheilt in viele Staaten, noch immer dasselbe sind, wie zu Tacitus Zeiten, nämlich weniger selbst ein Volk, als Grund und Stoff andrer Völker, die, unter einen mildern Himmelsstrich gekommen, ihren eigenthümlichen Geist erst dann recht entfalten, und bewundernswürdige, fast unzerstörbare Nationen werden. So lange aber die deutschen Stämme ihr Stammland bewohnen, scheint bei ihnen noch Alles, wie das rohe Erz in Gängen verschlossen, oder wie im Chaos verworren zu liegen. Der Prinz sah besonders mit Erstaunen, daß die bei den Deutschen eingeführten Ideen des Jahrhunderts in gewissen Köpfen die Irrthümer der bürgerlichen Verhältnisse belebt hatten, ohne daß diese doch die natürlichen, tief in einem fruchtbaren, aber wilden Boden eingewurzelten Wahrheiten vertilgen konnten. Daher entstand ein wunderbares Gemisch von Narrheit und gesundem Menschenverstand, Christenthum und Deismus, Freisinnigkeit und mystischem Wesen, kalter Begeisterung und schwärmereivoller Metaphysik, Geschmack und Barbarei, Verdorbenheit und Rohheit." Es ist wohl nicht der Mühe werth, den gesunden Mutterwitz des Herzogs von Berry gegen die Querköpfigkeit seines Apologeten in Schutz zu nehmen.

Nach dem Waffenstillstand von Leoben trat der Condéische Heerhaufe in russischen Dienst, noch zehntausend Mann stark. Berry besuchte inzwischen seinen Vater in Edinburg, seinen König in Mitau, und ging dann zu seinen Waffengefährten nach Volhynien, um da ein adeliches Kavallerieregiment zu bilden. Chateaubriand sagt bei dieser Gelegenheit den polnischen

Digitized by Google

Frauenzimmern viele Artigkeiten, die ſie ohne Zweifel verdient haben; die Polen ſelbſt nennt er, nachdem ihm die Deutſchen vorher gar barbariſch ſchienen, die Franzoſen des Nordens.

Im Jahr 1799 ſetzte ſich das Condéiſche Heer wieder in Bewegung gegen den Rhein. Der Feldzug war aber bekanntlich kurz nach der Niederlage der Ruſſen in der Schweiz. Die Condéer traten in engliſchen Sold, und Berry reiſete nach Neapel, um die ihm dort beſtimmte Gemahlin kennen zu lernen. Von hier ging er wieder zum Heer nach Deutſchland, wo dann nach der Schlacht bei Hohenlinden und dem darauf folgenden Frieden (16. April 1801) das Condéiſche Heer aufgelöſet wurde. Berry, der ſich immer als ein wackerer Offizier gezeigt hatte, lebte nun ſehr unſtät, bald zu Wien, bald zu Klagenfurt bei ſeiner Mutter; dann in Schottland, unweit Edinburg, bei ſeinem Vater, mit welchem er auch nach London ging, wo er eine Liebſchaft anſpann und Vater zweier Töchter wurde. Es war dies zu derſelben Zeit, als der erſte Konſul Bonaparte dem zu Warſchau lebenden Ludwig XVIII antrug, für gewiſſe Entſchädigungen Verzicht auf den franzöſiſchen Thron zu leiſten, und worauf Ludwig XVIII die bekannte, wahrhaft königliche Antwort (Warſchau, 22. Februar 1803) gab: „Ich verwechſele Herrn Bonaparte nicht mit ſeinen Vorgängern; ich ſchätze ſeine Tapferkeit, ſeine Eigenſchaften als Feldherr; ich weiß ihm für viele Verwaltungsverfügungen Dank, denn das Gute, was man meinem Volke erzeugt, wird mir immer theuer ſein. Allein er irrt ſich, wenn er mich in ein Unterhandeln über meine Rechte hineinlocken zu können glaubt; vielmehr, wären dieſelben in der That zweifelhaft, durch den Schritt, welchen er in dieſem Augenblicke thut, würden ſie erſt recht feſtgeſtellt. — Ich kenne die Verhängniſſe Gottes über mich und meinen Stamm nicht; aber ich kenne die mir durch den Stand gegebenen Verpflichtungen, in dem er mich geboren werden ließ. Als Chriſt werde ich dieſe Verpflichtungen bis zum letzten Seufzer erfüllen; ein Sohn Ludwigs des Heiligen werde ich mich, ſeinem Beiſpiele treu, auch in Ketten ſelbſt achten; als Nachfolger Franz I will ich wenigſtens ſagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, noch die Ehre nicht.“ — Daß der Herzog von Berry dieſer Erklärung beitrat, gleich den andern franzöſiſchen Prinzen, verſteht ſich.

Der Herzog, wie die meiſten ſeiner Unglücksgefährten, verkürzte ſich die Zeit mit Reiſen und ſtolzen Entwürfen zur Wiedereroberung Frankreichs. Einmal war er ſogar im Begriff, allein nach Frankreich zu gehen und eine neue Vendee zu ſtiften; unterließ es aber wieder, da er von der Unausführbarkeit ſeines Plans vollkommen überzeugt ward.

Wie ernſt indeß ſein Entſchluß geweſen und wie hochſinnig er dabei dachte, ſpricht am beſten ſein Brief aus, den er darüber zu Hartwell im Jahre 1809 an den Graf de la Ferronays, ſeinen Freund, ſchrieb. Er verdient zur nähern Kenntniß des jungen Fürſten angeführt zu werden.

„Geſtern früh, lieber Auguſt, erhielt ich Deinen Brief von vorgeſtern. Dank Dir für den guten Rath. Ich finde in Allem, was Du mir ſagſt, viel Weiſes, viel Vernünftiges, und was mir noch lieber iſt, einen Beweis mehr von deiner treuen Anhänglichkeit. Aber Deine Betrach-

Digitized by Google

tungen, lieber Freund, kommen zu ſpät und gar eitel. Alles, was Du da ſagſt, habe ich mir ſchon ſelbſt geſagt; ich habe nie Deinen Glauben auf guten Erfolg unſers Unternehmens gehabt; ich glaube feſt daran, wir gehen unſerm Tode entgegen, und eben darum will ich mich nicht länger aufhalten. Du kennſt die Albernheiten gar gut, lieber Auguſt, die man auf unſere Rechnung hin ausgeſprengt hat; Du weißt, wie man uns vorgeworfen hat, daß wir nicht mit der Vendee gefochten und unſer Blut mit dem der Königiſchen vergoſſen haben. Man muß jetzt die Verleumdung zum Schweigen bringen, und Du haſt mich zu lieb, um mir das Gegentheil zu rathen. Du kennſt meine Geſinnungen über Bürgerkrieg und über die, welche ihn anzetteln. Ich würde mich für einen Verräther am König, für einen Verräther an Frankreich halten, ja für den ſtrafbarſten Menſchen, wenn ich bloß für meinen Rul..., für meinen Vortheil über die treue Vendee das Unglück wieder erneute und herbeiführte, das ſchon zu oft der Lohn ihrer Ergebenheit gegen uns war. Aber weil man uns doch verſichert, daß ſich die Königlichgeſinnten, müde der Unterdrückung, aus freien Stücken entſchloſſen haben, die Waffen wieder zur Hand zu nehmen; weil ſie es uns ſagen laſſen und nur einen Prinzen an ihrer Spitze verlangen, ſo ſoll mich nichts abhalten zu ihnen zu gehen. Ich will an ihrer Spitze fechten, in ihrer Mitte ſterben, mein Blut auf dem Felde der Ehren vergieſſen, und indem ich damit den Boden des Vaterlandes nehe, die Franzoſen wenigſtens daran mahnen, daß es noch Bourbonen gibt, würdig Frankreichs. — Mein alter Rantouillet und Du, Freund, ihr beide ſollt mein Loos mit mir theilen. Ich bedaure Dich nicht; Du ſollſt mir zur Seite begraben werden. Das iſt das beſte Mittel, um Deine Verantwortlichkeit, wie Du es nennſt, ſicher zu ſtellen. Aber was Deinen Vorſchlag betrifft, erſt vorauszugehen, den Kampfplatz zu beſichtigen, die Thatſachen zu unterſuchen, das hat keinen Menſchenverſtand, und Du begreifſt doch wohl, daß ich meinen Ferund nicht einer Gefahr ausſetzen werde, die ich nicht mit ihm theilen kann."

„Lebe wohl; übermorgen um fünf Uhr bin ich zu London. Den Abend bringe ich bei Deiner Schwiegermutter zu; da plaudern wir weiter. Grüße mir Deine Frau und Kinder. Ich höre auf, weil ich zur Jagd will." —

Ein ſchöner Zug in der Denkart der Bourboniſchen Verbannten bleibt indeß, daß ſie zur Bekämpfung ihres gewaltigen Gegners jene ruchloſen Mittel verabſcheuten, welche nur dem verblendeten Fanatismus oder der vollendetſten Niederträchtigkeit gefallen. Eines Tages kam ein Mann zum Prinzen von Condé und ſchlug ihm vor, er wolle den Napoleon meuchlings morden. „Ich ließ ihm gar nicht Zeit, mir die Einzelnheiten ſeines Anſchlags auseinander zu ſetzen," ſchrieb der Prinz von Condé darüber an den Bruder Ludwigs XVIII: „ich ſtieß den Vorſchlag mit Abſcheu zurück und fügte hinzu, wenn Sie hier wären, würden Sie das ebenfalls thun; ich ſagte, wir würden zwar immer Feinde des Mannes ſein, der ſich der Gewalt und des Thrones unſers Königs bemächtigt hätte; daß wir den Anmaßer zwar mit offener Kraft bekämpft hätten und ferner bekämpfen würden, wenn ſich Gelegenheit böte, aber daß wir niemals Mittel anwenden würden, die nur Jakobinern angemeſſen ſein könnten. — — Ich erklärte dem Menſchen

Digitized by Google

ferner, nur sein übermäßiger Eifer hätte ihn verleiten können, solchen Antrag zu thun; am besten für ihn wäre, sich auf der Stelle davon zu machen, denn wenn man ihn verhafte, würde ich ihn nicht reklamiren, sondern nur sagen können, was er im Schilde geführt."

Nach zweiundzwanzig Jahren ward dem geflüchteten Königsgeschlecht Frankreich endlich wieder durch Napoleons Uebermuth und Europa's Waffen aufgeschlossen. Berry begab sich über Cherbourg nach Paris. Die Städte empfingen ihn mit Höflichkeiten oder unverstellten Freuden. Unterwegs in der Gegend von Bayeux stieß er auf ein Regiment, das noch den alten Sinn nicht geändert hatte. Man rieth, das Zusammentreffen zu meiden. Der Prinz aber ging den Soldaten entgegen und sagte: „Ihr seid das erste französische Regiment, dem ich begegne. So leistet dem Könige den Eid der Treue!" — Die Soldaten schrien: „Es lebe der Kaiser!" — Der Prinz sagte ganz kaltblütig: „Das ist nichts; das ist Ueberbleibsel einer alten Angewöhnung!" Er zog den Degen und schrie: „Es lebe der König!" Den Soldaten gefiel der Muth, und sie riefen: „Es lebe der König!" — So eilte er nach Paris, wo man ihn im Triumph einholte.

Es ist bekannt, das Reich der Bourbonen war von kurzer Dauer. Napoleon erschien von Elba wieder; Alles flüchtete. Aber die Schlacht von Waterloo endete schnell die Gespenstererscheinung. Der König kehrte mit seiner Familie zurück. Berry stand darauf der Wahlversammlung von Lille vor, und feierte seine Vermählung mit der Prinzessin Maria Karoline Therese, Tochter des Kronprinzen beider Sizilien (17. Juni 1816). So lange er, seit der ersten Rückkehr der Bourbonen, Frankreich bewohnt hatte, war er fast immer mit Reisen, Heermusterungen, Besichtigungen der Städte und Fabriken Frankreichs beschäftigt gewesen. Seit er sich vermählt hatte, lebte er in glücklicher Eingezogenheit, fast ganz abgesondert von großen Geschäften.

Dies insgesammt war der Inhalt des öffentlichen Lebens vom Herzog von Berry. Weder glänzende, noch kühne Thaten, weder große Entwürfe, noch besondere Geistesanlagen haben ihn ausgezeichnet, obschon die Gelegenheit, sich auf irgend eine Weise über die große Masse seiner Zeitgenossen hervorzuheben, ihm, hätte die Natur ihm dafür ihre Weihe ertheilt, nie gefehlt haben würde. Wie konnte sie einem königlichen Neffen fehlen? — Die Noth, die große Erzieherin aller ausgezeichneten Fürsten, entwickelte in ihm keine höhere Thätigkeit und Kraft. Er verhielt sich unter allen drückenden Verhältnissen mehr leidsam, als wirksam, und konnte mehr Mitleiden als Bewunderung erregen. Seine Geburt, sein Stand, sein Name, seine wahrscheinliche Bestimmung, einst Inhaber des Throns von Frankreich zu werden, hoben ihn allein, und liessen ihn überall nicht vergessen, was er diesem Namen und dieser Bestimmung schuldig sei. Mit französischem, altritterlichen Sinn, mehr die Vergangenheit, als Gegenwart im Auge, hatte er den Ton der meisten damaligen ausgewanderten Adelichen, die sich für Frankreich hielten, wo sie waren, und Frankreich für nichts, als für eine Beute fremder Räuber, als eine ihnen entrissene Domäne. Sie brüsteten sich in ihrer Unberühmtheit mit altberühmten

Digitized by Google

Namen der Ahnen, verglichen ihre unbedeutenden Schritte mit dem Heldengange jener, und die übrige Welt war ihnen eine Art Barbarenland. Wäre der Herzog eines natürlichen Todes gestorben, man würde wenig von ihm vernommen haben.

Selbst Chateaubriand kann ihn nur als einen gutmüthigen, liebenswürdigen Mann darstellen, der alle Tugenden eines trefflichen Hausvaters, Gatten und Bürgers in sich vereinte. Ungeachtet die Züge, welche sein Lebensbeschreiber uns aus seinem Privatleben aufgestellt hat, nichts Ausgezeichnetes an sich tragen, und tausendfach im Alltagsleben von den Gesinnungen und Handlungen anderer Privatleute übertroffen werden, wollen wir doch die artigern derselben hier beifügen, eben weil sie zur nähern Gemüthsbezeichnung eines Fürsten dienen, den erst seine Todesart in der Geschichte unsterblich gemacht hat.

Er hielt in seinem Hause, wo er in der glücklichsten Ehe lebte, streng auf Ordnung, und suchte seine Leute von Zeit zu Zeit froh zu machen. Hatten sie von ihrem Gelde etwas in die Ersparnißkasse gelegt, verdoppelte er Manchen die Summe, um sie zur Häuslichkeit und Sparsamkeit noch mehr aufzumuntern.

Er hatte seinem Kutscher erklärt, er lasse sich nicht mehr von ihm fahren. „Du bist mir zu alt. Packe dich!“ sagte er zu ihm. Der Kutscher, entschlossen zu bleiben, erwiederte: er müsse schlechterdings arbeiten und etwas verdienen, denn er habe eine zahlreiche Familie. „So? Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?“ rief der Prinz: „das ist etwas anders. Ich lege dir zu deinem Jahrgehalt und Ruhegeld noch zwölfhundert Franken zu; jetzt aber, guter Freund, halte dich ruhig.“

Aubry war der erste Piqueur des Prinzen, oft von ihm gelobt, oft geschmält, wie es der Ausgang einer Jagd etwa mit sich brachte. Eines Tags wird ein Stelldichein zu Compiegne bestimmt um acht Uhr Morgens angeordnet. Der Prinz kömmt früher an, und beginnt die Jagd schon um halb acht Uhr. Aubry erscheint zur bestimmten Zeit und hört das Jagen schon fern im Walde. Mittags kehrt der Prinz müde zurück; der Hirsch ist fort, die Hunde sind verlaufen. Mit gewöhnlichem Ungestüm läßt er den Aubry rufen. Dieser wird gebracht; er ist ganz verlegen. „Aubry,“ rief der Prinz: „Was gebührt Leuten zu Lohn, die nicht pünktlich sind?“ Aubry verstummt. „Nun, wenn du's nicht weißt, Aubry, will ichs dir sagen: Strafe müssen sie zahlen, und die muß ich zahlen.“ Und damit gab er dem Aubry eine Geldsumme für seine Kinder.

Er war gegen die Armen überall sehr wohlthätig. Nur was von dem, so er Bedürftigen jährlich mittheilte, bekannt war, belief sich über hunderttausend Thaler. Seine Gemahlin war ihm darin gleich. Man berechnet, daß Beide binnen sechs Jahren auf solche Weise 1,388,851 Fr. ausgegeben haben. Die Summe war für einen Fürsten bedeutend, der nicht einmal soviel Einkünfte hatte, als mancher General, Banquier oder Güterbesitzer. Beide begaben sich oft selbst in die Hütten der Armuth.

Eines Tages geht er über den Kohlendamm in Paris. Er sieht da Köhler, die einen ihrer

Digitized by Google

Kameraden zurückhalten, der sich mit Gewalt in den Seinestrom stürzen will. Der Prinz drängt sich durch, fragt, was es gebe, und hört, der Köhler sei Familienvater und wegen Verlust von vierhundert Franken in Verzweiflung. Sogleich schickt der Herzog seinen ihn begleitenden Aide de Camp in den Palast, läßt vierhundert Franken holen, gibt sie dem Unglücklichen und geht davon. Die Köhler erfuhren erst hintennach, daß ihr Wohlthäter der Neffe des Königs sei. Dankbar begleiteten sie nachher, als er begraben ward, alle seinen Leichnam zur Ruhestätte.

Er soll Ahnungen von seinem nahen Tode gehabt haben, sagt Chateaubriand; es sollen ihm mehrere drohende Zettel ohne Namensunterschrift zugekommen sein. Wie dem auch sei, es ist bekannt, wie er am 13. Februar 1820, indem er aus der Oper ging und seiner Gemahlin in den Wagen steigen half, von dem schändlichen Meuchelmörder Louvel den Todesstoß empfing. Chateaubriand findet die Zahl 13 für den Herzog von Berry schicksalsvoll, wie es die Zahl 14 für König Heinrich IV gewesen.*) Doch ist es dem Vicomte nicht gelungen, mehr Dreizehnen herauszubringen, als den 13. April 1814, da sich Berry nach Frankreich begab, den 13. Juli 1817, da ihm die erste Tochter, den 13. Sept. 1818, da ihm die zweite geboren ward, die beide nicht lange lebten, und den 13. Februar 1820, da er getödtet ward.

Anfangs, als er den Dolchstich empfangen, glaubte er nur durch unvorsichtigen Stoß eine Quetschung erhalten zu haben; wie er aber das Heft des Dolchs aus der Wunde ragend fühlte, schrie er mit Entsetzen: „Ich bin ermordet; der Mensch hat mich getödtet!“ — „Sind Sie etwa verwundet?“ fragte ihn der neben ihm stehende Graf Mesnard. „Ich bin des Todes!“ rief er mit starker Stimme: „ich bin des Todes! Ich halte den Dolch!“

Als er beim ersten Verband wieder zu sich selber kam, und erfuhr, sein Mörder sei ein Franzose, sagte er nur: „Es ist doch hart, von der Hand eines Franzosen zu sterben!“ — Die Wunde war unheilbar und tief. Der Dolch war äusserst spitz, sechs bis sieben Zoll lang, dünn, zweischneidig, bis ans Heft hineingegangen. Der Prinz litt ungemeine Schmerzen; er glaubte fast, der Dolch sei vergiftet gewesen. Mit religiöser Ergebung in den Willen Gottes litt er; bat er selbst um Gnade für seinen Mörder, der ganz trocken erklärt hatte, daß, wenn er entkommen wäre, er sich schlafen gelegt, und folgenden Tags den Herzog von Angouleme ermordet haben würde, um das Bourbonengeschlecht in Frankreich ganz auszutilgen.

Paris erschrak, als am Morgen Berry's Tod kund ward. Chateaubriand erzählt: mehrere Personen starben bei der Nachricht plötzlich und Priester fielen vor dem Altar um. Besonders

*) Man rechnete dazu so: Heinrich IV war den 14. Dez. geboren, starb den 14. Mai; hatte 14 Namen im Buchstaben; hatte viermal 14 Jahre, viermal 14 Tage und 14 Wochen gelebt; war von Jean Chatel im Jahr 1594 gerade 14 Tage nach dem 14. Dez. verwundet, zwischen welcher Zeit und dem Todestage 14 Jahre, 14 Monate und 14 mal fünf Tage verflossen; die Schlacht bei Ivri gewann er am 14. März; er wurde 14 Tage nach dem feierlichen Krönungszuge der Königin getödtet; Ravaillac wurde 14 Tage nach dem Tode des Königs hingerichtet u. dgl. m.

Digitized by Google

heftig war der Schmerz in der königlichen Familie. Die junge, tugendhafte Wittwe schnitt ihr Haar ab und gab es der Frau von Gontaud, indem sie sagte: „Nehmen Sie die Haare, die mein Mann sonst so sehr liebte. Geben Sie sie einst meiner Tochter, damit sie erfahre, ihre Mutter habe sie sich am Todestage ihres Vaters abgeschnitten.“

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Stand der Parteien im Sommer 1820. Die Sitzungen der gesetzgebenden Kammern seit 1814. — Was hätte geschehen sollen. — Die Sicherheit und die Gefahren der Dynastie.

Die Ueberlieferungen haben im verflossenen Jahr (Jänner 1819) über den Stand der politischen Parteien nach der Räumung Frankreichs von fremder Besatzung, einige Betrachtungen geliefert, denen die gegenwärtigen als Fortsetzung dienen mögen.

Die gesetzgebenden Kammern sind der Standpunkt, von welchem aus die Verhältnisse betrachtet werden, um deren Würdigung es hier zu thun ist. In der ihnen durch die Initiative der Regierung ertheilten Leitung mußte die Weisheit oder der Unverstand der erstern sich darstellen; ihre Erörterungen boten den Maasstab für die Höhe des Parteigeistes dar, und die Ergebnisse derselben mußten entweder Ausgleichung oder Verwirrung in die staatsthümlichen Einrichtungen bringen, welche ihrer Natur nach und alsobald entweder beruhigend oder erschütternd hinwieder auch in Geist und Thun der Menschen übergingen. Darum gibt die Uebersicht der Sitzungen seit 1814 den richtigsten Aufschluß über so viele beklagenswerthe Erscheinungen des Augenblicks, und schwerlich konnte Verderblicheres und für Frankreichs Ruhe Nachtheiligeres geschehen, als was in den Verhandlungen über das Wahlgesetz die Unentschlossenheit und der Wankelmuth des Ministeriums gethan hat.

Die Ausnahme-Gesetze halten hiermit Schritt, und ihre nächste, ohne Zweifel auch die bedeutendste und folgenreichste Wirkung ist diese, daß sie das öffentliche und offenbare Leben der Parteien unterdrückt und an seine Stelle eine geheime Wirksamkeit und geheime Verbindungen gebracht haben, die jenem im Verhältniß des Bösen zum Guten gegenüber stehen und nur giftige Früchte zeitigen mögen.

Diese giftigen Früchte sind es aber, welche die Partei der Ultra, als diejenige, die sich ungefähr allein nur des über das Thun aller Parteien geworfenen Schleiers erfreut, für ihre Zwecke eben so sehr bedarf, als benutzt; sie sind es, welche vereinzelte Menschen oder Vereine von Parteigängern, die von blinder Leidenschaft getrieben oder durch arglistige Verkehrtheit bearbeitet werden, zu Aufständen und Mordanschlägen verleiten, wodurch die königliche Familie

Digitized by Google

in beſtändiger Furcht und Schrecken ſoll erhalten und dahin gebracht werden, ſich der Faktion unbedingt in die Arme zu werfen, welche die Reſtauration der Gewalt, der Anmaßungen und der privilegirten Kaſten heiſcht.

Die treulos vorbereiteten und herbeigerufenen Gefahren der Dynaſtie ſind die große Waffe, deren ſich die Faktion, von der in der That allein nur dem Thron und der Nation Gefahr droht, für die Erreichung ihrer Abſichten zeither mit einem Erfolge bedient hat, welcher neue und furchtbare Stürme herbeirufen kann, dann aber freilich auch zu ganz andern, als den von blinder Leidenſchaft und Selbſtſucht geträumten Ergebniſſen führen würde.

Es ſind übrigens die nachfolgenden Betrachtungen die wichtigſten Abſchnitte und der weſentliche Inhalt der neueſten Schrift des geweſenen Erzbiſchofs von Mecheln, des Herrn de Pradt; dieſelbe führt den Titel: De l'affaire de la loi des élections (Paris 1820. 307 S. 8.), und ſie iſt bekanntlich in Beſchlag genommen, dem Kriminalrichter übergeben, vor dem Aſſiſengericht des Seine-Departements beurtheilt, und ihr Verfaſſer durch Entſcheidung des Geſchwornen-Gerichts freigeſprochen worden. Die hier ausgehobenen Abſchnitte enthalten auch die Stellen, welche die Anklage begründen ſollten; man mag daraus die Klugheit der Klage beurtheilen! Was die Schriften des Hrn. von Pradt betrifft, ſo ſind ihre Vorzüge und Gebrechen, ihre guten und ſchlimmen Eigenſchaften ſattſam bekannt: Menſchenkenntniß und Scharfſinn und ein meiſt richtiges Urtheil mögen denſelben nicht abgeſprochen werden, und ſie ſichern ihren Werth, wie ſehr dieſer auch durch Geſchwätzigkeit, Flüchtigkeit und ſorgloſe Schreibart (anderer Sünden hier nicht zu gedenken) gefährdet iſt. U.

Die Sitzungen der geſetzgebenden Kammern ſeit 1814.

Die Kunſt iſt ſchwierig, die Erfahrung lang und das Leben kurz. Mit dieſem Ausſpruche hat der Vater der Heilkunſt, der göttliche Hippokrates, ſeine unſterblichen Werke eröffnet. Es kann nichts Treffenderes geſagt werden; und wofern Alles in der Kunſt der Aerzte eben ſo klar wäre, würde der Vorwurf, daß ſie auf Muthmaßungen beruhe, dieſelbe nicht treffen.

Das Leben iſt kurz; wenn dieſer Beſcheid betrübt iſt, ſo erſcheint er eben ſo belehrend, als zuverläſſig. Weil ſie ſo ſchnell vorüberflieht, dieſe unwiederbringliche Zeit, dieſer Erzdieb, wie ſie vom Fürſten der Fabeldichter genannt wird, müſſen wir wenigſtens trachten, ſie wohl zu benutzen, und wenn ſie nicht mag zurückgerufen werden, ſoll hingegen eine ſorgfältige Nachrechnung aus der Vergangenheit Vortheil für die Zukunft ziehen; darum wollen wir jetzt rückwärts ſchauen und prüfen, ob, wieviel und warum, zufällig oder anderweitig, uns von unſerer Zeit etwa ſei geſtohlen worden.

Es iſt dieſe Prüfung ein ernſthafteres Geſchäft, als auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. Sechs Jahre ſind ſeit der Reſtauration verfloſſen; es waren ſechs harte, leidenvolle Jahre, aus denen vermuthlich noch viel anderes Mißgeſchick hervorgehen wird. Laßt uns ſehen, wie ſie auf einander folgen und einander erzeugt haben.

Digitized by Google

Welch' einen großen Theil dieſes Zeitraums befaſſen die Erörterungen der Ausnahme-Geſetze und ihre Mißhandlungen! Wie viele Zeit haben die endloſen Erörterungen des Wahlgeſetzes den Sitzungen der Legislatur geraubt! Um darüber Gewißheit zu erhalten, darf man nur rechnen; es iſt dieſes Fach unſerer politiſchen Bilanz merkwürdig genug, und es ſteht daſſelbe mit unſerer wirklichen Geſammtlage in genauem Zuſammenhange.

Im Jahr 1814 dauerte die Sitzung ununterbrochen vom 4. Juni bis zum 20. März. Vier lange Monate wurden auf Erörterungen der Preßfreiheit und darauf verwandt, den Artikel der Verfaſſung, das Wörterbuch der Akademie und den Geſetzvorſchlag in Einklang zu bringen. Etwas kläglich Poſſierlicheres läßt ſich kaum denken, als die Anſtrengungen des Miniſteriums, von welchem der Vorſchlag ausging, um durchzuſetzen, daß Einhalt thun (réprimer) zuvorkommen (prévenir) bedeute, und daß zuvorkommen ſagen wolle Einhalt thun. Was die Akademie, welcher die Obhut der Sprache anvertraut iſt, immerhin dagegen einwenden mochte, der Miniſter beſtand auf ſeinem Satze, und um dem Streite ein Ende zu machen, ward ein Vergleich nothwendig. Dieſem zufolge ſollten die Maſchen des Zenſurnetzes nur die kleinen Fiſche der Literatur, die Flugſchriften, einfangen; wogegen Alles, was ſich zur Würde eines Bandes erheben mochte, freien Durchgang erhielt, und im Gros (à la grosse) zu denken oder zu ſchreiben erlaubt ward. Glücklich, wer lang und viel, beim Gewicht und bei der Elle zu ſprechen die Gabe hatte. Die Langeweile der Leſer ward doch immerhin den Schriftſteller Schutzwehr.

Im Jahr 1815 ſind es die Geſetze zeitlicher oder fortdauernder Aechtung, die Prevotalgerichte und die Ausnahmegeſetze, welche ungefähr die Hauptgeſchäfte der Kammer bilden. Ich erinnere mich nicht, daß in dieſer ganzen Zeit Geſetze von großem und wohlthätigem Zwecke für das Gemeinweſen ſeien vorgeſchlagen worden; Alles drehte ſich im Kreiſe der Ideen des Augenblicks, wie ſie von den Urhebern und Bewunderern des Vive le Roi, quand même . . . zu erwarten waren. Frankreich hatte das unſelige Glück gehabt, zu finden, was unauffindbar hätte bleiben ſollen. Die Vorgänge bis zur königlichen Ordonnanz vom 5. September, dieſer Reſtauration in der Reſtauration, ſind übrigens ſattſam bekannt.

In der Sitzung von 1816 ward die Berathung des Wahlgeſetzes eröffnet; ſie nahm unmäßig viele Zeit weg. Das Jahr 1817 verfloß unter der Herrſchaft der Ausnahmegeſetze.

Mit der Sitzung von 1818 kündigten ſich die Angriffe auf das Wahlgeſetz an; noch waren es nur Drohungen. Das Miniſterium, von dem ſie ausgingen, mochte ſich nicht erhalten; ſeine Nachfolger unterſtützten denjenigen Theil des Miniſteriums, welcher ſich dem Angriffe widerſetzt hatte. Barthelemy's Vorſchlag, welcher in der Pairskammer ſiegreich geweſen war, unterlag in der Kammer der Abgeordneten: alle darüber entſtandenen unruhigen Bewegungen dauerten vier Monate; die wirkliche Sitzung eröffnete ſich nur ungefähr um die Mitte März; die Erörterungen über die Preßfreiheit dauerten bis Mitte Mai: ſechs Monate waren durch Verſchub und Miniſter-Aenderungen, in Angriff und Vertheidigung des Wahlgeſetzes und der Preßfreiheit

Digitized by Google

verſtreichen. Die vielen und langen Erörterungen über beide Gegenſtände machten die Annahme des Budget erſt zu Ende Heumonats möglich.

Im Jahr 1819 begannen nochmals die Angriffe auf das Wahlgeſetz, und bald auch jene auf die Preßfreiheit und die perſönliche Freiheit; aber diesmal kam, merkwürdig genug, der Angriff von der nämlichen Hand her, welche früher die Vertheidigung geführt hatte. Das Miniſterium ſpaltet ſich jetzt abermals; drei Monate verfließen in Waffenrüſtungen und Angriffsplanen; ein ſchreckliches Ereigniß fällt dazwiſchen und entſcheidet den Ausbruch; aber das Springen der Mine trifft auch den, der ſie angelegt hatte; der Häuptling des Angriffskorps wird durch eben denjenigen erſetzt, welchen er vor ein paar Monaten um der nämlichen Sache willen entfernt hatte; das Werk überlebt jedoch zum Theil den Werkmeiſter; ſeine Anſichten werden im Weſentlichen befolgt, und ſechs Monate der Sitzung ſind nochmals auf Erörterungen über die Preſſe, die perſönliche Freiheit und das Wahlgeſetz verwandt. Man findet ſich in dieſen Kreis gebannt und das Leben vergeht im Für- und Widerreden, im Ja und Nein ſagen, im Ablöſen und Wiederaufnehmen der Ketten.

Somit ergibt ſich, daß von ſechs Sitzungen, welche über drei Jahre Zeit füllen, beinahe zwei Jahre auf jene drei Fragen verwandt wurden. Der reine Ertrag für die Franzoſen aber war, von ſechs Jahren vier unter der Schickung der Ausnahmegeſetze zu leben; ſie befinden ſich immer noch in dieſer Lage, und eine ihren Wünſchen wenig entſprechende Aenderung des Wahlgeſetzes iſt neuerlich hinzugekommen. Was die Dauer der Ausnahmegeſetze betrifft, ſo hängt dieſe von denen ab, welchen man ihr Geſchenk zu verdanken hat; das Schickſal des franzöſiſchen Volks hängt von einer Stimme und von einer Mehrheit ab, die denen, welche jene Geſetze beibehalten wollen, nur geringen Widerſtand leiſtet. Ich ſpreche von der Zukunft, während mir die Gegenwart vor Augen liegt; wer mich Lügen ſtrafen will, der muß ſich an dieſe halten.

Welch' ein Gebrauch der Zeit iſt dies aber, und wie abſtechend von dem, was man erwarten konnte und erwarten durfte! Was iſt inzwiſchen aus ſo viel dringenden, für unſern wahren Vortheil, für den Erſatz ſo vielen erlittenen Schadens, für die Befeſtigung unſerer Inſtitutionen, für die Sicherung unſers Wohlſtandes hochwichtigen Vorwürfen geworden? Wie viel Stoff ſchmerzlicher Reue liegt in all' dieſen Betrachtungen! Wer den Standpunkt, von dem wir ausgingen, mit demjenigen vergleicht, auf den wir geſunken ſind; was ſo leicht erreicht werden konnte, mit dem, was ſo mühſam und nachtheilig geſchehen iſt: der muß wohl zuverläſſig den Verluſt einer ſo koſtbaren Zeit beklagen, welche auf die ſtets wiederholte Erörterung der nämlichen Fragen verwandt ward. Es läßt ſich nämlich in Wahrheit ſagen, unſer ſtaatsthümliches Leben habe ſeit 1814 auf den Erörterungen über die drei Fragen, der perſönlichen Freiheit, der Preßfreiheit und des Wahlgeſetzes, beruht. Was ſind, während dieſer Zeit, aus des Staats äuſſerm Anſehen, der Tochter und Zeichen der Macht, aus Handel und Reichthum geworden und aus der Harmonie mit der allgemeinen Weltbewegung, in deren Mittelpunkt wir uns befinden, über welche die Einen lachen, während die Andern ſich darüber ärgern, die von

Allzuvielen verkannt wird und die doch Alle mit ſich fortreißt? Was iſt aus all' dieſen Eigenſchaften, den nothwendigen und rühmlichen Begleitern groſſer Staatsgeſellſchaften, geworden? Was bleibt, neben jenen endloſen Erörterungen, den ohnedies durch viele andere Dinge zerſtreuten Miniſtern für Zeit übrig? Wäre dieſe ſo unglücklich verwandte Zeit auf wahrhaft gemeinnützliche Gegenſtände verwandt worden, was hätte alsdann Frankreich gehindert, ſich in ſeiner vollen Kraft und ausgerüſtet mit allen ſeinen Hilfsmitteln, zu entwickeln? Wer mag ſagen, daß ohne jene Erörterungen die franzöſiſchen Staatspapiere nicht, gleich denen von Sachſen und Dänemark, ihren Nominalwerth erreicht oder überſtiegen, und von 73 und 74 auf 100 angeſtiegen wären? Jene elenden Erörterungen waren es, die dieſen Schwung des Staatsvermögens weſentlich gehindert haben, und ihre Urheber wußten nicht, wie theuer ihre Unbedachtſamkeit dem Vaterlande zu ſtehen komme, indem ja durch zuverläſſige Rechnung *) gezeigt worden iſt, daß jeder Franken der verſicherten Staatsſchuld (tiers consolidé) einen Werth von achtundzwanzig Millionen Franken darſtellt. Sechsundzwanzigmal achtundzwanzig Millionen geben nun aber die Summe von ſiebenhundert achtundzwanzig Millionen, welche den Werth von zwei oder drei europäiſchen Reichen übertreffen. Demnach dann iſt Frankreich um ſiebenhundert achtundzwanzig Millionen ärmer geworden, weil man allerdings um ſo vieles ärmer wird, als man von dem verliert, auf deſſen Beſitz man Befugniß und Macht hatte. Welch' eine Einbuße des öffentlichen und Privat-Vermögens, die durch zahlloſe Zwiſchenkanäle ſtets untereinander zuſammenhängen!

Eine weitere Folge dieſes Geſchäftsganges war, daß das Budget alljährlich auf das Ende der Sitzung, wo Jedermann läſſig und müde geworden iſt, verſchoben blieb; daß die Abgaben-Liſten kaum vor Ende des Jahres zu Stande kommen; daß die Verſammlungen der Kreis- und Departements-Verwaltungen gleichfalls nur ſehr ſpät zuſammentreten; daß die Hälfte der Jahreseinkünfte ausgegeben iſt, noch ehe ſie bewilligt ward, und daß bei eintretender Steuerverminderung die Pflichtigen in dem Jahr, wofür ſie bewilligt ward, keinen Genuß davon haben, wie dies im Jahr 1819 der Fall geweſen iſt. Dies Alles erſcheint in der wirklichen Lage der Dinge ſehr gewichtig, und der Nation müßte ein beförderliches und erleichtertes Budget ungleich erwünſchter ſein, als alle möglichen Ausnahmegeſetze.

Was hätte geſchehen ſollen.

Der Staatsverwaltung ſtehen zwei Bahnen offen; die eine iſt die gemeine und gewohnte, wo Gewalt und Strafen als Hauptmittel gebraucht werden und wo dem Schlimmen Schlimmes hinzugefügt wird; die andere, leider weniger benutzte, wendet ein einſichtiges Verfahren an, wobei auch aus dem Schlimmen ſogar Gutes erzielt wird.

In der jüngſten Zeit war es das Wahlgeſetz, das man als den Hauptſitz oder die Quelle

---

*) Rede des Hrn. Benjamin Deleſſert in der Diskuſſion über das Budget.

Digitized by Google

alles Uebels darzuſtellen verſucht hat. Es iſt das Mißverhältniß der allzuvielen kleinen Eigenthümer gegen die großen, welches gerügt ward, und dies Mißverhältniß verlangte man zu ändern. Dazu, ſcheint es, konnte man auf einem gar viel einfachern Wege gelangen, als der vorgeſchlagene einer direkten Ausſchlieſſung von achtzigtauſend Wählern war; man hätte, däucht mir, ein leichtes Mittel, auch zur Entſchädigung des verlierenden Theils, in der Verminderung der Abgaben gefunden. In dem Verhältniß, wie die Abgaben ſich vermindern, muß nämlich auch die Zahl der Wähler abnehmen, und je weiter jene vorrückt, deſto bedeutender wird die Verminderung derjenigen kleinen (zum Wahlrecht Befugniß gebenden) Beſitzungen ſein, welche die Maſſe bilden, über die man Klage führt. Die zu vielen Wahlmänner beruhen auf den zu hohen Abgaben.

Wie ſoll man aber die Abgaben vermindern? Durch Erſparniſſe in den Ausgaben. Wie mögen aber Erſparniſſe geſchehen? Nichts iſt dringender und leichter zugleich; als ergiebige Quellen ſo wohlthätiger Beſſerungen bieten ſich folgende dar: Die Höflinge und die Collateral-Höfe ſind zwei mit der ſtellvertretenden Regierung unverträgliche und die innern Zwiſte mächtig unterhaltende Dinge . . . Die fremden, ohne Bewilligung der drei Zweige der Geſetzgebung ſich in Frankreich aufhaltenden Truppenkorps ſind mit der repräſentativen Verfaſſung eben ſo unverträglich. Jede Ausgabe, die durch Beamte geſchieht, welche die Verfaſſung nicht anerkennt und die keiner Verantwortlichkeit unterworfen ſind, wie der Groß-Almoſenier von Frankreich, iſt es nicht minder. Der Stand der Armee erſcheint entweder allzuſchwach oder allzuſtark; zu ſchwach für das, was gefürchtet werden könnte, zu ſtark für das, was zu fürchten übrig bleibt; zu ſchwach für die Lage von Europa vor 1819, zu ſtark für dieſe Lage im J. 1820. Einhundert und fünfzig Millionen Franken müſſen ohne Zweifel für geraume Zeit dem Jahresbedarf der franzöſiſchen Kriegsmacht entſprechen. Das neue Militär-Budget der europäiſchen Staaten iſt am 1. Jänner 1820 durch die ſpaniſche Armee auf der Inſel Leon feſtgeſetzt worden. Vom See- und Kolonial-Weſen muß das erſte geprüft und ausgemittelt, das zweite völlig umgeſchmelzt werden, weil die Kolonien ſich gänzlich verändert haben. Ich bin der Meinung, die Kolonial-Ausgaben könnten um die Hälfte vermindert werden; was man darüber ſchwatzen gehört hat, iſt beinahe Alles lauter Unſinn. Auch die Ueberſchläge derer, die zum Behuf des Seehandels eine Seemacht verlangen, möchte ich mindern laſſen.

Die innere Verwaltung kann allerdings ebenfalls einige Erſparniſſe darbieten; doch werden dieſelben von keinem großen Belange ſein; denn ich bin ſo einfältig nicht, die Finanz-Reſtauration eines Landes, deſſen Geſammtabgaben auf eine Milliarde anſteigen, in der Einziehung oder Verminderung etlicher hundert Schreiber zu ſuchen, die meiſt Familienväter ſind, und wenn ſie keine Einnahme mehr haben, auch keine Ausgaben beſtreiten können, wobei man auf einer Seite faſt eben ſo viel einbüßt, als auf der andern gewinnt. Die Neigung, ſich auf eine dürftige Klaſſe zu werfen, deren Verluſt dem Staate ſelbſt nie Gewinn bringen mag, iſt ein

trauriger Beweis von beſchränkten und kleinlichen Anſichten; die wahrhaften Erſparniſſe mögen nur in großen Verhältniſſen gefunden werden.

Die auf Verbeſſerungen berechneten Ausgaben im Innern erheiſchen eher noch Erhöhungen als Verminderungen. Aber ohne die angedeuteten Mittel zu erſchöpfen, laſſen ſich fünfzig Millionen Franken unſchwer gewinnen, da der Krieg für ſich allein deren ſechsunddreißig liefern kann. Dieſe Summe mit den neunzehn Millionen Steuernachlaß vereinbart, die im J. 1819 ſind beſchloſſen worden, vermindert die das Wahlrecht ertheilenden Abgaben um ein Sechstheil, und ſie trifft die kleinen Beſitzungen ungleich mehr, als die großen, indem die dreihundert bis tauſend Franken zahlenden Steuerpflichtigen 71892 Wähler liefern. Die Steuern von zwanzig bis dreihundert Franken treffen zwei Drittheile des Eigenthums; indem alſo die Steuerverminderung eine große Zahl Eigenthümer wieder jenſeits der Scheidungslinie zurückſchiebt, vor welcher die Wahlfähigkeit ihren Anfang nimmt, ſo muß ſich daraus nothwendiger Weiſe eine anſehnliche Verminderung der Wähler ergeben.

Man darf annehmen, die erleichterten Steuerpflichtigen werden ſich über den Verluſt ihres Wahlrechts tröſten, und der Eigenthümer werde den dem Wähler angebotenen Erſatz nicht ausſchlagen. Für die Staatseinkünfte wird dieſe Verminderung der Grundſteuer auch nicht überall verloren gehen, indem das Volk bei größerm Wohlſtande durch vermehrte indirekte Steuern den Abgang der direkten zum Theil wieder erſetzt, während übrigens die verminderten Ausgaben bereits ſchon den Abfall der Einnahmen decken.

Noch ſind andere Mittel mehr vorhanden, wodurch die ſo viel Beſorgniß erregende Maſſe der Wähler vermindert werden kann. Man dehne die geſetzlichen Unvereinbarkeiten aus, und begreife darin die öffentlichen Beamteten und alle durch ihren Stand abhängigen Perſonen; man wende die ausſchlieſſenden Geſetze Englands an. Die Cortes haben im Jahr 1812 verſtändiger gehandelt, als wir in den Jahren 1814 und 1817. Zunächſt ſchlieſſe man die Pairs von den Wahlverſammlungen aus. In England iſt jede Wahlhandlung ohne anders nichtig, bei welcher ein Pair zugegen geweſen wäre; kein Lord und kein Statthalter einer Grafſchaft kann daſelbſt Wähler ſein, und ein Einnehmer öffentlicher Gelder würde für jede Theilnahme an den Wahlen mit hundert Pf. Sterl. und lebenslänglicher Ausſchlieſſung von allen Stellen gebüßt. Man findet in dieſem Lande Gewährleiſtungen für das, was derſelben werth iſt; darum halten dann aber die Sachen dort auch.

Die Wahlen ſind übrigens weder die erſte, noch die einzige Quelle des Uebels, das ihnen Schuld gegeben wird; es ſind dieſelben vielmehr nur das Ergebniß einer falſchen Stellung und einer Regierung, die ihrer Aufgabe nicht gewachſen iſt. Darum verſetze man ſich ſelbſt in die richtige Stellung und bringe auch die Regierung in den Standpunkt, welchen ſie einnehmen ſoll. Das Uebel deutet ſein Heilmittel an. Dieſes mag nicht im Wahlgeſetz gefunden werden, weil auch jenes nicht darin liegt. Anſtatt alſo ſich mit Aenderung des Wahlgeſetzes zu beſchäftigen, wäre unſtreitig beſſer gethan, die Geſammtſtellung und den Gang der Verwaltung ins

Digitized by Google

Auge zu faſſen, und wenn die ganze Einrichtung fehlerhaft und unvollſtändig iſt, ſoll man den Muth haben, dieſelbe zu beſſern und zu vervollſtändigen. Ein feſter, entſchloſſener, die Gemüther ergreifender Gang müßte beruhigend wirken und würde die mannigfaltigen Nachtheile nicht mit ſich führen, welche die ganz einſeitige Maasnahme einer neuen Bearbeitung des Wahlgeſetzes herbeigeführt hat, der nebenbei ſolche ſelbſtſüchtige und Parteizwecke zum Grunde zu liegen ſchienen, die unmöglich eine, ſei es dem neuen Geſetze, ſei es ſeinen Urhebern, günſtige Stimmung herbeirufen konnten.

Die Sicherheit und die Gefahren der Dynaſtie.

Sein oder nicht ſein: die Dynaſtie iſt verloren, wenn die vierte Abtheilung der Kammer der Abgeordneten eintrifft; ändert das Wahlgeſetz, da finden ſich Krankheit und ihr Heilmittel beiſammen! Es haben die Herren Lainé, de la Bourdonnaye und Sallaberry dies geſagt, und hätten ſie es nicht auf der Rednerbühne ausgeſprochen, ſo hätte man die gleichen Aeuſſerungen ſonſt auch zur Genüge gehört. Es müſſen dieſelben zu ernſten Betrachtungen Anlaß geben und ſie mögen gerechte Klagen begründen, welche hier gegen das Königthum ſelbſt, gegen die, ſo daſſelbe gefährdet glauben können, und endlich auch gegen jene, welche die thörichte Anmaßung haben, ſich für gefährliche Weſen zu halten, ſollen vorgetragen werden. Ich gehe dabei von der Natur der Königswürde, von dem eigentlichen Zuſtande Frankreichs und von der Ohnmacht jeder Art legaler und illegaler Verſchworner aus. Nachher will ich von den möglichen Gefahren des Königthums ſprechen, und zuletzt unterſuchen, inwiefern die Abänderung des Wahlgeſetzes jene Gefahren, wofern ſie wirklich vorhanden wären, abzuwenden vermöchte.

Das erſte Bedürfniß der Königswürde iſt Vertrauen in ſich ſelbſt; damit Andere Zutrauen faſſen, muß man ſolches erſt ſelbſt zu Tage legen, und eine Ankündigung möglicher Gefahren führt die wirklichen herbei. In der That aber haben die Königswürde und die Dynaſtie ſehr gewichtige Gründe, um ſich beruhigt und geſichert zu halten.

Das Königthum iſt das erſte Bedürfniß des konſtitutionellen Frankreichs, und das Gefühl dieſes Bedürfniſſes iſt auch vorherrſchend in Frankreich. Gleichmäßig verhält ſichs mit der Dynaſtie. Die Nothwendigkeit hat ihre Rückkehr begründet; ich bin dabei geweſen und ich habe es geſehen. Sie hat viel von ihren Rechtstiteln geſprochen, und ſie hätte mehr von unſern Bedürfniſſen ſprechen ſollen. Wäre ſie nicht in der Nähe geweſen, man hätte ſie aus der Ferne geholt. Es verräth geringe Kenntniß menſchlicher Verhältniſſe, zu glauben, man hätte ihr Erſatzmänner geben können. Napoleon war hellſehender, und er hat lange vor ſeinem Sturze, den er vorausſah, die Zurückrufung der Dynaſtie als das einzige, die gemeinſame Ruhe von Frankreich und Europa ſichernde Mittel anerkannt. Frankreich ward inſtinktmäßig auf eben dieſe Wahrheit geleitet; ſie drückte ſich, ſobald die Umſtände es erlaubten, auf mannigfaltige Weiſe aus, und die Nebel, welche ſeither die Wahrheit verhüllt haben, mögen dieſelbe nicht zerſtören. Es gab hundert Mittel, um das, was in der Sache Schlimmes liegen konnte, zu

Digitized by Google

verhüten oder zu zerſtören. Ein kräftiger Arm am Steuerruder erhielt uns das Gute allein nur und vollſtändig. Es gilt aber von Frankreich, was der Dichter von Rom geſagt hat:

Nimium vobis, romana propago
Visa potens, superi, propria haec si dona fuissent.

Weil indeß die Vergangenheit nur noch als Beiſpiel und Lehre dienen kann, ſo bleibt anders nichts übrig, als die Gegenwart und die Zukunft ins Auge zu faſſen und ſich mit dieſer zu beſchäftigen.

Die Erhaltung der Dynaſtie iſt in derjenigen der öffentlichen Ruhe einbegriffen, wie die öffentliche Ruhe in der Aufrechthaltung der Dynaſtie. Es ſind dies zwei untrennliche, in einander verſchlungene Dinge. Wird jene Ruhe geſtört, ſo trifft die Störung auch die Dynaſtie; wird die Dynaſtie erſchüttert, ſo iſt die Ruhe dahin, und wo ſoll die Aenderung ſtill ſtehen? Aus dieſem Standpunkte allein ſchon darf die Dynaſtie ſich geſichert achten und ihren Feinden Trotz bieten, wofern ſie deren hat.

Die Beſorgniſſe, welche die Dynaſtie hegt, man muß es ihr und Frankreich zu lieb ſagen, zumal beide nicht von einander getrennt werden mögen, rühren von ihrem irrigen Stützpunkte her. Sie will für ſich beſtehen, und iſt doch nur ein nothwendiges Glied; ſie fühlt ſich durch eine leidenſchaftliche Liebe geſchmeichelt, die, wie alle Leidenſchaft, wandelbar iſt, und ſie ſtrebt nicht hinlänglich nach vernünftiger Liebe, welche dauerhaft und feſt ſteht, wie die Vernunft ſelbſt. Ein vernünftiger Franzoſe liebt die Königswürde nicht durch wandelbare Herzensgefühle geleitet, wohl aber mit der feſtern Kraft der Vernunft.

Die Beſorgniſſe der Dynaſtie rühren von dem einer neuen Art der Schmeichelei geſchenkten Zutrauen her, die darin beſteht, daß dem Fürſten geſagt wird, man wolle ſeiner nicht und ſein Thron ſei von Feinden umgeben. Kalter Schweiß träufelt von der Stirne der Höflinge, ſie geben ſich unendliche Mühe, ihre inwohnende Furcht zu verbreiten und zur Seuche zu ſteigern, und jemehr ſie zittern, für deſto ſicherer halten ſie ſich. Dieſen tapfern Leuten muß man ſagen, daß eine einzige Zeile der Rede des Hrn. Royer-Collard, worin die Königswürde als Gewährleiſterin von Frankreichs politiſchen Einrichtungen dargeſtellt wird, dem Throne mehr Sicherheit und Schutz gewährt, als jene Leute alle, die immer nur bedacht ſind, recht ſchnell die Schloßgitter zu ſchlieſſen und die Wachen zu verdoppeln. Meines Erachtens müßte die größte Gefahr für die Dynaſtie aus dem Mangel an Selbſtvertrauen in ihren Beſtand, aus dem Mißtrauen in ihre rechtmäßige Stärke und aus den durch eigene Furcht geweckten Beſorgniſſen über ihr Verhältniß hervorgehen. Der Monarch darf nie in zweideutiger Stellung erſcheinen; unter dem gemeinſamen Schutze Aller muß er jederzeit feſter, als alles Uebrige, ſich darſtellen.

Diejenigen, welche Beſorgniſſe für das Königthum zu Tage legen, ſcheinen mir hinwieder die Sache nicht gründlich genug überdacht zu haben. Eine Inſtitution, wie das Königthum iſt, wird in einem Tage weder zu Stande gebracht, noch erſchüttert; ſie trägt etwas von der Natur der Säulen des Herkules an ſich; gleichmäßig verhält ſichs mit der Dynaſtie. Beide

hängen mit ſo viel andern Dingen zuſammen und ſind ſo tief gewurzelt; eine Aenderung beeinträchtigt ſo vielerlei Intereſſen, ſchreckt und bekümmert ſo viele Gemüther, bedroht ſo viel Aufrechtſtehendes mit Umſturz, öffnet Ausſichten in eine ſo ferne und ungewiſſe Zukunft, daß dieſelbe jederzeit ein Geſchäft von unermeßlichem Umfange iſt. Die Geſellſchaft wird dadurch in ihrer Wurzel der Stetigkeit angegriffen; um aber dieſe wieder herzuſtellen, bedarf es einer längern Zeit, als die Bedürfniſſe der Geſellſchaft einräumen können. England ſtellt ein furchtbares Beiſpiel hievon dar. Von 1688 bis 1740 waren zweiundfünfzig Jahre unter glorreichen, glücklichen und ruhigen Regierungen verſtrichen. Das Haus Hannover konnte ſich feſt begründet achten, als plötzlich ein neuer Angriff die Eitelkeit dieſes Vertrauens darthut, die Nothwendigkeit bewaffneter Vertheidigung eintreten läßt, und auf dem Schlachtfelde von Culloden ein unentbehrlicher und nochmaliger Sieg die endliche Gewährleiſtung verſchafft.

Ein Fürſt kann auf mancherlei Weiſe ſeine Krone brechen; wie Viele aber gibt es, um ihm ſolche zu entreiſſen? Napoleon hat die ſeinige gleichſam muthwillig gebrochen; weſſen Hand hätte an ſeine Stirne gereicht, um ſie ihm abzunehmen? Das Beiſpiel Ludwigs XVI thut nichts zur Sache; damals handelte ſichs um eine völlige Staatsumwälzung. Der Starrſinn und die Ungeſchicklichkeit, womit eine fehlerhafte Staatseinrichtung und Verwaltung vertheidigt wurden, haben die Kataſtrophe herbeigeführt. Es hat dies mit den Verhältniſſen der Gegenwart nichts gemein; ſelbſt damals war das Königthum in Frankreich zwar verdunkelt, aber nicht vertilgt. Was geſchah nicht alles, um daſſelbe zu erhalten oder neu zu erringen; wie begierig ward es, ſogar unter fremder Geſtaltung, wieder aufgenommen, und wie viel mehr noch unter der vormals beſeſſenen?

Sollte Frankreich aber vollends in eines jener morgenländiſchen Reiche verwandelt ſein, wo ein kühner Verſchwörer, ein ſchneller Eroberer, den Palaſt und den Fürſten angreift, um entweder als Sieger deſſen Stelle einzunehmen, oder umzukommen? Sollte Frankreich gar keine Regierung haben? Wäre Frankreich an Hilfsmitteln und Staatsvermögen ſo entblößt und dürftig, wie Spanien? Gäbe es in Frankreich von einer Grenze zur andern ein ſolches Einverſtändniß, wie daſſelbe in Spanien ſich zu Tage legte? — Wo bleibt dann die Gefahr? In legalen oder illegalen Verſchwörern? Unter den erſten ſind diejenigen verſtanden, die ſich geſetzlicher Mittel für unrechtmäßige Zwecke bedienen; die zweiten ſind ſolche, denen keine geſetzlichen Mittel zu Gebote ſtehen und die auf ihre eigenen beſchränkt ſind. Wir wollen beide etwas näher betrachten.

An Verſchwörungen fehlt es ſeit einigen Jahren freilich ganz und gar nicht; vielmehr iſt der Reichthum daran groß und nicht geringer, als in England unter den drei Stuart, wo aus dem Blute, womit eine Verſchwörung gebüßt ward, allezeit wieder eine neue entſproßte. Es hält ſchwer zu ſagen, wer in jenem Zeitraume dem Schaffot entgehen mochte. Es war eine legale Metzelei, die ſechszig Jahre andauerte. Es findet ſich eine Partei unter uns, die viel auf Verſchwörungen hält, der man kein größeres Vergnügen machen kann, als Verſchwörungen

anzetteln, und die sich, wenn ihr die Menschen diese Befriedigung nicht gewähren, an die Doktrinen hält.

Unter den illegalen Verschwörungen aber zuerst nun, was finden sich da für Leute? Unbekannte Menschen, ein Pleignier, ein Toleron. Wer möchte dabei verweilen? Es gehört diese Klasse dem Gebiet der Polizei unmittelbar zu, und der Arm der Gerechtigkeit schwebt allezeit über ihr, um die Schuldigen zu treffen. Gibt es mächtige und berühmte Verschwörer? Wer ist in Frankreich mächtig, ausser dem Gesetz? Von diesem getrennt, gibt es keinen einzigen Menschen, der mächtig heißen könnte, und den Mächtigsten würde der nächste Feldhüter verhaften. Die Berühmtheit hinwieder ist ein Grund mehr, um beaufsichtet zu werden; je höher Einer steht, desto mehr sind die Augen des Publikums und des Gesetzes auf ihn gerichtet. Es war das Meisterstück der neuern Zivilisation, den einzelnen Gliedern des Vereins alle Stärke abzunehmen, um sie auf den Gesammtkörper überzutragen, im Gegensatz mit der Feudalität, welche zur Verstärkung einzelner Glieder den Körper schwächte.

Wo ist unter allen Verschwörern der sechs letzten Jahre einer, welcher nennenswerth wäre? Wo ist einer, der eine Grundlage oder Stütze hatte? Wo hat einer ein Resultat zu Stande gebracht? Ein von gräßlichem Fanatismus beseelter Böswicht hat eine verruchte That begangen; die sorgfältigste Untersuchung zeigte, daß er allein stand. Etliche von Hunger getriebene Elende versuchen Parodien vom 3. Nivose. Der Schlamm unserer bürgerlichen Zwiste hat dies Schlangengezücht ausgeheckt. Aehnliche Erscheinungen sind überall zu allen Zeiten im Gefolge politischer Stürme eingetreten. Man beruhige diese, und jene werden von selbst verschwinden. Es ist immer der nämliche Irrthum, welcher begangen wird, indem man die Wirkung für die Ursache nimmt.

In unsern neuen Staatsvereinen, wo jeder Theil mit einer geheimen oder offenbaren Feder der Regierung zusammenhängt, gibt es nur eine einzige Kraft, diejenige der Massen; diese ist unwidersprechlich und alle andern müssen ihr weichen. Die Revolution hat diese Wahrheit bekräftigt; die Individualität ist gänzlich darin untergegangen und kein Individuum mochte Stand halten. Die Massen einzig nur widerstanden und sind aufrecht geblieben. Der Stärkste, welcher unter den Einzelnen vorhanden gewesen ist, hat dieser Kraft der Massen gehuldigt, indem er, freilich allzuspät, ihre Macht anerkannt hat. Die Aeusserungen sterbender Menschen tragen etwas Geheiligtes an sich. Ich kann nicht wieder aufkommen, sagte Napoleon, als er in Fontainebleau der Herrschaft entsagte, ich habe die Völker beleidigt. Die philosophische Masse bewog Ludwig XVI, seine vormalige Macht niederzulegen; durch die populäre Masse war der Sieg der Revolution nach dem 14. Juli augenblicklich zu Stande gebracht. Während zweiundzwanzig Jahren sind die europäischen Individualitäten durch die französische Masse erdrückt worden; im J. 1815 war es hinwieder die europäische Masse, welche die französische Individualität erdrückte. Am 20. März war es die populäre Masse, welche die Königswürde flüchten machte; die europäische Masse wandte sich im Jahr 1815 nochmals gegen Frankreich

Digitized by Google

und überwältigte es. Die populäre Maſſe lieh den Cortes das Uebergewicht gegen Ferdinand, und in größerer Entfernung von uns haben die amerikaniſchen Maſſen die Macht Englands und Spaniens in der neuen Welt zertrümmert.

Während heutzutage die Stärke ſich in den Maſſen offenbart und die Ereigniſſe von dreißig Jahren Zeugniß hiefür ablegen, gibt es jedoch Menſchen, die, in gänzlichem Widerſpruche mit dieſer Wahrheit, der Individualität die Stärke beilegen, ſich auf einige Vertraute ſtützen und, auf ſich ſelbſt und ſchwache Umgebungen beſchränkt, Anlaß geben, den ſpöttiſchen Vorwurf auf ſie anzuwenden, welchen Auguſt an Cinna gerichtet hat. Der nämliche Irrthum fand bei der Auswanderung ſtatt und ward ihr Verderben; ſie hielt ſich für mächtig und im Innern unterſtützt, ſie nahm gleichgeſinnte oder aus beſondern Gründen ihr zugethane Individuen für die Nation; ſo oft ſie aber mehr oder minder zahlreich wirklich auftrat, fand ſie auch anders nichts, als ihren Untergang.

Der gleiche Irrthum herrſchte zu eben jener Zeit auch unter vielen Befehlshabern der Armee; ſie nahmen andere mit ihnen gleichgeſinnte Befehlshaber für die ganze Armee. Im Jahr 1791 hörte ich einen der beſten Köpfe jener Zeit, den Hrn. v. Cazales, ſich rühmen, er ſei der Hälfte der Armee gewiß; es waren die Hauptleute. Etliche Tage nachher ſtand dieſer mächtige Mann ganz allein.

Die Stärke der Staaten iſt alſo auf die Maſſen beſchränkt. Wer leitet aber dieſe? Wer ſetzt ſie in Bewegung? Wem gehorchen ſie? Wie mag man einzeln auf oder gegen ſie wirken, in einem Lande, wo von Viertelmeile zu Viertelmeile eine Behörde ſteht, die mit einem höhern Ringe zuſammenhängt, ſo daß alsbald Alles bis ans Ende der Kette gelangt? Einige in Folge der langgedauerten Stürme unruhige Menſchen, denen ihre Unthätigkeit läſtig fällt, und die vom gehofften oder wirklichen Reichthum zum Mittelſtande geſunken ſind, können gemeinſam ihr Mißvergnügen und ihre Klagen laut werden laſſen und ſich mit chimäriſchen Hoffnungen ergötzen; es ſind dies eitle Tröſtungen ihres Leides; wo aber ſind ihre Mittel und ihr Anhang? Es ſind Offiziere ohne Soldaten, die Niemandem furchtbar ſein können; viel eher würde ich Soldaten ohne Offiziere fürchten, weil dieſe, wie der Sergeant von Straßburg darthun kann, nicht lange auf ſich warten laſſen.

In dieſem Falle alſo ſage ich zu den Einen kecklich: beruhigt euch, die Gefahr iſt in weiter Entfernung; zu den Andern: gebt euch mit Verſchwörung-Anzetteln nicht ab, ihr lebt in Frankreich; Mächtigere, als ihr ſeid, ſind dadurch zu Grunde gegangen, und um euers eigenen Vortheils willen müſſet ihr dem ſchändlichen Handwerke entſagen. Auf daß die Königswürde auſſer aller Gefahr ſei, verlange ich nur dies Eine von ihr, daß ſie vieles Zutrauen in ſich ſelbſt und ſehr weniges in ihre hochtönenden Freunde ſetze; ſie würde ſicherere Stützen in denen finden, die man ihr als Feinde darſtellt; dieſe ſind aber ſeit 1814 von Leitung der Geſchäfte entfernt geblieben, und die Gefahren, welche damals nicht vorhanden waren, ſind ſeither eingetreten.

Wir gehen zu den legalen Verſchwörern über. Wo ſollen ſie herkommen? Aus den Wahlen der vierten Abtheilung in die Kammer der Abgeordneten. Die Antwort liegt zu Tage und die Sache ſpricht von ſelbſt. Wir wollen jedoch näher unterſuchen, wie es ſich damit eigentlich verhält.

Wofern die vierte Abtheilung aus Gegnern des Throns und der Dynaſtie beſteht, ſo müſſen demnach die Wähler dies gleichfalls ſein; der Schluß iſt unvermeidlich, wenn zwiſchen Urſache und Wirkung ein Verhältniß beſtehen ſoll, und wofern die Wähler nicht gleich übelgeſinnt ſind, werden ſie ſolche Gewählte nicht ſenden. Der Gewählte iſt immer nur der Stellvertreter der Geſinnungen der Wähler; hierdurch aber dehnt ſich die Frage gar viel weiter aus und erhält eine andere Geſtaltung; es iſt nun nicht mehr die vierte Abtheilung, die dem Throne feindlich gegenüberſteht, ſondern Frankreich . . Man nehme ſich wohl in Acht, und geſtehe lieber, daß man entweder Frankreich nicht kennt, oder ſich auf die Wahlgeſchäfte ſchlecht verſteht.

Wir wollen zu vernünftigern Betrachtungen übergehen. Das Wahre der Sache iſt dieſes: Die bisherige Mehrheit in der Kammer nimmt von Jahr zu Jahr ab; man berechnete, daß ſie durch die vierte Abtheilung vollends auf die andere Seite übergehen würde; das Ergebniß kann nicht ausbleiben, wofern weiterhin drei Liberale gegen Einen von der andern Seite gewählt werden, wie bei den vier letzten Wahlen geſchah. Soll nun aber in dieſer Verſtärkung der liberalen Partei das Verderben der Monarchie gefunden werden, ſo muß man die Liberalen insgeſammt für Feinde der Monarchie und der Dynaſtie erklären, was die große Mehrheit derſelben nicht zugeben, ſondern ſich vielmehr dadurch im höchſten Grade beleidigt fühlen wird; welches ich von mir ſelbſt abnehme, indem ich recht gut weiß, wie wohl verträglich der ſogenannte Liberalismus mit der Anhänglichkeit an Monarchie und Dynaſtie iſt.

Die Uebertragung der Mehrheit auf die liberale Seite iſt alſo die Urſache der Schrecken; und warum das? Weil man wohl fühlt, daß beim Daſein einer liberalen Mehrheit die Regierung einen mehr nationalen, das will ſagen, der konſtituellen Ordnung gemäßen Gang nehmen müßte. Hierin liegt das eigentliche Schreckbild; man hat einen unrechten Pfad eingeſchlagen, man will denſelben ſo ſpät wie möglich verlaſſen; dazu iſt eine Mehrheit behilflich, welche ſchlaffer iſt, als die erwartete neue, die man um jeden Preis abzuwenden verſucht.

Wir wollen offen ſprechen und die räthſelhaften Worte beſeitigen, welche nur Rückgedanken bergen, die zu Tage gefördert werden ſollen.

Die Worte Mehrheit und Minderheit ſind durch ſich ſelbſt bedeutungsleer. Was ſollen ſie, und was will man damit ſagen? Hierum fragt ſichs. Eine durch die vierte Abtheilung zu Stande kommende Mehrheit wird drei vorzügliche Ergebniſſe herbeiführen.

Zuerſt wird ſie der Kammer Uebereinſtimmung geben, die ihr ſeit 1816 abging; im Jahr 1815 hatte ſie dieſe wenigſtens beſeſſen. Man wird nicht länger eine Verſammlung vor Augen haben, die in zwei beinahe gleiche Hälften getheilt iſt, bei welchen kaum ein Wort gleichförmige Bedeutung hat; es wird eine wahrhafte, durch Zahl wie durch Uebereinſtimmung und Beharrlichkeit

Digitized by Google

der Meinungen gebildete Mehrheit alsdann vorhanden sein, wogegen man seit 1816 ungewiß war, wo die Mehrheit zu finden, aus welchen Bestandtheilen sie gebildet sei und was für Meinungen standhaft von ihr behauptet werden. Das Zentrum vervollständigt diese täuschende Mehrheit, und seine Meinung ist von derjenigen der rechten Seite verschieden, obgleich es ihr die Stütze reicht, ohne welche dieselbe gar keine Bedeutung hätte.

Die Minorität wird alsdann auf den ihr allezeit gebührenden Standpunkt zurücktreten und eine Minderzahl Andersdenkender darstellen, welche, zur konstitutionellen Prüfung und Kontrolle hinreichend, keine den Geschäftsgang lähmende Kraft hat, wie dies bei einer der Mehrheit beinahe gleichstehenden Minderheit der Fall ist.

Die Mehrheit der vierten Abtheilung wird zweitens die Kammer in Uebereinstimmung mit der Nation sehen; denn bisher muß man eingestehen, daß die Uebereinstimmung zwischen der Mehrheit und der Nation nicht vorhanden war; die letztere schließt sich weder der rechten Seite noch dem Mittelstück an; diese zwei Bruchstücke sind noch Ergebnisse von Wahlen, welche der verfassungsgemäßen Wahlordnung vorangingen, und es ist offenbar, daß die seitherigen Wahlen auf ganz andere Personen gerichtet sind.

Drittens dann endlich wird die vierte Abtheilung die Regierung nöthigen, den konstitutionellen Pfad vollends einzuschlagen. Was wäre nun aber bei diesem Allem für die Monarchie und für den Thron Gefährliches vorhanden? Sollte es zur Sicherheit derselben beitragen, daß in der Kammer in gedoppelter wichtiger Hinsicht keine Uebereinstimmung herrscht und daß die Regierung vom konstitutionellen Pfade mehr abweicht? Das Gegentheil ist doch wohl eher der Fall, und je geregelter, mit dem Geiste und Buchstaben der stellvertretenden Verfassung übereinstimmender die Kammer und die Regierung sind, eine desto festere Grundlage werden der Monarch und die Monarchie haben. Das Heilmittel wird unmittelbar die Quelle des Uebels treffen, und hierin besteht das sicherste Heilverfahren.

Um das Gegentheil glaubwürdig zu machen, müßte das Zusammentreffen eines bloßen, gegen Versehen und Mängel der Regierung gerichteten Widerspruchs mit der Absicht und dem Plane, Monarchie und Dynastie zu zerstören, dargethan werden können. Darum, weil man schneller und sicherer das Ziel der konstitutionellen Einrichtungen zu erreichen wünscht, ist man kein Verschworner gegen Thron und Dynastie. Es müßte gezeigt werden, daß die hundert und zwanzig Glieder der linken Seite eben so viel gerüstete Gegner der Monarchie sind, welche zu Vollendung des Werks die Ankunft einverstandener Mitschuldiger erwarten; die gleichen Absichten müßten bei ihren Kommittenten vorausgesetzt werden; die vier Abtheilungen müßten in Paris und in Frankreich übereinstimmende Gesinnungen finden; denn wie könnten sie ohne dies ihre Plane ausführen? Die Uebereinstimmung müßte auch für dasjenige gelten, was an die Stelle kommen soll; hier aber würde die größte und eine solche Schwierigkeit eintreten, die vollends jeden Gedanken des Vorhabens zu unterdrücken geeignet wäre, und dies Alles müßte endlich vor den Augen des Publikums geschehen, beim Dasein einer Pairskammer, der noch aufrechtstehenden

Digitized by Google

Königswürde und der noch unerloschenen Erinnerung an das Jahr 1792, unter der Aufsicht einer Partei, die, wenn sie, was nicht vorhanden ist, wahrnehmen kann, um so viel eher, was wirklich vorhanden ist, entdecken würde. Welche Rücksicht wird aber bei all' dem auf die unendlich große Zahl verständiger und ächt vaterländischer Männer genommen, die, von Parteigeist und persönlicher Ehrsucht fern, reine Absichten und gewissenhafte Redlichkeit hegen und dadurch unter einem aufgeklärten und sittlichen Volke hinwieder auch eine Macht bilden? Will man dieselben für nichts rechnen, oder glauben, sie lassen sich gutwillig Alles gefallen, was die vier Abtheilungen thun möchten? Der Erfolg dürfte leicht ganz anders ausfallen. Die Vorgänge von 1792 und 1793 thun nichts zur Sache. Beispiele erhalten ihren Werth durch Aehnlichkeit; hier aber ist Alles verschieden. Von hundert Ursachen, welche die unglücklichen Vorgänge jener zwei Jahre herbeiführten, wird man nicht eine einzige als auf die Gegenwart anwendbar bezeichnen können, wo hingegen hundert Verschiedenheiten aufzuzählen leicht wäre, deren Kenntniß zu Würdigung der Dinge ungleich viel wichtiger ist, indem viele Aehnlichkeiten die Gleichheit zweier Sachen zwar nicht, eine einzige Verschiedenheit hingegen ihre Ungleichheit vollends darthun mag.

Es sind darum jene Angaben durchaus grundlos und sie beruhen alle auf einer einzigen Ursache, welche diese ist: eine Partei in Frankreich macht ausschließlichen Anspruch auf Anhänglichkeit an das Königthum, auf Tugend und Rechtschaffenheit; lange wollten ihre Glieder allein nur Ehrenleute (honnêtes gens) heißen, was für die Uebrigen, oder vielmehr für die ganze Nation, sehr schmeichelhaft war; ihrer Aussage nach sind sie einzig nur königlich gesinnt, alle Andern sind Demokraten und Demagogen, was in ihren Augen hinwieder nur eins ist; wer ihre Uebertreibungen hinsichtlich auf übernatürliche Eigenschaften der Königswürde nicht gutheißt, der ist ein Republikaner; ein Republikaner aber ist ein Ungeheuer; jeder Widerstand gegen gewisse Maasnahmen ist ein revolutionäres Beginnen. Losungsworte werden ausgetheilt und wiederholt; heute ist die Reihe an der Republik, morgen wird etwas anders an ihre Stelle kommen; die Doktrinen sind eben erst als Ersatz für mangelnde Thatsachen gebraucht worden.

Aus all' diesem Plunder sind die wahrhaften oder auch nur vorgeblichen Besorgnisse um die Sicherheit des Thrones entsprungen; so wie es Lügen gibt, die man zuletzt selbst glaubt, nachdem man sie lange genug wiederholt hat, so gibt es auch Redensarten, die man nach langem Gebrauche zuletzt für wohl begründet hält, und Tausende wiederholen mit Zuversicht Behauptungen, von denen sie weder Ursprung, noch Werth oder Ergebnisse kennen, einzig nur, weil sie dieselben gehört und Andern nachgesagt haben.

Es wird von Republik und Republikanern viel Schiefes und Verkehrtes gesprochen, ohne daß man weiß, woraus jene besteht und was diese sind, wie die erstere könnte herbeigeführt werden, und was die Andern wollen oder vermögen. Der ganze Lärm aber wird einzig nur gemacht, um einerseits sich das Ansehen leidenschaftlicher Verehrung und Liebe für den Monarchen und die Monarchie zu geben, um anderseits eine schwere Klage gegen die Gegner zu führen;

Digitized by Google

und endlich, weil man die Mühe nicht genommen hat, die wahren Gesinnungen und Absichten derer zu erforschen, die man gern anklagen mochte. Pascal und Andere haben längst gesagt: Verleumden läßt sich allezeit und es haftet davon immerhin etwas.

Ich habe schon den unendlich großen Unterschied angedeutet, der zwischen dem Widerspruche gegen Maasnahmen der Verwaltung, dem Wunsche, die Grundsätze der konstitutionellen Ordnung überall geltend zu machen, und zwischen Planen vorhanden ist, welche gegen den Fürsten und den Thron gerichtet sind: wer konnte in beiden etwas Gemeinsames finden?

Die letztern wären ein Verbrechen und ein abscheulicher Betrug, von Menschen, die durch oft wiederholte Eide zum Gegentheil verpflichtet sind, und unter denen keine vier Individuen gefunden werden möchten, die mehr oder weniger abweichende Gesinnungen hegen, deren Bekanntwerdung alsbald eine völlige Trennung von ihren Amtsgenossen zur Folge haben müßte; es wäre darum wohl endlich Zeit, sich zu verständigen und gegenseitigen Anschuldigungen ein Ende zu machen, welche für die Betroffenen abscheulich und dem Gemeinwesen nachtheilig sind.

Die Verschiedenheit der Regierungsformen ist groß und dieienige der Geister ist unendlich. Welches die vorzüglichste Regierungsform sei, ist durch keinen Ausspruch des Himmels entschieden. Es gibt sehr brave Leute in Republiken, wie in Monarchien, und die französischen Royalisten sehen es gern, wenn fremde Republikaner den Thron umgeben. Man kann die Vortheile sowohl als die Nachtheile der monarchischen Einrichtungen erkennen und die Einen wie die Andern lebhaft fühlen; dieses alles aber hat mit Verschwörungen gegen das in einem Lande eingeführte und zu seinen Grundgesetzen gehörende Königthum nichts zu thun.

Es wäre verständiger, sich mit den wirklichen Kräften der Verschwörer, als mit ihren geheimen Gedanken zu beschäftigen. Es läßt sich mit Zuversicht sagen, daß unter allen Umständen ihre Mittel, im Verhältniß zum Zweck, sehr geringfügig sind; daß auch ihre Zahl sehr klein ist und man ganz richtig auf sie anwenden könnte, was Buzot von den Republikanern im Jahr 1792 sagt: „Es waren unser drei Republikaner in Frankreich, Pethion, Robespierre und ich.“

Zwei Fragen bleiben mir noch zu beantworten übrig; die eine: wo könnte Gefahr für die Dynastie sein? und die andere: kann dieser Gefahr durch das Wahlgesetz begegnet werden?

Ich habe oben dargethan, daß alle Macht in den Massen liege; es könnte demnach die Gefahr für die Königswürde auch nur von daher kommen. Gegen Individualitäten jeder Art wird dieselbe allezeit stark genug sein.

Es fragt sich also, ob eine widrige Stimmung in der Masse vorhanden sei, und wodurch Volksmassen in widrige Stimmung und Abneigung versetzt werden können? Es kann dies durch anstößige Mißgriffe der Regierung, durch geraden Widerspruch mit dem Geiste der staatsthümlichen Einrichtungen, durch mangelnde Hoffnung des Besserwerdens, durch verlorne Achtung im Gefolge unglücklicher Kriege, durch sehr große Finanzzerrüttung geschehen.

Den Beweis dafür liefert uns die Geschichte in derjenigen der zwei letzten Stuarte. Ich habe hierbei keinerlei Rückgedanken und bin weit entfernt, irgend eine kränkende Anwendung

Digitized by Google

machen zu wollen; mein Gewährsmann iſt Hume, die Geſchichte aber leuchtet, wie die Sonne, für Jedermann.

Karl II war im Jahr 1660 zurückgekehrt. Zehn Jahre verſtrichen ruhig unter Clarendons einſichtvoller Verwaltung. Man ward ſeiner Tugenden müde; Höflinge und Weiber erhielten das Uebergewicht; er entfernte ſich, und mit ihm war auch das Glück entflohen. Im J. 1670 trat das unter dem Namen der Rotte (cabale) bekannte Miniſterium auf. Karl, in ſeinen Neben gefangen, verläßt den bisher befolgten Pfad; er macht ſich gegen Ludwig XIV zinspflichtig, führt einen ungerechten, ſchändlichen und ſeinen Unterthanen verhaßten Krieg gegen die Holländer; er erniedrigt die Nation durch den Frieden, wie zuvor durch den Krieg; er beraubt die Schatzkammer und wird durch Verſchwendung bettelarm; zwiſchen den zwei feindſelig gegeneinander ſtehenden Glaubensbekenntniſſen nimmt er eine zweideutige Stellung ein; überall fließt Blut, die Verſchwörungen folgen eine der andern und ſind ſelbſt gegen ſein Leben gerichtet. Die anfangs über ſein Daſein erfreute Nation zieht ſich unwillig und mißvergnügt von ihm zurück; ihre gereizte Stimmung bedeutet dem Fürſten ſattſam, daß es Zeit ſei, zu dem früher befolgten Syſteme, von dem er nie hätte abweichen ſollen, zurückzukehren. Er ſtirbt, als er im Begriff iſt, den heilſamen Entſchluß auszuführen, und nachdem er auf die heftigen Rathſchläge ſeines Bruders geantwortet hatte: „Du kannſt, wenn du gern willſt, wieder auf Reiſen gehen; ich bin zu alt dafür.“

Im Jahr 1683 beſteigt Jakob II den Thron. Er, welcher bekannt iſt als Urheber aller gewaltſamen Maasnahmen ſeines Vorgängers, als erklärter Feind der Staatsreligion, welcher Schottland während ſeiner Verwaltung übel mißhandelt hatte, nachdem er als Katholik von der Thronfolge war ausgeſchloſſen worden, hält bei ſeinem Regierungsantritt eine Rede, die allgemeinen Beifall erhält und neue Hoffnungen weckt. Wenige Tage nachher ſpricht er gebieteriſch zum Parlament und macht ſeine Anſprüche auf die von Gott verliehenen Vorrechte kund. Ungeſcheut ſendet er, vor den Augen eben dieſes Parlaments, welches ſich gegen ihn erklärt hatte, ſeine Religion ſei ihm theurer, als das Leben, einen Geſandten nach Rom und empfängt den Geſandten des Papſtes in feierlicher Audienz; den von der Nation verabſcheuten Gottesdienſt übt er öffentlich; ſeine Umgebung beſteht gutentheils aus Mönchen und Jeſuiten, die nirgends fehlen, wo Verwirrung herbeigeführt werden ſoll. Montmouth's grauſame und ſcheußliche Hinrichtung empört das Innerſte der Gemüther; der gräßliche Jeffreis empfängt als Belohnung ſeiner Miſſethaten das erſte Staatsamt; ſechs Biſchöfe werden im Angeſicht der dadurch tief gekränkten Bewohner Londons verhaftet; eine privilegirte Armee wird vor den Thoren der Hauptſtadt aufgeſtellt; die Vorrechte der Stände und Körperſchaften werden vernichtet; der Deſpotismus und der Untergang der Staatsreligion ſcheinen unvermeidlich. Geſchreckt durch dieſe Ausſichten, flüchtet die Blüthe der Nation nach Holland, um Wilhelms Dazwiſchenkunft anzurufen. Dieſer folgt dem Rufe; Jakob ſteht vereinzelt; die Binde fällt von den Augen, die ſtolze und herriſche Sprache wird gegen demüthige Bitten

Digitized by Google

vertauscht, und bald flieht er auf immer aus dem Lande, das ohne sein unvorsichtiges und unverständiges Betragen ihm Glück und Ruhe gewährt hätte.

Was hat nun die Gefahren der beiden Monarchen herbeigeführt? Ihr Regierungsverfahren war es, welches die Dinge auf den entscheidenden Punkt hinführte, wo alles Mißvergnügen am Ende hinzielt, wo eine Nation im Gefühl ihrer Unverträglichkeit mit dem Fürsten zu der Ueberzeugung gelangt ist, entweder sie oder er müssen unterliegen. Karl sowohl als Jakob hatten diesen kritischen Zeitpunkt herbeigerufen. Damals lag den Briten ihre staatsthümliche und religiöse Reform, das will sagen, ihre Freiheit und ihre Religion, mehr denn alles Andere am Herzen, und sie fühlten, daß in der einen die Gewährleistung der andern enthalten sei. Hundert und fünfzig in Kampf und Stürmen für jene Güter verstrichene Jahre hatten einen tiefen Eindruck in den Gemüthern hinterlassen. Das Errungene ward von Karl und Jakob bedroht und konnte unter diesen in Bälde verloren gehen. Die Sachen waren also auf den Punkt gediehen, wo entweder Jakob oder England entsagen, entweder der Despotism oder die Freiheit unterliegen mußten.

Wie ist es möglich, wo auch nur ein Schatten von Vernunft obwaltet, die Dinge so aufs Aeußerste zu treiben; und wer, wenn er das Unglück hatte, dahin fortgerissen zu werden, mag alsdann seinem Untergange entgehen und sich mit der Hoffnung schmeicheln, er allein werde mächtiger sein, als Alles, was ihm gegenübersteht? Jakob II liegt unter den Bergen aufgehäufter, freiwillig gethaner Mißgriffe und Fehler begraben.

Der König von Spanien befand sich kürzlich in der nämlichen Stellung. Auf andern Wegen hatte auch er die Dinge dahin gebracht, wo die Vereinbarung aller Art Mißvergnügens und jeglicher Unzufriedenheit ihn zu erdrücken drohte. Der geringste Widerstand mußte ihm verderblich werden. Zum Glück für ihn waren keine Mitbewerber vorhanden, und er hatte auch die Landesreligion nicht gekränkt. Auf diesen zwei Umständen, die dem britischen Könige nicht zu gut kamen, beruhte seine Rettung.

In Rußland ist Paul I das Schlachtopfer seiner Angreifer geworden, nachdem er die ganze Nation gegen sich aufgereizt hatte; Gustav in Schweden that ungefähr eben so, und das gleiche Schicksal ist ihm zu Theil geworden. Allenthalben stellt sich die unmittelbare Wirkung der herrschend gewordenen Unzufriedenheit dar, die entweder den Angriff auf den Fürsten unterstützt oder seine Vertheidigung hindert.

Hat Frankreichs Lage mit dem Vorgemeldeten Aehnlichkeit? Manche Fehler sind begangen worden (wer mag es läugnen?), der umsichtige Geist, welchen die Zeit erheischt, hat sich nicht geoffenbart; allein wie groß ist der Abstand von da bis zu den Verhältnissen, welche die oben berührten gefährlichen Stellungen herbeigeführt haben! Man soll eben so wenig einschläfern, als Unruhe wecken; eben so wenig bergen, als übertreiben; das Eine wie das Andere könnte nur Nachtheil bringen. Man soll die Sachen darstellen, wie sie sind. Wer sich zu Grunde richten will, den kann niemand daran hindern; hingegen läßt sich untersuchen, ob seine Lage es war,

Digitized by Google

die ihn zum Untergange führte. Napoleon konnte nicht gehindert werden, die Menge erhaltender und schützender Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, in Mittel ſeines Sturzes zu verwandeln; aber die Natur der Dinge hat ihn nicht dahin geführt. Zwar ſind die Völker reizbar und unwiderſtehlich, ſie ſind hingegen nicht unerbittlich. Ihr Zorn bildet ſich langſam aus, und er kann ſchnell wieder aufhören. Als Jakob, welchen ein förmliches Geſetz von der Thronfolge ausſchloß, den Thron beſtiegen hatte, da waren einige von ihm geſprochene, beruhigende Worte hinreichend, ihm das Zutrauen des britiſchen Volks wieder zuzuwenden; wir haben, hieß es, das Wort des Königs, eine Zuſage, die noch nie iſt verletzt worden . . . Hume bemerkt, daß Jakob, der damaligen Stimmung des britiſchen Volkes nach, ſeinen Thron für den ſicherſten in Europa halten konnte.

Den ſpaniſchen Ferdinand ſehen wir, wie er zutrauensvoll ſich ſeinem Volke in die Arme wirft, wie damit alles Vergangene vergeſſen iſt, und wieder das nämliche edelmüthige Volk ihm gegenüber ſteht, dem kein Opfer zu ſchwer fiel, um ihn wieder zu erhalten. Ein Wort von ihm war genügend, den gewaltigen Sturm zu beſänftigen.

Es ſteht darum jederzeit in der Macht der Fürſten, ſich die Zuneigung ihrer Angehörigen neu zu erwerben; ſie dürfen nur möglichſt tief in den Geiſt der Nation eintreten und nicht kränkend gegen ihre billigen Wünſche anſtoßen. Gleichmäßig ſteht es demnach auch in der Macht des Hauſes Bourbon, den Geiſt der Nation auf ſolche Weiſe zu beherrſchen, und was in dieſer Hinſicht verloren ward, wieder gut zu machen. Es iſt die natürliche Stimmung der Völker, ihre Regenten zu lieben, und die Franzoſen mögen in dieſer Neigung einer zärtlichen und ehrfurchtvollen Anhänglichkeit von keinem andern Volke übertroffen werden.

Allein vergeblich ſehe ich mich bei allen dieſen Betrachtungen nach dem Wahlgeſetz um. Was ſoll dieſes zur Sache beitragen, wie ſoll es ihre Lage ändern oder verbeſſern? Was würde man geſagt haben, wenn Jakob, als von Wilhelm Gefahr drohte, die engliſchen Wahlgeſetze zu ändern vorgeſchlagen hätte? Die Gemüther ſollen bearbeitet werden, und ihr bearbeitet die Geſetze; wenn das Uebel ſchon weit gediehen iſt, ſo kann das Mittel nicht hinreichen; iſt jenes noch weniger vorgerückt, ſo erſcheint das Mittel unnütz, aber alsdann iſt es auch ſchädlich, weil es neue Gefahren herbeiführt und die vorhandenen ſteigert. Es iſt tauſendmal von der Rednerbühne und in Schriften geſagt worden, die Spannung gereizter Gemüther macht das Uebel aus; dieſe wird durch jenes Geſetz geſteigert, und es ſind nicht Reizmittel, durch die man das Fieber mäßigt.

Digitized by Google

Parga und ſeine Bewohner.

(Schluß des im Märzheft der Ueberlieferungen (S. 97—110) angehobenen Erzählung.)

Sir Thomas Maitland, der britiſche Oberkommiſſär, war (im Hornung 1819) nach Malta abgereiſet, ohne die Vorſtellungen beantwortet zu haben, welche die Parganioten ihm über das bei der Schatzung ihrer Grundſtücke zu beobachtende Verfahren gemacht hatten. Er hatte die Schätzer aus Corfu ernannt, welche gemeinſam mit denen des Ali Paſcha die Schatzungsarbeit bewerkſtelligen ſollten. Die Corfioten-Schätzer ſollen, wie man behauptet, die ſämmtlichen Grundſtücke, mit Inbegriff der Häuſer, zu zwei Millionen dreimalhunderttauſend Tallaris gewerthet haben. Dieſe Schatzung, obgleich ſie den wahren Werth nicht erreichte, ſtand jedoch nur wenig hinter den frühern zurück. Allein zur größten Beſtürzung der Parganioten ward die Summe nur auf eine Million fünfundzwanzigtauſend ſiebenhundert Tallaris, oder ungefähr auf die Hälfte des wahren Werths feſtgeſetzt. Nochmals verſtrichen Monate in Unthätigkeit. Die Parganioten glaubten, ihre Auswanderung werde Verzögerung leiden und alsdann die letztgedachte Summe ihnen wenigſtens geſichert bleiben; ſie unternahmen die neue Ausſaat und Beſtellung ihrer Felder. Hamedbey, welcher nur ſechszig Tage in Parga bleiben ſollte, war nun zwei Jahre daſelbſt geblieben. Die Karnevalszeit trat ein, und die Einwohner verſuchten ihren Kummer durch Freude zu zerſtreuen; die Freude war aber traurig und furchtbar. Sie ſangen Lieder und begleiteten ihren Geſang mit der Leier; aber es waren Kriegslieder, welche den Schmerz und die Spannung erhöhen mußten. „Zu den Waffen, Griechen (ſangen ſie, nach der Weiſe der Marſeillaner-Hymne), zu den Waffen. Der Türken Blut müſſe den Boden färben.“ Und weiterhin: „Unſer Schwert liegt zur Erde, wie der Donnerkeil im Boden erliſcht. Berget ihr Fluten des Meeres uns als Freie in euerm Schoos, weil auf dem Feſtlande Sklaverei herrſcht. Für Eins nur bitten wir euch: führet, ihr bittern Meereswellen, unſere Leichname nicht gegen die britiſchen Schiffe hin; ſie würden dieſelben an unſere übermüthigen Feinde verkaufen!“ — „Ihr grünen Lorbeern (ſo ſangen hinwieder die Frauen), ihr farbigen Roſen, ihr ſollt fürhin nicht mehr unſere Häupter ſchmücken; ihr Vögel in den Büſchen, ihr Bäche und Zephyre, werdet unſere Stimmen nicht mehr den eurigen beigeſellt hören. Schmuck und Geſang ziemen nicht für die, welche ihre Geburtsſtätte verlaſſen.“ Und die Greiſen ſchloſſen ein Lied zum Ruhm der Thaten Liasca's, des unerſchrockenen Epiroten, mit folgenden Worten: „Liasca weigerte ſich, dem Paſcha zu gehorchen, und er hat ſeine Knie nicht vor dem Vezier gebogen. Der Paſcha des Liasca war ſeine Flinte, und ſein Degen galt ihm ſtatt des Vezier's. Wir werden thun, wie du gethan haſt, Liasca; wir werden dem durchs Gebirg ziehenden Löwen gleich ſein.“ Solche Aeuſſerungen mußten die Türken von allen Seiten her hören und alle Einwohner vermieden ihren Umgang. Der Sekretär des Ali, der argliſtige Manthos, ſprach

hinwieder spöttelnd und geheimnißvoll die Worte sechs und sechs oftmals aus, deren Bedeutung die Parganioten lange nicht zu errathen wußten.

Endlich traf der britischeBefehlshaber von den Inseln zurück ein; er fand die neue Schatzung nochmals übertrieben; er setzte dieselbe eigenmächtig und um, wie er sagte, ein richtiges Mittel zu handhaben, auf 150,000 Pf. Sterl. oder 666,666 Tallaris fest (das Räthsel des Sekretärs war durch diese Zahl gelöset), und fügte übrigens (in der Kundmachung vom 4. März 1819) hinzu, der britischen Regierung wäre die Auswanderung der Parganioten völlig gleichgültig, sie sei dafür aber auch nicht gesinnt, ausserordentliche Kosten zu tragen.

Das Zögernde, Schwankende und Harte in diesem Benehmen wird minder befremdend erscheinen, wenn man weiß, daß Ali zwar von Anfang der Unterhandlung sich bereitwillig gezeigt hatte, die Parganioten zu entschädigen, jedoch nicht mit Baarschaft. Die Waldungen Albaniens gewähren auch für Schiffe von erster Größe taugliches Bauholz. Vormals hatten die Werften von Toulon solches bezogen. In den letzten Jahren waren Lieferungen davon nach Malta gemacht worden. Jetzt sollte den Engländern ein Schlag dieses Schiffbauholzes überlassen werden, und sie, die ohnedies ihren Bedarf aus den Waldungen Istriens zu kaufen im Begriff standen, zogen vor, statt das Geld ins Ausland zu senden, dasselbe an die Parganioten auf den jonischen Inseln zu zahlen. Ein Bevollmächtigter der Admiralität kam nach Albanien, um die Waldungen zu besichtigen; allein, sei es, daß diese wirklich erschöpft waren, oder daß der Transport zu kostbar befunden ward, oder um anderer, unbekannter Gründe willen, die Unterhandlung zerfiel. Der Vertrag wegen Parga indeß war unterzeichnet und seinen Bewohnern war der Werth ihrer Besitzungen verheißen; der Pascha aber konnte sich nicht entschliessen, Geld statt des Holzes zu zahlen; somit mußten dann schonende Rücksichten gegen ihn beobachtet werden, und dies war nur auf Unkosten der Parganioten möglich. Man versuchte nochmals die Einwohner zu bereden, sich der Herrschaft des Ali zu unterwerfen, und eine neue Kundmachung verhieß, wofern sie dies nicht thun wollten, ihnen aus Menschenliebe das Erforderliche zur Ueberfahrt zu liefern. Was der feierliche Artikel eines frühern Vertrags zugesichert hatte, das ward jetzt auf Rechnung der Menschenliebe gebracht!

In der That aber war auch der frühere Vertrag seither beinahe völlig verändert. Am 14. März hatte Sir Thomas Maitland in der Stadt Butrinto mit Ali Pascha eine Unterredung gehalten, welcher auch Hr. Gobins, der neue Befehlshaber von Parga, beiwohnte. Dieser kam am folgenden Tage zurück. Eine Fregatte mit hundert funfzig Kriegern lavierte vor Parga. Der einzige noch unverletzt gebliebene Artikel des Vertrags war derjenige, welcher bestimmt hatte, Parga soll erst nach der Abreise seiner Bewohner übergeben werden. Nun aber eröffnete der Befehlshaber diesen mündlich: zufolge einer zwischen dem Oberkommissär und dem Ali Pascha getroffenen Uebereinkunft werde ein Theil der Truppen des letztern ungesäumt eintreffen. Die Anzeige verbreitete Entrüstung und Schrecken über alle Gemüther, und die Parganioten verlangten Aufschub etlicher Tage zu Bestellung einer Abordnung an Sir Thomas. Ihre Vorstellung

Digitized by Google

(vom 15. März 1819) lautete also: „Exzellenz, es haben staatsthümliche Rücksichten die Parganioten in das unglückliche und traurige Verhältniß gebracht, durch diejenigen selbst, welche sie zu ihrem Schutz angerufen hatten, den Türken übergeben zu werden. Jedennoch sind Verträge geschlossen worden. Denen, welche ihr Vaterland verlassen wollen, ist die Bezahlung des Werths ihrer Grundstücke verheißen, und der Einmarsch der Türken soll erst nach ihrer Abreise statt finden dürfen. Diesen Bedingungen haben sich die Bewohner von Parga blindlings unterzogen; sie haben sich auch die überaus niedrigen Schatzungen in Gemäßheit derer sie bezahlt werden sollen, gefallen lassen, und sie sind zur Abreise bereit. Jetzt aber wird ihnen im Namen der britischen Regierung eröffnet, es sollen Ali Pascha's Truppen ungesäumt in die Stadt einrücken. Diese schreckenvolle Kunde hat die Bestürzung der Parganioten bis zur Verzweiflung gesteigert, indem sie dem Augenblick nahe sind, wo sie sogar durch Auswanderung den gehäffigen Anblick ihrer grausamen und argistigen Feinde in der Vaterstadt zu vermeiden, nicht mehr im Stande sein sollten. Zur Auswanderung entschlossen, erflehen die Parganioten das Mitleid Ew. Exzellenz. Gedenken Sie als ein Vater der Männer, Weiber und Kinder dieses Volks; gestatten Sie den Einmarsch der Türken nicht eher, als bis wir abgereiset sind; beschleunigen Sie diese Abreise so viel möglich und wie Ihnen gutdünkt, nur daß dieselbe vor Ankunft der Türken geschehen möge."

Sir Thomas verhieß, ehe die Zahlung geleistet wäre, sollten keine Türken einrücken, und die Abgeordneten kamen zurück. Bald nachher erschien eine Kundmachung des Oberkommissärs vom 9. April 1819, mit der Anzeige — des bevorstehenden Einmarsches der türkischen Krieger. Den Einwohnern ward darin nichtsdestominder Schutz zugesichert und sie ermahnt, ihre Wohnungen nicht zu verlassen, bis der Vertrag vollständig erfüllt sein würde; wer indeß sogleich abreisen wollte, dem wurden die Mittel der Ueberfahrt verheißen.

Drei Tage später traf Sir Frederik Adams, Oberbefehlshaber der britischen Truppen auf den jonischen Inseln, in Parga ein. Er rief die Vorsteher der Stadt zu sich und suchte sie zu bereden, daß, wofern sie die Türken nicht ins Schloß aufnehmen wollten, sie mindestens ihr Vorrücken über die Grenze bis zum Kloster Unserer lieben Frauen von Blacherena, unfern von der Stadt, so lange die Zahlung nicht geleistet wäre, gestatten möchten. „Dies können und werden wir nicht zugeben," antworteten die Vorsteher; „alle Flotten Englands können unserm Ländchen drohend gegenüberstehen; aber ein Schritt der Türken über die Grenzen wird eine Losung zu Mord und Tod sein; nie haben sie dies Wagestück ungestraft verübt." Der General bezeugte Mißvergnügen über diese Antwort. Er wollte die Gemeinde befragen, und ihr einstimmiger Zuruf bekräftigte die von den Vorstehern gethane Erklärung höchst unzweideutig. Hr. Adams versprach den Oberkommissär davon in Kenntniß zu setzen; bei einbrechender Nacht aber kehrte er von Parga nach Corfu zurück.

Vier Tage verflossen abermals ohne Antwort, und die in allen ihren Hoffnungen grausam getäuschten Parganioten, welche von den Briten eher Einverständniß mit den Feinden, als

Digitized by Google

Schutz gegen dieſelben erwarten durften, faßten jetzt den Entſchluß zur wirklichen Abreiſe und führten denſelben auch aus. Es war gerade die Leidenswoche, deren religioſe Trauerfeſte mit dem bürgerlichen Unglück des kleinen Staats merkwürdig zuſammentrafen. Der Vorgang war über allen Ausdruck rührend. Auch die Gebeine ihrer Aeltern und Vorfahren wollten ſie in dem ihnen geraubten Vaterlande nicht zurücklaſſen. Sie enthoben dieſelben alſo der Erde, und lieſſen ſie theils von Flammen verzehren, theils bargen ſie ſolche an geheimen Orten, mit der leiſen Hoffnung, ſie dort einſt wieder zu finden; die Meiſten jedoch nahmen ſie als theure und heilige Erinnerungen mit ſich. Die Mütter badeten ihre Kinder zum letztenmal in den reinen, vaterländiſchen Quellen; niedergebückt zur mütterlichen Erde ward dieſe von Allen geküßt und Jeder wollte eine Handvoll davon mit ſich nehmen. Die Abreiſe geſchah, zur Vollendung ihres Unglücks, in der Jahrszeit, wo die Aernte bevorſtand und wo die Früchte ihrer Arbeit bald eingeſammelt werden ſollten. Der Ertrag der Oelbäume einzig nur mochte den ſechsten Theil des ihnen zu zahlen verheißenen Kapitals ausmachen. Die Reichern theilten mit den Aermern brüderlich und gaben ihnen, was für zwei Monate zum Unterhalt erforderlich war. Auf ihren eigenen Barken zum Theil, und zum Theil auf ſolchen, die den Inſelbewohnern angehörten, fuhren, in den dem Oſterfeſt unmittelbar vorangehenden Tagen, die Einen nach Corfu, die Andern nach Paxo über. Drei kleine Handelsſchiffe wurden von Corfu zur Ueberfahrt etwa zwanzig zurückgebliebener Familien geſandt; hierin beſtand die einzig ihnen dargereichte Hilfe und die Erfüllung aller gethanen Zuſicherungen von Großmuth, Wohlwollen und väterlichen Geſinnungen. Gleichzeitig mit der Abreiſe der Parganioten rückten dreihundert Türken vor, und nahmen im Kloſter Unſerer L. Frauen von Blacherena Quartier.

Die Parganioten ſuchten nach ihrer Ankunft in Corfu vergeblich beim britiſchen Oberkommiſſär vorgelaſſen zu werden. Se. Exzellenz reiſete am 3. Mai 1819 nach Preveſa ab, für eine dritte Beſprechung mit dem Paſcha. Die förmliche Uebergabe und die Auszahlung der Gelder ſollten geſchehen, denn noch war nichts bezahlt, obgleich die Einwohner ausgewandert waren und die Türken das Gebiet beſetzt hatten. Ein angeſehener Krieger und ein edler Beite, dem ſein König die Verwaltung und das Schickſal mehrerer Völkerſchaften anvertraut hatte, konnte dem argwöhniſchen Häuptlinge eines albaniſchen Raubgeſindels ſo viel Zutrauen nicht einflößen, als bloße Kaufleute einander zu geben gewohnt ſind. Ali zeigte zwar die Säcke mit Geld, wollte dieſelben aber eher nicht ausliefern, bis ihm der Ort übergeben ſein würde. Er verlangte Geiſeln, und die Sachen waren ſo weit gediehen, daß, dem Völkerrechte und der Uebung ziviliſirter Völker zuwider, ihm ſolche bewilligt werden mußten. Zwei Stabsoffiziere (die Herren Hanken und Robiſon), britiſche Bürger und Genoſſen eines freien Volks, wurden dafür gewählt und dem Barbaren übergeben.

Der Oberkommiſſär kehrte nach Corfu zurück; ihm folgte das Geld. Am 9. Mai erhielt die Garniſon Befehl, die Feſtung an die Türken zu übergeben. Noch waren ungefähr dreißig Parganioten, um den Dienſt der Lebensmittel zu verſehen und von den Engländern dazu

gezwungen, dort geblieben. Billig ſollten ſie als zur Garniſon gehörig betrachtet werden; aber ihnen ward befohlen, innerhalb vier Stunden abzureiſen, wofern ſie nicht als Unterthanen des Ali betrachtet werden wollten. Es blieb ihnen nichts übrig, als ſich einer leichten Barke, die zufällig vorhanden war, anzuvertrauen und bei Nachtzeit die nicht ungefährliche Ueberfahrt zu bewerkſtelligen.

Der 10. Mai 1819 trat ein, und zum letztenmal beſchien die Sonne das noch freie, wenn ſchon verödete Parga. Die Briten öffneten den Türken ſeine Thore, und die Krieger des Monarchen, der den Namen des Vertheidigers des Glaubens führt, zogen ſeine Flagge ein. Die Flagge des Halbmonds entwickelte jetzt den Glanz ihres Scharlachs.

Hungrigen Wölfen gleich, die über ihre Beute herfallen, ſtürmten die Türken von allen Seiten herbei; ihre Wuth äuſſerte ſich gegen Gebäude und leblose Dinge; ſie beſudelten das Heiligthum der Kirchen und gebrauchten ſolche als Stallungen. Die Kirche von St. Spiridion ward in eine Moſchee verwandelt. Das Blut der nach Vorſchriften des Korans geſchlachteten Opfer floß auf dem Boden. Das Geheul der Türken ertönte überall; den Säbel im Munde tragend, liefen ſie durcheinander, und feuerten Flinten- und Piſtolenſchüſſe in der Trunkenheit ihrer Wuth und Freude los. Die britiſchen Krieger hatten ſich ans Geſtade zurückgezogen; ihre Weiber und Kinder entſetzten ſich über dem wilden Getreibe und eilten von den Barbaren loszukommen, welche ſie ihrer Freundſchaft gewürdigt hatten. Mit Zurücklaſſung eines Theils ihres Gepäcks fuhren die Einen nach Paxo, die Andern nach Corfu über.

Am dritten Tage traf Ali Paſcha ſelbſt in Parga ein. Die Schönheit und der treffliche Anbau der durch Klima, Fleiß und Sittlichkeit blühenden Landſchaft ſetzte ihn in Erſtaunen, eben ſo auch die feſte Lage der Stadt, und er mußte eingeſtehen, daß ein ſolcher Beſitz die Anſtrengungen der Parganioten für deſſen Erhaltung allerdings verdient hatte. Von der Höhe des Felſens war ſein lüſterner Blick auf die joniſchen Inſeln, unter ihnen vorzüglich auf S. Maura (Leukas) gerichtet; ein Sumpfgraben, welchen Kinder durchwaden mögen, ſondert ſie vom Feſtland.

Die Abtretung von Parga hat einen fürdauernden Argwohn und Widerwillen der Griechen gegen die Engländer erzeugt. Alle müſſen von dieſem Zeitpunkte an gleiches Schickſal beſorgen, und die lenkſamen, guten Leukadier am meiſten. Parga in der Türken Gewalt iſt für ſie wie der Geier, welcher am Herzen des Prometheus nagt.

Der Paſcha befand ſich im ruhigen Beſitze des Landes, und ſeine rechtmäßigen Eigenthümer hatten noch immer keine Zahlung erhalten; nur den Dürftigſten unter ihnen ließ die Regierung Brodrationen austheilen, was ihr etwa dreihundert Tallaris koſten mochte. Die Parganioten wandten ſich abermals an Sir Thomas. Ihre Vorſtellung (vom 18. Mai 1819) drückt ſich unter andern alſo aus: „Die Kundmachungen Ew. Exzellenz, und insbeſondere diejenige vom 2. April, verhieß den Bewohnern von Parga die Bezahlung ihrer Grundſtücke auf dem Augenblick ihrer Abreiſe. Die Kundmachung vom 4. April erlaubt den Parganioten, welche es

Digitized by Google

wollen, vor Ankunft der Türken abzureiſen. Sie haben Alle, ohne Ausnahme, ihren Entſchluß dafür wiederholt und ſchriftlich erklärt, und ſie ſind auf eigene Koſten nach den joniſchen Inſeln, wo ſie ſich jetzt befinden, übergeſchifft. Durch die Abtretung iſt das Ziel der Verträge in Erfüllung gegangen. Der Vezier und ſeine Krieger genieſſen der in Parga zurückgelaſſenen Beſitzungen, während deſſen beklagenswerthe Bewohner unbezahlt bleiben und in einem fremden Lande an allen Lebensbedürfniſſen Mangel leiden. Dies nöthigt die unglückliche Einwohnerſchaft von Parga, durch das Mittel der Unterzeichneten um eine beſchleunigte Auszahlung der ihnen in dieſen traurigen Umſtänden dringend nöthig gewordenen Gelder zu bitten.“ Zwanzig ihrer Vorſteher hatten das Anſuchen unterzeichnet. Sie konnten nicht dazu gelangen, daſſelbe dem Oberkommiſſär perſönlich zu überreichen; ſein Sekretär, der Oberſt Hankey, ein harter und gefühlloſer Mann, nahm es in Empfang, und es vergingen nochmals vierzehn Tage ohne Antwort.

Statt der Zahlung ward das joniſche Parlament am 22. Mai veranlaßt, eine Urkunde auszuſtellen, worin erklärt wird: „die Bewohner der Stadt, der Feſtung und des Gebiets von Parga wären bisher als Bürger der joniſchen Staaten betrachtet worden, und weil im Zeitpunkte der Uebergabe ihr größerer Theil ausgewandert zu ſein ſcheine, ſo ſollen ihnen nunmehr die gleichen Privilegien auf den Inſeln geſtattet ſein.“

Wofern das joniſche Parlament die Parganioten bisher als Staatsbürger angeſehen hatte, ſo ſollte man denken, es hätte daſſelbe früher gegen ihre Lostrennung ſprechen, oder wenn es dieſe ſtillſchweigend zugab, nunmehr jenes Verhältniß nicht weiter in Erinnerung bringen ſollen. Wie dem aber auch ſein mag, die Parganioten fühlten ſich durch das angebotene Bürgerrecht keineswegs geſchmeichelt. Sie hätten die angebliche Wohlthat mit den Corſen und Sizilianern getheilt, welche ihr Vaterland im Gefolge der britiſchen Kriegsheere verlaſſen hatten und begreiflichermaßen nirgends gut angeſehen waren. Sie erkannten in dem Antrag die Abſicht, mit dem Namen der Parganioten auch die Erinnerung und die Schande der Ereigniſſe auszutilgen, durch die ihnen ihr vaterländiſcher Boden geraubt ward. Sie hätten durch Annahme deſſelben ſich der britiſchen Schutzherrſchaft, die ihnen bereits ſo verderblich geworden war, neuerdings und freiwillig unterworfen; und was ſie noch vollends zur Nichtannahme beſtimmte, war der Aerger, welchen der gleißneriſche Ausdruck: es ſcheine, als ob ihr größerer Theil ausgewandert ſei, billigermaßen unter ihnen erregt hatte. War doch die Trauerſzene der Auswanderung im Angeſicht des Parlaments geſchehen, und von viertauſend Einwohnern nur ein einziger (Panaiotti Tzihina) zurückgeblieben, der doch auch ſchon Frau und Kinder gen Paxo geſandt hatte, und vermuthlich durch Trunkenheit, welcher er ergeben war, mehr als durch freien Willen zurückgehalten worden iſt.

Vierzehn Tage nach der Uebergabe ihrer Vorſtellung wurden die Parganioten die bevorſtehende Abreiſe des Oberkommiſſärs inne. Eine nochmalige Denkſchrift ward von Allen unterzeichnet; der Sekretär Hankey nimmt ſie gleich der erſten in Empfang. Die zur Abreiſe von

Digitized by Google

Sir Thomas bereit liegende Fregatte konnte jede Stunde unter Segel gehen. Die Vorſteher und die Prieſter verfügen ſich in ſeinen Palaſt und dringen darauf, von ihm gehört zu werden. Nach langem Warten erſcheint er und verſpricht die verlangte Zahlung; eine Kommiſſion ſoll die Vertheilung der Gelder beſorgen. Nebenbei wird den Parganioten angezeigt, es habe der Ali nur 635,000 Taſſaris bezahlt, und die übrigen 31,666 als Agio zurückbehalten. Die immer neu verkümmerte elende Summe war ſchon gutentheils durch die Koſten der Ueberfahrt, des Unterhalts und der Herberge verſchlungen, und man konnte vorausſehen, daß die Bedürfniſſe eines einzigen Jahres dieſelbe noch vollends aufzehren würden.

Am 7. Juni wurden die Glieder der Kommiſſion kund gemacht; es waren zwei Briten und ein Corfiote. Um ſchnelle Beendigung war es aber auch jetzt noch nicht zu thun. Erſt ſollten die Kommiſſarien die Streithändel ſchlichten, welche zwiſchen einzelnen Parganioten ſich erhoben hatten und die den Gerichten anhängig gemacht waren. Am 11. Juni wurde noch vollends eröffnet: es werde ein Abgeordneter von Ali Paſcha erwartet, um gewiſſe Forderungen ſeines Herrn gegen die Parganioten geltend zu machen. Was konnte jenem noch von dieſen zu fordern übrig bleiben? Es waren einige Beſitzungen und Gründſtücke der Kirchen auſſer den Grenzmarchungen, welche die Parganioten als ihr Eigenthum angegeben hatten, auch entblödete er ſich nicht, die aus den Kirchen genommenen Bilder und Geräthſchaften zurückzufordern. Die Inſtruktionen wurden vorgewieſen, welche der Oberbefehlshaber vor ſeiner Abreiſe den Kommiſſarien zugeſtellt hatte; ihnen zufolge ſollte der Abgeordnete Ali's mit vorzüglicher Achtung behandelt werden; die Zahlungen an jene, gegen welche der Paſcha keine Anſprache geltend machte, ſollten nicht vor dem 11. Juli, die übrigen erſt nach Erledigung der Anſprachen bezahlt werden. Auch ſollten dann vollends nur vier Fünftel ausbezahlt und der letzte Fünftheil zu Deckung der Koſten, der Kommiſſion ſowohl als der Fregatte, auf der das Geld übergebracht war, zurückbehalten werden. Wie mag man ſich eine ſo ſchnöde Behandlung erklären? Sollten die Parganioten zur Verzweiflung gebracht und vermocht werden, ſich annoch dem Ali zu unterwerfen? Welch' ſchneidender Abſtich! Auf der einen Seite werden keine Mühen und keine Koſten zu groß geachtet, um die lebloſen Trümmer griechiſcher Denkmäler zu erhalten; auf anderer Seite wird ein ſolches Uebermaas von Sparſamkeit, Knickerei und Sorgloſigkeit gegen die lebendigen Ueberreſte von Griechenlands Ruhm und Freiheit zu Tage gelegt!

Nach Abfluß eines Monats traf Ali's Bevollmächtigter ein, um in der Kommiſſion, als Kläger und Richter zugleich, Sitz zu erhalten. Theilnehmendes Mitgefühl und allgemeiner Unwille waren indeß, in der Nähe und Ferne, auf die Kunde dieſer Ereigniſſe, laut geworden; man glaubte den Zögerungen endlich ein Ziel ſetzen zu müſſen, und im Monat Auguſt wurden die ärmlichen Gelder ausgetheilt, die für den Unterhalt weniger Monate kaum hinreichten.

„Dies iſt (ſo endigt der Parganiote, dem wir in dem letzten Theile dieſer Erzählung gefolgt ſind) eine treue Darſtellung der ganzen Begebenheit, die einen bisher faſt unbekannten Felſen berühmt und ſeine großherzigen Bewohner allen freiſinnigen Menſchen achtungswerth

gemacht hat. Zwiſchen Briten und Griechen hat die Abtretung von Parga eine eherne Mauer aufgeführt. Wenn einſt der von der Vorſehung beſtimmte Zeitpunkt für die Erlöſung der Söhne Athens und Sparta's erſchienen ſein wird, dann müſſen dieſelben fern von euch Briten ſich Hilfe ſuchen. Ein Thronfolger bringt die Verbrechen der Könige in Vergeſſenheit; mit den Verbrechen der Nationen verhält es ſich anders; dieſe erlöſchen nie im Gedächtniß der betrogenen und beleidigten Völker. Rühmet immerhin den beharrlichen, zwanzig Jahre andauernden Widerſtand gegen die Anſchläge des Rieſen, welcher euer Daſein bedroht hat; prahlet vor der Welt mit eurer zärtlichen Sorge für die ſchwarzen Menſchen; mit den Tauſenden britiſcher Krieger, welche für die Rettung von tauſend Chriſtenſklaven vor Algier als Schlachtopfer gefallen ſind; mit den Bibelmiſſionen, welche das Licht des Glaubens in den fernſten Ländern verbreiten ſollen: Parga ſteht hier! .. Warum habt ihr ſeinen edeln Kampf gegen die barbariſchen Nachbarn unterbrochen und gelähmt? Nachdem ihr eingetroffen waret, da erſt war ſein Schickſal gefährdet. Ihr auf Unabhängigkeit ſtolzen Inſulaner, werfet einen Blick auf dieſe Unglücklichen, denen kein andrer Reichthum übrig geblieben iſt, als der Ruhm ihrer Thaten und das theilnehmende Mitleid unmächtiger Landsleute. Möge ihnen, beim Anblick der mitgenommenen ehrwürdigen Gebeine, eine geheime Stimme aus der Tiefe ihres Gemüths ertönen, eine Stimme, die ihnen im Namen ihrer Väter zuruft:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Oktober-Heft 1820.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Staats-National-Bildung.
Versuch
über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks.

Von

Julius Graf von Soden.

Ladenpreis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Dieses Werk bildet zugleich den achten Band von des Hrn. Verfassers größerm Werke von der National-Oekonomie; es ist auch dieser Sammlungstitel obigem Werke beigedruckt worden.

Bruchstücke
aus den
Ruinen meines Lebens.
Von H*****

Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Nur einen kleinen Theil meiner Leiden und Freuden, sagt der Verfasser am Schlusse dieser interessanten Bruchstücke, habe ich hier aufgezeichnet. Haben diese anspruchslosen Entdeckungen theilnehmende Leser gefunden, wünschen sie mir noch fürder in das Labyrinth dieser Ruinen zu folgen, so will ich gern noch reichere Bruchstücke zu Tage fördern.

Die Großmama in der Wochenstube.
Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege.
In einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin.

Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Es verdient dieses nützliche Buch allen wackern und sorgsamen Muttern bestens empfohlen zu werden; sie finden darin einen reichen Schatz von Erfahrungen und Belehrungen aus dem mütterlichen Leben und manchen guten Rath über die erste Kinderpflege und Erziehung, die von so wichtigem Einfluß für das ganze übrige Leben, sicherlich aller Aufmerksamkeit werth zu achten ist.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.
Acht Bände. Fünfte verbesserte Original-Ausgabe.

Auf weißem Papier à 8 fl. 15 kr. oder 5 Thlr. 12 gr.
Auf ordin. Papier à 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 16 gr.

Es ist nun auch die fünfte Ausgabe im Druck vollendet, und in allen Buchhandlungen findet man nun vollständige Exemplare davon vorräthig, die sich auch vorzüglich zu Weihnacht- und Neujahrs-Geschenken eignen. Der reichhaltige Inhalt dieses Werks, in 413 Betrachtungen bestehend, so wie der äusserst wohlfeile Preis desselben, da sich das Ganze auf 253 Druckbogen beläuft, erregt eine so fortdauernd tägliche Nachfrage, daß auch der Vorrath dieser neuen fünften Ausgabe sehr bald wieder vergriffen sein dürfte. — Da sich dieses Werk unter allen Ständen und bei allen Konfessionen nun verbreitet, so ist diese neue Ausgabe nochmals durchgesehen, und es sind darin einzelne Stellen im Sinn und Ausdruck möglichst deutlicher und bestimmter gegeben worden, um jede unrichtige Auslegung, besonders über die Göttlichkeit der Person Jesu Christi, gänzlich zu verhüten. Hingegen sind darin alle jene trefflichen Stellen, die ewigen und göttlichen Wahrheiten der reinen Christus-Religion und ihre Geschichte betreffend, unverändert geblieben, und nichts wird mich vermögen können, je daran etwas abzuändern. Es bleibt dem freien Willen eines jeden evangelischen Christen überlassen, dies Werk zu lesen oder nicht; man wird es weder Katholiken noch Protestanten aufdrängen; im Gegentheil stelle ich es jedem

Digitized by Google

Käufer frei, das Werk zurückzugeben, insofern es gegen seine Ueberzeugung, gegen seinen Glauben und gegen seine Ansichten streitet; denn das Prinzip der Glaubensfreiheit soll von Jedermann heilig geachtet bleiben. — Was aber von vielen Tausenden als gut und trefflich längst schon anerkannt worden, das werden die heutigen Zeloten vergeblich verunglimpfen.

Eugenia von Nordenstern.

Von

M. v. Pfister.

Zwei Theile, mit Kupfern. 1820. 8.

Preis 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Dies Meisterwerk gehört zu den seltenen Geisteserzeugnissen, auf welche unser Vaterland stolz sein darf, und um so inniger beklagen wir den frühzeitigen Tod des Verfassers, der kaum seine Eugenie vollendet hatte, als er schon ins Grab sank. Wie viel Schones und Herrliches hätte unsere Literatur sich von diesem Trefflichen noch versprechen dürfen!

Die Geschichte selbst ist aus den höhern Verhältnissen des Lebens genommen, und schreitet, obgleich der Verfasser die Briefform wählte, ohne Störung des Interesse, wie dies sonst nicht leicht der Fall ist, mit kühnem, raschem Gange fort. Eine tiefe Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens; ein fast unerschöpflicher Reichthum an den erhabensten und geistreichsten Gedanken und Bemerkungen; eine heitere, blühende Phantasie; ein hoher, edler, von Allem, was gut, schön und liebenswerth ist, bis in das Innerste durchdrungener Geist; eine Zartheit und Innigkeit des Gefühls; ein überaus leichter, hinreissender Erzählungston; eine schöne, reine und kraftvolle Sprache geben diesem Werke einen wahrhaft klassischen Werth. Eugenia von Nordenstern und Albertine von Eichhorst, zwei hochgebildete Frauen, eben so verschieden durch ihre Charaktere, wie durch ihre häuslichen Verhältnisse und Schicksale, aber verbunden durch die zärtlichste Freundschaft, sind es, welche hauptsachlich den Briefwechsel führen, der Eugeniens auf mannigfache Weise getrübtes Leben enthält. Der heitere, freundlich-lächelnde Scherz, der oft in den Briefen Albertinens herrscht, welche, den Blick zum Himmel gewendet, auch auf dem Grabe noch Blumen zu finden weiß, und der hohe, würde- und trauervolle Ernst in den Briefen Eugeniens müssen Herz und Geist eben so sehr erfreuen, als erheben. Ein solches Werk ist ganz geeignet, auf die Veredlung der Zeitgenossen mitzuwirken, und wird die ausgezeichnete Aufnahme finden, die es in jeder Hinsicht verdient.

Folgendes sind die in meinem Verlag im Laufe des Jahres 1820 erschienenen neuen Werke und Zeitschriften:

Aarauer Zeitung. Siebenter Jahrg. 1820. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 gr.

Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens. Von C. H..... 8. geheftet 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Christ vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. Zweiter Jahrg. Herausgegeben von H. Triumvir Veith. gr. 8. 3 fl. 2 Thlr.

Erheiterungen. Herausgegeben von H. Zschokke. — Zehnter Jahrg. 1820. 8 fl. 15 kr. 4 Thlr. 20 gr.

Großmama, die, in der Wochenstube. Guter Rath für Mütter über Kinderpflege; in Familienbriefen. 8. geh. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. Zweite berichtigte und vervollständigte Ausgabe. gr. 8.
(Ist unter der Presse und erscheint in sechs Wochen.)

Hebel, J. P., allemannische Gedichte. Fünfte vollständige Ausgabe, mit Kupfer. Auf Velinpapier 4 fl. 30 kr. 3 Thlr.
Auf weißem Papier 3 fl. 2 Thlr.
Auf ordin. Papier ohne Kupf. 1 fl. 30 kr. 1 Thlr.

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik. gr. 8. 51 kr. 14 gr.

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. gr. 8. 3 fl. 45 kr. 2 Thlr. 12 gr.

Münch, E., helvetische Eichenblatter. In Kommission. 8. geheftet 1 fl. 30 kr. 1 Thlr.

Pfister, M. v., Eugenia von Nordenstern. Zwei Theile, mit Kupfer. 5 fl. 3 Thlr. 8 gr.

Rumpf, S., die Bienenhaushaltung und Bienenpflege nach eigenen Erfahrungen. Nebst einem Nachtrag von J. Ripstein. gr. 8. 36 kr. 10 gr.

Schweizerbote, der, aufrichtige und wohlerfahrne. 17r Jahrg. 1820. 4. 2 fl. 45 kr. 1 Thlr. 16 gr.

Soden, F. v., die Staats-National-Bildung. Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks. Auch unter dem Titel: Die National-Oekonomie. 8r Bd. gr. 8. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Starklof, v., die Prinzessinnen, 2 Theile, wohlfeile Ausgabe. 8. 3 fl. 2 Thlr.

Stunden der Andacht; 8 Theile, fünfte verbess. Aufl. 8. weiß Papier 8 fl. 15 kr. 5 Thlr. 12 gr.
ordin. Papier 5 fl. 30 kr. 3 Thlr. 16 gr.

Tobler, J. H., Gotthold, der wackere Seelsorger auf dem Lande. gr. 8. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Zschokke, H., Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit; vierter Jahrg. 1820. gr. 4. 11 fl. 7 Thlr.

— — vom Geist des deutschen Volks im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

— — der baierischen Geschichten erstes und zweites Buch; zweite verbesserte Aufl. gr. 8.
(Ist unter der Presse und wird Ende des Jahres erscheinen.)

H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

Die staatsthümlichen Verhältniſſe des britiſchen Kriegsheeres.

(Im Auszuge aus den *Voyages dans la Grande-Bretagne*, entrepris relativement aux services publics de la guerre, de la marine, et de ponts et chaussées, en 1816, 1817, 1818 et 1819, par *Charles Dupin*, membre de l'institut de France etc. Première partie. *Force militaire.* 2 Volumes. Paris, Bachelier. 1820. 4. avec atlas.)

1.

Verhältniſſe des Fürſten zur Kriegsmacht.

Der britiſchen Verfaſſung zufolge iſt der Fürſt *) das Oberhaupt der Armee. Sie ſoll ſeinen Befehlen allein nur gehorchen, und allen ſeinen Befehlen gehorchen, wofern durch dieſe die Grundgeſetze nicht verletzt werden. Im letztern Falle würde der Gehorſam ſelbſt für Empörung gegen das Vaterland erklärt. Die Schuldigen, ohne Unterſchied von Grad oder Rang, würden an die Gerichtshöfe überliefert, und die Vorweiſung höherer Befehle mag ſie gegen die Anwendung der Strafgeſetze nicht ſchützen. **)

Der Arm der Gerechtigkeit trifft demnach zunächſt das unmittelbare Werkzeug des verübten Schadens oder der Unterdrückung, und nur ſtufenweiſe ſteigt die Strafe zu den auf höhern Stellen befindlichen Schuldigen an. Dadurch haben die Briten, indem ſie ein eroberndes Volk wurden, nicht aufgehört, ein freies Volk zu ſein.

In Staaten, wo auf angeblich verfaſſungsgemäßen Grundlagen eine unumſchränkte Gewalt errichtet werden ſollte, ward vom Geſetzgeber der Grundſatz ausgeſprochen: „Wer eine an ſich willkührliche, aber von ſeinen Obern ordnungsgemäß befohlene Handlung begeht, könne dafür nicht gerichtlich belangt werden.“ Offenbar mag bei einem ſolchen Aufſteigen der Verantwortlichkeit vom geringſten Untergeordneten bis zum unbeſchränkten Monarchen kein Einſpruch mächtig genug ſein, um eine ſolche Verkettung von Hinderniſſen zu überwinden, und kein Widerſtand ſtark genug, um die Willkühr der Verwaltung und die Kriegsmacht in den Schranken des Geſetzes zu halten.

*) Man hat ſich hier des durch berühmte Staatsrechtslehrer aufgeſtellten Unterſchiedes bedient, demzufolge das Haupt der Regierung der Fürſt genannt, und der Königs-Name dem Monarchen, hinſichtlich auf die ihm allein, oder in Vereinbarung mit Stellvertretern zuſtehende geſetzgebende Gewalt, ertheilt wird.

**) Um nur ein Beiſpiel anzuführen: Ein auf Brückenkähnen (pontons) als Schildwache ſtehender Soldat hatte Befehl erhalten, auf Jeden, der die ſeiner Wache anvertraute Schranke überſchreiten würde, zu ſchieſſen. Er gab Feuer auf einen Briten, der ſeinem Rufe nicht gehorcht hatte, tödtete ihn, ward als Mörder angeklagt, und vom bürgerlichen Gerichtshofe, ſeines Wachtbefehls ungeachtet, zum Tode verurtheilt.

Digitized by Google

Auſſerhalb Großbritannien iſt die Macht des Fürſten völlig unbeſchränkt; fremden Mächten gegenüber iſt er der Bevollmächtigte und der Stellvertreter der Nation. Ihm ſteht ausſchließlich das Recht zu, Krieg zu erklären und Frieden abzuſchlieſſen, unter Bedingniſſen, wie er ſie entweder vorſchreibt oder empfängt. Um aber für das britiſche Volk Verpflichtung zu haben, muß ein Vertrag durch einen Miniſter unterzeichnet, das will ſagen, genehmigt ſein, der für die Wahrung der National-Ehre und des Gemeinwohls den Bürgern mit ſeinem Kopfe bürgt.

Der Fürſt kann aus eigener Macht ſeinen Bundesgenoſſen Hilfsgelder oder den Feinden Entſchädniſſe bewilligen. Aber weder die einen noch die andern darf er auszahlen laſſen, wofern das Parlament die Abgabe nicht bewilligt hat, welche ihre Zahlung decken ſoll.

Ob er alſo gleich nach Gutfinden die Feindſeligkeiten anfangen und den Friedensſchluß verzögern kann, ſo iſt er dagegen auſſer Stand, einen von der Maſſe der Bürger mißbilligten Krieg geraume Zeit fortzuſetzen.

Eine der Haupturſachen des Untergangs der Stuarte ging aus der Abneigung hervor, welche die Erörterungen erzeugten, die zwiſchen dem Parlament und den letzten Monarchen jenes Stammes über die Mittel zu Fortſetzung volkswidriger Kriege ſtatt fanden. Das Parlament bewilligte zögernd und mit Widerwillen unzureichende Summen. Der Fürſt, über den Umfang ſeiner Macht verblendet, glaubte Steuern ausſchreiben zu können, welche die Vertheidiger und Bewahrer der Rechtſamen der Nation nicht bewilligt hatten. Die erſte geſetzwidrige Handlung ging von ihm aus; die Unterdrückung erzeugte Widerſtand. Das erbitterte Volk griff zu den Waffen, zum Schutze des Parlaments und gegen den König ſelbſt; das Heer, durch Parteigänger bearbeitet und für die Sache der Bürger gewonnen, trat unter die Fahne der Empörung über, und ganz Europa ſah mit Beſtürzung die traurigen Ergebniſſe des Kampfes einer Regierung, die ſich unbeſchränkte Gewalt anmaßt, gegen ein Volk, welches frei ſein will.

Dieſer Kampf zwiſchen der Kriegsmacht der Fürſten und der Bürgermacht des Parlaments iſt die Urſache aller in dieſem Königreiche ſtatt gefundenen Unruhen, vom Tode der Königin Eliſabeth bis zur Staatsumwälzung von 1688 geweſen; von dieſem denkwürdigen Zeitpunkte an ſind die wahren Grundſätze der britiſchen Verfaſſung feierlich anerkannt und von der neuen Dynaſtie klüglich beobachtet worden.

Dem Fürſten iſt die Macht genommen, nach eigener Willkühr die Stärke des Heeres zu vermehren und für deſſen Unterhalt die Bürger willkührlich mit Steuern zu belegen. Aber die ihm unbeſtritten zuſtehende Macht, welche er geſetzmäßig beſitzt und ausübt; ſein Anſehen, ſein Reichthum und Ruhm, denen der Ruhm, der Reichthum und das Anſehen eines Volks, welches ſeine Größe ſeinen Inſtitutionen verdankt, neuen Zuwachs verleiht; die Liebe der guten Bürger endlich und die perſönliche Sicherheit, welche dem Monarchen ſeine Ehrfurcht vor der Verfaſſung gewährt, das ſind die unſchätzbaren Vorzüge, die den Verluſt eines unſeligen Vorrechts erſetzen.

Der König iſt allezeit der Oberbefehlshaber des Heeres; er kann deſſen Einrichtung nach Gutfinden ändern. Alle Stellen, Grade und kriegeriſche Ehrenbezeugungen hängen von ihm ab;

Alles geht von ihm aus, aber nichts geschieht unmittelbar durch ihn. Deshalb ist er unverletzlich. The king can do no wroog, der König kann kein Unrecht thun: weil er nichts durch sich selbst thun kann.

Die Befehle des Monarchen, ohne Unterschied, sind eher nicht exekutorisch, bis ein verantwortlicher Minister sie unterzeichnet hat. Die Minister bilden das nothwendige Verbindungsglied zwischen dem Fürsten und der Staatsgewalt.

Einer der Klagpunkte gegen den General Chatham, den Befehlshaber des Kriegszugs gegen die Insel Walchern, war ein geheimer Bericht, welchen er über seinen Feldzug für den König allein geschrieben hatte, von dem er gegen die Ansicht seiner Räthe ernannt war. *) Weil ein Oberbefehlshaber durch die Minister allein nur seine Aufträge und Befehle erhalten soll, so ist offenbar, daß ein amtlicher und geheimer Briefwechsel zwischen dem Monarchen und dem Befehlshaber jene Einrichtung vereiteln würde.

Es ist eine meistens befolgte Gewohnheit der britischen Regierung, daß das Ministerium, welches die Leitung der Geschäfte während eines wichtigen Krieges besorgt hat, seine Gewalt niederlegt, wenn es um Unterhandlung des Friedens zu thun ist. Dadurch findet dieses zwar allerdings seinen Vortheil in Fortsetzung der Feindseligkeiten; wenn aber bei einem freien Volke die öffentliche Meinung ihre Stimme erhebt, so gehorcht Alles ihrer Macht und die Regierung legt die Waffen nieder. Eine gründliche Erfahrung hat die Ueberzeugung gebracht, daß man, zu Erzielung eines billigern und eben dadurch vortheilhaftern Friedens, besser thut, neue und solche Männer ans Staatsruder zu berufen, die bei der Abfassung der Verträge von Haß und Rachgefühlen und von solchen Vorurtheilen frei sind, welche sich der Gemüther bemächtigen, deren Anstrengungen lange Zeit auf den Sturz einer Macht hingerichtet waren, mit welcher neue Freundschaftsbande zu knüpfen erforderlich wird. **)

Bei Uebernahme der Verwaltung ist jedes Ministerium im Fall, sich über die Grundlagen und das System seiner Geschäftsführung zu verständigen; für die Befolgung der von ihm genehmigten Plane läßt der Fürst seinen Bevollmächtigten alsdann den erforderlichen Spielraum. Inzwischen geschah, daß Könige sich einen geheimen Rath bildeten, dessen Beschlüssen die Minister folgen mußten, so daß alle Gewährleistungen der Verfassung dadurch vereitelt wurden. Dieses Verfahren war es, wodurch Georg III, der übrigens seinen Fehler durch viele Tugenden des Privatmannes und des Regenten wieder gut machte, Englands Leiden gesteigert

*) Man vergleiche die Parliamentery debates von 1809.

**) So traten in den Jahren 1782 und 1801 die Ministerien ab, welche den Krieg geleitet hatten, und ein neues Ministerium übernahm die Verwaltung, unter der Verpflichtung, Frieden zu schliessen. Anders verhielt es sich in den Jahren 1814 und 1815; auch hat von keinem Kriege her ein so tiefer Haß in den Herzen der Völker gewurzelt, als durch diese Friedensschlüsse geschah, wo ganze Nationen unter caudinischen Jochen sich biegen mußten, andere verschenkt, und noch andere verkauft wurden: alles um niedrigen Preis.

Digitized by Google

hat, in jener beharrlichen Verlängerung des Kampfes mit den Kolonien, welche gegenwärtig die vereinten Staaten von Amerika bilden. Das Miniſterium fühlte das dringende Bedürfniß des Friedens. Aber der König weigerte ſich, das einzige Mittel, welches dieſen gewähren konnte, zu ergreifen; die Regierung beruhte auf einem geheimen Rathe, der mit den Anſichten des verantwortlichen Rathes im Widerſpruch ſtand und auf Koſten des Gemeinwohls auf unbeſchränkte Herrſchaft hinſtrebte. Der große Chatham hatte, in der Ueberzeugung, daß unter ſolchen Umſtänden das Wohl des Vaterlandes zu befördern unmöglich ſei, ſein Amt großherzig niedergelegt, und nachdem er aufgehört hatte, Miniſter zu ſein, um einzig nur als Stellvertreter der Bürger zu handeln, ſtand er nicht an, vor der ganzen Nation das verfaſſungswidrige Betragen des Monarchen zu enthüllen; das Traurigſte für England aber war, daß Lord Catham's Hingebung der Freiheit des Landes keinen Nutzen gebracht hat.

Der geſetzliche Pfad, auf welchem die höchſte Gewalt vom Fürſten an die Befehlshaber des Heeres übergeht, iſt dieſer: Im Rathe der verantwortlichen Miniſter, im Kabinete, werden alle Maasnahmen erörtert und die Beſchlüſſe gefaßt. Der Staatsſekretär für das Kriegs- und Kolonial-Weſen, ein Mitglied des Staatsraths, hat die allgemeinen Befehle für Aufſtellung und Entlaſſung der Truppen, für Bildung und Leitung der Kriegszüge zu ertheilen.

Ein Oberbefehlshaber der britiſchen Landmacht iſt mit der Vollziehung dieſer Befehle, ſo weit ſolche in Großbritannien ſelbſt vollzogen werden ſollen, beauftragt. Die Bildung, der Unterricht und die Mannszucht der Armee ſind ihm insbeſondere übertragen.

Die britiſchen Beſitzungen jenſeits des Meeres ſind in Provinzen vertheilt, wie die Proconſulate des alten Roms. Ihre Vertheidigung iſt Zivil- und Militär-Statthaltern übergeben, welche in der Eigenſchaft von Truppen-Befehlshabern, hinſichtlich der Bildung und Diſziplin der Truppen, die Weiſungen des Oberbefehlshabers empfangen.

Der Staatsſekretär des Innern, Mitglied des Staatsraths, iſt mit der Bildung und dem Dienſte der anſäſſigen Milizen oder der Nationalgarden beauftragt.

Ein Miniſter, welcher nicht Sitz im Staatsrathe hat, beſorgt die Kriegsverwaltung; er führt den Titel Kriegsſekretär (Secretary at war); zu Vermeidung jeder Zweideutigkeit will man ihn Sekretär der Kriegsverwaltung nennen.

Der Oberſt-Befehlshaber der Ordonnanzen (maitre général des ordonnances) endlich, welcher Mitglied des Staatsraths iſt, leitet das Perſönliche und Materielle der Artillerie und des Genieweſens.

Es war nothwendig, dieſe Erklärungen vorauszuſenden, um die Darſtellung der Verhältniſſe des Parlaments zur Kriegsmacht deutlicher zu machen.

5.

Von dem Kriegsheer im Verhältniß zum Parlament. — Strafgesetzbuch der Armee.

Die landesherrliche Gewalt der britischen Nation wird unbeschränkt durch das Parlament der vereinten Königreiche, England, Schottland und Irland, die das großbritannische Reich bilden, ausgeübt. Das Parlament des Reichs besteht aus drei unabhängigen Gewalten, dem Könige, der Pairskammer und dem Hause der Gemeinen.

Keine Truppen dürfen aufgestellt oder beibehalten werden, ausser mit Zustimmung aller drei gesetzgebenden Gewalten. In eben dem Geist und aus den nämlichen Gründen, um derenwillen das Parlament die Erhebung der Steuern für die Staatsausgaben nur auf ein Jahr bewilligt, wird hinwieder auch die Berechtigung zur Aufstellung und Erhaltung einer Armee der vollziehenden Gewalt nur für die gleiche Zeit ertheilt.

Die Urkunde, wodurch alljährlich der Regierung diese Vollmacht übertragn wird, beginnt mit der ausdrücklichen Anerkennung der Rechte des Parlaments hinsichtlich auf die Kriegsmacht; sie bestimmt die Truppenzahl, welche der Fürst beibehalten oder unter die Fahnen rufen kann; sie setzt endlich die Grundlagen der auf die Krieger anzuwendenden Strafgerichtsbarkeit fest.

Der Eingang dieser wichtigen Urkunde, die unter dem Namen Mutiny Act bekannt ist, und die wir das Kriegsgesetz nennen wollen, lautet also:

„In Betrachtung, daß in Friedenszeiten die Aufstellung und Unterhaltung eines stehenden Kriegsheeres in den vereinten Königreichen von Großbritannien und Irland, wofern dieselbe vom Parlament nicht bewilligt ward, gesetzwidrig ist."

„Daß Se. Majestät und das gegenwärtige Parlament nothwendig erachten, 1) daß ein Truppenkorps aufgestellt werde, für die Sicherheit der vereinten Königreiche, für die Vertheidigung der Kronbesitzungen und für die Erhaltung des Gleichgewichts der Macht in Europa; 2) daß die Gesammtzahl dieser Truppen*) (für 1819) in 81,811 dienstthuenden Offizieren und Soldaten bestehen soll, nebst 12,276 Offizieren und Soldaten, die im Laufe des Jahres entlassen werden."

„In Betrachtung, daß Niemand einem Urtheil über Leben und Gliedmaßen, oder irgend einem Strafurtheil nach Kriegsgesetzen, in Friedenszeiten unterworfen, oder anders denn durch Seinesgleichen, den bestehenden und bekannten Gesetzen des Königreichs gemäß, beurtheilt werden soll."

„In Betrachtung jedoch, daß, um die obgedachten Truppen im Pflichtgehorsam zu erhalten, es erforderlich wird, daß sie ein Disziplinar-Gesetz befolgen, und daß jeder Soldat, welcher sich empören, Aufwiegelung anzetteln oder ausreissen würde, schneller und abschreckender bestraft werde, als die gesetzlichen Formen mit sich brächten."

„Hat der König, mit dem Rath und der Zustimmung der geistlichen und weltlichen

*) Nicht einbegriffen das besoldete Heer der ostindischen Gesellschaft.

Digitized by Google

Lords und der Stellvertreter der Gemeinen, zum wirklichen Parlament versammelt, und in Kraft der Gewalt eben dieſes Parlaments, verordnet, ein Jeder, welcher Offiziers-Gehalt bezieht oder beziehen wird, wer als Unteroffizier oder Soldat angeworben und bezahlt wird, der iſt während der ganzen Dauer dieſer Urkunde der durch eben dieſelbe eingeführten Militär-Geſetzgebung unterworfen."

Das Geſetz, deſſen Geiſt und Dauer hier bezeichnet wird, iſt in jeder Hinſicht der Beachtung aller Staaten würdig, welche verfaſſungsgemäße Regierungen haben. Es werden darin zunächſt die Arten und die Ausdehnung der Strafen beſtimmt, welche auf die Krieger angewandt werden dürfen. *) In gewiſſen Fällen bleibt, unter mildernden Umſtänden, dem Befinden der Richter die Minderung der Strafe überlaſſen. Dem König ertheilt es, für die Dauer eines Jahres, die Befugniß, 1. Kriegsgerichte **) den geſetzlichen Formen gemäß einzuberufen; 2. die unter dem Namen der Kriegsartikel bekannten Verordnungen für die Erhaltung der Mannszucht im Heere abzufaſſen; und in dieſen Verordnungen, nach Gutbefinden, ſolche Vergehen, die das Kriegsgeſetz nicht erwähnt, mit Strafen zu belegen, welche den Verluſt des Lebens oder der Gliedmaßen des Schuldigen nicht begreifen. Eine ſo ungeheure Gewalt wäre mit der Regierung eines freien Volks unverträglich, wofern die Freiheit des Landes überhaupt, die Mäßigung des Fürſten und die Klugheit der Miniſter nicht zuſammenwirkend den Gebrauch einer willkührlichen Gewalt beſchränken würden, die um ſo furchtbarer erſcheinen kann, als ſie geſetzlich anerkannt iſt. Manche wohlthätige Maasnahmen geben inzwiſchen Erſatz für das, was anderſeits im Uebermaas eingeräumt worden iſt.

Es beſtimmt das Geſetz die Zahl und Einrichtung der Heerſchauen ſowohl, als der Strafen, womit die zum Nachtheil der Truppen oder des Staats begangene Untreue ſoll beſtraft werden. Es unterſagt daſſelbe bei ſchwerer Strafe den Zahlmeiſtern, Beamten und Offizieren jeden Rückbehalt vom Sold der Truppen, der nicht ordnungsmäßig geſchehen muß. Es ſichert jedem durch Ueberliſtung angeworbenen das Mittel, unverzüglich wieder frei zu werden; wogegen hinwieder auch jeder Bürger, der in den Waffendienſt ſeines Landes getreten iſt, eidliche Verpflichtung, deren Form vom Geſetzgeber ausgeſprochen wird, leiſten muß. Er ſetzt, wie für die Angabe der Ausreiſſer eine Belohnung, ſo für ihre oder der Kriegsgeräthſchaften Verheimlichung die Geldſtrafe feſt. Er beſtimmt das Verfahren für die Einquartierung der Kriegsleute,

*) Es ſind die Todesſtrafe, lebenslängliche oder zeitliche Deportation, Brandmarkung und Staupbeſen.

**) Es gibt allgemeine Kriegsgerichte für Großbritannien, Irland und die jenſeits dem Meere gelegenen Provinzen von ihren Urtheilen findet keine Appellation und einzig nur Rekurs an die Gnade des Königs ſtatt, der König verwandelt die Todesſtrafe ziemlich häufig in lebenslängliche oder zeitliche Deportation. Neben jenen beſtehen Regiments-Gerichte für Handhabung der Diſziplin der einzelnen Abtheilungen. Dieſe können weder Todes- noch Verſtümmelungs-Strafen ausſprechen; ihre Urtheile können an die allgemeinen Kriegsgerichte appellirt werden.

Digitized by Google

die nur bei gewiſſen Gewerbsleuten, den ſogenannten Publicanern, *) geſchehen darf. Es beſchäftigt ſich das Geſetz ſogar auch mit kleinlichen Beſtimmungen, welche dem Krieger, auf dem Marſch oder im Quartiere, eine zugleich unkoſtbare, reichliche und geſunde Nahrung, und hinwieder auch die ungeſäumte Bezahlung aller Bedürfniſſe der Soldaten und Offiziere ſichern. Es ordnet das Verfahren der Schuldenbetreibung gegen Dienſtthuende an. Alles, was Requiſitionsfuhren und ihre Zahlung betrifft, iſt mit gleicher Sorgfalt beſtimmt. Und endlich verdient, als eine der wichtigſten Gewährleiſtungen, die ſchöne Verfügung ausgehoben zu werden, der zufolge kein Offizier, bei fünfhundert Franken Strafe, gewaltſam in irgend ein Haus eindringen darf, wofern er nicht mit dem ſchriftlich ausgeſtellten Befehle eines Friedensrichters verſehen iſt, welcher ſelbſt einen ſolchen Befehl hinwieder nur in geſetzlich beſtimmten Fällen ertheilen darf. Durch ſolche Maasnahmen konnte der Geſetzgeber das ſchöne Sprichwort zu einem der Grundſätze britiſcher Freiheit erheben: Des Briten Haus iſt eine Feſtung. **)

Wenn alſo immerhin auch einige Beſtimmungen des Kriegsgeſetzes, der Kriegerwürde, der Freiheit und überaus der Menſchlichkeit angepaßter ſein könnten, und zu wünſchen ſein möchte, daß der Willkühr der Krone in Beſtrafung der Vergehen weniger Spielraum eingeräumt wäre, ſo ſind hingegen die Grundlagen der Geſetzgebung weiſe berechnet, und es ſind für eine Menge der wichtigſten Verhältniſſe, die gegenſeitigen Rechte und Pflichten des Fürſten und der Armee, der Bürger und der Krieger, der Soldaten und der Offiziere, durch das Geſetz mit großer Umſicht und Billigkeit ausgeſchieden.

3.

Von den durch das Parlament und vom Fürſten ertheilten National-Belohnungen.

Für große Kriegsthaten laſſen das Parlament und der Fürſt ſich angelegen ſein, den Oberbefehlshabern, Offizieren und Soldaten Beweiſe der öffentlichen Hochachtung und der Dankbarkeit der Nation zu ertheilen.

Denkmäler zum Ehrengedächtniß der auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden, Ehrenauszeichnungen und Belohnungen ihrer Familien, an die ſiegreiche Armee gerichtete Dankſagungen des Parlaments; Grade und Ehrenzeichen, welche der Fürſt der Einſicht und Tapferkeit der Offiziere und Heerführer, die ihren Sieg überlebt haben, bewilligt: dies ſind die glanzreichen Zeichen der Dankbarkeit eines freien Volks.

Ein denkwürdiges Beiſpiel des Zuſammenwirkens der vollziehenden und geſetzgebenden Gewalt für die Ertheilung ſo glorreicher Geſchenke wird die Sache augenfälliger machen.

Am 21. März 1801 fiel der General Abercromby im Gefecht als Anführer ſeiner Truppen

---

*) Unter dem Namen Publicaner verſteht man Wirthe und Kleinverkäufer von Bier, Wein, geiſtigen Getränken u. ſ. w.

**) The house of an Englishman, his castle. Als Ueberſetzung des ſchönen römiſchen Geſetzes: Domus tutissimum cuique refugium atque receptaculum.

Digitized by Google

am Geſtade der Bucht von Aboukir. Am 18. Mai ſchon beſchloß das Unterhaus mit Einmüthigkeit, den König durch eine Eingabe zu erſuchen, in der St. Paulskirche ein Denkmal zum Gedächtniß des ſehr ehrenwerthen Sir Ralph Aberçromby, Generallieutenants und Oberbefehlshabers von Sr. Majeſtät Landtruppen im Feldzuge nach den Küſten Aegyptens errichten zu laſſen. „Zum Gedächtniß des Heerführers," beſagt die Eingabe des Unterhauſes, „welcher am 11. März 1801, tödtlich verwundet, auf dem Schlachtfelde geblieben iſt, um die tapfern unter ihm ſtehenden Truppen durch ſeine Befehle zu leiten und durch ſeine Gegenwart aufzumuntern, bis der wichtige und glänzende Sieg jenes denkwürdigen Tages erfochten war." Der Schluß der Eingabe ertheilt Sr. Maj. die Verſicherung, die Kammer werde ſehr geneigt ſein, die Koſten der Errichtung des Denkmals zu decken. In der nämlichen Sitzung beſchloß die Kammer, mit gleicher Einmüthigkeit, Dankſagungen (thanks) für den ehrenwerthen Generalmajor Johann Elias Hutchinſon, den zweiten Befehlshaber, für die Generalmajore und die verſchiedenen Offiziere der Armee, wegen ihres Betragens in Aegypten, und vorzüglich in der Schlacht vom 21. März. „Die Kammer erklärt den vollkommenen Beifall, welchen ſie ertheilt und ausſpricht, der ausgezeichneten Ordnung, Mannszucht, Kaltblütigkeit und Tapferkeit, welche die Unteroffiziere und Soldaten der unter den Befehlen des verewigten Sir Ralph Abercromby, in den denkwürdigen und glänzenden Waffenthaten der Armee von Aegypten zu Tage gelegt haben. Die Kammer beſchließt, es ſoll dieſe Erklärung den Truppen durch die Anführer der verſchiedenen Abtheilungen kund gemacht und dieſelben erſucht werden, ihnen im Namen des Hauſes der Gemeinen von Großbritannien, für ihr muſterhaftes und rühmliches Betragen zu danken. Endlich dann beſchloß die Kammer, es ſoll ihr Präſident dieſe Beſchlüſſe dem ehrenwerthen Generalmajor J. E. Hutchinſon, Oberbefehlshaber der Truppen des ägyptiſchen Feldzugs, zu Handen der betreffenden Heerführer und Offiziere übermachen.

Sogleich am 20. Mai ließ der König dem Unterhauſe antworten, er werde für die Errichtung von Abercromby's Denkmal Befehle ertheilen; und am nämlichen Tage erließ er eine Botſchaft an die Kammer, um ſie zur Theilnahme für die Belohnung an die Familie des Helden einzuladen. Die Wittwe ſoll den mit der Pairswürde auf die Kinder des Generals übertragbaren Titel Freyin (baronesse) und einen auf ihre zwei in männlicher Linie einander folgenden Erben übergehenden National-Jahrgehalt von zweitauſend Pfund Sterling beziehen. Am nächſtfolgenden Tage hatte ſich das Unterhaus bereits auch zum Finanzausſchuß gebildet und ſeinen Beſchluß erklärt, den Betrag des für Abercromby's Familie vorgeſchlagenen Jahrgehalts zu decken.

Es verdient bei dieſen verſchiedentlichen Ausdrücken öffentlicher Dankbarkeit die Weisheit ihrer Vertheilung zwiſchen den Fürſten und die Stellvertreter des Volks bemerkt zu werden. Das Parlament iſt es, welches im Namen des britiſchen Volks erklärt, die Befehlshaber, Offiziere und Soldaten haben den Dank der Nation verdient. Der Präſident des Unterhauſes übermacht dem Befehlshaber unmittelbar den Dank, welchen die geſetzgebende Verſammlung der

Digitized by Google

Armee zuerkannt hat. Für das zum Gedächtniß eines Helden auszuführende Denkmal spricht das Parlament seinen Wunsch aus, übermacht ihn dem Monarchen, welcher als Haupt der vollziehenden Gewalt für die Errichtung des Denkmals den Beschluß faßt. Der König, als die Quelle aller Ehrenauszeichnungen, ertheilt den Abkömmlingen des Generals Abercromby die Pairswürde. Er wünscht damit einen Jahrgehalt zu verbinden, und legt das Begehren dafür dem Unterhause vor, weil diesem ausschließlich zusteht, neue Staatsausgaben zu bewilligen: das Unterhaus entspricht dem Verlangen des Fürsten.

Wenn hier das britische Parlament, an Großmuth und Edelsinn dem römischen Senate gleichkommend, den um das Vaterland wohlverdienten Kriegern Belohnungen zuertheilt, wie sie einer großen Nation würdig sind, so muß mit gleicher Unparteilichkeit bemerkt werden, daß der Glanz dieses Beifalls mehr denn einmal durch Ertheilung gleicher Ehrenauszeichnungen für ganz gewöhnliche, oder auch wohl für entehrende Thaten getrübt worden ist.

Bei Anlaß der freiwilligen Bewaffnungen in Großbritannien und Irland zu Abwendung des unter der Konsular-Regierung beabsichtigten französischen Ueberfalls, sprach das Parlament gegen die freiwilligen Vertheidiger des Vaterlandes den Dank der Nation aus, ohne daß irgend eine Waffenthat oder Gefahr die Ehre begründen konnte, welche bisher als einzige Belohnung der größten und gelungensten Unternehmungen betrachtet ward.

Nach den im Kriegszuge der Insel Walchern erlittenen Unfällen erklärte das Parlament, die Flotte und die Armee hätten sich um Großbritannien wohl verdient gemacht; während viel eher eine ernste Bestrafung den Heerführer hätte treffen sollen, der nicht alsogleich bis unter die Mauern Antwerpens vorgerückt, so wie den Admiral, welcher nicht zu rechter Zeit die Schelde heraufgefahren war. Hinsichtlich der Truppen aber, wie tapfer und ausharrend sie sich auch gezeigt haben mochten, wenn sie nach erlittenen Unfällen Belohung erhalten, welche andere bleibt ihnen alsdann für den Sieg übrig?

Es war ein in beiden Kammern allzumächtig gewordenes Ministerium, das die Schande einer mißglückten Unternehmung durch einen Schritt bemänteln zu können glaubte, welcher in der That dem Parlament nur einen wichtigen Theil seiner moralischen Kraft entziehen konnte; diejenige nämlich, durch einen einfachen Beschluß Kriegertugend, Aufopferung und Sieg lohnen zu können.

Unter einer despotischen Regierung, wo die Wahrheit über Vorgänge im Ausland nur durch bezahlte Werkzeuge dem Volke bekannt wird, mag es zuweilen, jedoch immer nur für eine kurze Weile, nützlich gefunden werden, daß man die öffentliche Meinung tausche. In einem Lande hingegen, wo die Preßfreiheit die Grundlage aller übrigen Freiheiten ausmacht, da kann es nur dem höchsten Unverstande einfallen, die öffentliche Stimme durch einen Beschluß irre führen zu wollen, welcher Dingen, worüber das Vaterland erröthen muß, Lob ertheilt.

Das Kriegs-Budget.

Es begreift dieser Abschnitt die dem Parlament durch den Sekretär der Kriegsverwaltung

Digitized by Google

und durch den Oberzahlmeister der Landtruppen eingereichten Rechnungen und die Prüfung derselben durch besonders dazu beauftragte Ausschüsse.

So wie gewissermaßen die ganze Regierungs-Verwaltung zur Zeit der Vorlegung des Budget, vom Parlamente gewürdigt wird, so ist die Kriegsverwaltung alsdann insbesondere ein Gegenstand seiner genauen Prüfung, und es werden durch die Erörterungen in den Sitzungen, vorzüglich aber durch die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen und Zeugenverhöre (enquêtes) eine Menge auch kleiner Umstände beleuchtet, deren Vollkommenheit oder Mangelhaftigkeit auf den Stand der Armee einflußreich ist.

Die Kriegsausgaben zerfallen in die beiden Hauptklassen der ordentlichen und der ausserordentlichen. Die erstern begreifen die Gehalte, den Sold und überhaupt alle Kosten der Verwaltung und des Heeres, insoweit sie zum Voraus genau bestimmt werden können, und dieser Theil des Budget führt die Aufschrift: Berechnung des Armee-Dienstes für das Jahr .... Er wird zu Anfang jedes Jahres vorgelegt und sein Betrag auch zum Voraus bewilligt. Die Nationaltruppen erscheinen auf diesem Budget allezeit von den fremden Truppen getrennt. Der Unterhalt der letztern macht eine eigene Abtheilung aus, und dem Parlament steht dadurch iederzeit die Befugniß zu, ihre Besoldung zu verweigern, wenn die Beibehaltung oder Aufstellung derselben mit dem Gemeinwohl unverträglich erachtet wird.

Es werden aber nicht nur die Gesammtausgaben jedes Rechnungspostens einzeln verzeichnet, sondern die verschiedenen Gehalte und alle auf einen Posten Bezug habenden Lieferungen werden dermaßen genau gesöndert, daß kein Individuum in der Armee gefunden wird, welches nicht als Einheit zum Vorschein kommt, theils bei der Zählung der Dienstpflichtigen von jedem Grad und Rang, theils in der Besoldungsliste seiner Klasse.

Der Ober-Kriegszahlmeister überreicht dem Unterhause die Rechnung der im verflossenen Jahr stattgefundenen ausserordentlichen Ausgaben. Diese begreift die sämmtlichen unvorgesehenen Ausgaben der Armee. Zuerst wird darin der Ort angegeben, wo die Ausgabe statt gefunden hat, Gibraltar zum Beispiel, St. Helena, Helgoland u. s. w.; hernach Namen und Grad desjenigen, der jede einzelne Summe empfangen hat, mit Bezeichnung der Dienste, wofür die Zahlung geleistet ward; eine dritte und letzte Kolonne gibt die bezahlte Summe selbst in Zahlzeichen an. Den Schluß macht die Bilanz zwischen allen Ausgaben und den theils neu bewilligten Zahlungen (crédits), theils von frühern Bewilligungen herrührenden, noch ungebrauchten Rückständen.

Diese Angaben erscheinen zwar trocken und langweilig, sie können aber allein nur den Beweis leisten und darthun, mit welcher Genauigkeit, Pünktlichkeit und Offenkundigkeit bei Prüfung der Armee-Rechnungen in England verfahren wird. Durch diese ins Kleinlichte gehende Genauigkeit sieht sich das Parlament iederzeit in den Stand gesetzt, die Natur und den Umfang der durch die Regierung vorgeschlagenen Ausgaben zu beurtheilen. Und durch den unabänderlich angeordneten Druck des Budgets sowohl und ihrer Hauptbelege, als der Berichte

Digitized by Google

der Ausschüsse über dieselben, mag sich hinwieder jedes Mitglied der Kammer einen richtigen Begriff von den Ausgaben jedes Jahres machen, um dieselben mit den vorhergehenden Kriegs- oder Friedens-Jahren zu vergleichen.

Die Parlamentsglieder erhalten auf diesem Wege über die Statistik der Stärke und Verwaltung des Heeres die reichhaltigsten Kenntnisse. Das Rechnungssystem ist allgemein bekannt und anerkannt, wodurch eine Menge unzusammenhängender Erörterungen vermieden bleiben und der regelmäßige Geschäftsgang wesentlich erleichtert wird.

Wenn eine mißbräuchliche oder überflüssige Ausgabe, die anfangs unbemerkt geblieben war, dahin gediehen ist, daß sie die Aufmerksamkeit des Parlaments beschäftigt, so verordnet das Unterhaus zunächst, daß alle Schriften und Belege, welche über die Verhältnisse jener Ausgabe Aufschluß geben können, in seine Kanzlei gebracht werden sollen, damit entweder sämmtliche Mitglieder oder diejenigen eines Untersuchungs-Ausschusses davon Kenntniß nehmen können, und meist wird nachher auch der Druck dieser Papiere verordnet. Dies geschah in der Sitzung von 1819 hinsichtlich der Verwaltung der Munitions- und Gerätschaften-Vorräthe.

Um zu Kriegszeiten, in schwierigen Augenblicken, einer solchen nähern Prüfung auszuweichen, erklären die Minister oftmals, das Gemeinwohl erheische über den einen oder andern Theil der Verwaltung vorübergehendes Geheimhalten. Alsdann wird die Untersuchung auf gelegenere Zeit verschoben. Sobald aber die Umstände weiter keinen Vorwand zu Deckung der ministeriellen Verantwortlichkeit darreichen, werden die Rechnungen gefordert, deren Vorlegung früher verweigert worden war.

Während also einerseits die Minister in ihren Verrichtungen, wo die Wohlfahrt des Staats es erheischt, ungehemmt bleiben; anderseits aber auch ihre Verantwortlichkeit nur vorübergehend gedeckt bleibt, muß das Gewicht der letztern sie selbst nur um so vorsichtiger machen. Sie müssen von jedem Mißbrauch des Nationalvertrauens um so mehr zurückgehalten werden, als dieses in schwierigen Zeitpunkten seine theuersten Interessen ihren Händen unbedingt und vollends anvertraut hat.

Erhöhung und Verminderung der Gehalte.

Ein besonderer Finanzausschuß war im Jahr 1797 beauftragt worden, die Ausgaben der verschiedenen Staatsverwaltungen genauer zu prüfen und diejenigen Verbesserungen vorzuschlagen, welche er in den Ausgaben thunlich achten würde. In dem zweiundzwanzigsten seiner Berichte beschäftigte sich dieser Ausschuß insbesondere mit der Vermehrung und Verminderung der Gehalte der Staatsbeamten und Angestellten, und er schlug eine jährlich zu wiederholende Arbeit vor, die den immer zunehmenden Mißbräuchen in den Verwaltungen der Ministerien ein Ziel zu setzen geeignet wäre. „Es würde (so drückt sich der Bericht aus) ein großer Schritt zum sparsamern Haushalte gethan sein, wenn das Parlament gut fände, die Vorlegung jährlicher Rechnungen über alle im Laufe des Jahres eingetretenen Vermehrungen und Verminderungen in den Gehalten, Entschädnissen, Beilagen und Ausgaben aller Art in allen Dienststellen

Digitized by Google

anzuordnen.“ Der Vorſchlag erhielt den verdienten Beifall, das Parlament genehmigte denſelben und die Regierung ſelbſt konnte nicht umhin, ſeine Wohlthätigkeit und ſein Bedürfniß anzuerkennen.

In Folge deſſelben wird ſeither von jedem Miniſterium alljährlich dem Unterhauſe eine vergleichende Ueberſicht der Ausgaben des verfloſſenen und laufenden Jahres, mit einem vollſtändigen Verzeichniß aller Veränderungen in den Verwaltungs- und Kanzlei-Koſten eingereicht. Jede neue Stelle mit dem ihr angewieſenen Gehalt oder Entſchädigung; jede von Beförderung oder Dienſtalter herrührende Gehaltsvermehrung; alle Soldverminderungen, Ruhegehalte und Jahrgelder, welche an die Stelle wirklicher Dienſtgehalte treten; die vermuthliche Veränderung endlich, in mehr und minder, der Kanzleikoſten u. ſ. w., unter dem Titel zufälliger Ausgaben. Dieſe Ausgabetitel alle werden, wenn ein Mehrbetrag zum Vorſchein kommt, in die Rubrik der Vermehrungen, und wo es ein Minderbetrag iſt, in die Verminderungen eingezeichnet; zugleich wird die Begründung jeder Aenderung erklärt und der ſie bewirkende Befehl angeführt. Der Zuſammenzug aller Hauptrubriken in Mehr und Minder gewährt den ſummariſchen Ueberblick des Wechſels, welcher, ſei es in vermehrter Ausgabe oder in Erſparniß, zwiſchen der Verwaltung des verfloſſenen und der des laufenden Jahres vorhanden iſt. Die Eingaben der einzelnen Miniſterien werden auch in einen General-Etat vereinbart und die Sammlung dieſer jährlichen Eingaben bildet einen Folioband, welcher jedesmal gleich den übrigen für das Unterhaus beſtimmten Schriften gedruckt wird, und jedes Parlamentsglied in den Stand ſetzt, mit Sachkenntniß über die in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung geübte Sparſamkeit oder Verſchwendung zu urtheilen, und bei Behandlung des Budjet auf ſichere Angaben hin, die Verbeſſerung der eben nur beginnenden oder ſpäter erſt wahrgenommenen Mißbräuche zu fordern.

Dieſen Einrichtungen, in Verbindung mit der Preßfreiheit und der Offenkundigkeit aller Verhandlungen, war es zu verdanken, daß die britiſche Regierung bis gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts gleichzeitig eine der mächtigſten und reichſten, und dabei jedoch auch eine der mindeſt koſtſpieligen in Europa ſein konnte. Die blutigen Kriege aber, deren Urſache oder Vorwand die franzöſiſche Revolution geweſen iſt, haben nach und nach die Verwaltung von Großbritannien dermaßen verändert, daß es im Auslande ſchwer hält, ſich einen richtigen Begriff davon zu machen. Am allermeiſten trug der letzte Krieg dazu bei, während deſſen England ungefähr das Arſenal, das Schatzamt und das Miniſterium aller gegen Frankreich verbündeten Mächte geweſen iſt, und ſie zuletzt auch alle, mit Ausnahme des alten Frankreichs, vereinbart hat.

Alle Zweige der britiſchen Verwaltung wurden damals mit Arbeiten überhäuft; die Zahl der untergeordneten Bedienſteten mußte vervielfältigt werden. Die ausgedehntern, mühſamern und ſchwierigern Geſchäfte der Oberbeamten erheiſchten Gehaltsvermehrungen, in Verhältniß der wichtigern Dienſte, die ſie dem Staate leiſteten, und der Friede allein nur konnte dieſem Uebermaas ein Ziel ſetzen.

Mit dem auf 1815 folgenden Jahre veränderte sich auf einmal die ganze Lage der Dinge. Die Stockung des Handels und der Manufakturen; die unfreiwillige Geschäftlosigkeit einer Menge von Arbeitern und Handwerkern, zurückgekehrter Matrosen und entlassener Soldaten; diese Alle, meist in dürftigen Umständen, welche durch die damals herrschende Theurung zu großem Elend gesteigert wurden; die Volksbewegungen und ihre drohenden Erscheinungen — zwangen die Regierung, sich ernstlich mit Maasregeln zu beschäftigen, welche die durch übermäßigen Anwachs der Staatsschuld und die Ausdehnung aller Verwaltungszweige herbeigeführte unerträgliche Last der öffentlichen Ausgaben mindern konnten. Zu diesem Ende ward dann auch dem Unterhause von Lord Castlereagh der Antrag zu Ernennung eines besondern Finanz-Ausschusses gemacht, der den Auftrag erhielt: 1) die Einnahmen und Ausgaben des verflossenen Jahres (1816) zu prüfen; 2) die wahrscheinlichen Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1817 und 1818 abgesondert zu würdigen und festzusetzen; 3) dem Unterhause von Zeit zu Zeit über seine Arbeiten und Verhandlungen Bericht zu erstatten; und 4) endlich die Maasnahmen vorzuschlagen, welche zu Erleichterung des Staats, ohne Nachtheil für das Gemeinwohl, durch Ersparnisse getroffen werden könnten.

Es wurden in diesen Ausschuß die angesehensten Männer der ministeriellen und Oppositions-Partei gewählt. Seine Mehrheit bestand allerdings aus Anhängern des Ministeriums, und die Arbeiten geschahen demnach auch in einem der vollziehenden Gewalt günstigen Sinne. In manchen Hinsichten ward vielleicht nicht Alles geleistet, was die Lage der Finanzen und die gemeine Noth hinsichtlich auf Ersparnißvorschläge fordern konnten. Im Ganzen jedoch muß man dem Ausschuß Gerechtigkeit widerfahren lassen; es sind durch ihn eine Menge Mißbräuche beseitigt worden, und wenn dies nicht auf einmal mit allen geschehen konnte, so sind doch manche der wichtigsten zuerst angegriffen, und dadurch ist die Arbeit der folgenden Jahre wesentlich erleichtert worden.

Es hat dieser Finanzausschuß im Zeitraum dreier Jahre dem Unterhause eilf Berichte eingereicht, die meisten sehr ausführlich, gehaltreich und wichtig. Beim Gegeneinanderhalten der Berichte von 1817 und 1818 finden sich in den ersten die Vorschläge wohlthätiger Verbesserungen, und in den zweiten die vom Ministerium eingeschlagenen Wege zu deren Ausführung und Anwendung. Freilich mögen Gemeinwohl und Wahrheit nicht ohne Ueberwindung von Schwierigkeiten den Sieg davon tragen. Aber es öffnen die parlamentarischen Formen jedem das gemeine Beste bezweckenden Gedanken eine Bahn, worauf er, durch den Beifall der Meinung verstärkt, durch die Beredsamkeit der Sprecher und das Talent der Schriftsteller gehoben, fortgehend an Stärke gewinnt und endlich genehmigt wird.

Die Selbstsucht und die Leidenschaften der Menschen, die sich ihren Handlungen allen, auch den lobenswürdigsten, beigesellen, sind es, was den Fortgang des Bessern am meisten hemmt. Die Opposition ist nicht damit zufrieden, ihre Vorschläge als wohlbegründet und nützlich darzustellen, sie will dem Ministerium vollends auch alle Vernunft absprechen. Durch Ueber-

Digitized by Google

treibungen glaubt man die Stärke der Gründe zu erhöhen, und verfehlt damit in der That nur den beabsichtigten Zweck. Das Ministerium hinwieder, auf seine genauern Kenntnisse der Geschäfte im Einzelnen und im Ganzen vertrauend, und durch das Gefühl seiner Stärke, öfters auch durch seinen Uebermuth, hingerissen, stößt demüthigende Erinnerungen und Angriffe, die oft nicht zum besten überlegt waren, verächtlich von sich, erwiedert empfangene Beleidigungen durch andere, und wenn es die Schwäche seiner Waffen inne wird, birgt es sich hinter die Wälle der Vorrechte oder höherer Staatsrücksichten.

So mögen dann öffentliche Erörterungen in der That nur selten unmittelbare Verbesserungen in der Staatsverwaltung herbeiführen, und man kann sagen, das britische Ministerium habe sichs zum Systeme gemacht, den Gründen seiner Gegner, mögen dieselben stichhaltig sein oder nicht, niemals nachzugeben. Im geheimen Kreise der Ausschüsse hingegen, wo die Ursachen und Wirkungen aller Maasnahmen ruhig und kaltblütig erörtert werden können, da fügt sich das Ministerium nützlichen Vorschlägen williger; das Gute, nachdem es öffentlich vorbereitet war, wird hier im Stillen erzielt, und die Nation ärntet die Früchte des im Geheimen durchgeführten Kampfes der Freunde des Gemeinwohls gegen die natürlichen Beschützer aller Arten der Mißbräuche.

Zu besonderer Ehre gereicht es der britischen Regierung, daß sehr wichtige Verbesserungen der Kriegsverwaltung während der Zeit selbst zu Stande gekommen sind, wo der Krieg durch Größe und Mannigfachheit seiner Ereignisse die Aufmerksamkeit der Minister ausschließlich nur in Anspruch zu nehmen schien.

Die Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter vormals, besonders in Frankreich, mit Rückblicken auf unsere Zeiten.

Gewöhnlich wird in die Zeiten Franz I (1515) der Beginn der Verkäuflichkeit der Staatsämter gesetzt. Aber, sagt Bernardi in seiner neulich erschienenen Histoire du droit public et privé de la France, schon vor ihm, selbst schon unter Ludwig dem Heiligen (1228), finden sich Spuren derselben. Da schon gaben die Grund- und Gutsherren ihre Gerichtsbarkeit in Pacht und überliessen den Pächtern die Sorge der Gerechtigkeitspflege. Diese Pächter, Gerichtsvögte (gardiens de la prévôté) genannt, waren meistens Kaufleute, welche mit der Justiz Handel trieben, und, entweder gar nicht oder schlecht genug Recht sprechend, Erpressungen in Menge gegen ihre Gerichtsgenossen verschuldeten. Darum zog man vor, zu den geistlichen Gerichtshöfen zu gehen, und so zogen diese aus der Zerrüttung der weltlichen Tribunale ihren Gewinn.

Digitized by Google

Ludwig der Heilige und nach ihm Philipp der Schöne wollten diesem Unwesen zum Theil dadurch abhelfen, daß sie Allen, welche grundherrliche Gerichte, Landvogteien, Amtgerichte, Matrien oder andere Stellen inne hatten, verboten, diese ohne königliche Erlaubniß zu verkaufen, und verordneten, wenn mehrere Käufer zugleich da seien, sollte nur Einer für Alle die Dienste verrichten. — Aus den Jahren 1258 und 1302 sind diese Befehle. Aber dennoch erhielt sich dieser Aemterhandel, besonders bei den Finanzstellen, bis endlich der Verkauf derselben gesetzlich eingeführt wurde. Darum waren denn auch die Gerichtsgebühren ungeheuer hoch, und durch die Strenge der Eintreibung nur noch drückender. Erst Karl VI (1388) bewogen die vielfachen Vorstellungen und Beschwerden darüber zu einiger Mäßigung.

Die Engländer werden beschuldigt, während ihres Aufenthalts in Frankreich die Verkäuflichkeit der Staatsämter und damit eine unerträgliche Unordnung eingeführt zu haben. Zwar wurden Alle, die auf solche Weise in das Parlament gekommen, ausgestoßen und jedes Amtes für die Zukunft unfähig erklärt; allein das Beispiel war gegeben und fand leicht Nachahmer. Umsonst erliessen Karl VII und seine Nachfolger Verordnungen zur Aufrechthaltung der Wahlen; sie wurden nicht vollzogen, und auf dem Landtage zu Tours im J. 1484 kam harte Klage über die Käuflichkeit der Aemter und das Begehren auf Wiederherstellung der Wahlen zu deren Besetzung.

Ohne Zweifel geschah dieser Verkauf anfangs nur geheim; erst unter Ludwig XII (1499) ward er öffentlich genehmigt. Jedoch nur die Verwaltungsämter verkaufte dieser Fürst; den Verkauf richterlicher Stellen hatte er ausdrücklich untersagt. Allein, wie Loiseau sagt, eine Gelegenheit, Geld zu ziehen, einmal ergriffen, wird immer häufiger benutzt. Franz I dehnte diesen Verkauf der Verwaltungsstellen auch auf die Justizstellen aus. *)

Großes Mißvergnügen erweckte diese nun gesetzliche Bestimmung in Frankreich. Vorzüglich war das Parlament von Paris, damals aus würdigen, durch ihr Alter, wie durch ihre Kenntnisse gleich gewichtigen Männern bestehend, darüber entrüstet. Eines seiner Glieder schildert den Eindruck dieser Verordnung also: „Mit wenigen unbescholtenen Männern, die der Tod verschonte, vereint, suchen wir, so viel an uns, den alten Ruhm der Behörde zu erhalten. Wie ist ihr Glanz verdunkelt, wie ist sie verderbt, seit man der ganzen Welt die Aufnahme verstattet! Seit ein Haufe junger Leute ohne Anlagen, ohne Kenntnisse, denen die allerersten Grundsätze des Rechts fremd sind, und deren Ansprüche auf die Würde das Geld bildet, so sie

*) Dieselben Dinge trieb man noch vor zwanzig Jahren auch bei uns. Die Anwartschaften auf Dienste, die Adjunkte, die Substituten u. dgl. gehören hieher. — In Baiern waren einmal auch viele Stellen erblich; man gab der Wittwe, den Kindern den ledigen Dienst des Vaters oder Gatten statt Pension; diese „heiratheten dann auf den Dienst." — Selbst die Offizierstellen waren verkäuflich. Eine Hauptmannsstelle kostete fünf- bis sechstausend Gulden. Maximilian hob das für immer auf. Auch dafür Dank! Vergl. Zschokke bair. Gesch. 4r Bd. Wo gewissen Klassen das Studieren oder Studierenlassen der Söhne verboten ist, kann man etwas Aehnliches annehmen. Anm. d. Einsenders.

Digitized by Google

gezahlt, da hinein getreten ist! Das Verdienst bleibt unberücksichtigt bei Vertheilung der Aemter, dem Reichthum muß die Tugend weichen, und doch sollten gerade, wo die Laster sich vermehren, Gewalt und Ansehen, sie zu zügeln, in den Händen der Tugend sein."

Nicht minder ernst sprachen die andern Behörden in dieser Zeit dagegen; das ganze Volk machte häufige Gegenvorstellungen; bei den Ständen von Orleans, bei denen von Blois im Jahr 1579 wurden laute Klagen über diesen Verkauf und seine Verderblichkeit, laute Wünsche für Wiedereinführung der Wahlen erhoben, aber — das „Bedürfniß des Staats siegte über all' dieses." Als früher der Hof die Auswahl der Beamten traf, waren sie auch nicht besser; jede Partei, die da herrschte, trachtete die Gerichtshöfe mit ihren Günstlingen zu besetzen. Denn wo alles Gesetz verachtet, das öffentliche Wohl für nichts gehalten, bei Allem nur der eigene Vortheil berechnet wird, immer wird, da, verkaufe man nun die Stellen oder verleihe sie umsonst, dasselbe Ergebniß sich zeigen.

Eine natürliche Folge dieser Käuflichkeit der Staatsämter war dann die Erblichkeit derselben, die unter Heinrich IV (1589) der Herzog von Sully einführte. Er ist der Schöpfer des Jahrrechtes (droit annuel). Schon sehr frühe hatte man die Verzichtleistung auf die Justiz- und Verwaltungs-Stellen zum Besten eines Dritten gestattet, nur mußte der Verzichtende nach der Entsagung noch vierzig Tage am Leben bleiben; wo nicht, so durfte der König die Stelle wieder weiter besetzen. Von dieser Einrichtung bis zur Erblichkeit der Stellen war nur ein kleiner Schritt. Diesen that Sully; er sicherte das Amt der Wittwe und den Erben seines Inhabers unter dem Beding, daß sie alljährlich den sechszigsten Pfenning (denier) der Schätzung, auf welche die treffende Stelle gesetzt war, dem Könige bezahlten, widrigenfalls nach des Inhabers Tode das Amt dem Könige zum Gewinn (au profit du Roi!) heimfallen solle. — Darin bestand das Jahrrecht, vom Volke spöttisch Paulette geheißen, weil ein Paulet der erste Pächter dieser Art war.

Die Verordnung, welche auch solche Weise den Verkauf der Staatsämter verewigte, fand in ganz Frankreich heftigen Widerspruch. Der Kanzler Bellievre weigerte sich lange, sie zu siegeln; alle Gründe, die man früher dem Verkauf, wurden nun auch dieser Erblichkeit entgegengesetzt. Oeffentlich sprach man, daß sie Unwissenheit und Erpressung zugleich erhebe, denn es sei eben nicht wahrscheinlich, daß die Söhne sich erst den Studien widmen würden, um ein Amt auszufüllen, das ihnen durch Erbrecht gebühre; — daß der Weg der Ehre allen Männern von Kenntniß und Verdienst abgeschnitten, aber Leuten ohne Fähigkeiten und Ehrgefühl geöffnet sei; — daß diese Neuerung nothwendig die Gier nach Reichthum, als dem einzigen Mittel zu einem Amte, erwecken, und dadurch Verachtung der so unbelohnt bleibenden Tugend und Anstrengung erzeugen müsse.

Indeß das Jahrrecht fand dennoch seine Lobredner. Schon, wie begreiflich, an Sully,

Digitized by Google

aber auch an dem Kardinal Richelieu. Dieser schlaue Politiker*) meinte, es sei besser, die Staatsämter um Geld hinzugeben, als an Arme und Niedriggeborne, oder Ehrgeizige und Günstlinge; denn, fügt er bei, anstatt der Tugend die Pforten zu öffnen, würden sie den Ränken und Parteiungen geöffnet, und die Aemter mit Menschen besetzt werden von gemeiner Herkunft, die selten, was zu einem großen Amte erforderlich, erzeuge.

Diese Erblichkeit der Rechts- und Verwaltungs-Behörden führte, einmal eingesetzt, bald die aller übrigen Aemter herbei; sie wurden alle Familienerbgut.

Bernardi verwebt in dieses Kapitel seiner — etwas seichten und besonders von der Revolution höchst einseitig sprechenden — französischen Rechtsgeschichte noch manche breite und abgedroschene Ansicht über Werth oder Unwerth der Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter. So lange die „guten Sitten" noch ihre Herrschaft üben, und also jeder Untaugliche sich schämt, um ein Amt, dem er nicht gewachsen, anzuhalten, so lange, meint er, möchten beide ihr Gutes haben; allein auf diesem Punkte sei man nicht; mit den guten Sitten stehe es eben zu jeder Zeit nicht sonderlich gut, und darum möchte auch Montesquieu's Ausspruch nicht geltend werden können: Diese Verkäuflichkeit sei gut in monarchischen Staaten, weil sie das, was man nicht der Tugend wegen würde thun wollen, wie zu einem Familienhandwerk (metier de famille) mache, Jeden zu seiner Pflicht nöthige und die Gesetze des Staats um so dauernder erhalte.

Wie höchst einseitig und unbekannt mit den Forderungen einer vernünftigen staatsbürgerlichen Freiheit und Gerechtigkeit erscheinen hier nicht beide, Bernardi und der sonst große und geniale Montesquieu! Ob Schacher und Wucher mit den Rechten und Vermögen der Staatsbürger — denn was sind jene anders? — klug, rathsam, von guten Sitten abhängig seien oder nicht, darüber reden sie ins Weite und Blaue hinein; aber die Frage, ob sie recht oder unrecht, fällt keinem ein. — Es kann vielleicht keinen stärkern Beweis von dem Fortschreiten der Zeit und der Entwickelung der konstitutionellen, d. i. ächt staatsrechtlichen und staatsbürgerlichen Ideen geben, als dieses Urtheil Montesquieu's. Ein Grundsatz, der bei uns jetzt so klar und unbestritten ist, daß er — und das will viel sagen — in alle unsere Verfassungsurkunden übergegangen: das gleiche Recht eines jeden Bürgers bei gehöriger Befähigung zu allen Staatsämtern, — über den wir, als über etwas längst in Saft und Blut Uebergegangenes, unsern politischen Verstand jetzt gar nicht mehr anzustrengen brauchen, — dieser macht dem Verfasser des Esprit de lois noch vieles und recht gezwungenes Zweifeln und Nachsinnen. Daß die Verkäuflichkeit der Aemter, abgesehen von allem Andern, nur den Reichen und Vermöglichen zum Amte kommen lasse, dadurch also ein

*) Das französische grand politique bei Richelieu mit „großer Staatsmann" zu übersetzen, möchte man sich schämen. Der den Staat erhält und bildet nach edeln, freien Ideen, durch edle Anstalten und freisinnige Gesetze, der ist ein großer Staatsmann; für die, so nach andern Grundsätzen die Staatsgeschäfte leiten, hat die deutsche Sprache wohl kein recht treffendes Wort.

Digitized by Google

vollständiges Uebergewicht des Geldes, eine Geldariſtokratie, entſtehe; daß ferner der Staat aus der Erfüllung einer ſeiner heiligſten Pflichten, der Handhabung der bürgerlichen Ordnung durch Beamte, eine reine Finanzſpekulation mache, und ſo ſich dafür noch einmal bezahlen laſſe, wozu ja ſchon die Staatsbürger ihre Steuer gaben, das wäre denn doch wohl klar. Die Erblichkeit der Staatsämter begründet eben ſo eine Uebermacht des Blutes und der ganz zufälligen Geburt, daher eine Beamten-Ariſtokratie, eine Beamten-Kaſte, und macht auch wieder, nebſt dem, daß der erſte Erblaſſer die Stelle auch kauft, die Erfüllung jener Pflicht abhängig vom völligen Zufall. — Und wenn wir dieſe Pflicht des Staats, Aemter zu errichten — ſchon weil die oberſte Staatsgewalt nicht Alles ſelbſt vollziehen und beſorgen kann — zugleich auch als ein der Staatsgewalt weſentlich zuſtehendes Recht anſehen müſſen, ſo verfeilſcht hier die Staatsgewalt ihr Recht um ſchnödes Geld, das zu ihrem wahren Bedürfniß ihr ohnehin gegeben werden muß, oder wirft es dem Zufall an den Kopf. Ein weſentliches Recht der Staatsgewalt iſt aber immer ein unveräuſſerliches; denn es ſteht ihr zu, durch die Natur des Staates ſelbſt und ſomit kraft Uebertragung durch die Geſammtheit aller Staatsbürger, als welche urſprünglich Inhaber aller Staatsgewalt ſind, und dieſe aber, je nachdem die Verfaſſung, einem Einzelnen oder Mehrern übertragen haben zur Ausübung und Handhabung nach den Beſtimmungen der Staatsverfaſſung, gleichviel, ob erblich oder — wie in Republiken — nicht. Eben ſo unbeſtritten dürfte für uns jetzt der Satz ſein, daß alle Staatsbürger als ſolche vor dem Geſetze und im Genuß der ſtaatsbürgerlichen Rechte ſich gleich ſeien. Daraus folgt klar, daß jeder Staatsbürger, ſobald er alle vom Staate dafür geſetzten Bedingniſſe leiſtet, auf die Zulaſſung zu den Staatsämtern an ſich gleichen Rechtsanſpruch habe. Geburt oder Reichthum aber ſind keine Rechtstitel. Dieſe Grundſätze, ſo gänzlich unvereinbar mit jener für gewiſſe Fälle geprieſenen Verkäuflichkeit und Erblichkeit, haben unſere neuern Verfaſſungen alle anerkannt und geſetzlich geheiligt.

Jene Behauptung endlich, daß durch dieſe Erblichkeit diejenigen, welche nicht um der Tugend ſelbſt willen handelten, aus eigennützigem Handwerkstriebe nun das Amt gut führen würden, dieſe wollen wir für ein ſprechendes Zeichen des gänzlichen Verderbs jener Zeit nehmen, in welcher Montesquieu ſchrieb, und gerade für ein Erzeugniß ſolcher Entwürdigung der Staatsämter, alſo zum Beweis für uns. Wenn der Staat nur eine Maſchine iſt — und dies Gleichniß, wie auch der Ausdruck Staatsmaſchine, iſt nicht unbeliebt, — die, wie etwa ein engliſches Spinnwerk, auf einen Tritt des Meiſters rauſchend und brauſend hin- und herläuft ohne zu fehlen, aber ein Grauſen erweckend vor dem lebendigen Tode oder der todten Lebendigkeit, die hier auf Augenblicke ſich zeigen, — dem kann freilich ein höherer und edlerer Sinn nicht zugemuthet werden. Jeder Beamte ſolcher Art, der nur arbeitet, weil der Staatsmaſchiniſt ihn eben an die Stelle geſetzt, und deſſen Tritt ihn nun gerade erreicht, iſt wahrlich kein Diener des Staats, ſondern ein todtes Werkzeug. — Von ſolchen, ſeien ſie nun durch Geburt oder

Digitized by Google

Geld zum Amte gelangt, mag nie etwas Rechtes erwartet werden, und Beſſere dienen gut, eben weil ſie ein beſſeres Gefühl haben, nicht aber der Familienerbſchaft wegen. — Jede Tugend, ſo auch die des Staatsbürgers und Staatsdieners, iſt nur durch ſich ſelbſt Tugend, ſie leidet kein Surrogat; will der Staat gute Diener, ſo erziehe er gute Bürger. Der dient dem Staate am beſten, der ſich in ihm am freieſten und glücklichſten fühlt, ſeinem Schutz Alles vertraut, das iſt der ächte Bürger. — Wo freie Verfaſſung, da die redlichſten, treueſten und tüchtigſten Beamten; denn da ſind ſie wohl beaufſichtet, wohl geſchützt, wohl geehrt und jedes Bürgers Freund. Als Rom noch frei war, galt ein Staatsamt für hohe Ehre; die Ehre war die Beſoldung, und honos und munus publicum, Ehre und Amt, waren gleichbedeutende Worte. So in Griechenland, ſo in unſern freien, und beſonders den Gemeinde-Verfaſſungen. Wo aber das iſt, bedarf es keines Handwerkstriebes, um tugendhaft zu ſein; der Trieb dazu kommt aus der Freiheit des Lebens und der Erkenntniß des Werthes einer guten Verfaſſung. — Wir ſind gewohnt, die Stellen Ehrenſtellen genannt zu hören, die nichts zu thun geben; die Sinecuren der Engländer, die vielen Hofchargen gehören hieher. Dieſe mögen immerhin mit Handwerksbrauch und Maſchinenleben ſich führen laſſen; dabei iſt wenig verloren. Allein das ſind keine Ehrenämter in unſerm, im rechten Sinne, und bei dieſen mag freilich die Tugend ſelten zu thun haben. Aber ein rechtes Staatsamt wird nur ein rechter Ehrenmann verwalten können, und ein ſolcher thut es ſchon um der Ehre und Tugend ſelbſt willen, ohne Kauf oder Erbſchaft. Solche aber zeugt nur eine edle, freie Verfaſſung, und preiſen wir uns glücklich, wenn wir auf dem Wege dahin ſind. Montesquieu ſchrieb in keinem verfaſſungsmäßig freien Staate, und ſeitdem iſt die Menſchheit denn doch weiter gekommen, — wenigſtens in der Erkenntniß. — Daß übrigens Montesquieu da meint, für die Sicherheit der Monarchie ſei ſolch ein Verkauf und Erbthum nützlich, bezeugt gleichfalls den Fortſchritt unſerer ſtaatsbürgerlichen Bildung. Eine Monarchie, wie in Frankreich vor der Revolution, wo das „car tel est notre plaisir“ am Ende der alleinige Quell und Grund der Geſetzgebung war, mag freilich ſolche Mittel geeignet glauben zu Surrogaten vaterländiſchen Sinnes und bürgerlicher Tugenden. Wir geben daher gern zu, daß, wo die Willkühr eines Einzigen oder ſeiner Diener und Günſtlinge über Alles, über Rechtsfähigkeit, Eigenthum und Freiheit der Unterthanen, beliebig ſchaltet, der Beamte ſeinen beſten Schutz im Amt darin finden mag, daß er durch Bezahlung ſeines Amtes oder durch ein jährliches Sümmchen für deſſen Genuß zu Geld und erhöhten Einkünften verhelfe, was ſolcher Herrſchaft freilich immer das Liebſte und Höchſte iſt und doch einen baaren, klingenden Gewinn vom Regieren abwirft. Eine andere Monarchie und Regierungsweiſe hat denn auch Montesquieu nicht geſehen und erlebt; leicht kann ihm verziehen werden.

Allein eine ſolche Monarchie möchte unſerer Zeit und unſern Begriffen ſehr widerſprechen und Deutſchland, England und Frankreich kennt auch eine ſolche nicht mehr. England und das neue Frankreich haben ihre Konſtitutionen, Deutſchlands Monarchien ſind im

Allgemeinen schon durch die Bundesakte, besonders durch den dreizehnten Artikel derselben, zu konstitutionellen Staaten erhoben worden. In solchen aber kann von dergleichen Handel und von solcher Herabwürdigung der Staatsabgaben und Staatseinkünfte ohnehin keine Rede sein. Wo überdies der Sinn des dreizehnten Artikels der Bundesakte — den übrigens die Abstimmungen am ersten Wiener Kongresse damals sehr entschieden, bestimmt und würdig bezeichnet hatten — schon in ein ächtes und tüchtiges Verfassungsleben übergegangen, wie z. B. in Baiern, Würtemberg, Nassau, Weimar, Hildburghausen u. s. w., da ist ohnehin die monarchische Staatsverfassung nunmehr in das wahre und richtige Verhältniß zu dem Wesen des Staats, des Rechts und der staatsbürgerlichen Freiheit gesetzt; die einzelnen repräsentativen Verfassungen bethätigen es, daß die Staatsämter hier nur zum Vollzug der Anordnungen, wie sie die gesetzgebende Gewalt beschließt, nicht aber zu Finanz- und Handels-Spekulationen bestimmt sind und sein können. Und daß solche konstitutionelle Monarchien keiner Tugend-Surrogate bedürfen, keines Schutzes in der Erblichkeit der Aemter, davon haben die jüngsten Tage, die jüngsten Ständeversammlungen schlagende, herrliche Beweise geliefert. Gewiß zählt die konstitutionelle Monarchie mehr wahre, feste Bürgertugend, als jene, deren Montesquieu gedenkt, und sie bedarf keiner Blendwerke, Surrogate, Erb- und Handelschaften, um fest und sicher zu stehen. Auch möchten die Gesetze, die aus gemeinsamer Berathung, auf verfassungsmäßigem Wege, nicht aus Willkühr, hervorgehen, eines schnellen, sichern Vollzuges nicht entbehren. Sie sind Erzeugnisse gesetzlicher Freiheit, verfassungsmäßiger Freithätigkeit, konstitutionellen Mitwirkens aller Staatsbürger durch ihre Vertreter; das ächte Gepräge eines Gesetzes, Hervorgang aus der Freiheit, kommt ihnen zu, und das rechte Ansehen, die festeste Kraft, weil die sie üben und halten sollen, dazu eingewilligt haben. *)

Hier sieht jeder Staatsbürger das Gesetz als seinen eigenen Willen an, in unbeschränkten Monarchien (wie Montesquieu sie sich hier mag gedacht haben) dagegen nur als den selbstischen, ihm fremden Willen eines Einzelnen. Darum sind die Gesetze jener Monarchien, wie diese selbst, wirksamer und dauernder, als die der unbeschränkten Alleingewalt. Ein durch seine Verfassung freier Staat muß die Bürgschaft seiner Dauer und der Kraft und Wirksamkeit seiner Gesetze in sich selber tragen, in dem Antheil, den seine Bürger haben an der Gesetzgebung überhaupt, an allen Einrichtungen, in der weisen Abwägung der Rechte und Pflichten zwischen Regierung und Volk, in dem ernsten Streben nur nach dem Gemeinwohl. Für all' das aber kann Geburt und Geld, Aemterhandel und Aemtererbgang keinen Ersatz

*) Zum Beispiel: „Ohne den Beirath und die Zustimmung der Stände des Königreichs kann kein allgemeines neues Gesetz, welches die Freiheit der Personen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlassen, noch ein schon bestehendes abgeändert, authentisch erläutert oder aufgehoben werden.“ Verfassungsurkunde für das Königreich Baiern, VII. §. 2. Ganz so: Badische Verf. Urk. §. 64—67 u. a. m. Anm. d. E.

Digitized by Google

gewähren. — Wir ſprachen hier nicht bloß ins Weite und Blaue; wir berufen uns auf Thatſachen, auf Ausſprüche beſtehender Verfaſſungen; wir brauchen auch England und Frankreich nicht hiefür zu Beweiszeugen, wir finden ſie im eigenen deutſchen Vaterlande, in Baiern, Würtemberg, Weimar u. ſ. w. und in den Verhandlungen der Ständeverſammlungen dieſer Staaten. Und das iſt ein großer, hoffnungsvoller Troſt, daß wir aus unſerm eigenen Vaterlande ſchon ſo herrliche Beiſpiele geſetzlicher Freiheit, verfaſſungsmäßigen Lebens und ächter Monarchien aufzuzeigen vermögen. Von H....l.

Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind?

Dieſe Frage ward von der allgemeinen, ſchweizeriſchen, naturforſchenden Geſellſchaft als Preisfrage gethan. Unter den eingegangenen Antworten zeichnete ſich die des Hrn. Oberforſters Kasthofer zu Unterſeen aus, und, ob ſie ſich gleich in den mitgetheilten Erfahrungen nur auf einen mäßigen Theil der ſchweizeriſchen Alpen beſchränkt, gewann ſie doch wegen ihres reichen und belehrenden Inhalts den ungetheiltſten Beifall. Der Hr. Verfaſſer übergibt ſie hier dem Publikum, und wir zweifeln nicht, ſie werde Erdbeſchreibern und Naturforſchern willkommen erſcheinen.

I.

Es iſt hier weniger um eine Darſtellung der Meteorologie in unſern Gebirgen zu thun, als aus den Unterſuchungen der Phyſiker, die die Natur der höhern Luftregionen zum Gegenſtand ihrer Forſchungen gemacht haben, diejenigen Thatſachen auszuheben, die in den nächſten Beziehungen mit den Phänomenen ſtehen, die ſichtbar auf die Ausbreitung des Pflanzenlebens und die Bildung oder Zerſetzung unſers Alpengebirgs einwirken.

Unſere Kenntniſſe von den höhern Luftregionen haben durch die Bemühungen beſonders der unvergeßlichen Genferiſchen Naturforſcher Fortſchritte gewonnen, die zu der Hoffnung wichtiger Aufſchlüſſe über ſo viele Erſcheinungen berechtigen, deren Entſtehung und Zuſammenhang noch mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt iſt; und ſo haben auch die Bemühungen verdienter Naturforſcher über den Bau der Erde im Innern des Alpengebirgs und über das Leben und die Ausbreitung der Pflanzen auf den Hochgebirgen der Erde Licht verbreitet. Noch bleibt uns aber zu wünſchen übrig, daß genauere Höhenbeſtimmungen nicht nur einzelner, ſondern aller Gipfel des vaterländiſchen Gebirgs, und ſo auch mathematiſche Beſtimmungen der Ausbreitung und Grenzen der Gletſcher und des ewigen Schnees, der Weide-, Wald- und Thal-Regionen in allen den verſchiedenen Gebirgszügen als feſte Punkte einer Grundlage dienen würden, auf

Digitized by Google

die die vereinzelten physikalischen Beobachtungen als auf einen bestimmten Maasstab vergleichend zusammengestellt und die Veränderungen beurtheilt werden könnten, die im Lauf der Zeiten in der Ausbreitung des Pflanzenlebens und der Kultur des Hochgebirgs sich ergeben sollten. Michely du Crot, der, wie nach ihm Condorcet, mit freiem Geiß in Kerkerbanden, sein Leben dem Erforschen der Natur weihte, suchte zuerst die Höhe der vaterländischen Gebirge zu bestimmen, aber, getäuscht durch die Irrthümer, die der Standort seines Gefängnisses ihm zu vermeiden unmöglich machte, blieb seine Arbeit unvollkommen.

Das Auffinden algebraischer Formeln zu sicherer Bestimmung der Berghöhen durch das Barometer gab leichtere Mittel an die Hand, diese Messungen zu vervielfältigen, und auch hier förderten Genferische Naturforscher die Kenntniß des Alpengebirgs. Tralles Werk bereicherte schon in seinen Anfängen die vaterländische Naturkunde, und desto mehr war die Unterbrechung des Unternehmens zu beklagen, als der verdienstvolle Mann der Schweiz entzogen wurde; v. Buch, v. Humboldt und Wahlenberg haben über die Ausdehnung des Pflanzenlebens und die Grenzen der Schneeregionen in den nordischen Gebirgen und auf den Anden Beobachtungen angestellt und auf die Natur der Atmosphäre ein neues Licht verbreitet. In jedem Thal aber im Alpengebirg, in jeder Richtung sogar des nämlichen Thals, und in jeder Abstufung der Regionen der Vegetation und der Grenzlinien der Gletscher und des ewigen Schnees würden genaue mathematische und physikalische Bestimmungen aus ferner Vergangenheit vorausgesetzt werden müssen, wenn schon jetzt die Frage, deren Auflösung hier versucht wird, gründlich und mit gehöriger Unterscheidung aller Lokalbeziehungen erörtert werden sollte.

Möchten nur die in verschiedenen Kantonen mit gemeinnützigem Sinn und von verdienstvollen Männern unternommenen Messungen nicht bloß auf mathematische Daten beschränkt bleiben, die, wo es um genauere Kenntniß und Beurtheilung der Kultur unsrer Alpen zu thun ist, eher Mittel als Zweck sein müssen, wenn aus ihren Resultaten für den Naturforscher und Staatswirth die möglichst großen Vortheile hervorgehen sollen. Am mehrsten ohne Zweifel würden Basreliefs unsere Gebirgskenntnisse fördern, wenn sie jede Abstufung der Gebirgs- und Pflanzen-Regionen einzelner Thäler mit hinreichender Genauigkeit bezeichnen könnten.

Je größer die Entfernung der Luftschichten von der Oberfläche des Erdbodens, desto geringer ist auch ihre Dichtigkeit und ihre Elastizität; die nächsten Folgen dieser verminderten Dichtigkeit sind: schnellere Verdünstung, größere Trockenheit mithin der Luftschichten, die auf unserm Hochgebirg ruhen, und ihre geringere Erwärmung, Anhäufung der Wolken, deren Elektrizität nur unvollkommene Ableiter findet, Anhäufung der Schnee- und Gletscher-Massen und die Entstehung heftiger Orkane und beständiger Windströmungen.

Ein verminderter atmosphärischer Druck von sechs bis neun Zollen der Quecksilbersäule, den unsere höhern Gebirge, so weit noch das Pflanzenleben oder ihre beschneiten Gipfel reichen, vergleichend mit den Flächen an ihrem Fuße erleiden, muß nicht bloß auf die atmosphärischen

Digitized by Google

Erſcheinungen, ſondern eben ſo ſehr auf die Vegetation einwirken; es iſt nicht nur die Abnahme der Wärme in den höhern Regionen, die hier den geringern Wachsthum und das entartete Vorkommen vieler Gewächſe hervorbringt. Sehr viele Bäume, die Schwarzeller z. B., die deutſche Pappel, die Hagebuche und andere, die ſich gegen die ſtärkſten Fröſte in unſern Tiefen unempfindlich zeigen, ſteigen an dem Gebirg nie zu beträchtlichen Höhen und bleiben weit unter den Rothtannen z. B. zurück, die nicht ſelten von Fröſten in tiefen Thälern beſchädigt werden; die Kreſer, die im tiefen Norden hoch über den Rothtannen die ſchönſten Maſten liefert, zeigt auf unſern Gebirgen, auf Höhen, deren Temperatur mit jener der nordiſchen Gegenden übereinkommt, nur krüppelhaften Wuchs; mit Grund können wir daher vermuthen, daß auch die verminderte Dichtigkeit der Luft, abgeſehen von der Abnahme der Wärme, dem Leben vieler Pflanzen hinderlich werde.

Auch in der Zuſammenſetzung der höhern Luftſchichten zeigt ſich eine Verſchiedenheit in Vergleichung der tiefern Luftregionen. Auf dem Mittaghorn der Pyrenäen fanden ſpaniſche Naturforſcher ein Viertel weniger Sauerſtoffgas; auf dem Gipfel des Montblanc fand Sauſſure ein Drittel weniger; auf dem tiefern Col du Géant 0,0125 weniger, als in Chamouny. Auf einer Höhe von 3500 Klaftern aber fand der Luftſchiffer Gay Luſſac das Verhältniß des Sauerſtoff- zu dem Stickſtoffgas = 0,210 : 0,787. Die Kalkwaſſerprobe, die Sauſſure auf dem Gipfel des Montblanc vornahm, bewies, daß hier die Luft beträchtlich weniger kohlenſaures Gas enthielt, als ſie am Meeresufer enthält, und es läßt ſich mithin annehmen, was auch ſchon die größere ſpezifiſche Schwere beider Luftarten erklären würde, daß dieſe beiden Prinzipe des Pflanzenlebens auf unſern höhern Gebirgszonen weniger wirkſam und hier die Fruchtbarkeit geringer ſein müſſe, wo die Erdſchichten ſich den belebenden und ernährenden Sauerſtoff und Kohlenſtoff weniger aneignen können.

Als Leiter der Wolken und Nebel ſind unſre Alpen häufiger Gewittern und Regengüſſen ausgeſetzt. Aber die Feuchtigkeit des Luftkreiſes hängt nicht von dem Maaſe des gefallenen Regens, ſondern von dem Maaſe der Ausdünſtung und der vollkommenen oder unvollkommenen Auflöſung der wäſſerigen Flüſſigkeiten in der Luft ab, und daher läßt es ſich erklären, warum auf Bergen, in einer von Wolken reinen Luft, der Hygrometer einen ſechsmal geringern Feuchtigkeitsgrad zeigte, als zu gleicher Zeit im Grunde der Alpenthäler beobachtet wurde.

Watſons Verſuche beweiſen, daß auf einem Morgen dicht mit Gras bewachſenen Landes, deſſen unterliegende Erdſchichten durch lange Trockenheit der Witterung von Feuchtigkeit erſchöpft ſchienen, noch in Zeit von vierundzwanzig Stunden 6400 Quart Waſſer ausgedünſtet wurden. Die Trockenheit der Luftſchichten, die auf unſern, von Pflanzen ſich entblößenden Bergrücken liegen, erklärt ſich leicht aus dieſer Thatſache.

Dieſe Trockenheit der Alpenluft in ihrem reinen Zuſtande vermindert ihre Leitungsfähigkeit gegen die elektriſche Flüſſigkeit und ſchwächt die Kraft der Vegetation.

Tief unter der Schneedecke des Winters wachſen viele Pflanzen grünend fort; ein Beweis,

Digitized by Google

daß der Schnee den Sauerstoff beigemischt enthalte, und sehr viele Erscheinungen erweisen und, wenn nicht die Identität des Sauerstoffs mit der elektrischen Materie, doch die Identität seiner Wirkungen, und auch in dieser Beziehung folglich würde die Elektrizität für das Pflanzenleben wichtig sein, und das überhaupt geringere Verhältniß derselben auf dem Gebirg auf die Vegetation einwirken.

Metalle werden in Wasserstoffgas durch elektrische Funken gesäuert, der Schnee entfärbt die Lakmustinktur, und die regelmäßigen Formen der Flocken begründen die Annahme, daß bei seiner Bildung die Elektrizität vorzüglich einfließe. Die elektrische Flüssigkeit, Odem unsers Planeten, der im Feuer der Vulkane, im Leuchten der Gewitterwolken sich offenbart, — die elektrische Flüssigkeit ist Bestandtheil der Dünste, die von der Erde sich in den höhern Luftkreis erheben, und, wenn dieser Bestandtheil abgeleitet wird, durch Gewitterregen und Thau der Erde wieder zufließen. Nackte und trockne Felsen, dürre Erdschichten, Schnee- und Eisfelder sind unvollkommene Leiter der elektrischen Materie. Unter Bäumen steht immer der Elektrometer auf 0; die Bäume vorzüglich, besonders die Pinusarten, leiten belebend und befruchtend sie wieder der Erde zu. Durch elektrische Schläge verlieren die reizbaren Pflanzen ihre Erregbarkeit; durch elektrische Strömungen wird der Saftfluß zerschnittener Pflanzen unterbrochen.

Das Licht wirkt, wie bekannt, durch Entwickelung der für die Oekonomie des thierischen und vegetabilischen Lebens wichtigen Luftarten; auf hohen Bergen wirkt es überdies nicht bloß als Entbindungsmittel der Wärme, da die Intensität seiner Wirkung in hohen Luftregionen größer ist, wo die Wärme geringer wird; es wirkt hier lähmend auf die Lebensfunktionen des thierischen Körpers, und ohne Zweifel in seiner höhern Intensität auf dem Hochgebirg auch störend auf die Vegetation; je höher das Gebirg, desto wohlthätiger wird auch in dieser Beziehung für das Pflanzenleben der Schatten der Bäume.

Die ungleiche Erwärmung und Dichtigkeit der Luftschichten, die vom Grunde der Thäler bis auf die Rücken unsers Hochgebirgs aufeinander folgen, das elektrische Abstoßen und Anziehen dann vermuthlich gleichartiger und entgegengesetzter elektrischer Anhäufungen in Gewitterwolken: diese Ursachen, verbunden mit den expansiven Kräften der von den Gletscherregionen aufsteigenden Dünste, stören immerfort das Gleichgewicht und die Ruhe in dem Luftkreise des Hochgebirgs; und dieses fortdauernde Wehen der Lüfte fließt auf Erniedrigung der Temperatur noch bedeutender ein, als die Entbindung des geringern Maafes von Wärmestoff aus der verdünnten Luft.

Die Luft selbst ist im ruhigen Zustande ein sehr unvollkommener Leiter der Wärme. Auf den weiten Eis- und Schneewüsten des Hochgebirgs fühlt der Wanderer oft bei jeder, auf kurze Zeitmomente eintretenden Windstille des Sommers die drückendste Hitze. Am Fuße der Gletscher und hoch über die gewöhnliche Grenze des Pflanzenlebens hinauf, auf geschützten Inselfelsen des Gletschermeeres wachsen und blühen Pflanzen üppig fort, und nur da erstarrt das Leben in

den höchſten Zonen des Gebirgs, wo kein Schutz vor den kältenden Winden iſt, die über Schneewüſten wehen.

In Ländern, die noch wenig bewohnt, dicht in zuſammenhängenden Maſſen mit den alten Wäldern der Vorzeit bedeckt ſind, werden dieſe Wälder, durch deren dunkeln Schatten kein Sonnenſtrahl erwärmend eindringt, die wärmenden Seewinden oder ihren Strömungen über bebaute Flächen ſich entgegenſtellen, Urſache größerer Kälte; und die nämliche Folge, die hier aus dem Uebermaaſe, die geht auch aus der Entblößung unſers Gebirgs von Wäldern hervor, die höher nirgendwo, tiefer immer ſeltener und ſchwächer das kältende Wehen zu brechen vermögen. Bäume überhaupt kühlen durch die Dünſte, die ihrer Belaubung entſteigen, die Luft, und vermindern auch, begünſtigend die Fruchtbarkeit, die Trockenheit des Luftkreiſes. Im Winter aber wirken die Bäume nicht bloß durch Hemmung kältender Winde, ſondern auch durch ihr organiſches Leben auf Erhöhung der Temperatur. Unter den Kronen alter Eichen und Buchen des Waldes bleiben den Winter hindurch die Samen dieſer Bäume von der Kälte unverſehrt und mit ungeſchwächter Keimungskraft, während ſie, mit Laub gedeckt, im Innern der Gebäude aufbewahrt, ſehr oft in der Winterkälte verderben. Mit den lauen Winden des Frühlings ſchmilzt zuerſt die Schneedecke des Bodens rings um den Stamm und unter den Kronen der Bäume, und zwar nicht, weil ihrem Wehen durch ſie ein Hinderniß geſetzt, ihre Wirkung auf den Schmelz des Schnees vergrößert wird, da am Fuſe von vereinzelten Felsſtücken der frühere Schmelz des Schnees nicht in dieſem Maaſe, wie unter den Wipfeln der Bäume, beobachtet wird. An der Grenze auch unſerer höchſten Waldzonen erliegen die jungen Holzpflanzen nur da der Kälte, wo ſie des Schutzes hoher Bäume beraubt ſind, den vereinzelte Felſen nicht zu leiſten vermögen. So lange die Temperatur der Erdſchichten, in welchen die Wurzeln der Bäume ſtreichen, nicht unter den Gefrierpunkt fällt, bleibt ihre Lebensthätigkeit ununterbrochen und äuſſert ſich durch Entwickelung der Haarwurzeln und durch Entbindung von Wärme um ſo leichter, da die dicke Decke des Schnees, der durch beigemengten Sauerſtoff die Organe der Wurzel reizt, ſie gegen die höchſte Kälte des höhern Luftkreiſes verwahrt.

Die oberſten Zonen des Gebirgs an der Grenze des ewigen Schnees nehmen auf dem Alpengebirg, wie auf andern hohen Gebirgen, die Nadelholzarten ein, die mehrſten auch im Winter belaubt, mit Blättern, die, darin verſchieden von andern Baumarten, auf jeder Fläche Poren enthalten, zu mehrerem Einſaugen und Verdünſten der Flüſſigkeiten und Gasarten geeignet: die Lerchtanne, die im Winter blätterlos und höher noch, als die Rothtanne, am Gebirge ſteht, und unter ihrer Traufe den Raſen eher ſchützt und düngt, als verdrängt, widerſteht mit entlaubten Zweigen den Orkanen und Lawinenſtürmen beſſer, als jene, und höher noch, als dieſe Lerchtanne, trotzt die Arve der todtlichen Kälte der höhern Gebirgsregion: mit biegſamen, dichtbelaubten Zweigen, eingekeilt in Felſenriſſe mit mächtigen Wurzeln, widerſteht ſie oft noch ſechstauſend fünfhundert Fuß hoch am Gebirg, auf Wüſten, wo kaum noch unempfindliche Flechten des fliehenden Lebens Spur bezeichnen.

Digitized by Google

Noch ſind die dem Hochgebirg eigenen Strömungen des Windes, deren Urſachen oben berührt worden, näher in ihrem Einfluß auf das Pflanzenleben zu beobachten.

Jeder Baum, der ohne Schutz vor herrſchenden, gewöhnlich und heftig wehenden Winden ſteht, wird in Lebenskraft und Wachsthum geſchwächt; auch die Vegetation niedriger Pflanzen leidet in beſtändigen Windzügen, wenn auch nicht in gleichem Maaſe, weil, je näher der Erdoberfläche, je mehr ſich die Gegenſtände vermehren, an denen der Zug des Windes ſich bricht. Dieſer Nachtheil der Windſtrömungen hat auch dann noch, und oft in noch größerm Verhältniſſe ſtatt, wenn — wie von unſerm Fön oder Sirokko — die Temperatur des Luftkreiſes durch ſie erhöhet wird. Auf dem Hochgebirge bildet ſich überhaupt weniger Dammerde, weil künſtlich da nicht gedüngt wird, und in dem Verhältniß, als das Pflanzenleben auf den Höhen geſchwächt wird oder ſchwindet, durch die Fäulniß weniger Elemente der Nahrung erzeugt werden und die Fäulniß vegetabiliſcher Körper ſelbſt in der verdünnten und erkälteten Luft langſamer wirkt und weniger Stoffe zu Vermehrung der fruchtbaren Erdſchichten zurückläßt.

Es iſt überdies bekannt, wie leicht die Dammerde vertrocknet und durch Ausdünſtung ſich verliert, und es iſt klar, daß auf dem Hochgebirg aller Orten, wo die Strömungen des Windes nicht durch Holzwuchs oder ſchützende Vorſprünge von Bergwänden und Felſen gehemmt werden, ſich weniger Dammerde erzeugen kann, und die wenige, die gebildet wird, ſich leichter verliert. Je reicher aber überhaupt an Humus die Erdſchichten ſind, in denen die Pflanzen wurzeln, deſto leichter überſtehen ſie die Wirkungen der Kälte; je ärmer an Dammerde, deſto eher werden ſie das Opfer der Fröſte. Warum an den Grenzen der Waldregionen oder auf nackten Bergrücken die jungen Fichten ſeit einiger Zeit ſo häufig im Gipfel abſterben, wenn ſie kaum die Höhe einiger Fuß erreicht haben, während unfern von ihnen die Reſte von gewaltigen Stämmen ihres Geſchlechts das kräftigere Pflanzenleben der Vorzeit beweiſen: dieſe Thatſache wäre vielleicht ſchon hinreichend aus der Darſtellung abnehmender Erzeugung der Dammerde erklärt.

Die Blätter der Pflanzen ſind öfter mit den thieriſchen Lungen verglichen worden; aber in den Lebensfunktionen der Blätter ſcheint Reſpiration und Nutrition ein gleichbedeutender Ausdruck. Die Blätter ſind Luftwurzeln, und jede Pflanze gedeiht in dem Maaſe, als aus dem Boden und aus der die Blätter umgebenden Luft die Elemente der Nahrung ungeſtört von den dazu beſtimmten Organen aufgenommen werden können.

Jede anhaltende Windſtrömung aber, indem ſie aus dem Luftkreiſe der Pflanzen die nährenden Beſtandtheile entführt, ſchwächt darum die Fruchtbarkeit, vorzüglich auf dem Hochgebirg, wo ſo ſelten Windſtille iſt und die Strömungen nach Verhältniß anhaltender und heftiger werden, als der Baumwuchs von den Höhen ſchwindet. Von den nachtheiligen Folgen des lange anhaltenden Süd- oder Fönwindes auf die Pflanzen, und durch die Pflanzen ſelbſt auf die Milcherzeugung, weiß jeder Bewohner des Hochgebirgs und jeder Hirt beſonders zu erzählen. Das Eis und der Schnee dünſten ſelbſt dann noch bedeutend aus, wenn die Temperatur der

Luftströme, die darüber wehen, unter dem Gefrierpunkt steht. In wenigen Tagen aber, wenn dieser Wind anhaltend und heftig weht, verschwinden, aufgelöset, so ungeheure Schnee- und Eismassen von den Halden und Höhen des Gebirgs, daß unsre tiefsten Thäler damit erfüllt werden könnten.

Diese Thatsachen führen zu dem einfachen Schlusse, daß die Jahre, wo die Gletschermasse auf den höchsten Gebirgen am meisten schwindet und die Linie des ewigen Schnees am höchsten steht, am meisten beitragen können, das Pflanzenleben auf dem Hochgebirg zu schwächen und die Vegetationsgrenze überhaupt zu vertiefen. Wir werden in der Untersuchung des Wachsthums der Gletscher und der Erkältung unsrer Alpen auf diese Folgerung zurückkommen.

Die gegenwärtigen Grenzen der Vegetation überhaupt und einzelner Pflanzengeschlechter insbesondere lassen sich nicht vergleichend mit diesen Grenzen in längstverflossenen Zeiten mit mathematischer Bestimmtheit zusammenstellen, um für oder wider das Dasein einer progressiven Abnahme der Vegetationskraft zu folgern, weil die Messungen, die in den vaterländischen Gebirgen gemacht worden sind, theils zu neu sind, theils zu wenig auf physikalische und botanische Bestimmungen Rücksicht genommen haben. Es ist überdies nicht die absolute Höhe der Berge, welche die Lebensgrenze der Pflanzen allein bezeichnet; mehr noch werden diese Grenzen durch die relative Höhe der Berge über die Thäler, die an ihrem Fuße liegen, durch die Richtung, Breite oder Verengung und die Kultur und Beschaffenheit dieser Thäler, durch die Lage der Berghänge, ihre Steilheit, durch die Gebirgsart, auf welcher die Erdschichten ruhen, und endlich durch die Nähe oder Entfernung, Ausdehnung und Masse der Schnee- und Eisflächen bestimmt. Aus diesem Grunde wäre die genauere Messung einzelner Thäler oder Berghänge der höchsten Alpen nach jenen Rücksichten und nach der Ausdehnung ihrer verschiedenen Pflanzen- und Kultur-Regionen so wünschenswerth. Die Zusammenstellung vieler einzelner solcher speziellen Gebirgsmessungen würde eine gründliche Auflösung der Frage, die uns beschäftigt, in entfernterer Zukunft möglich machen und dem Naturforscher, wie dem Staatswirth, die folgenreichsten Entwickelungen darbieten.

Was von den Einflüssen auf die Vegetationsgrenzen an dem Alpengebirg eben bemerkt worden ist, das findet auch seine Anwendung, wenn die Bestimmung der Schneegrenze gesucht wird, die eben so wenig als die Vegetationsgrenze nur von der absoluten Erhöhung des Gebirgs über das Meer abhangen kann. Das Verschwinden oder die Schwächung des Baumwuchses von den hohen Alpen, das oben in den Folgen auf die Vegetation und auf den Schmelz der Schnee- und Gletschermassen betrachtet worden ist, hat, wenn es in den Thälern statt findet, nicht weniger beachtenswerthe Folgen. Je mehr nämlich der Holzwuchs auf den Abhängen der Thäler, die am Fuße der hohen Alpen streichen, geschwacht wird, je mehr durch die Folgen dieser Schwächung die nackten Felsen zu Tage kommen, oder der Rasen nach verschwundenem Schutz zerstört wird, desto mehr steigt während der Sommermonate die Temperatur der Thäler, besonders wenn sie von Osten gegen Westen streichen, desto mehr fällt sie, wenn diese Thäler

Digitized by Google

den kältenden Nordwinden offen stehen. In jenem Falle also wird die Schneelinie überhaupt hinauf, in diesem herunter rücken; in beiden Fällen aber werden die Strömungen der Winde häufiger und heftiger, die Winter kälter werden; und auch hier fällt die Möglichkeit in die Augen, daß die Zerstörung des Holzwuchses in den Thälern, wie auf den hohen Alpen, obgleich durch sie die mittlere Lokal-Temperatur erniedrigt werden kann, die Erhöhung der Schneelinie und zu gleicher Zeit das Sinken der Vegetationsgrenze einzelner Pflanzengeschlechter zur Folge haben könne. Das Gedeihen der Bäume auf den Alpen und der niedrigen Alpenpflanzen unterliegt überdies verschiedenen Gesetzen. Windströmungen und die mittlere Temperatur mehrerer Jahre entscheiden über das Gedeihen der Bäume; dem Gedeihen aber der Alpenkräuter sind die Windströmungen weniger hinderlich, und die mittlere Temperatur der Sommermonate während eines oder weniger Jahre setzt überhaupt ihrem Leben die Grenze. Auf dem nämlichen Gebirge kann die Vegetationslinie der Alpenkräuter im Laufe von Jahren steigen, die Vegetationsgrenze der Bäume in der gleichen Zeit fallen: es ist aus diesem Grunde und aus den oben angebrachten Bemerkungen über die Grenze der Schneelinie klar, daß diese letztere sich nicht in festen Punkten auf entfernte Zeitabstände bestimmen läßt, und daß der Abstand von derselben nicht unbedingt einen sichern Maasstab für die Grenze der Vegetation überhaupt geben kann. Auf den Gebirgen, auf welche die gegenwärtigen Bemerkungen vorzüglich sich beschränken, scheint die Grenzlinie des ewigen Schnees zwischen acht- bis neuntausend Fuß der Höhe gezogen werden zu können. Das Siedelhorn in der Gebirgskette der Grimsel hat der Verfasser bei zweimaligem Besteigen auf dessen 8643 Fuß erhöhtem Gipfel ganz schneelos, sowohl auf der Schattenseite, als auf der Sonnseite, gefunden. Die Schwalmerenspitze zeigte im J. 1811 noch Schneeflecke auf dem Gipfel, der, nach trigonometrischen Messungen, 8427 Fuß hoch sich erhebt. Auf dem 8020 Fuß hohen Gipfel des Faulhorns bleibt selten im Sommer Schnee; auf dem 8900 Fuß hohen Wildgerste schmilzt er niemals fort. Nach Sauſſure's Annahme ist die Schneegrenze 8400 Fuß hoch auf isolirten Berggipfeln; auf höhern Alpenketten, wo größere Gletschermassen erkältend niederwärts gegen die Thäler wirken, läuft nach dem nämlichen Naturforscher die Schneegrenze nur auf einer Linie von 7800 Fuß Erhöhung. Auf die Höhe der Schneegrenze wirkt nicht nur die Menge des fallenden Schnees, die Massen der beschneiten Zone, die darüber wegziehn, und die Temperatur der Jahre: es wirkt auch die Richtung der unter ihr streichenden Thäler, die Kultur und Bewaldung derselben, auf ihren Stand, der auch deswegen nie genau in einer absoluten Erhöhung sich angeben läßt, weil so oft der Schnee auf hohen Halden oder Gipfeln mehr oder weniger die Natur der Gletscher annimmt, also langsamer verdünstet und wie die Gletscher abwärts rückt; selten läßt sich überdies unterscheiden, wie viel irgend eine Art von Lawinen auf die Anhäufung der Schneemassen und auf ihr Sinken auf einer Berghalde gewirkt habe. Die Steilheit selbst der Berghänge und die Farbe der unterliegenden Erd- und Felsschichten kann vermuthlich auch bedeutend auf das Sinken und die Erhöhung der Schneelinie einwirken, und wo den Winter hindurch heftige Stürme die

Digitized by Google

Schneedecke entführen, da werden oft die diesen Orkanen am mehrsten ausgesetzten Berggipfel den Sommer hindurch, der größern Erhöhung ungeachtet, von Schnee entblößt erscheinen. Sauſſure fand am Montblanc 10,680 Fuß hoch, auf Stellen ohne Zweifel, die den Schmelz des Schnees beförderten, und den kalten Windzügen nicht ausgesetzt waren, wie Hr. Meyer an einer Sonnseite des Finſteraarhorns auf 10,330 Fuß Erhöhung, die Silene caulis; auf dem Montroſe zu 10,500 Fuß Erhöhung die Aretia helvetica und Ranunculus glacialis, und es läßt ſich mithin annehmen, daß weder die Schneelinie nothwendig in ihrer Erhebung ſich auf dem nämlichen Gebirgszuge gleich bleiben, noch die oberſte Grenze des Pflanzenlebens in die unterſte Grenze der Schneeregion fallen müſſe.

Der Mechanismus der Gletſcher, der ihrem Vorrücken zum Grunde liegt, iſt ſo befriedigend von Sauſſure und Kuhn erklärt worden, daß hier die Darſtellung deſſelben überflüſſig wird; die Schneelawinen aber, die zum Theil auf die Bildung der Gletſchermaſſen wirken, ehe ſie durch die Quertäler ihren Ausfluß nehmen, ſind näherer Betrachtung werth.

Gewöhnlich ſtellt man ſich Schneelawinen als große Maſſen Schnees vor, die, unbedeutend in ihrem Beginnen, auf den höchſten Kanten beſchneiter Felſen ihre Entſtehung nehmen, in rollendem, beſchleunigtem Falle über ſteile, mit tiefem Schnee bedeckte Abhänge ſich vergrößern, und wie Berge, von Titanen geſchleudert, ſich in den Grund der Thäler ſtürzen. Dieſe Erklärung aber iſt nicht ganz der Natur dieſes Phänomens gemäß. Die Schneelawinen können, ihrer verſchiedenen Entſtehung und Wirkung nach, unter mehrere Abtheilungen gebracht werden, die nicht mit einander verwechſelt werden dürfen, wenn in Beurtheilung ihres Einfluſſes und der Hemmniſſe ihrer Entſtehung und Zerſtörungen nicht Irrthümer Platz finden ſollen; ſie ſind nämlich Staublawinen, Grundlawinen, Gletſcherlawinen und Rutſchlawinen.

Wenn die Menge des gefallenen Schnees groß und der Berghang, wo er aufliegt, ſchief genug iſt, ſo entſteht eine Lawine; zerſtiebt die losreiſſende Laſt im Fallen, ſo heißt ſie Staublawine, und dann wird ſie durch die Federkraft der Luft, die unter der ſchnell fallenden Laſt gepreßt wird, fürchterlich, und wird es weniger durch die Maſſe des Schnees. Zerſtäubt die losgleitende Laſt nicht, ſondern fällt die ganze Schneedecke des weniger ſteilen Abhangs, mehr oder weniger noch zuſammenhängend, herunter, ſo heißt ſie Grundlawine und wird weniger durch Luftdruck, als durch ihre ganze Maſſe gefährlich. Gletſcherlawinen entſtehen bloß, wenn im Vorrücken der Gletſcher auf uneben felſichter, ſchiefer Unterlage, oder wenn auch nur durch die Schwere der Eismaſſen Gletſcher-Fragmente berſten und im Fallen zerſplittert herunterſtürzen. Rutſchlawinen endlich entſtehen, wenn die Schneedecke auf weniger ſchiefer, aber ſchlupfriger Fläche des Bodens nicht zum Fallen kommt, ſondern ſtoßweiſe auf der Erde abwärts rutſcht, und hinter jedem Gegenſtand, welcher der bewegten Maſſe widerſteht, ſich anhäuft, bis er vom Drucke weicht oder der Schnee ſich an ihm zertheilt.

Staublawinen entſtehen meiſtens im Winter, wenn anhaltend und tief gefallener, nur locker zuſammenhängender Schnee ſich anhäuft auf hochliegenden Hängen, die nicht zu ſteil ſind, um

Digitized by Google

der Schneedecke in großen Maſſen bei windſtiller Witterung einen ſchwachen Halt zu geben, zu ſteil aber, um dieſen Halt bei Windſtößen zu gewähren; die Schneelaſten, die auf dieſe Weiſe von hohen Bergwänden auf tiefere ſtürzen, reiſſen von dieſen dann gewöhnlich noch mehrere Schneelaſten los, und die Staublawine vergrößert ſich auf dieſe Weiſe, nie aber durch Aufrollen tieferer Schneelager. Für die Waldungen ſind die Staublawinen die zerſtörendſten.

Die Grundlawinen entſtehen ſelten im Winter, ſondern gewöhnlich erſt beim Antritt des Frühjahrs, auf weniger ſteilen Abhängen, als die Staublawinen, wenn der Schnee auf den Höhen und auf vorſpringenden, der Sonnenwärme ausgeſetzten Felſen zu ſchmelzen beginnt und das Schneewaſſer, das von den Höhen rinnt, den Zuſammenhang der Schneedecke mit der Unterlage des Bodens auflöſet und dieſe ſchlüpfrig macht. Das auf der Fläche des Abhangs unter den Schnee rinnende Waſſer fließt den immer einſpringenden Winkeln oder Schründen der Bergbalden, den ſogenannten Lawinen-Zügen, zu, in denen meiſtens daher die Grundlawinen entſtehen.

Da der Fall der Grundlawinen ſelten, in Vergleichung des Falls der Staublawinen, beträchtlich hoch iſt und die Zeit ihres Losgleitens ſowohl, als ihre Richtung ſich mit einiger Sicherheit vorausbeſtimmen läßt, ſo bringen ſie dem Leben, den Gebäuden und den Waldungen weniger Gefahr, als jene. Es iſt klar, daß, wenn der Fall der Grundlawinen beträchtlich hoch wäre, ſie leicht zu Staublawinen werden könnten. Im Frühjahr aber, wo der Schnee zu ſchmelzen beginnt, kalte Nächte oft mit warmen Tagen abwechſeln, der innere Zuſammenhang des Schnees ſtärker wird und eine Eiskruſte ſeine Oberfläche zuſammenhält, wird auch die Maſſe deſſelben, wenn ſie auf weniger ſteilem Abhang in Bewegung kommt, eher zum Abgleiten über die ſchlüpfrige Unterlage, als zum Abſtürzen geneigt ſein.

Die Grundlawine reißt gewöhnlich von dem erweichten Abhange, auf den ſie zu fallen kommt, Steine und Erde mit; nicht ſo die Staublawine, die nur im Winter entſteht, wenn ihre Erd-Unterlage gefroren iſt.

Die Staublawine wirkt doppelt nachtheilig auf die Vegetation; einmal, indem durch ihre Entſtehung während der heftigen Kälte die Felshänge oder die mit Raſen bekleideten Halden von der ſchützenden Schneedecke entblößt werden, der felſige Hang dadurch der Zerſetzung und den Steinfällen ausgeſetzt, der Raſen aber der Zerſtörung preisgegeben wird, die dann auch die Auflöſung und Abwaſchung der Erdſchichten, und endlich gleichfalls die Zerſetzung der dadurch entblößten Felslagen zur nothwendigen Folge hat; dann wirkt die Staublawine auch zerſtörend auf den ganzen Baumwuchs aller Bergbalden, die von den fürchterlichen, von ihr ausgehenden Orkanen beſtrichen werden. Die Staublawinen entſtehen bisweilen in der Vegetationsgrenze der Arven, meiſtens aber höher, möglicherweiſe aber aller Orten, wo bald hier, bald dort von Wirbelwinden große Maſſen lockern Schnees auf Halden zuſammengetrieben werden, deren Senkungsgrad ihre Entſtehung begünſtigt; nur ſcheint eine gewiſſe Höhe des Falles und eine gewiſſe Ausdehnung der abſtürzenden Maſſe zur Hervorbringung der fürchterlichen Kraft nöthig

Digitized by Google

zu ſein, die Felsſtücke losbricht, ganze Wälder mit der Wurzel aus dem Boden reißt und Häuſer wie Spreu durch die Lüfte wirft. Aus dieſem Grunde auch entſtehen die Staublawinen meiſtens nur in den Thälern der höchſten Alpen, wo die Beſchaffenheit des höhern, von Wald entblößten Gebirgs ihr Anhäufen und ihren Sturz begünſtigt; ſie entſtehen auch nicht alle Jahre, da hingegen die Grundlawinen faſt jährlich in den hohern Thälern ſowohl, als auf den Hängen der mildern Thäler, freilich mit ungleichen Maſſen und ungleicher Wirkung, je nach der Jahreswitterung, entſtehen. Gletſcherlawinen ſind ſelten den Waldungen oder der Sicherheit gefährlich, wenn nicht große Maſſen von Gletſchern ſich von Felswänden losreiſſen, die über tiefere Thäler oder Alpen vorragen.

Indeſſen ſind die Windſtöße, die von Gletſcherlawinen herkommen, der Vegetation nachtheilig, wie der Baumwuchs oben auf der Oberhasliſchen Scheidegg z. B. beweiſet, wo die Fichten ſichtbar zurückgedrängt ſind und kümmernd wachſen, der Raſen meiſt verſchwunden iſt, ſo weit der Abhang von Stürmen der Gletſcherlawinen beſtrichen wird, die häufig vom Fuß des Wetterhorns herunterſtürzen.

Die Rutſchlawinen oder Suoggilawinen entſtehen meiſtens auf Sonnſeiten von Abhängen von Oſten gegen Weſten ſtreichender, milderer Thäler, wo ein ſchneller Schmelz des Schnees im Frühjahr das Gleiten deſſelben auf Halden befördert, die nicht ſteil genug zum Abſturz ſind; ihre Wirkung iſt ſelten ausgedehnt; oft werden einzeln auf dem Abhange ſtehende junge Fichten durch dieſe Lawinen aus dem Boden geriſſen, der Raſen zerſtört und Hütten und Zäunungen verſchoben.

Staublawinen und Grundlawinen ſind in den höchſten Alpenthälern bedeutende Urſachen größerer Anhäufung der Gletſchermaſſen, der nachtheiligſten Einflüſſe auf das Pflanzenleben und Urſache auch der Zerſetzung des Gebirgs; ſie ſind ſehr oft Folge der Zerſtörung des Baumwuchſes in hohern, und zugleich Urſache ſeiner Zerſtörung in den tiefern Regionen.

Wo Waldungen ſtehen, entſtehen nie weder Staub-, noch Grund-, noch Rutſch-Lawinen. Zu große Ausdehnung der Alpenwälder hat in der Vorzeit ohne Zweifel die Anhäufung der Schneemaſſen befördert und eine größere Kälte hervorgebracht. Die Folgen zu großer Schwächung dieſer Wälder ſind eben betrachtet worden und werden unten noch überzeugender dargeſtellt werden. Daß auf bewaldeten Berghängen oder Bergrücken, die dem Wehen des Föns ausgeſetzt ſind, die Schneelaſten nur allmälig ſchmelzen und zum Theil unſchädlich verdünſten, während ſie auf nackten Hängen jäh in Waſſergüſſe verwandelt, zerſtörend nach den Thälern ſtürzen, iſt hier noch beizufügen.

Wenn auf Schattenſeiten der Berge in kältern Sommern oder in Vertiefungen der Bergrücken die Schneedecke nach ſchneereichen Wintern nicht zu ſchmelzen vermag, ſo iſt nach Jahresfriſt der unten liegende Raſen zerſtört, die Dammerde bald von Winden oder Schlagregen fortgeführt, der unten liegende Fels durch Auswaſchen der Erdſchicht bald entblößt und dann zerſetzt. Auf den höchſten Bergrücken unſerer Alpen, wo ſie noch unter der Schneelinie liegen,

Digitized by Google

ſind ausgebreitete Flächen auf ſolche Weiſe von Raſen entblößt und, je nachdem der Abhang ſteil oder den Windſtößen ausgeſetzt iſt, für immer oder auf kürzere Zeit jeder Benutzung entriſſen worden. Die Alpenkräuter, faſt überall jeden Sommer abgeweidet, reifen nicht hinreichend Samen, um, ehe der Einfluß der rauhen Lüfte die entblößte Erde ganz unfruchtbar macht, einen neuen Raſen zu bilden.

Steinfälle, die ſowohl die Fruchtbarkeit hoher Alpen vermindern, als dem Holzwuchs auf den Thalhängen verderblich ſind, entſpringen urſprünglich öfter von dieſer Zerſtörung des Raſens her. Wo die Felsſchichten aber ſteil und ſteigend gegen die Thäler zu Tag ausgehen, dringt auf Sonnſeiten beſonders das Schneewaſſer leicht in die Fugen der entblößten Felſen und ſprengt ſie im Gefrieren nach und nach in Bruchſtücken auseinander. Lawinen und Druck der Gletſcher befördern die Zerſetzungen, die zu hemmen menſchlichen Kräften nicht gegeben iſt.

II.

Es werden in dieſem Abſchnitt diejenigen Thatſachen anzuführen ſein, die über die Bewegungen und Anhäufungen der Gletſcher, über ihre Ausbreitung unter die Grenze des Pflanzenlebens, über dieſe Grenze ſelbſt, über die Verödung der Weideplätze und über die Schwächung der Vegetationskraft auf den hohen Alpen Auskunft geben können. Die Folgerungen, die ſich aus der Zuſammenſtellung dieſer Thatſachen ergeben, werden der Auflöſung der Aufgabe, ſo weit ſie aus beſchränktem Standpunkte des Verfaſſers verſucht werden kann, näher führen, und, in Verbindung mit dem erſten Theile der Abhandlung, dem Vorſchlage der möglichen Hemmniſſe der Verwilderung der hohen Alpen zur Begründung dienen.

In Ermangelung alter ſchriftlicher Urkunden und mündlicher beſtimmter Ueberlieferungen über das abwechſelnde Vorrücken und den Rückzug der Gletſcher an ihren Mündungen in tiefere Thäler, geben die Erd- und Steinwälle, oder die ſogenannten Gandecken, welche bei dem Vorrücken die Gletſcher längs ihren Mündungen vorſchieben und nach ihrem Rückzuge hinterlaſſen, den einzigen Größen-Maasſtab dieſer Bewegungen. Die Furchen, welche die Gletſchermaſſen aus den Felswänden ſtoßen, durch die im Vorrücken durch Querthäler ſie ſich drängen, weiſen auf den höchſten Stand der Gletſcher in der Vorzeit. Aber genaue Zeit- und Maas-Angaben des Wachsthums und der Abnahme verſchiedener Gletſcher und der verſchiedenen Gletſchermündungen des nämlichen Eisfeldes in verfloſſenen Zeiten, in Verbindung mit den Witterungszufällen, die dieſen Bewegungen vorangegangen, fehlen der vaterländiſchen Geſchichte.

Mehr oder weniger beſtimmte mündliche Ueberlieferungen der Thalbewohner und Angaben von Schriftſtellern aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die ohne Zweifel ſich auf jene Ueberlieferungen gründen, bezeichnen folgende Daten über die Ab- und Zunahme der Gletſcher von Grindelwald.

Im J. 1540 ſollen die Grindelwaldgletſcher, ſo weit ſie ſich zwiſchen den nördlichen

Digitized by Google

Abhängen des Wetterhorns, des Mettenbergs und des Eigers in das bewohnte Thal ergossen, ganz weggeschmolzen sein.

Im J. 1600 sollen diese Gletscher, und so auch überhaupt die schweizerischen und tirolischen Gletscher den höchsten Stand der Vorrückens erreicht haben.

Im Jahr 1620 war, nach alten Dokumenten, der obere Grindelwald-Gletscher noch unweit der ältesten Gandecke. Nach Merians Karte zu schliessen, war die Gletschermasse noch im Jahr 1660 beträchtlich.

Von 1660 bis 1686 schienen die Gletscher sehr abgenommen zu haben.

Im Jahr 1703 war ihr Vorrücken wieder sehr beträchtlich. Auf die Abnahme von 1723 folgte die Zunahme von 1743, auf diese die Abnahme von 1750. Von 1770 bis 1778 trat wieder ein beständiges Vorrücken, nachher langsamer Rückzug ein.

Das letzte Vorrücken von 1818 und 1819 hat wirklich noch nicht gänzlich die ältesten Gandecken erreicht.

Im Jahr 1600 und auch 1777 scheint der untere Gletscher weiter als der obere vorgerückt zu sein, während sonst gewöhnlich das Vorrücken beider Gletscher in umgekehrtem Verhältniß statt gefunden.

Im Jahr 1561 war der Paß vom Grindelwald noch offen. Reformirte Walliser kamen noch zur Trauung nach Grindelwald herüber. Im Jahr 1578 wurden Kinder zur Taufe aus dem Wallis ins Grindelwald getragen.

Die Petronellen-Kapelle, die vermuthlich im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts von dem vorrückenden Gletscher fortgeschoben oder bedeckt wurde, stand hart am Rande des Felsens, an dem der untere Gletscher sich nun ins bewohnte Thal drängt. Die Jahrzahl der wiedergefundenen Kapellenglocke ist 1044. Die Kapelle steht noch auf der Landkarte von Schopf von 1570 abgebildet.

Im Jahr 1712 endlich flüchteten sich drei Grindelwalder wegen der Religionsverfolgungen damaliger Zeit aus dem Wallis ins Grindelwald, und brachten auf der gefahrvollen Reise drei Tage zu. Seither hat nie ein Mensch diesen Weg zurückgelegt.

Im Jahr 1777 war, nach Bessons Zeugniß, der Rhonegletscher im Oberwallis (der im Jahr 1819 seine entferntesten Gandecken noch nicht erreicht hat) über siebenhundert Fuß von den ältesten Gandecken entfernt und damals, nach dem Zeugniß der Hirten, seit zwanzig Jahren im Rückzug.

Es ist beachtenswerth, daß dieser Rückzug des Rhonegletschers auf den Zeitpunkt des beträchtlichen Vorrückens der Grindelwaldgletscher fällt. Auch im Jahr 1820 rückte der Grindelwaldgletscher noch vor, da schon im Jahr 1819 der Rhonegletscher anfing sich zurückzuziehen, der mit diesem zusammenhängende, nördlich auslaufende Triftgletscher hingegen noch im Vorrücken war.

Digitized by Google

Der Gleretaletſcher, der ſich vom Montvelan nach dem Bernhard ſenkt, war 1767, wo der Grindelwaldgletſcher ſich zurückzog, im höchſten Vorrücken, und 1777 ganz zurückgezogen, als hingegen das höchſte Vorrücken der Grindelwaldgletſcher ſtatt fand.

Sauſſure bemerkt gleichfalls, daß (1778) der Gletſcher des Bois und der Gletſcher von Mont dolent (auf den jenſeitigen Alpen) ſich zurückgezogen habe, während zu gleicher Zeit der unweit davon befindliche Gletſcher von Triolet vorgerückt ſei. Die entfernteſten Gandecken beweiſen, daß dieſer Gletſcher ehemals zweihundert Fuß hoher geweſen.

Zwiſchen dem Tſchingelhorn und der Buttlaſſen im Lauterbrunnenthal ging in vorigen Zeiten ein Weg nach dem Wallis, der im Jahr 1783 zum letztenmale von Bergknappen in Trachſellaui zurückgelegt wurde und nun vergletſchert iſt.

Auf dem Grunde, auf dem nun der Renftengletſcher im Urbachthal ruht, war vor etwa zweihundert Jahren eine zu vierzig Kühen geſeyete Alpweide. Die Jahrzahl iſt nicht genau zu beſtimmen, wann der Gletſcher in das Thal gedrungen; die obige Setzung von vierzig Kühen aber iſt allgemeine, vom Vater auf den Sohn übertragene Sage in der Gemeinde Geisholz, welcher die Alpweide gehörte. Der Reſt der Alpweide, den der Gletſcher übrig ließ, wurde im Jahr 1569 der Gemeinde Grund verkauft und war damals nur noch zu acht Kühen geſeyet.

Der Renftengletſcher, der mit dem Gauligletſcher zuſammenhängt, iſt nun wirklich neben dem Toſſenhorn weiter, als nie, in das Urbachthal gedrungen, und hat ſich im verfloſſenen Sommer (1819) über einen Rand des Felſens ſtückweiſe mit abgeſtürzten Eismaſſen über die ſchöne Weide am Ilmenſtein verbreitet, die nun, wie vormals die Renftenalpweide, zu vergletſchern droht.

Der Renftengletſcher hat vor einigen Jahren ein Stück Holz von einem Fichtenſtamm ins Thal geſchoben, auf dem eingehauene Buchſtaben (wahrſcheinlich das Namenszeichen des Eigenthümers, der den Baum gefällt und gehauen hat) ſichtbar waren. Der Grund des Renftengletſchers, wo ehemals dieſe Tannen geſtanden haben müſſen, kann aber in abſoluter Erhöhung nicht über ſechstauſend Fuß hoch, mithin nicht über der möglichen Vegetation der Rothtannen liegen.

Unweit dem ſchwarzen Bret, auf der Höhe des untern Grindelwaldgletſchers, ſollen noch zur Zeit, als Gruner die dortigen Eisgebirge beſchrieb, abgeſtorbene Lerchtannen im Gletſcher-Eis ſichtbar geweſen ſein. Auch hier aber kann der Gletſchergrund nicht höher als die Vegetationsgrenze der Lerchtanne liegen, die nach Hrn. v. Buch über Bernina ſich noch 6970 Fuß hoch finden. Auch das Thal, das nun der Gauligletſcher ausfüllt, ſoll vormals Alpweide geweſen ſein. Das Nämliche verſichern alte Sagen von den Thälern, die nun der Vorderaar- und die Grindelwald-Gletſcher mit Eis erfüllt haben, und die in ihrer Erhöhung über das Meer nicht höher als die wirkliche Vegetationsgrenze der Alpenkräuter reichen.

In Mitte des Gelmerengletſchers, auf dem rechten Aarufer bei Handeck, wurden vormals an einem vereinzelten Felſen, der ſonſt hundert und fünfzig bis zweihundert Fuß aus dem Gletſcher

Digitized by Google

hervorragte, Kriſtalle gegraben. Jetzt iſt dieſer Fels unter dem angewachſenen Gletſcher verſchwunden, der ſeine älteſten Gandecken erreicht hat.

Der Vorderaargletſcher unweit dem Grimſelſpital, der in alten Zeiten durch ſein Vorrücken eine Alpenweide bedeckt haben ſoll, iſt nun mehrere hundert Fuß weiter als die älteſte Gandecke gerückt; an den Felſenwänden, durch die die Gletſchermaſſe ſich in ihrer Mündung drängt, ſind die höchſten Spuren der vom Gletſcher ausgeſtoßenen Furchen unter dem Eiſe begraben. Mehrere der alten Arven, die hier noch auf der Sonnſeite ſeit vielen Jahrhunderten ohne Spuren des Verderbens geſtanden, haben ſchon vor den rauhen Jahren von 1816 und 1817 zu verdorren angefangen.

Unter dem Schwarzhorn, das auf ſeiner höchſten Spitze den Sommer über Schneeflecke behält, mithin bei achttauſend Fuß hoch ſein mag, liegt nordwärts in einer Vertiefung der blaue Gletſcher auſſer aller Verbindung mit andern Gletſchern. Der ſechsundſiebenzigjährige Georg Baumann von Grindelwald hat ausgeſagt, ſein Großvater habe ihm erzählt, der Anfang dieſes Gletſchers ſei wenig Lawinenſchnee geweſen, der im Sommer nicht fortgeſchmolzen. Der Gletſcher, deſſen Abfluß nun den Reichenbach und den Gießbach vergrößert, hat ſich in den Jahren 1816 und 1817 beträchtlich vermehrt, und die beiden warmen Jahre von 1818 und 1819 haben die Gletſcher und Schneeanhäufungen von 1816 und 1817 noch nicht wegzuſchmelzen vermocht; doch iſt die entfernteſte Gandecke des Gletſchers noch nicht gänzlich erreicht geweſen.

Der Tſchingelgletſcher im Grund des Gaſterenthales hatte im Jahr 1808, nach der Entfernung der älteſten Gandecken und den Auskerbungen an ſeinen Felſenufern zu ſchlieſſen, bei hundert Fuß in der Höhe und bei zweitauſend Fuß in der Länge abgenommen. Im Jahr 1786 war ſein ſtärkſtes Vorrücken in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; noch zu Ende des Herbſtes 1819 war die Gandecke von 1785 nicht erreicht, von welcher letztern die entfernteſte Gandecke noch etwa vierhundert Schritte entfernt iſt.

Der Lötſchenthalgletſcher hingegen, der mit dem Tſchingelgletſcher in Verbindung ſteht, aber jenſeits ins Wallis ausläuft, hatte im Jahr 1819 ſich beträchtlich weiter als die älteſte Gandecke vorgeſchoben.

Die zu Gaſteren gehörige Hochwydenalp war ehemals, nach allgemeiner Sage, deren Glaubwürdigkeit die Unterſuchung des Alpengrundes leicht verbürgt, zu hundert Kühen geſetzet; nun werden da deren nicht mehr als ſiebenundzwanzig geſömmert. Die Verwilderung wird den Steintrümmern zugeſchrieben, die, von den ſchroffen Felsbängen abſtürzend, einen großen Theil des Alpbodens bedeckt haben.

Im Dorfchen Gaſteren, 4300 Fuß hoch über das Meer, blieben vor 1787 gewöhnlich den Winter über zehn Haushaltungen, ſeither keine mehr, aus Furcht wegen der häufiger gewordenen Schneelawinen.

Digitized by Google

Der Gletscher, der vom Altels sich gegen Gasteren senkt, ist weiter als nie vorgerückt. Der Wildelstg-Schafberg ist im Jahr 1819 durch sein Vorrücken ganz unzugänglich geworden.

Der Gyggigletscher, der vormals unbedeutend gegen die Grimselstraße zu Tag ging, ist nun über hundert Fuß höher und (1819) einige hundert Fuß weiter, als nie, gegen die Aar vorgerückt. Die unweit demselben liegende Gyglialp war noch vor zwanzig Jahren zu zwanzig Kühen gesetzet. Jetzt werden nur noch zehn Kühe und Schafe da gesömmert. Würden nach der alten Sey wieder zwanzig Kühe hingetrieben, sie würden nicht mehr die Hälfte der Sömmerungszeit da verweilen können. Die Verwilderung der Alp wird von den Alpbesitzern der Wirkung häufiger fallender Lawinen, Steinfällen und dem sichtbar sich verschlimmernden Graswuchs, dieser aber einmüthig den rauhen Lüften zugeschrieben.

Der Engstlengletscher, an der unterwaldischen Grenze, hat im Herbst 1819 die ältesten Gandecken überschritten. Unweit diesem Gletscher liegt die Scharmattalp auf der noch Kolosse alter und gesunder Arven, aber zwischen denselben nirgendwo junge Bäume dieser Art stehen. Vor dreißig bis vierzig Jahren trugen diese Arven im Uebermaas Früchte, seither keine oder wenige; selbst im Jahre 1818, das im tirolischen Hochgebirg sich durch eine reiche Arvenärnte auszeichnete, war auf der Scharmattalp diese Aernte nur mittelmäßig.

Auch auf den grindelwaldischen Alpen reiften vor dreißig bis vierzig Jahren die Früchte der Arven in ausserordentlicher Menge, seither nie reichlich. Durch frühe, harte Fröste im Herbst und durch späte Frühjahrsfröste sind seit jener Zeit bald die Früchte, bald die Blüthen verdorben. Dieses Mißlingen der Arvenärnten kann nicht von Ausrottung alter Arven herrühren, da auf der Strammen- und Wargistahl-Alp sich noch häufig gesunde alte und jüngere Arven finden. Den rauher werdenden Lüften schreiben einstimmig die Thalbewohner und Hirten diese Erscheinung zu.

An der Gadmenfluh auf einem nordwärts gegen Engstlenalp sich senkenden Abhange, wo sonst gewöhnlich der Schnee liegen blieb, hat dieser im Jahr 1819 die Natur der Gletscher angenommen, in Schründe zu spalten und vorzurücken angefangen.

Der Wendengletscher, seitwärts dem Gadmenthal, hat die ältesten Gandecken noch nicht, wohl aber die Gandecke von 1770 erreicht; der Rufefteingletscher, der Schwadrigletscher und der Gletscher der Jungfrau gegen die Wengerenalp hatten im J. 1819 die ältesten Gandecken überschritten.

Der Steinengletscher an der Alp, über die die neue Straße durch das Gadmenthal nach dem Gotthard führt, hat im Herbst 1819 die älteste Gandecke in seinem Vorrücken, jedoch noch nicht die Höhe dieser Gandecke erreicht.

Neben diesem Gletscher, an der Schattenseite des Bergbangs, auf der sogenannten Kuhbergli- und Umpohl-Weide, fanden vor etwa sechszig Jahren zwanzig Kühe reiche Weide; jetzt taugt dieser Grund kaum mehr zur Schafweide. Es sind nicht Steinfälle und nicht das

Digitized by Google

Vorrücken des Gletſchers oder Lawinen, ſondern, wie die Hirten verſichern, die rauhern Lüfte, welche dieſe Verſchlimmerung der Weide verurſacht haben.

Der Geltengletſcher im Grunde des Lawinenthals war ſchon im Jahr 1818 bei tauſend Fuß weit über die älteſten Gandecken vorgerückt.

Das von Oſten gegen Weſten ſtreichende, bei viertauſend Fuß über das Meer erhöhte Gadmenthal verengt ſich bei der ſogenannten Schafftelen gegen das anſtoßende, etwas mehr nördlich fallende Reſſenthal. Von Süden her läuft die Mündung des engen und hohen Trifftthales, in deſſen Grunde der Trifftgletſcher mit dem Rhonegletſcher in Verbindung ſteht. In der Verengung des Thales liefen dichte Fichtenwaldungen, der Sodleckwald und Oergeliwald, an den ſteilen Bergbängen bis in den Grund des Thales. Vor dreißig bis vierzig Jahren wurden dieſe Waldungen von der damaligen Bergwerks-Verwaltung kahl niedergehauen; ſeither iſt der Bergbang theils wegen Mangel der Beſamung, theils wegen der Ziegenweide kahl geblieben, und es iſt, nach allgemeiner, übereinſtimmender Sage der Bewohner des Gadmenthals, rauher geworden. Es wird geklagt, daß vordem die Schneelawinen nie häufig, die Nordweſt- und Südweſt-Winde nie ſo heftig geweſen, daß mehrere Gartengewächſe nicht mehr, wie vormals, gedeihen, und daß z. B. der Kabis ſelten mehr Köpfe bilde. Im J. 1788 haben, nach der Verſicherung bejahrter, glaubwürdiger Männer, auf den Wieſen des Dorfes noch bei dreißig Fuß hohe und acht bis zehn Zoll ſtarke Kirſchbäume geſtanden, da bisweilen Kirſchen reiften. Seit etwa fünfunddreißig Jahren haben da nie mehr Kirſchen gereift; die alten Kirſchbäume, von denen dem Verfaſſer noch Stöcke vorgewieſen wurden, ſind zu Grunde gegangen, und die jungen, die nachzupflanzen verſucht wurden, ſind verdorben, wenn ſie kaum die Höhe von acht Fuß erreicht hatten.

Das Dörfchen Andereck im Gadmenthal hatte in vorigen Zeiten wenig von Schneelawinen zu leiden, und es war vor zwölf Jahren kein Beiſpiel bekannt, daß durch Schneelawinen Häuſer daſelbſt zerſtört worden wären. Hoch über dem Dörfchen auf dem ſüdlichen Bergbange liegt der kleine, aber tiefe Gadelauifee unter einem Felshange, von dem von Zeit zu Zeit Staub- und Grundlawinen gegen den See ſtürzen. In ehemaligen Zeiten fror den Winter über der See immer zu, aber nie ſo feſt, daß nicht jedesmal die Eisdecke von den niederfallenden Lawinen durchbrochen worden wäre. Die Gewalt der Lawine wurde dann durch das Waſſer des Sees gebrochen und nur Waſſer mit durchnäßtem Schnee ohne Schaden über den Bergbang gegen das Dörfchen getrieben. Nun iſt in den letzten Jahren der See ſo feſt gefroren, daß die darauf niederſchlagende Lawine, ohne die Eisdecke durchbrechen zu können, überſchlug, den Wald des Thalhanges niederwarf und drei Häuſer des Dorfchens mit den Bewohnern zerſchmetterte.

Das bei 3300 Fuß über das Meer erhöhte Dorf Guttannen liegt in dem ſüdlich gegen den Grimſel ſteigenden Thal; tiefer in dem nämlichen Thal liegt das Dörfchen Imboden in einer Thalverengung. Seitdem nach wiederholten Feuersbrünſten zu Wiedererbauung des

Dorfes die Wälder von Guttannen entweder kahl, oder doch sehr licht gehauen worden sind, weht der Fön häufiger und heftiger das Thal herunter. Vor der Einäscherung des Dorfes Guttannen wurde sowohl auf den dortigen Wiesen, als bei Imboden, häufig Hanf gebaut; seither wegen früher eintretendem Schnee niemals mehr.

In Guttannen sowohl, als in Imboden, wurde vor Zeiten viel Kirschwasser gebrannt; seit langer Zeit nicht mehr, weil die noch vorhandenen Kirschbäume nicht mehr Früchte tragen.

Obenher der Heufteinalp, gegenüber dem Dörfchen Imboden, liegt ein Wildheumaad, das einem Zwalder Menk (Melchior Zwalder) gehörte, der vor vierzig Jahren gestorben ist. Alte Leute im Dorfe Imboden erinnern sich noch wohl, daß dieser Melchior auf dem Wildheumaad zwanzig Bürden Heu ärntete; jetzt werden auf dem nämlichen Maad, das weder den Schneelawinen, noch dem Vergletschern, noch Steinfällen ausgesetzt ist, in den besten Heujahren nicht mehr als zehn Bürden Wildheu geärntet.

Auf der großen Engstligenalp im Oberhasli war ehemals der Tag der Auffahrt mit den Kühheerden gewöhnlich auf den längsten Tag (den 21. Juni) festgesetzt; seit dreißig bis vierzig Jahren aber wird gewöhnlich acht bis zehn Tage später auf die Alp gefahren. Die Abfahrt von der Alp war ehemals gewöhnlich auf Alt-Michelstag (nach altem Kalender) oder auf den 12 Oktober; seit eben so langer Zeit fällt die Abfahrt gewöhnlich den Neu-Michelstag, d. h. auf den 30. September. Ueberhaupt war der Tag des Haslimarkts vor Zeiten der gewöhnliche Abfahrttag für die mehrsten oberhaslischen Alpen; jetzt ist dieser Tag der Abfahrt gewöhnlich acht Tage früher, und zwar weniger aus dem Grunde, weil die Steinfälle nach und nach mehr Weidegrund bedecken, sondern mehr noch, weil auf den hohen Alpen der Graswuchs auf den Gräten, besonders auf Schattenseiten, immer schlechter wird, und an dem Platze saftiger Kräuter Flechtenarten (Lichenes) und Fax (Nardus strictus) den ausgemagerten Grund überziehen.

Auf Gimelwald (4090 Fuß über dem Meer) hat der alte Hans Feuz vor dreißig Jahren auf drei schönen Kirschbäumen öfter reife Kirschen geärntet. Der Käufer der Wiese, auf welcher sie gestanden, hat sie vor einigen Jahren niedergehauen, weil sie nie mehr Früchte zeitigten. Junge Kirschbäume werden auf Gimelwald keine mehr gepflanzt, weil sie nach gemachten Erfahrungen nicht mehr gedeihen.

Auf der zur Sefinenalp gehörigen Boganggenweide, hinter dem Horn, wurden ehemals viele Pferde gesömmert, wie der vor fünfundzwanzig Jahren verstorbene vierundsiebenzig Jahr alt gewordene Christen Feuz auf Murren seinem Sohn oft erzählt hat. Jetzt werden wegen des verschlimmerten Graswuchses keine Pferde mehr dahin getrieben, und nur wenige Kühe zu kurzen Taaweiden, die da ärmliche Nahrung finden; auch hier sind weder Steinfälle, noch Lawinen oder Gletscher die Ursache der Verwilderung.

Auf der nämlichen Alpweide ist in den höchsten Bezirken der Rasen gänzlich verschwunden, wo vormals gute Alpenkräuter wuchsen. Dieses Verderben des Rasens rührt daher, daß hier

in den Jahren 1816 und 1817 der Schnee auf demſelben liegen blieb. Im Jahr 1818 war der mehrſte Schnee hier wieder fortgeſchmolzen, der Raſen aber im Herbſt 1819 noch nicht hergeſtellt, ſondern die gute Erde ſichtbar vermindert.

Auf der Lawinenvoralp im Gentelthal, auf der eine Menge alter, großer Ahornen ſtehen, hat Melchior Dennler von Wyler vor zehn Jahren viele aus dem Samen im Freien aufgegangene Stämmchen dieſer Holzart, in der Hoffnung, ſie groß zu ziehen, ſorgfältig gegen das Vieh verwahrt; ſie blieben ſechs Jahre lang vegetirend, wuchſen in dieſer Zeit etwa drei Zoll hoch, und gingen dann alle zu Grunde. Auch im Gadmenthal, wo alte Ahornen von ſechs Fuß im Durchmeſſer ſtehen, wird geklagt, daß die wenigen jungen Ahornen nicht mehr kräftig wachſen wollen.

In dem Gaſterenthälchen, das bei 4300 Fuß hoch, aber vor den Nordwinden geſchützt iſt, hat vor dreißig Jahren der Jagdaufſeher Peter Künzi zum letztenmal von einem Kirſchbaume reife Früchte gepflückt, der ſeither verdorben iſt. Die noch übrigen Kirſchbäume ſterben nach und nach gleichfalls ab.

Des Jagdaufſeher Laueners Vater hat auf den Sandweiden bei Lauterbrunnen vor vierzig Jahren zwanzig Kirſchbäume gepflanzt; nun ſind, mit Ausnahme von vier in geſchützter Vertiefung ſtehender, alle zu Grunde gegangen; keiner hat einen Fuß im Durchmeſſer erreicht; unweit denſelben ſtehen noch Stocke von alten Kirſchbäumen, die beweiſen, daß dieſe Baumart in vergangenen Zeiten hier freudiger gedieh.

Auf einer großen, zur Reßlerenalp gehörigen, gegen Mitternacht fallenden und von Wald entblößten Berghalde war vor ſiebenzig Jahren, laut allgemeiner, von alten Männern herrührender Sage, die ſchönſte Kuhweide; jetzt iſt die ganze Halde von Steintrümmern bedeckt, von Schneelawinen her, die hier vormals ſelten niederfielen. Wo die Lawinen ſtehen, war der Abhang ſonſt mit Raſen überzogen; jetzt iſt aller Raſen verſchwunden und nichts als Steingerieſel an deſſen Platz. Der ſiebenzigjährige Landsvenner Egger, der vor zehn Jahren verſtorben, hat erzählt, daß in ſeiner Jugend auf dieſer Bergbalde kein Stein hätte gefunden werden können, einer Kuh nachzuwerfen. In den verwitterten Steinen oder Steingerieſel wachſen hier vereinzelt noch am liebſten Mutteren und Gemswurzeln, Phellandrium mutellina und Arnica montana.

Vor etwa fünfundfünfzig Jahren iſt die Wengerenalp (zwiſchen Lauterbrunnen und Grindelwald) um zwanzig Kühe tiefer geſetzet worden, und zwar wegen Abnahme des Graswuchſes, da die Alp weder den Steinfällen, noch den Lawinen bedeutend unterworfen iſt. Auf der Scheideggegi, dem oberſten Grat dieſer Alp, iſt der Raſen meiſtens verſchwunden, und es finden ſich da nur kleine Büſchel der magern Grasart, die die Oberländerhirten Fax nennen, zwiſchen dieſen Büſcheln zerbröckeltes Geſtein, aus dem die Dammerde fortgeſchwemmt oder durch Winde fortgeführt wurde. Der alte Konrad Lauener, der vor fünfundvierzig Jahren verſtorben, fragte ſeinen Knecht, der von der Alp nach dem Dorfe zurückkam: Nicht wahr, es

iſt droben auf der Legi nicht mehr, wie zu meiner Zeit? Als Bub' habe ich dort oft mit der Sichel Gras gemäht und das Heu zum Lager in die Sennhütte getragen; jetzt iſt da nichts mehr zu mähen.

Die Sausalp liegt in einem Thälchen, das zwiſchen der Schwalmeren und dem Schildhorn und Schwarzhorn gegen Oſten fallend, ins Lauterbrunnenthal auslauft. In alten Zeiten ſömmerten auf dieſer Alp fünfhundert dreiundſechszig Kühe, und auf den oberſten Gräten der Alp bei tauſend Schafe, die auf dem eine Stunde langen Weidebezirk, vom Schwarzhorn bis an die Kirchflub, hinreichende Nahrung fanden. Tiefer, unter dem Schwarzengrat, vom weißen Gebirg hinweg bis unter die nämliche Kilchegg, hoch über dermaliger Grenze der Wälder, gingen auf dieſem, ehemals weder dem Eis, noch Steinfällen oder Lawinen ausgeſetzten Bezirk fünfhundert Kühe fünfzehn Tage lang zur Tagweide, wo jetzt ſelten eine Kuh mehr hingeht, aller Raſen beinahe verſchwunden iſt und nur verwittertes, zerbröckeltes Geſtein zum Vorſchein kommt.

Nach und nach verſchlimmerte ſich der Graswuchs auf dieſen hohen Weiden und die Steinfälle und Lawinen mehrten ſich ſo ſehr, daß im Jahr 1750 die Alp tiefer geſetzet und für jede Kuhweide anderthalb Bergrechte aufgewieſen werden mußten. Jetzt weideten da noch im Jahr 1819 zweihundert fünfundſechszig Kühe, ſieben Pferde, fünfzig ein- und zweijährige Rinder und fünfzig jüngere Kälber; und auf dem ehemaligen Schafberge weidet kein einziges Schaf mehr. Der achtzigjährige, vor fünfzig Jahren verſtorbene Ulli Brunner hat dem dreiundſiebenzigjährigen Chriſten Wyß, gegenwärtigem Obmann auf Iſenfluh, oft erzählt, daß in ſeiner (des Ulli's) Jugend, da er ſelbſt Schafhirt auf Saus geweſen, in dem genannten, nun verwilderten Schafberge mehr als tauſend Schafe zur Weide gegangen ſeien.

Dieſe Verwilderung rührt theils von Steinfällen vom Schwarzborngrat, theils von Eisfällen und häufiger gewordenen kalten Winden her. Der Schwarzborngrat, der ſich immer mehr ſchichtenweiſe zerſetzt, beſteht aus dem im Oberland ſo geheißenen Eiſenſtein, einem Kalkſtein mit Thon und eiſenhaltiger Bindung, der an ſich ſehr hart, aber leicht in Blätter voneinander löſet. Der Schildborngletſcher, der, ganz ohne Verbindung mit andern Gletſchern, ſich nur auf der Mitternachtſeite angeſetzt hat, da im Sommer auf der Sonnſeite aller Schnee wegſchmilzt, war in vorigen Zeiten noch weit von dem Abſturz der Felſen gegen die Sausalp entfernt, und im Herbſt 1819 auf die Kante dieſer Felſen, weiter als nie vorher, vorgerückt, ſo daß nun kein Menſch zwiſchen dem Felshang und dem Gletſcher vorbeigehen kann. Noch vor dem Jahre 1780 war auf den Felſenterraſſen des Schwarzhorns und des Schildhorns einiger Graswuchs und es weideten da häufig Gemſen. Jetzt iſt aller Graswuchs verſchwunden und ſelten erblicken hier die Hirten eine verſprengte Gemſe. Alter Ahornen waren vordem viele im Grunde des Sausalpthals, wie noch Stöcke und Wurzeln beweiſen; jetzt ſteht kein Ahorn mehr da. Die Sage geht, daß ehemals auf der Alp auf den noch ſogenannten Sausmatten ein Dorf geſtanden; noch heißt hier ein Bach der Mühlebach, und

Digitized by Google

urkundlich gewiß ist, daß die Antheilhaber der Aly in alten Zeiten einen Mühlenzins an die Obrigkeit entrichtet haben.

Auf der Sonnseite der Sausaly, im sogenannten Färrichwald, war vormals sehr schöner Rothtannenwald. Der Vater des alten obengenannten Christen Wyß hat hier einen drei Fuß im Durchmesser haltenden Stamm zur Verfertigung eines Brunnentrogs gefällt, der noch wirklich bei der Sennhütte ist. Jetzt ist da kein hoher Baum mehr, und die herumstehenden Rothtannen verderben alle im Wipfel, wenn sie vier bis zehn Fuß Höhe erreicht haben. Auf der Schattenseite der Aly hat ehemals eine halbe Stunde höher, als der gegenwärtige oberste Waldsaum, ein Arvenwald gestanden, wo noch jetzt der Bezirk das Arvi heißt, aber kein Baum mehr zu finden ist. Noch sieht man hier zwei Fuß dicke Arvenstöcke, deren Wurzeln nacktes Gestein umspannen, von dem die Erde fortgespült ist. Im obersten Waldsaum unter diesem Bezirk reifen die Rothtannen keinen Samen mehr.

Auf der zur nämlichen Sausaly gehörigen Kienegg, wo die Weide noch jetzt den Namen der schlechten Matten trägt, ist der Schnee einige Jahre lang liegen geblieben. Im Jahr 1818 schmolz derselbe fort, aber aller Rasen war zerstört. Im Jahr 1819 fand da der Jagdaufseher Lauener noch kein Gras, sondern Staudberde, ein Spiel der Winde.

Auf den Wiesen des Dörfchens Sazeten (beiläufig 3400 Fuß hoch) finden sich, z. B. auf der Gieselmatten, alte Kirschbäume von 2½ Fuß im Durchmesser, die vormals sehr viele Früchte getragen. Der sechsundsiebenzigjährige Jakob Roth in Sazeten versichert, daß in seiner Jugend hier die Kirschen alle Jahre gerathen seien, da sie hingegen, soweit sein fünfunddreißigjähriger Sohn sich zu erinnern weiß, nie mehr reichlich und seit vielen Jahren gar nicht mehr gerathen seien. Dieser letztere Sohn von Jakob Roth hat seit zwanzig Jahren über fünfzig junge Kirschbäume auf die Dorfwiesen gepflanzt, von denen kein einziger gut gewachsen und die mehrsten zu Grunde gegangen sind. In den Rothtannenwäldern, die im Sazetenthal hoch über dem Dörfchen an den Berghängen steigen, finden sich hingegen noch gut wachsende Kirschbäume, die aber, wenn sie auf die Wiesen des Dorfes herunter ins Freie verpflanzt werden, alle verderben. Der Graswuchs auf diesen Wiesen hat sich nicht verschlimmert, da zweihundertjährige Scheunen in den letzten Jahren wieder mit Heu angefüllt worden sind.

Auf der Schwalmeren, einem Gebirg im Grunde des Sazetenthals, dessen Gipfel in die Region des ewigen Schnees reicht, war, laut den Zeugnissen des alten Roth und anderer bejahrter Männer, vor Zeiten auf den obersten Halden der Sonnseite überall Graswuchs. Seit vielen Jahren, besonders seit 1817, ist nun aller Rasen verdorben, und auf dem Gipfel des Berges war im Jahr 1819, nach zwei sehr heissen Sommern, da viel mehr Schnee, als im Jahr 1814 vor den kalten Sommern von 1816 und 1817.

Auf der Schattenseite der Sulegk, etwa 6200 Fuß hoch, wo vormals Schafweide war, ging der Rasen bis auf den Gipfel; seit vierzig bis fünfzig Jahren ist nach und nach der Rasen

Digitized by Google

verſchwunden, und es zeigt ſich jetzt nichts als zerbröckeltes Geſtein (Gerieſel). Der alte Roth iſt überzeugt, daß hier, ſelbſt wenn noch viele der Fruchtbarkeit ſo günſtige Jahre, wie 1818 und 1819, erfolgen ſollten, der Raſen doch nicht mehr ſich herſtellen könnte, weil durch Regengüſſe die Erde weggeſpült oder während der Trockniß vom Winde fortgetragen worden ſei.

Am Gerſtenhorn, auf einer Schafweide hinter der Tſchingelfeldalp, die gegen Mittag abhängig iſt und bei tauſend Fuß hoch über der gegenwärtigen Waldgrenze liegt, wird ſeit mehrern Jahren die Schneedecke von Windſtürmen fortgeführt, der Raſen, hierdurch ſeiner Winterbekleidung beraubt, verſchwindet immer tiefer hinab und läßt nur unfruchtbares Geſtein zurück.

Auch auf dem Tſchingelfelder Schafberg verdirbt ſichtbar der Raſen und die Schafweide wird ſchlechter, obgleich, wie überhaupt (wegen der thuern Winterung) auf den meiſten oberländiſchen Schafalpen, ſeit langer Zeit bei weitem nicht für den Betrag der ganzen alten Setzung Schafe aufgetrieben werden.

Auf der Azalp, am Brienzerſee, die ſeit alten Zeiten für zweihundert und vierzig Kühe geſetzet iſt, weidet noch immer die nämliche Anzahl. Vor etwa vierzig Jahren aber dauerte gewöhnlich die Alpfahrt dreizehn Wochen; ſeither, ſelbſt in den fruchtbaren Jahren von 1818 und 1819, hat die Sömmerung nie mehr volle dreizehn Wochen gedauert, obgleich ſeit ſechs Jahren die um die Sennhütten liegenden Läger im Gemeinwerk von den Alpgenoſſen gedüngt werden.

Die Azalp iſt in dem oberſten Läger nicht über die Region der Arven erhöht; ſie iſt oben abgeplattet, ohne ſteile Abhänge, und weder im Bereich der Schneelawinen, noch der Gletſcher, von denen die Verwilderung der ſchönen Alp herrühren könnte; aber auf ihrem höchſten Rücken fängt ſichtbar an der Raſen dünner zu werden, und von der Ebnenfluh, die zu der höhern Tſchingelfeldalp gehört, ſtürzen, was vor vierzig Jahren noch ſelten geſchah, häufig Felstrümmer nach der Azalp. Auf dieſer Ebnenfluh fanden noch vor vierzig Jahren die Kühe von Tſchingelfeld gute Weide; jetzt weiden da nur Schafe, die, nach dem Ausdruck der Hirten, das kurze Gras kaum mehr ergreifen können.

Auf der Schattenſeite der Azalp blieb im oberſten Läger im Jahr 1817 Schnee liegen, unter dem der Raſen verdarb, aber da der Boden nicht ſteil und das Erdreich tief aufliegt, ſo hat im Jahre 1819 der Raſen ſich wieder zu bilden angefangen.

Auf dem 6831 Fuß hohen Gipfel des Hohgants, zwiſchen dem Tſchangnau- und Habcheren-Thal, fanden in alten Zeiten Kühe reichlichen Graswuchs. Der neunzigjährige, vor mehrern Jahren verſtorbene Weibel Imboden zu Unterſeen hat oft erzählt, daß er in ſeiner Jugend mit ſeinen Kühen da geweidet und gutes Gras gefunden habe. Vor fünfundzwanzig Jahren weideten da keine Kühe mehr, hingegen noch ſechshundert Schafe. Gegenwärtig finden zweihundert Schafe auf der gleichen Weide nur karge Nahrung, weil der Raſen zum Theil zerſtört iſt, zum Theil immer dünner wird und die Winde alle entblößte gute Erde entführen.

Digitized by Google

Auf den über Beatenberg auf Sonnseiten liegenden Gemmen- und Burgfeld-Alpen, wovon diese vormals siebenzig, jene hundert und fünfzig Kühe sömmerten, ist die Seyung gegenwärtig für Burgfeld auf ein Drittel, für Gemmenalp auf ein Viertel des vormaligen Bestandes reduzirt worden.

Auf den Voralpen der äussersten Gemeinde (Bäurt) von Beatenberg wurden vor dreißig Jahren auf jedes Gemeinderecht anderthalb Kühe Besatz gerechnet (wo dann je zwei Rechte drei Kühe treiben konnten); jetzt wird auf jedes Recht nur eine Kuh zugelassen. Diese Einschränkung ist nicht die Folge gestiegener Bevölkerung (da diese, wegen häufiger Auswanderungen der Beatenberger in andere Gemeinden, seit jenen dreißig Jahren nur von fünfundsiebenzig auf achtzig Haushaltungen gestiegen ist), sondern es rührt die Herabsetzung der Seyung bestimmt von geschwächtem Graswuchs her, da große Bezirke der Voralpen (die über den Grenzen der gegenwärtigen Waldung, aber unter den Grenzen des Fichtenwachsthums liegen), die vormals gutes Gras getragen, nun mit isländischem Moos und Fax überzogen sind, ohne daß hier Schneelawinen, Steinfälle oder Gletscher mitgewirkt haben können. Noch vor fünfzehn Jahren war die Abfahrt von Burgfeld gewöhnlich auf Michelstag (den 11. Oktober) gefallen; seither ist sie gewöhnlich auf heil. Kreuztag (den 3. Oktober). Die Alpen auf Beatenberg liegen, wie gesagt, auf südlich fallenden Abhängen, sind aber nichtsdestoweniger den Nordwinden sehr ausgesetzt, die aus dem an ihrem Fuße sich öffnenden Habcherenthal gegen das Längenthal von Unterlachen häufig und heftig wehen.

Auf Beatenberg stehen bei 3600 Fuß hoch noch Kirschbäume von anderthalb Fuß Durchmesser, die freilich eine Menge dürrer Aeste zeigen; junge Kirschbäume, so viel auch deren zu pflanzen versucht worden, gedeihen nicht mehr und verderben in wenigen Jahren.

Auf dem Giesenberg, einer zu zweihundert Kühen gesseten Alp, unweit Kandersteg, ist in den höchsten, etwa 1500 Fuß über der gegenwärtigen Waldgrenze liegenden Bezirken der Rasen von beträchtlichen Strecken ganz verschwunden. Seit dreißig bis vierzig Jahren ist dieses Verderben des Graswuchses am auffallendsten bemerkt worden, und die Kühe ziehen seither auch acht Tage früher von der Alp, als vorher geschehen. Diese Verschlimmerung des Graswuchses kann weder Steinfällen noch Gletschern, sondern muß allein den rauhen oder öfter wehenden Lüften zugeschrieben werden.

Beinahe alle Alpen des Lauchenthals sind seit fünfzehn bis zwanzig Jahren in ihrer Seyung heruntergesetzt worden. Der Geltenberg trägt nur noch zwei Drittel seiner vormaligen Seyung; nicht viel mehr der Feißeberg. Die beiden Tentlisberge, das Blatt, der Beuschen und der Tossenberg sind um ein Neuntel der alten Seyung heruntergesetzt worden.

Unter dem bei siebentausend Fuß hohen Steinschlagborn, das mit der Riesenkette das Simmenthal vom Kanderthal sondert, liegt, etwa fünfhundert Fuß tiefer als der

Gipfel, ein kleiner See, an deſſen Ufern torfartiger Grund, unter dem noch unlängſt faſt unverſehrte Rothtannenſtämme und Tannzapfen ausgegraben worden ſind.

Auf gleicher Höhe mit dieſem See findet ſich an dieſen Gebirgen kein Baum mehr von einiger Stärke; etwa dreihundert Fuß tiefer ſtehen noch einzelne kleine Rothtannen, die aber ſämmtlich im Gipfel dürr ſind, und obgleich nur anderthalb Zoll im Durchmeſſer, doch bei fünfzig Jahrringe zählen. Die gegenwärtige Grenze des darunter ſtehenden geſchloſſenen Rothtannenwaldes geht hier nicht höher als etwa 4800 Fuß.

Unter dem 7250 Fuß hohen Rothhorn, über Brienz, liegt der oberſte Saum der gegenwärtigen Rothtannenwaldung nicht höher, als etwa 5200 Fuß über das Meer, und in dieſem oberſten Saum ſtehen die Rothtannen nur buſchartig, höchſtens zehn Fuß hoch, alle wipfeldürr. Wohl tauſend Fuß höher am Berggrat ſtehen noch Spuren von einen Fuß ſtarken Rothtannenſtöcken und Baumwurzeln im Erdreich.

Auf dem nämlichen Gebirgsrücken im Stollisbrawen, der zu der Planalp gehört, hat vor zwanzig Jahren der alte, nun blinde Peter Hohlenweger von Brienz eine Stunde höher, als der gegenwärtige oberſte Waldſaum, noch große Baumwurzeln zum Käſen aus dem Boden gegraben.

Am Schwarzhorn, das weſtlich von Brienz etwa ſechstauſend Fuß ſich über das Meer erhebt, hat ſich vor zehn Jahren eine Schneelawine gebildet, die gegen das Dorf Wyler fiel und den ganzen Fichtenwald, der auf dem Abhange über dieſem Dorfe war, niederwarf. Im oberſten Saume dieſes Waldes, etwa 6100 Fuß über das Meer, blieb ſeitwärts dem Lawinenzug eine fünf Fuß im Durchmeſſer haltende Rothtanne ſtehen, von der die Wiederbeſamung des durch die Lawine entblößten Waldbodens gehofft wurde. Höchſtens dreihundert Fuß höher, als dieſer Fichtenkoloß, ſtehen auf einer von Bäumen ſonſt ganz entblößten, gegen Mittag gewandten Berghalde eine Menge kaum zwölf Fuß hoher Fichten, die alle ohne Ausnahme wipfeldürr ſind. Die große Fichte am Lawinenzug, der merkwürdigſte Beweis nun ſeltener Vegetationskraft in verfloſſenen Zeiten, wurde in kaum glaublicher Unwiſſenheit durch den obrigkeitlichen, über jene Waldungen beſtellten Bannwart oder Waldhüter gefällt. Unter dem Schutz dieſes Baumes war ſichtbar der Wachsthum des darunter liegenden Waldſtreifens begünſtigt, und höher, als dieſer oberſte Waldſaum, wo kein Schutz gegen die über den Berggrat dringenden Nordwinde, war baumloſe Wildniß.

Auf dem nämlichen Bergbange fütterte als Knabe der nun fünfzigjährige Jakob Guſſet von Brienz den Winter hindurch mit Kühen in der Hütte ſeiner Voralp. Unweit dieſer Hütte war ein kleiner Bezirk junger, geſunder Rothtannen. Ein ungewöhnlich heftiger und kalter Wind, erzählt Guſſet, ſei über den Berg gedrungen, und im darauf folgenden Frühjahr habe er alle dieſe jungen Rothtannen wipfeldürr gefunden; ſein ſechsundachtzigjähriger Vater bezeugt, daß zu ſeiner Zeit die kalten Bergwinde nie ſo häufig und heftig geweſen ſeien.

Auf der Alp Tſchingelfeld, auf dem jenſeitigen Gebirgsrücken, war ehemals ſchöner

Digitized by Google

Rothtannenwald, der nach und nach von den Hirten niedergehauen wurde; noch finden sich da dritthalb Fuß im Durchmesser haltende Stöcke, aber keine junge Rothtanne mehr. Die dermalige Waldgrenze ist nun eine halbe Stunde unter diesem Walde, und das Holz, das ehemals über den Sennhütten an einem nun ebenfalls von Holz entblößten Berghange gehauen und heruntergestürzt wurde, muß nun eine halbe Stunde weit hinaufgetragen werden. Den Beweis dieser Thatsache geben einige alte Sennhütten, die zur Unterlage so große Schwellhölzer enthalten, wie nirgendwo auf dem ganzen Berge sich mehr finden und die wegen ihrer Schwere unmöglich hätten hinaufgetragen werden können.

Auf der Hohmatt, zuoberst an einem bis an das Ufer der Aar mit Tannwald bekleideten Berghang, über dem Dörfchen Imboden, der durch seine Lage vor den Nordwinden geschützt ist, stehen auf einer Höhe, die durch trigonometrische Messung zu 6392 Fuß über das Meer bestimmt worden ist, noch verkrüppelte Fichten und etwas gesündere Arven. Rings um des Grimsel-Hospital, bei sechstausend Fuß hoch, finden sich weder Arven noch Rothtannen mehr; vergeblich war ein Versuch des verstorbenen Spitalmeisters von Bergen im Garten des Spitals, aus Samen wieder Arven zu erziehen. In geringer Höhe über diesem, in einer Vertiefung des Felsens, ist ein kleines Torfmoos, aus dem vor dreißig Jahren noch ein Arvenstamm von beträchtlicher Stärke, und kürzlich noch Wurzeln alter Arven ausgegraben worden sind. Das heftige Wehen des Windes im Winkel des Thales, das dem Fluß entlang gegen Mitternacht fällt, hat, begünstigt durch Ausrottung und Schwächung der schützenden Wälder, hier die Lebenskraft der Pflanzen geschwächt.

Im Röderischboden, eine Stunde unter dem Grimselspital, heißt ein Bezirk der Alpenweide in alten Urkunden „bei den hohen Lerchen.“ Es erinnern sich noch viele bejahrte Männer dieses Lerchtannenwäldchen gesehen zu haben. Jetzt stehen da weder junge noch alte Bäume mehr, aber häufig werden auch hier noch Arvenstöcke im Boden gefunden.

Vom Grimselspital westwärts gegen den Gletscher des Lauteraars zieht sich anderthalb Stunden lang, von der Aar durchströmt, das Aarenbodenthal, dessen Grund bei sechstausend Fuß über dem Meer liegt. Südlich und nördlich ist das Thal von hohen Granitfelsen, westlich von Gletschern eingeschlossen. Auf den tiefsten Vorsprüngen der Felswände stehen noch einige wenige Rothtannen, Lerchtannen, Birken und Arven, deren ärmlicher Wuchs die nahe Grenze ihrer Vegetation bezeichnet. Junge Arven zeigen sich da nirgendwo. Vor wenigen Jahren stürzte ein Theil des Gletschers ein, unter dem die Aar hervorquillt, die ihre Richtung nun veränderte und den alten Runs trocken ließ, in dem der Spitalmeister bald nachher Spuren von Arvenstämmen fand. Hierdurch ermuthigt, wurde nun von den Bewohnern des Spitals nicht nur in dem alten Flußbett, sondern auch seitwärts in moosichtem Grund (zum Bedarf des Spitals in der baumlosen Wildnis), nach unterirdischem Holze gegraben, und eine Menge liegender Stämme, Wurzeln und Stöcke, sogar Arvenzapfen gefunden. Der Verfasser fand hier selbst im Sommer 1820 zwei bis vier Fuß unter Granittrümmern und Flußsand oder in

Digitized by Google

moosichtem Grund Baumstöcke von vier Fuß Durchmesser, ohne Spur der Fäulniß an dem röthlichen, nur auf seiner Oberfläche veränderten Holze, das noch immer (vielleicht nach tausend Jahren) in seinem Innern den eigenthümlichen Geruch des Arvenholzes auffallend zu erkennen gab. Auf dem Querdurchschnitt waren die Jahrringe leicht sichtbar und gaben in ihrem Abstand den sprechendsten Beweis des kräftigern Lebens des Baumes in längst verflossenen Zeiten. Oefter hat der Verfasser in den Waldungen des Grindelwald-, Gadmen- und Gasteren-Thals, fünfzehnhundert bis zweitausend Fuß tiefer, als dort, Stöcke unlängst gefällter Arvenstämme untersucht, die Jahrringe mit Mühe gezählt, und noch nie, selbst auf gutem Boden nicht, das schnelle Wachsthum gefunden, das jene unterirdischen Bäume der Vorwelt zeigen.

Auf der zu Saxeten gehörigen Schlüpfwängenalp, unter der Suleck, stehen in den Bergmädern bei der Rechtensägegenweid noch drittehalb Fuß dicke Stöcke von Arven, aber weit herum kein lebender Baum dieser Holzart und auch keine Rothtanne. Einen Gemsschuß tiefer ist der Wald, in dessen obersten Säumen die Rothtannen, wenn sie sechs Fuß Höhe erreicht haben, wipfeldürr werden.

Auf der Künzlenalp, einem nordwärts fallenden Bergbange am Brienzersee, stehen in den sogenannten Leichenbritteren, wo der oberste Waldsaum zu Ende geht, eine Menge drei Fuß hoher Rothtannen, die wipfeldürr sind, dazwischen viele über zwei Fuß dicke Stöcke von Rothtannen, die in vorigen Zeiten gehauen worden. Ueber Schwächung des Graswuchses wird auf dieser Alp nicht geklagt. Es stehen noch mehrere alte, abgelebte Arven auf derselben, aber kein einziger junger Stamm dieser Holzart.

Auf der Scharmattalp, zunächst unter dem Blackiboden, waren auf einem Grat des Berghangs noch vor vierzig Jahren eine Menge der schönsten Rothtannen von drei bis vier Fuß Durchmesser. Seit dreißig Jahren fingen dieselben zu verdorren an, und wurden dann allmälig von den Hirten gefällt; jetzt steht auf diesem Berggrat keine einzige, weder alte noch junge Rothtanne. Zwischen dem Roßboden und dem Engstlensee wird in dem obersten Waldsaum das nämliche Absterben der alten Rothtannen bemerkt; fünfhundert Fuß höher, als dieser Waldsaum, stehen noch alte, große Arven, an denen im Jahr 1819 zum erstenmal ein ähnliches Dürrewerden der Nadeln bemerkt worden ist.

Auf dem Oberborn, einem westlich vom Schmadrigletscher liegenden, zum Steinberg gehörenden Schafberg, auf dessen Gipfel weder lebende Arven noch Rothtannen sich mehr finden, sind von den Bergwassern und durch Erdbrüche unter dem Boden vergrabene Arvenstöcke von drei Fuß Durchmesser abgedeckt worden. Die gegenwärtige Vegetationsgrenze der Arven und Rothtannen steht viel tiefer; nur Legfohren, Drosseln und Gürmsche (Pinus montana; Betula alnus viridis und Sorbus aucuparia) dauern aus, wo die Stöcke gefunden worden.

Ueber den obersten Hütten auf Wengerenalp ist unweit dem Grat bei 6100 Fuß hoch vor wenigen Jahren eine Menge Stammholz und Wurzeln aus dem Boden gegraben worden;

Digitized by Google

der oberſte Saum der Wälder, aus denen nun nach den Sennhütten das Holz hinaufgetragen werden muß, iſt nun drei Viertelſtunden tiefer, als jene Stelle.

Von Andermatt gegen Realp, am Fuße der Furka, zieht ſich das Urſerenthal zwiſchen 4000 bis 5500 Fuß Erdöhung über das Meer. Ueberall iſt das Gebirg in dieſer Ausdehnung von Bäumen entblößt; nur der kleine Bannwald bei Andermatt ſteht als trauriger Ueberreſt belehrend für die Bewohner da. Unter der Erde aber, ſowohl in der Thalfläche, als an den Thalhängen, werden überall Spuren von Waldungen der Vorzeit gefunden. Es geht die Sage bei den Bewohnern von Realp, daß die ehemaligen Bewohner des Thales, in der Abſicht, einer Menge von Bären und Raubthieren ihre Schlupfwinkel zu zerſtören, unvorſichtig die Wälder ausgerottet hätten und daß ſeither die Bäume nicht mehr gedeihen wollen.

Zur Feuerung während der harten und langen Winter müſſen die Bewohner von Realp zwei Stunden weit auf den Alpen herum ſich mit der Sichel elendes Geſträuche von Haide (Erica vulgaris) mühſam ſammeln. Nur auf den Berghängen bei Realp wächſt Geſträuche von Sorbus aucuparia (hier Wüleſche genannt), das nach dem Hieb, zu dem allein die Kapuziner berechtigt ſind, wieder aus Stock und Wurzel ausſchlägt. Der Verfaſſer zählte ſechsunddreißig Jahrringe auf den Durchſchnitt eines einen Zoll dicken Triebes dieſer Holzart. Auf viel beträchtlicher Höhe zeigt dieſer Sorbus überall einen ungleich ſchnellern Wuchs, wo er unter dem Schutze von Wäldern wächſt; nur wenig tiefer im Bannwald von Andermatt zeigen dahin verpflanzte Stämme des nämlichen Baums einen ſchnellen und üppigen Wuchs.

III.

Wenn die Thatſachen, die aus einem kleinen Theil des Alpengebirgs angeführt worden, allgemeine Schlüſſe rechtfertigen können, ſo dürften für die Gletſcher hier einige Folgerungen daraus hergeleitet werden.

Die Anſicht unſerer Thäler führt uns auf die Ueberzeugung, daß in der Vorzeit die Gebirgsſtröme höher gefloſſen, daß von ihrem Urſprung hinweg die Gewäſſer in ſtufenweiſe tiefer liegenden Becken oder Seen ſich verbreitet, ſpäter durch fortgeriſſenen Schutt der höhern Gebirge allmälig dieſe Becken erhöht und ausgefüllt, und, als durch Erdbeben oder durch die Reibung im Waſſer Jahrtauſende lang fortgeriſſener Felsſtücke ihre Scheidewände zerſpalten, dann erſt die Thalgründe des Hochgebirgs ihre gegenwärtige Geſtaltung erhalten haben.

Auf ähnliche Art dürfen wir vielleicht die Verbreitung des Eiſes von den höchſten Thälern des Gebirgs in die tiefern uns erklären.

Die höchſten Koloſſe des Alpengebirgs entladen ſich der Schneelaſten, die der lange Winter auf ihren Gipfeln und Halden aufhäuft, durch Lawinen in die an ihrem Fuße liegenden Becken; die höhern Eisthäler in die tiefern, die tiefern über beblumte Alpweiden in bewohnte Thäler. Nicht regungslos iſt die erſtarrte Eismaſſe, die immer einſtürzt, wenn die ſchmelzenden Gewäſſer

Digitized by Google

auf ihren felſichten Unterlagen ſie aushöhlen, und immer im Winter mit neuen Laſten ſich erhebt, um wieder einzuſtürzen.

Mit ungeheurer Gewalt zerſtoßen ſo ſeit längerer Zeit, als menſchliche Urkunden oder Sagen reichen, die in eine Wucht gefrornen Waſſermaſſen ihre Felſenufer, die dem zermalmenden Drucke weichen oder brechen müſſen, in einem oder in mehrern Jahrtauſenden.

Daß aber die Gewalt der Lawinen und dieſer Stoß der Gletſchermaſſen unabläſſig dahin gewirkt und ferner dahin wirke, die Felſenufer der einzelnen Eisbecken zu zertrümmern und die Eisthäler, die ſtufenweiſe übereinander liegen, in Verbindung zu ſetzen: das iſt aus der Natur der Gletſcherbewegungen und aus der Wirkung der Schneelawinen klar. Auch die Felsunterlagen der Eisfelder können ſich nicht in langen Zeiträumen gleich bleiben, da die ſchiefen Flächen, auf denen die Gletſcher abwärts dringen, immer mehr ſich verflächen müſſen, wo der gewaltige Stoß der bewegten Maſſe unabläſſig jede Unebenheit zu zertrümmern ſtrebt. Aus dieſem Grunde, wenn auch die Menge des angehäuften Eiſes im Laufe von Jahrhunderten ſich gleich bleiben mag, kann nie die Ausbreitung der Eisfelder von den höchſten Behältern nach den tiefern ſich gleich bleiben.

Nicht nur die Menge des gefallenen Schnees, die Zahl und Maſſe der Lawinen vorhergehender und die höhere Temperatur nachfolgender Jahre, die den Schmelz des Schnees und die Aushöhlungen der unterſten Schichten der Gletſcher begünſtigt, beſtimmen ihr Vorrücken. Herrſchende, bald in einer Richtung anhaltende, bald wechſelnde Windſtrömungen, die, oft unabhängig von der Temperatur, bald in dieſer, bald in anderer Richtung, die Schneelaſten anhäufen, die Lawinen befördern; Klüfte, die unter den Eisfeldern entſtehen; jähes Zertrümmern der Felswände, die, bald unſichtbar unter den Gletſchern, bald vorragend an denſelben, die Eisbecken trennten, die ſie begrenzen: dieſe Umſtände wirken vielleicht noch mehr, als jene, auf die Bewegung und die Ausbreitung der Gletſcher, die auf alle Fälle keinen ſichern Maasſtab ſteigender oder abnehmender Temperatur des Hochgebirgs geben kann.

Wenn der Felſenriff, der, von der Blümlisalp nach der Buttlaſſen zu, das Eisthal des Tſchingels von dem Kienthal ſcheidet, dem Stoße des Gletſchers weicht oder die ſogenannte Gamchikrinne (Gletſcherkerbe) ſich vertieft und erweitert; wenn zwiſchen dem Renfer- und dem Toſſenhorn der Gletſcher des Gaulis ſich tiefere Bahn in ſeinem Felſenbette bricht; wenn von Erdbeben oder nach tauſend Jahre fortgeſetzten Stößen der Gletſchermaſſen des Aletſchs, die Felſenwand vom Mönch bis zu den Walcherhörnern weicht, ſo wird das Kienthal, das Urbachthal, das Grindelwaldthal noch mehr, als jetzt, mit Eis erfüllt werden, wenn auch nie vorher ſo ſchneereiche Winter, wie wir in den letzten Jahren erlebt, ſich wiederholen ſollten.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Denkschrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien im Jahre 1819.

Die Verhaftung und endlich die Freilassung der jungen Schweizer zu Wien ist aus öffentlichen Blättern bekannt; nichts von ihren Verbrechen, weil man sie keiner schuldig fand. Ihrer Unschuld dankten sie den Wiedergewinn der Freiheit; nicht irgend einer Verwendung von Seiten ihrer vaterländischen Obrigkeiten, selbst nicht einmal der des eidsgenössischen Geschäftsträgers, Freiherrn v. Müller, zu Wien, während sonst Gesandte oder Geschäftsträger anderer Völker die amtlichen Fürsprecher ihrer schuldig oder unschuldig bedrängten Landsleute zu sein pflegen.

Die Begebenheit gehört nun der Geschichte an; und ist sie an sich auch ohne Wirkung auf das große Ganze gewesen, war sie doch eine der traurigen Wirkungen desselben und dient sie in sofern zur Bezeichnung dieser Zeit.

Es wurden die Verwiesenen in ihrem Vaterlande von Hohen und Niedern mit derjenigen zuvorkommenden Liebe empfangen, welche man gern gerechtfertigten Freunden zollt und wodurch man sie gleichsam für erduldete Leiden zu entschädigen sucht. Für ihre Ehre, so wie für die Ehre des Schweizernamens wird Oeffentlichkeit der Sache zur Pflicht.

Der Herausgeber.

Zu den Ereignissen, welche noch jüngst mehr als gewöhnliche Theilnahme erweckten, ist gewiß die Verhaftung mehrerer Schweizer in Wien zu rechnen. Das Zusammentreffen vieler Umstände, die beträchtliche Anzahl der Verhafteten, das geheime Verfahren gegen sie, die lange Dauer des Prozesses war hinreichend, dieser Begebenheit einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben, und in eben dem Maase auch die Aufmerksamkeit vieler Schweizer zu erregen.

Der Verfasser dieser Denkschrift will sich dadurch keineswegs zum öffentlichen Beurtheiler des Verfahrens einer freundnachbarlichen Regierung gegen jene Schweizer aufwerfen. Allein als Schweizer weiß er, daß seine Mitbürger — gleichviel aus welchen Ursachen — Freunde der Publizität sind. Handelt es sich nur um vierundzwanzig Stunden Haft, so wünscht man in unserm Freistaate die Gründe derselben zu kennen; der Bauer fragt nach seiner Weise um das Vergehen, und der Gebildetere urtheilt, ob und welches Gesetz übertreten wurde.

Die Ueberzeugung, daß nähere Kenntniß jener Begebenheit in dem Wunsche Vieler liegt, ist die Veranlassung zu dieser Denkschrift. Den Opfern derselben mag sie als Erinnerung an eine unglückliche Zeit dienen; jedem Schweizer aber als das, — wofür er, treu seinen Grundsätzen, es ansehen muß.

Allgemeine Zeitverhältnisse, die sogenannten demagogischen Umtriebe und was dergleichen Sachen mehr waren, die den Zeitungsblättern so viel Nahrungsstoff darboten, können hier nicht

Digitized by Google

in Betracht kommen; noch weniger, in wiefern etwa dieſelben auf die von der öſterreichiſchen Polizei gegen die Schweizer ergriffenen Maasregeln Einfluß mögen gehabt haben.

Man betrachte den ſchweizeriſchen Nationalkarakter: Geſelligkeit, Neigung zu freundſchaftlichen Vereinigungen werden als ein hervorſtechender Zug an demſelben erſcheinen. Mit beſonderer Kraft äuſſert ſich dieſe Neigung bei Schweizern im Auslande. Nach vaterländiſcher Sitte leben ſie auch im fremden Lande, und ſelten findet ſich Einer, der nicht mit Wärme an ſeine Landsleute ſich anſchließt. Hierin iſt die Urſache aller jener Geſellſchaften zu ſuchen, die die Schweizer auch im Auslande verbinden. Beinahe tägliches Zuſammentreffen Mehrerer in einem Gaſthauſe in Wien im Jahr 1816 veranlaßte dieſelben, eine organiſirte Geſellſchaft zu bilden. Der einzige Zweck derſelben war einerſeits wiſſenſchaftliche Ausbildung, anderſeits gegenſeitige Aushilfe für ſolche, die deren etwa bedürftig ſein ſollten. Die Geſellſchaft ward im Februar 1817 errichtet und beſtand aus zwölf Mitgliedern, alle von dem Vorſatze beſeelt, die wenigen wöchentlich der Verſammlung gewidmeten Stunden auf eine nützliche Weiſe zuzubringen. Die Aufſätze, welche die thätigern Mitglieder der Geſellſchaft mittheilten, waren größtentheils mediziniſchen, hiſtoriſchen und pädagogiſchen Inhalts. Es iſt leicht einzuſehen, daß die beiden letzten Fächer hinreichend Stoff darbieten, ins politiſche Feld überzuſchreiten, um ſo mehr, wenn ſich Schweizer damit befaſſen, denen es ſchwer wird, im Auslande die ihnen angebornen Grundſätze — wenigſtens unter ſich (ihr öffentliches Betragen hat noch nie und nirgends zu Klagen Anlaß gegeben) — zu verläugnen, und noch ſchwerer, ſie gegen ſolche umzutauſchen, auf deren Fortbeſtand und Beobachtung in mehrern Staaten ſo energiſch gearbeitet wird.

Ideen über Politik, ſo lange ſie ſolche blieben (das Gegentheil konnte nie bewieſen werden), waren aber dem oben angedeuteten Zwecke der Geſellſchaft keineswegs entgegen, lagen auch nicht auſſer ſeiner Sphäre. Daß keine beſondern Abſichten unterlagen, erhellt eben daraus, daß die Mitglieder der ſchweizeriſchen Geſellſchaft es nur mit Aufſätzen zu thun hatten, die Niemandem auſſer ihrem Kreiſe mitgetheilt wurden; daß alſo, geſetzt auch, es wären gefährliche Grundſätze zur Sprache gekommen, an Verbreitung derſelben gar nicht gedacht, ja daß ſelbſt dieſe Verbreitung gehindert ward durch die von der Geſellſchaft angenommene Regel, zum größten Theile nur Schweizer, und zwar nur ſolche Mitglieder aufzunehmen, welche die franzöſiſche Sprache fertig ſchreiben und ſprechen, — ein offenbarer Beweis, daß Vermehrung der Geſellſchaft, Proſelytenmacherei, wovon ſo viel in den Verhören geſprochen wurde, gar nicht im Geiſte derſelben lag.

Die Geſellſchaft hatte eine bloß ephemere Exiſtenz. Schon in den Frühjahrsmonaten 1817 verlor ſie mehrere Mitglieder, die Wien verlieſſen, und im Auguſt deſſelben Jahres ward ſie von den Theilnehmern ſelbſt, ohne Zuthun der Polizeibehörde, aufgelöſet. Es iſt kaum zu glauben, daß dieſer Artikel Leſer finden werde, die den Gedanken hätten, der Geſellſchaft haben wirklich gefährliche Abſichten untergelegen. Wer waren denn die Mitglieder derſelben?

Digitized by Google

Junge Männer, Studierende oder Erzieher, denen wohl am meiſten an ihrer Ausbildung und an ihrem guten Fortkommen lag.

Ob dieſer oder jener Staat eine Konſtitution habe oder nicht, ob er ſo oder anders regiert werde, darauf wird Jeder, der auf Bildung Anſpruch macht, je nach ſeinen Verhältniſſen, einigermaßen aufmerkſam ſein. Seine Urtheile, ſo lange ſie die Achtung nicht beiſeite ſetzen, die jeder Regierung gebührt, können aber, ſie mögen übrigens lauten wie ſie wollen, noch kein Majeſtätsverbrechen konſtituiren, ja noch mehr, nicht einmal ein Polizeivergehen. Aber auch ſolcher Urtheile haben ſich die Schweizer nicht ſchuldig gemacht. Oder ſind wohl Ideen, die aus allgemeinen, zu unſern Tagen nichts weniger als verworfenen Theorien geſchöpft ſind, als wirkliche Urtheile über dieſe oder jene Regierung zu betrachten? oder müſſen nicht vielmehr derlei Urtheile, um als ſolche angeſehen werden zu können, wirklich ausgeſprochen ſein? — Unter dieſem Geſichtspunkte mag man das Wenige, was ſich in den Papieren der ſchweizeriſchen Geſellſchaft über Politik etwa vorgefunden hat, ſich vorſtellen. Wer ſich etwas mehr einbilden wollte, — der hört gern blinden Lärm.

Da, wie oben geſagt wurde, die Geſellſchaft ſich im Auguſt 1817 gänzlich aufgelöſet, nachher aber keine Wiedervereinigung mehr ſtatt gefunden hatte, — ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß zur Zeit der Verhaftung der Schweizer in Wien, im Oktober und November 1819, ihre Geſellſchaft nicht mehr beſtand. Somit waren ſie verhaftet eines Vergehens wegen, das nicht exiſtirte und ſeiner Natur nach keine fortwirkende Kraft haben konnte. Oder ſollte wohl ein Zeitraum von mehr denn zwei Jahren, der hinreichte, daß einer der Mitverhafteten nicht einmal mehr im Stande war, im Verhöre alle Mitglieder der ehemaligen Geſellſchaft zu nennen, — ſollte wohl ein ſolcher Zeitraum gar nicht in Betracht zu ziehen ſein?

Und doch wurden die Schweizer verhaftet. Jeder, obwohl nicht ganz unbekannt mit der Verfahrungsweiſe der öſterreichiſchen Polizei, hoffte, die Unterſuchung könne höchſtens einige Tage dauern, und Freilaſſung werde das Reſultat derſelben ſein. Statt deſſen erfolgte die Entſcheidung im Auguſt 1820, obſchon die Unterſuchung durch das Vorhandenſein aller dahin gehörigen Papiere und durch die Willfährigkeit der Verhafteten ſelbſt ſehr erleichtert und auch wirklich noch vor Ende November 1819 geſchloſſen war. Zehnmonatlicher Arreſt ward nicht hinreichend geachtet; Verweiſung aus der öſterreichiſchen Monarchie mußte demſelben noch, ſo zu ſagen, geſetzliche Kraft geben.

Wer je in einer ungewiſſen Lage ſchwebte, der wird ſich auch die jener Schweizer vorſtellen können, eine Lage, die der Verluſt der Freiheit doppelt ſchmerzlich machen mußte. Wer den Werth der Zeit kennt, wird einſehen, was es heiße, auf bloße Vermuthung einer gefährlichen Geſellſchaft hin, jungen Männern, in der Blüthe ihres Alters, die ſich alle den Studien widmeten, ein ganzes Jahr zu entziehen. Jeder Vater endlich wird es fühlen, was es heiße, ſeinen Sohn in einer ſo hilfloſen Lage zu wiſſen, ohne nur Nachrichten von ihm erhalten zu können. Den Verhafteten ward erlaubt, ihren Aeltern zu ſchreiben. Die

Digitized by Google

Polizei übernahm die Briefe, Briefe, welche bloß Nachrichten über körperliches Befinden enthielten, und beförderte dieselben, dem Vorgeben nach, an die Post. Die Briefe kamen nie in die Schweiz; — die Schuld mag auf den gut eingerichteten Postämtern haften.

Die Beurtheilung dieser Begebenheit, die zu diesen wenigen Seiten Anlaß gab, beruht auf den bisher angeführten Thatsachen. Das Resultat derselben wird in folgenden Betrachtungen bestehen.

Da ein Verband der Schweizer in Wien wirklich bestanden hat, so kann derselbe dem Scharfblicke der österreichischen Polizei nicht entgangen sein. Der Akt jenes Verbandes war entweder gesetzlich oder widergesetzlich. Im letzten Falle bietet sich von selbst die Frage dar: warum wurden denn die Mitglieder der Gesellschaft nicht zur Zeit des Bestehens im Jahr 1817 zur Verantwortung gezogen?

Die zwei Jahre später im J. 1819 erfolgte Verhaftung führt auf eine andere Betrachtung: Waren die Verhafteten schuldig, warum wurde denn zu einem auffergerichtlichen Verfahren geschritten? waren sie nicht schuldig, wozu in diesem Falle der zehnmonatliche Arrest, da die Untersuchung nur sechs Wochen erforderte?

Als Nachtrag mögen hier einige Bemerkungen über die Art der Verhaftung der Schweizer, ihre Behandlung, über die Verhöre und die Verweisung aus Oesterreich am rechten Orte stehen.

Verhaftungen politischer Meinungen wegen waren im Jahr 1819 nicht selten, beinahe möchte man sagen, an der Tagesordnung. Die Errichtung der Mainzer Kommission trieb die Erwartungen dessen, was daraus am Ende werden sollte, aufs Höchste. Jeder auf die Tagesgeschichte Aufmerksame folgte diesen Ereignissen mit einer gewissen Spannung. So auch ohne Zweifel die Mehrern der später verhafteten Schweizer. Keiner aber ahnete, was ihm bevorstände. Der Anfang ward gemacht am 11. Oktober 1819 mit Geinoz, aus dem Kanton Freiburg, und Kolly, einem gebornen Franzosen. Bei jenem wurden, unter dem Vorwande, ausländischem Tabak nachzuspüren, die Papiere durchblättert, Einiges davon in Beschlag genommen und Geinoz selbst in das Polizeihaus abgeführt. Froffard befand sich in Petronel, einem Landsitze des Grafen Traun in Unterösterreich; Gottrau (so wie der Vorgenannte aus dem Kanton Freiburg) seit einigen Tagen bei ihm auf Besuch. Ein Polizeikommissär von Wien störte am Abend des obengenannten Tages noch Beider ländliche Ruhe. Auch ihnen wurden zwei Plätze im Polizeihaus angewiesen, wo sie um zwei Uhr nach Mitternacht angekommen waren. Heiny und Fournier von Freiburg, Aimond, ein Walliser, wurden ebenfalls um diese Zeit eingezogen, jene in Wien, dieser in Troppau, alle drei aber gegen Revers, bei jedesmaliger Aufforderung zu erscheinen, auf freien Fuß gestellt. Dieselbe Begünstigung genoß Bonjean (aus dem Kanton Wallis) nach einer Gefangenschaft von fünf Wochen Dr. Berchtold von Freiburg, auf einer Reise von seinem Geburtsorte nach Warschau begriffen, nahm seinen Weg über Wien, und kam eben zu rechter Zeit daselbst an, um verhaftet und über die

Digitized by Google

ehemalige schweizerische Gesellschaft, deren Mitglied er gewesen war, zur Rede gestellt zu werden. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen ward ihm erlaubt, seine Reise fortzusetzen. Albert v. Müller traf der unerwartete Schlag am 17. Oktober in Poborzelitz in Mähren, im gräfl. Sternbergschen Hause, von wo er schleunig nach Wien abgeführt wurde. Nun schien es, als werde sich die Polizei mit den bisher genannten Individuen begnügen. Doch nein! Am 6. Nov. ward Badoud (aus dem Kanton Freiburg) in Wien eingezogen; am 8. und 9. Savary von Freiburg*) und Baumgartner (aus dem Kanton St. Gallen). Diese beiden befanden sich in Ungarn. Die zu ihrer Verhaftung befehligten Komitatsbeamten wiesen das Verlangen, den königlichen Befehl zu sehen oder die allfällige Ursache der Verhaftung zu kennen, geradezu ab. Beide haben eine erbärmliche und weite Reise nach Wien gemacht. Baumgartner kann sich mit Recht über die Art seiner Expedition nach Preßburg beklagen, wenn es anders nicht in der Regel ist, derlei Verhaftete auf Leiterwagen, und zwar täglich nur vier oder fünf Stunden weit zu führen; vielleicht aber noch mehr über seine Behandlungsweise in Kaiser-Ebersdorf. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er in diesem, nur eine Stunde von Wien gelegenen Orte ankam und von einem eben nicht menschenfreundlichen Beamten, statt weiter befördert zu werden, in ein entlegenes, finsteres, gemeines Gefängniß eingesperrt und erst am folgenden Morgen in die Hauptstadt geführt wurde, nachdem er eine Nacht von fünfzehn Stunden auf dem Strohlager zugebracht hatte.

Die Verhöre waren einzeln; nie hat eine Konfrontation statt gefunden. Sie zielten alle dahin, zu erhärten, die Gesellschaft habe politische Zwecke gehabt.**) Zur Zufriedenheit eines jeden Verhafteten gingen sie einen sehr raschen Gang. Schon am 24. November waren sie beendigt. Bloß ist es sehr zweifelhaft, ob das Resultat der Verhöre gegründeten Anlaß zu Behauptungen eines Polizeikommissärs gab, wie unter andern diese war: Hätte Gottrau vor dreißig Jahren gelebt, wäre er ein zweiter Marat geworden; Baumgartner wäre tüchtig zu einem Hauptstreich ***); aus dem Reglement der Gesellschaft erhelle, daß die Verfasser desselben Freimaurer seien u. dgl. m.

Die Behandlung der Verhafteten (nach geendigter Untersuchung noch sieben an der Zahl; Kolly hatte inzwischen einen Paß nach der Schweiz erhalten) war im Ganzen anständig; nur war es eine unzweckmäßige, unnütze, quälende Maasregel, Jeden einzeln zu verwahren und

---

*) Hier muß bemerkt werden, daß Albert v. Müller, Badoud und Savary erst lange nach Auflösung der oben erwähnten Gesellschaft ins Oesterreichische kamen, folglich der Gesellschaftssache ganz fremd waren. Vielleicht daß irgend ein bei Andern vorgefundener Brief eines derselben etwa in jugendlicher Schwärmerei eines freien Schweizers, und auch nur so geschrieben, wie man allenfalls zu einem vertrauten Freunde spricht, den Argwohn gegen Alle reizte. Anm. d. Herausgebers.

**) Welche Ansichten hierüber in der Schweiz geltend gemacht wurden, zeigt klar genug der Erzähler von St. Gallen vom 28. Januar 1820. Anm. d. Einsenders.

***) Vergl. genannte Nro. des Erzählers. Anm. d. Einsenders.

allen Verkehr zwiſchen dieſen Landsleuten und Freunden zu hindern. Beſuche unter Aufſicht zu empfangen, war ihnen geſtattet. Die Namen L. B., O., M—a, M—l, T. L. werden ihrem Andenken nicht deswegen bloß, ſondern auch der fortgeſetzten Bemühungen wegen unvergeßlich ſein, die ſie der Erleichterung des Schickſals der Gefangenen widmeten. Indeſſen blieben ſie immer in geheimer Haft. Erſt am 11. Juli 1820 wurden wöchentlich zwei gemeinſchaftliche Spaziergänge in die Umgebungen Wiens, in Geſellſchaft eines Polizeikommiſſärs, erlaubt.

Der ungewiſſe Zuſtand erreichte ſein Ende durch die den Gefangenen am 6. Auguſt eröffnete kaiſerliche Entſcheidung. Sonderbar genug, daß Einige bis dahin noch nicht an Verweiſung aus Oeſterreich geglaubt hatten, während dieſes glimpfliche Verfahren als ein beſonderer Beweis kaiſerlicher Nachſicht angeführt wurde. Die Entſcheidung betraf, nebſt den oben genannten Individuen, den einzigen Almond ausgenommen, noch zwei Andere, welche ſchon mehrere Monate vor der Kataſtrophe die öſterreichiſchen Staaten verlaſſen hatten. Die wenigen bis zur Abreiſe noch übrigen Tage wohnten die Gefangenen beiſammen und konnten auch zur Beſorgung ihrer Geſchäfte unter Begleitung ausgehen.

Die Zurückgabe der zur Unterſuchung gehörigen Papiere ließ ſich nicht erwarten, wohl aber die aller übrigen. Auch dieſe erfolgte, vieler Einwendungen ungeachtet, nicht. Bedurfte es auch dieſer Kränkung noch?

Die Transportirung nach Braunau geſchah ohne alle Unbequemlichkeit, ſo wie ohne Aufſehen, in drei Abtheilungen. Vier der Verwieſenen haben in jener Stadt intereſſante Proben von Dienſtbefliſſenheit der Beamten geſehen. Ihr Aufenthalt daſelbſt dauerte fünf Stunden. Kaum waren ſie, ſammt dem begleitenden Polizeidiener, im Gaſthaus abgeſtiegen, als der Polizeikommiſſär des Orts erſchien und die ganze Zeit in demſelben Zimmer zubrachte. Ein Zufall entdeckte den Reiſenden ſeinen Stand und gab Anlaß zu den ſonderbarſten Geſprächen. Ging Einer oder der Andere aus, ſo folgte immer in einiger Entfernung ein Polizeiſoldat, eben ſo eifrig, wie ſein Vorgeſetzter. Somit hatten dieſe Schweizer eine dreifache Bewachung in Braunau. Die Mauthbeamten ſchienen die Untrüglichkeit aller dieſer Autoritäten nicht anerkennen zu wollen und behandelten die Reiſenden nach ihrem gewohnten Zeremoniel. Endlich krönte der Polizeikommiſſär ſein Tagewerk damit, daß er ſich auf die Innbrücke begab, um der Abreiſe der Verwieſenen deſto gewiſſer zu ſein.

So frei, wie ſie jetzt von allem Drucke geheimer Polizeigewalt leben, eben ſo frei von Vorurtheilen möge jeder Leſer dieſe Begebenheit würdigen.

Bemerkungen über Holland.*)

1.

Einleitung. — Sonst und Jetzt. — Die Revolution. — Die Befreiung Hollands. — Das Königreich der Niederlande.

Die Bemerkungen, welche dem Publikum hier mitgetheilt werden, sind die (vielleicht nicht hinlänglich gereiften) Früchte einer Reise, die ich im Laufe des Sommers von 1820 durch mehrere Provinzen des Königreichs der Niederlande gemacht habe. Ich ging durch Geldern und Oberyssel, besah den vormaligen Marktplatz der Welt, Amsterdam, den sonst so gefeierten Haag, die Blumenstadt Harlem, Leyden, den vielberühmten Musensitz, das wohlhabliche Utrecht, und kehrte über Nymwegen ins deutsche Vaterland zurück.

Da diese Bemerkungen, das Ergebniß vielfacher Nachforschungen und unbefangener Selbstanschauung, ein Land betreffen, das in seiner jetzigen Lage eben so, wie früher, der Aufmerksamkeit nicht unwürdig, jedoch weniger gekannt ist, weil der schnelle Wechsel weltbistorischer Ereignisse daheim und bei den Völkern an der Themse und der Seine und denen jenseit der Pyrenäen alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so daß wir zur Prüfung und Würdigung der Verhältnisse und Schicksale eines untergeordneten Volks weder Sinn noch Zeit übrig behalten: so glaubte ich dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen, was zur nähern Kenntniß der Lebensverhältnisse und der neuesten Geschichte der Einwohner dieses Landes beitragen kann.

Wer kennt nicht die ehemaligen Holländer, dieses Volk, einfach, genügsam, stolz, selbherrlich auf eigenem Boden, den Sprossen eines alten deutschen Fürstenstammes als erblichen Statthalter besoldend, daheim im Besitze weniger, den Meeresfluthen abgetrotzter Geviertmeilen, jenseit des Ozeans weite Länderstrecken beherrschend, reich an Schätzen, wie kein anderes Volk, mit seinen Flotten Englands wachsende Macht kühn bekämpfend, öfter siegreich, die Erzeugnisse aller Welttheile und Länder geschäftig über das Weltmeer verführend, seine Städte allen Nationen zu Waarenlagern und Kaufgewölben öffnend? Es ward dies Volk in den Tagen seines Glücks beneidet und angestaunt und seine Verfassung gepriesen, mehr als recht. Kein Volk, so sagte man, ist freier, als der Bürger dieses Freistaats; Geburt und Religion begründen keinen Unterschied zwischen Bürger und Bürger, Standesvorurtheile sind unbekannt, das Recht ist für Alle gleich, der Staat reich, die Abgabe keine Last.

Aber solches Lob war theils gegen die nackte Wirklichkeit, theils war das Glück der Gegenwart ein vergängliches, weil es von günstigen Zufällen herbeigeführt, nicht aber durch Gesetz und Staatseinrichtungen bedingt war. Nirgends stand Familienherrschaft in reicher

*) Der Name Holland ist hier zur Bezeichnung der ehemaligen vereinigten Provinzen und des nachherigen Königreichs Holland genommen.

Digitized by Google

wuchernder Blüthe, als hier; der Adel, selbherrlich durch das Gesetz, reich durch Besitz, theilte sich in die Regierung und alle einträglichen Stellen; leutselig, wo es Vortheile zu erringen galt, stolz und übermüthig, wo nichts ihm Schranken setzte. Wer sich zu einer andern christlichen Kirche, als der herrschenden bekannte, wurde zwar nicht vor Glaubensgerichte gestellt, jedoch versagte ihm das Gesetz ehrendes Vertrauen, Amt und Würde im Staate; nur in abgelegenen Häusern, die kein Zeichen ihrer erhabenen Bestimmung an sich trugen, durfte er den Gottesdienst auf seine Weise feiern; wurde bei dem Kirchgange ein Gebetbuch auf offener Straße in seiner Hand gesehen, so wurde den Bekennern seines Glaubens das Bethaus geschlossen; so verordnete es das milde Gesetz. Der Staat war reich, weil er wenig oder nichts ausgab; das Recht wurde zweimal des Jahres von herumwandernden Richtern im Fluge gesprochen; die Regierung besoldete keinen Richter, baute durch die grundlosen Wege keine Landstraße, Kunst und Wissenschaft erfreuten sich keiner Unterstützung von Staats wegen, ja selten schuldiger Achtung.

Und doch war Holland glücklich! Der Adel besaß Grund und Boden und die Ruder des Regiments; der Bürger Freiheit und das offene Meer zu seinem Handel, und beschiffte es ungestört in Zeiten, wo die Schiffe anderer Nationen sich feindselig jagten und verfolgten; beide waren zufrieden; das Volk trug wenig Lasten, weil den Staat die Ueberschüsse des Handels bereicherten, und er, für wenig sorgend, wenig bedurfte; ja er begehrte nicht einmal das Blut seiner Unterthanen; er besoldete Fremde zum leichten Kriegsdienste; das Leben war leicht und behaglich; altehrwürdige Sitten schirmten das Ganze, selbst die Mißtöne löseten sich in der allgemeinen Harmonie und Ruhe leicht auf.

Wer in dem jetzigen Holland noch das alte suchen wollte, würde dies vergebens. Die letzten dreißig Jahre haben hier große Umwälzungen hervorgebracht und sehr kenntliche, mitunter unvertilgbare Spuren hinterlassen. Der Zwist der Staatsgesinnten mit den Anhängern des Hauses Oranien, der Einfall der Franzosen und die Errichtung der batavischen Republik, die Umwandlung derselben in ein Königreich Holland, die Einverleibung desselben ins Kaiserthum Frankreich und endlich die Befreiung und Gründung eines Königreichs der Niederlande, haben mit allen ihren Folgen, als Zwist der Familien, Vernichtung des alten Wohlstandes und seiner Quellen, Anhäufung der Staatsschulden, Veränderung der Gesetze und Rechtsformen u. s. w., andere Ideen, Begriffe, Denkweise, Sitten u. s. w. herbeigeführt.

Statt übervoller Kassen hatte Holland im Jahr 1813, bei einer Bevölkerung von 1.800,000 Seelen, die auf 513 Geviertmeilen nur zum Theil angebauten Landes wohnen, eine Schuldenlast von 1700,000 000 fl; seine Staatsausgaben betrugen 60.000,000 fl. jährlich; der Wohlstand von unzähligen Familien ist nicht nur zerrüttet, sondern es sind auch die Quellen der Wiederbereicherung verstopft; der Handel liegt darnieder und der letzte Rest desselben wird noch durch den Druck einer höchst lästigen Zollinie abgeleitet; ehrwürdige Sparsamkeit ist durch Prunk

Digitized by Google

und Flitterstaat ersetzt und unter der Asche glimmt der Kampf der Parteien, d. h. der Holländer und Belgier, des alten souveränen Adels und des neuen Bürgerthums, der ausgewanderten Oranier und der Emporkömmlinge von allen Farben, der Reformirten und Katholiken; und wie die Parteien im Staate, in Städten und Städtchen, in Gemeinden und Dörfchen heißen mögen.

In diesem Zustande fand ich Holland. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen oder auseinanderzusetzen, wie es in diesen unglücklichen Zustand hineingerathen; auch beschränkt sich meine Kenntniß der Ursachen davon auf flüchtige Andeutungen, wie sie im Zweigespräch mitgetheilt werden. Ich übergehe daher hier den Streit der Staatsgesinnten und der Anhänger des Hauses Oranien, die Wirkungen, welche die bewaffnete Vermittlung des preußischen Hofes hervorgebracht hat; die Umtriebe der Ausgewanderten, welche die Franzosen in ihr zwistiges Vaterland geführt; die Demüthigungen und Opfer, mit welchen die vereinigten Provinzen ihre Freiheit oder vielmehr den Verlust derselben und den Namen der batavischen Republik von ihrer Schwester-Republik der Neufranken erkaufen mußte; die Nichtswürdigkeit der Freiheitsmänner, welche darauf das unglückliche Holland beherrscht haben; die Zwölfmänner-Regierung und jene die Monarchie vorbereitende des Staatspensionärs Schimmelpenink u. s. w., wiewohl alle diese Ereignisse, gegenseitig Wirkung und Folge, theils Zeichen von Hollands Verfall gewesen sind, theils seinen Untergang herbeiführten. Paris behandelte Holland längst schon als Provinz; Buonaparte sandte ihm aus seiner Familie den letzten Prokonsul, und vereinigte es endlich mit seinem Reiche. Hollands Name, Sprache, Gesetze und Gewohnheiten hörten auf: es war untergegangen mit Allem, was es im Laufe von Jahrhunderten errungen oder geschaffen, im großen Weltmeer, das sich unter dem Namen des großen Reichs über Europa verheerend ausgoß; nur in Geschichtsbüchern lebte noch, wie sein Name, so der Ruf seiner Thaten.

Ich habe mehrmals gehört, wie man sich wunderte, daß in Holland eine so fürchterliche Staatsumwälzung, wie die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gewesen, ausbrechen konnte. Bei einem Volke, sagte man, dessen Temperament lebhaft, dessen Karakter heftig aufbrausend und unbändig und dessen Denkweise leichtsinnig ist, dem Einsicht und Aufklärung mangeln, dessen Regierung despotisch und fehlerhaft, ist der Ausbruch einer Revolution begreiflich, oft liegt darin sogar eine Entschuldigung; aber er ist ein überraschender Anblick, ein Volk, das phlegmatisch, besonnen, aufgeklärt, dessen Verfassung weise und dessen Regierung lobenswerth ist, wie es bei den Holländern der Fall war, in Aufruhr übergehen zu sehen. — Mir scheint es aber, als seien diese Behauptungen nicht so ganz richtig. Mit dem Phlegma des Karakters verträgt sich leicht eine gewisse Halsstarrigkeit und ein Trotz, der dem Holländer mehr oder minder eigen ist, und dieser macht ihn daher allerdings geneigt, eine seinen Wünschen nicht zusagende Regierungsform umzuändern; zumal wenn sich einige Ehrgeizige und Uebermuthige der phlegmatischen Gemüther bemächtigen und sie leiten. Die Bildung des Holländers konnte den Umtrieben der Parteisüchtigen keine Hindernisse in den Weg legen, denn

Digitized by Google

bei wenigen Nationen dürfte dieſe einſeitiger oder unfruchtbarer ſein. Der Adel und die Patrizier waren allerdings mit der kleinlichen Provinzialpolitik vertraut, der Gelehrte in ſeinem Kreiſe wohl zu Hauſe, der Kaufmann auf der Börſe; aber deſtomehr fehlte es Allen an umfaſſendem Geiſte und politiſchem Takte. Ueberdies iſt Holland vor nicht gar langer Zeit ſiegreich durch eine Revolution gegangen; die Helden derſelben werden gefeiert, öffentliche Denkmäler verkündigen ihre Thaten, Haß der Tirannei wird jungen Gemüthern früh eingepflanzt; kann es ſchwer ſein, ein ſolches Volk zur Empörung zu reizen, wenn man ihm nur ſeinen Zuſtand als verbeſſerlich, ſeine Herrſcher als Bedrücker darzuſtellen weiß? Endlich waren Verfaſſung und Regierung nicht ſo ganz frei von Fehlern, wie wir ſchon oben gezeigt. Daß aus kleinem Zwiſte ſo große Folgen hervorgehen würden, als wirklich hervorgegangen ſind, hat wohl Niemand berechnet und darum mit der Gefahr leichtſinnig geſpielt; wie geringfügig der Streit von 1786 und 1787 geweſen, die Ereigniſſe von 1795 waren doch nur Folgen deſſelben, ſo wie der fehlerhaften Organiſirung der Gewalten und der zufälligen Umſtände in Frankreich.

Ich muß hier die Ereigniſſe von 1787 und 1795 übergehen, die dann erfolgte Aufrichtung einer batapiſchen Republik und ihre Leiden, die Umwandlung derſelben in ein Königreich Holland und die endliche Einverleibung in das Kaiſerthum Frankreich; nur bei den neueſten Ereigniſſen und der Errichtung des Königreichs der Niederlande glaube ich verweilen zu dürfen. Sie liegen uns nahe, ſind in dem allgemeinen Sturme von dem übrigen Europa faſt überſehen, von den Holländern überſchätzt worden. Als der Erb-Statthalter Wilhelm V an jenem verhängnißvollen 18. Januar 1795 auf Fiſcherbarken nach England entfliehen mußte, theilten Holland drei mächtige Parteien, die ſtaatsgeſinnte, die franzöſiſch-patriotiſche und die oraniſche. Die letztere, welcher der Soldat und Matroſe und die große Maſſe des Volks mit rührender Anhänglichkeit zugethan war, wuchs in dem Elend der Zeiten trotz der Geiſelungen, Brandmarkungen und Verbannung, womit jede Aeußerung dieſer Anhänglichkeit *) verpönt war, fort und fort.

Gemeinſames Leiden näherte die Parteien, die früher blutiger Haß getrennt hatte, der Untergang des Vaterlandes, der Mutterſprache und des angeſtammten Namens im großen Kaiſerreiche, die Vernichtung des Handels, die Verarmung vieler Familien, hervorgegangen aus der Herabſetzung der Staatspapiere, die allgemeine Militärpflichtigkeit u. ſ. w. verſöhnte endlich dieſelben, ſo daß Alle nach den vergangenen Tagen eines ſchönern Lebens ſehnſüchtig zurückſchauten. Treue Freunde des Oraniſchen Hauſes nährten noch immer die Hoffnung, es wiederkehren zu ſehen. Nach dem Rückzuge von Moskau trafen vaterländiſch-geſinnte Männer, wie

*) Die Tirannei und das Mißtrauen der damaligen Machthaber ging ſo weit, daß es unter Androhung ſchwerer Strafen verboten war, eine orangefarbene Binde im Garten zu ziehen, und mir ſind mehrere Fälle bekannt, wo dieſe Strafen auch in Ausübung gebracht worden ſind.

Digitized by Google

Karl Gysbrecht von Hogendorp, Van der Duin van Maasdam, Graf van Styrum, Reyelaer, de Jonge und Changuion schon geheime Verabredung, daß, wenn die Gelegenheit sich günstig zeigen würde, man sie zur Zurückberufung des Hauses Oranien benutzen wolle. Indeß blieb Holland ruhig, trotz der hie und da, zu Saardam, Alphen, Rotterdam, Leyden u. s. w. momentanen Volksaufläufe, wo selbst das „Oranje boven!“ sich bereits wieder vernehmen ließ. Nach der Trauerzeitung von der Schlacht von Leipzig schlossen sich die vorbenannten Männer näher an einander an, warben, Jeder für sich, vier zuverlässige Freunde, und ließen von jedem derselben wieder vier andere werben, ohne weitere Verabredung, ohne Namen zu nennen, ohne schriftliches Zeichen, so daß man schon auf vierhundert rechnen konnte. Graf van Styrum verbürgte die Ergebenheit von fünfzig Fischern des Dorfes Scheveningen, und J. van Oldenbarneveld, genannt Witte Tullingh, die Treue der Nationalgarde vom Haag, die er als Oberst befehligte.

Die Lage der Franzosen ward in Holland mit jedem Tage kritischer und gefährlicher; die Truppen zogen ab, bis auf wenige; die Beamten verließen ihre Posten; im Haag versammelten sich am 13. November die Torfträger und begehrten die Einsetzung ihres alten Bürgermeisters; in Rotterdam mußten an diesem Tage die Gendarmen abziehen; am 15. vertrieb man die Douaniers und Polizeibedienten aus Amsterdam; an die Stelle der französischen Verwaltungen traten provisorische, von angesehenen Einwohnern gebildet, um den Folgen einer Anarchie zuvorzukommen. Da versammelten Hogendorp und Graf v. Limburg am 17. Nov. einige Mitglieder der alten Regierung von 1795, zeigten sich mit der orangefarbenen Kokarde und erließen einen Aufruf ans Volk, worin sie Namens des Prinzen von Oranien die Ruhe aufrecht zu erhalten versprachen. Graf von Limburg-Styrum, zum Gouverneur vom Haag erklärt, versammelte die Nationalgarde, ließ einen mit dem Wappen des Prinzen von Oranien versehenen Aufruf bekannt machen und verkündigte dessen nahe Ankunft im Haag. Die Franzosen, deren Macht noch aus vierhundert ausländischen Jägern und hundert Mauthbeamten bestand, zogen sich in den sogenannten Binnenhof zurück, erhielten aber des andern Tags freien Abzug. Von Scheveningen aus gingen Fischerbarken in die See, um die Engländer aufzusuchen; die Herren von Pervoncher und van Fagel wurden nach London gesendet, um dem Prinzen von Oranien von diesen Vorgängen Nachricht zu geben; Hr. van der Hoeven nach Geldern, um das Anrücken der Verbündeten zu beschleunigen; der Kapitän Wauthier ins Hauptquartier der verbündeten Mächte und an den Bevollmächtigten des Prinzen von Oranien, Hrn. von Gagern; van der Duin van Maasdam, d'Escury und der Advokat Fannius Scholten nach Amsterdam, um diese Stadt für den Prinzen von Oranien zu gewinnen. Noch weigerten sich die provisorischen Regierungen von Rotterdam und Amsterdam, sich für das Oranische Haus zu erklären; der Geist der Unabhängigkeit, die Gewalt der alten Staatsgesinnten, die Furcht vor der Rache des schwerbeleidigten Hauses Oranien und seiner Anhänger, die zu Anfang der neunziger Jahre des

Digitized by Google

kurzen Siegs sich unmäßig gefreut hatten: alles das machte sie zaudern, unschlüssig, verlegen. Indeß wurde dem Professor Kemper und dem Advokaten Scholten doch der Aufenthalt zu Amsterdam, als Kommissären der Haager Verbündeten, zugestanden.

Zu Rotterdam gewann indeß der Seekadet (jetzt Major) Ampt am 18. schon Matrosen und Schiffzimmerleute für die Haager Regierung; nur der Admiral Kikkert zögerte, sich für Oranien zu erklären. Da rückte General Sweerh de Landas mit seinem kleinen Haufen von Gorkum nach Rotterdam, wo dreihundert Freiwillige ihn empfingen, und ließ den Admiral verhaften. Friesland erklärte sich für den Prinzen, Benkendorf landete in Amsterdam, die Preußen rückten gegen Utrecht heran, eine englische Flotte näherte sich Scheveningen und der Prinz von Oranien stieg dort am 30. Nov. ans Land. Ich brauche nicht zu sagen, daß der Haag ihn mit einem unbeschreiblichen Entzücken empfing; an der Oranien altes Haus knüpften sich so glückliche Erinnerungen; in der Brust der treuen Anhänger jauchzte die Freude des Sieges, im Herzen der Gegner hatten die vielen Leiden den alten Groll ertödtet. Unter den Ruf: Oranje boven! mischte sich schon der Ruf: „Wilhelm I, souverainer Fürst!“ — Jetzt beginnt eigentlich ein Geschichtsabschnitt, der interessant sein würde, der aber noch ins Dunkel gehüllt ist.

An demselben Tage, an dem des Prinzen von Oranien Aufruf an das Volk in Amsterdam bekannt wurde, proklamirten ihn der Professor Kemper und der Advokat Scholten als „souverainen Fürsten des freien Niederlandes.“ — „Es ist kein Wilhelm der Sechste, den das niederländische Volk zurückgerufen hat, ohne zu wissen, was es eigentlich von ihm zu hoffen oder zu erwarten habe. Es ist Wilhelm der Erste, der als souverainer Fürst nach dem Wunsche der Niederländer unter dem Volke auftritt, das schon einmal durch einen andern Wilhelm I aus der Sklaverei einer schändlichen Unterdrückung befreit worden ist.“ — Wie dieser Schritt der genannten Männer veranlaßt worden, — die Zeit wird es enträthseln. — Des andern Tags zog der Prinz in Amsterdam ein und wurde überall als souverainer Fürst begrüßt. Der Prinz nahm diese Würde an, indem er in einem Aufrufe vom 2. Dezember entgegnete: „Euer Vertrauen, eure Liebe legt die Souverainetät in meine Hand, und von allen Seiten dringt man auf die Annahme derselben, weil die Noth des Vaterlandes, der Zustand von Europa es fordert. Wohlan denn! Ich will meine Bedenklichkeiten euern Wünschen aufopfern; ich nehme an, was Niederland mir anbietet, aber ich nehme es nur unter der Verbürgung einer weisen Konstitution an, welche eure Freiheit gegen spätere mögliche Mißbräuche sichert; ich nehme es in dem vollen Gefühl der Verpflichtungen an, welche mir die Annahme auferlegt.“ *)

*) „Uw vertrouwen, uwe liefde legt de Souvereiniteit in myne handen, en van alle zyden dringt men op de aanneming daarvan, wyl de nood van het vaderland, wyl de toestand van Europa dit vordert. — Welaan dan! Ik zal myne bedenkingen aan uwe wenschen opofferen; ik aanvaarde wat Nederland my anbiedt, maar ik aanvaarde het ook alleen onder waarborging

Digitized by Google

Dies iſt ein flüchtiger Umriß der Ereigniſſe, welche gegen das Ende des Jahres 1813 in Holland ſtatt gefunden haben. Der engliſche Geſandtſchaftsſekretär G. W. Chad, der damals mit dem Lord Clancarty nach Holland gekommen iſt, hat dieſe Umwandlung in einem gut geſchriebenen Werkchen erzählt, Herm. Boſcha in einem vier Bände umfaſſenden Werke. Beide rühmen an dieſer Revolution, was mir keine Bewunderung einflößt; Beide überſehen, was ich allein daran loben möchte. Daß die unterjochten Holländer wieder nach der Freiheit begehrten und zur Erringung derſelben Verſuche machten, als Napoleon über den Rhein zurückgejagt worden, als die Verbündeten an dem Yſſel ſtanden, als kaum einige tauſend Mann Franzoſen, oder vielmehr Schweizer, Spanier und geworbene Preußen, das Land hüteten, verdient doch wahrlich keine Bewunderung. Ueberraſchen muß es aber, daß Hr. van Hogendorp, Graf v. Limburg, van der Duin van Maasdam u. A. erſt am 17. November die erſten Schritte thaten; daß man mit hundert franzöſiſchen Zollbeamten (denn die vierhundert fremdländiſchen Jäger gingen ohnedin gleich darauf über) im Haag kapitulirte, und ſo, ſeine Schwäche offen zeigend, dem Feinde Muth einflößte; daß Amſterdam mit ſeinen zweimalhunderttauſend Seelen, der Haag, Harlem und das nahe Leyden den General Molitor mit ſeinen viertauſend unzuverläſſigen Soldaten, die er bei Utrecht hatte, noch fürchteten; daß das Volk nirgends freudigen Enthuſiasmus zeigte; daß das proviſoriſche Gouvernement, aus allen den reichen Männern beſtehend, um einige tauſend Gulden verlegen war. Aber das kam von dem eigennützigen, ſelbſtſüchtigen Spiele! Die alten Regenten, welche ſich wieder an die Spitze ſtellten, wollten keine volksthümlichen Elemente in ſich aufnehmen; das Volk ſah das alte Spiel wieder und hatte daher keinen Sinn dafür; die Gewaltigen ſelber waren unſchlüſſig, weil die Einen das Vaterland ohne Oranien liebten, Andere die Rache dieſes Hauſes fürchteten, wieder Andere nur dieſem dienen wollten. — Deſſenungeachtet iſt das, was Alle gethan, für das Vaterland nicht minder heilbringend geweſen. Die Zurückberufung des Hauſes Oranien hat den feindlichen Mächten ein verbündetes Land entgegengeſetzt; der Verſuch, das Land bis an den Yſſel Deutſchland wiederzugeben, war vereitelt, und die Gewandtheit, mit der Kemper und Scholten, die Umſtände, die Freude und Verwirrung benutzend, den Sohn des Statthalters als Souverain proklamirten, wohl der Aufmerkſamkeit werth.

Hierauf ernannte der Fürſt eine Kommiſſion, aus vierzehn Mitgliedern beſtehend und beauftragt, eine Konſtitution zu entwerfen. Nach dreimonatlichen Verhandlungen brachte die Kommiſſion einen Entwurf zu Stande, welcher dem Fürſten vorgelegt und gleichzeitig durch den Druck bekannt gemacht worden iſt. Darauf berief die Regierung ſechshundert der reichſten und angeſehenſten Einwohner (Notabeln*) aus den verſchiedenen Provinzen, um über die

---

eener wyze Constitutie, welke uwe vrijheid tegen volgende mogelyke misbruiken verzekert; ik aanvaarde het in het volle gevoel der verpligting, welke my deze aanneming oplegt."

*) Die engliſchen Journaliſten erlaubten ſich damals, die Notables — not-ables zu nennen.

Annahme dieſes Verfaſſungsentwurfs abzuſtimmen. Am 29. März verſammelten ſich vierhundert und dreiundachtzig derſelben in Amſterdam in der neuen Kirche, und nahmen, vierhundert und achtundfünfzig Stimmen gegen fünfundzwanzig, den Entwurf an, den der Fürſt des andern Tags ſogleich als unwiederrufliches Staatsgrundgeſetz feierlich beſchwor. Ich werde ſpäter auf die Verfaſſung zurückkommen. Der Pariſer Friede und der Kongreß von Wien vereinigten Belgien mit Holland und gaben Wilhelm I eine Königskrone. Wenn der Herrlichkeit eitle Schimmer für jahrelange Leiden entſchädigen, ſo iſt Wilhelm I entſchädigt worden. Der Sohn des Erbſtatthalters, ein vertriebener, irrender Fürſt, ſitzt er jetzt auf dem Throne einer Nation von fünf Millionen Seelen.

2.

Belgien und Holland. — Die Konſtitution. — Die Verwaltung.

Achtungswürdige Schriftſteller und Staatsmänner haben über die Möglichkeit einer Vereinigung Belgiens mit Holland Zweifel erhoben und deren Nachtheile nachgewieſen; die europäiſche Politik hat ſie aber zu Stande gebracht. Noch liegt das niederländiſche Gouvernement im Streite mit den Folgen dieſer Vereinigung disparater Theile; die Zeit wird lehren, ob und wie es ſiegen wird. — Ich will nicht unterſuchen, welches Loos Belgien hätte zu Theil werden ſollen; nicht prüfen, ob bei jenen Friedens-Unterhandlungen nicht öfter die Sachen den Perſonen aufgeopfert worden ſind; bloß einige der Hauptbinderniſſe zeigen, welche einer Vereinigung Belgiens und Hollands im Wege ſtanden und noch im Wege ſtehen. Ich nenne vor allen die Religion. In wenig Ländern dürfte die Religion ein größeres Hinderniß der Vereinigung darbieten, als gerade hier; man wird ſich von dieſer Behauptung überzeugen durch das, was ich ſpäter über den Zuſtand der religiöſen Ueberzeugung ſagen werde. — Ein zweites Hinderniß iſt die Sprache. Der großen Mehrheit unterwirft der Einzelne, wenn nicht gern, doch ohne feindliches Widerſtreben, ſeine Gewohnheiten; nicht ſo hier. In den ſüdlichen Provinzen iſt neben dem Patois des Volks die franzöſiſche Sprache zur herrſchenden geworden. Soll die Hälfte des Volks die anmuthige, ausgebildete, klaſſiſche Sprache dem unbehilflichen und widrigen Idiome der nördlichen Provinzen aufopfern? Soll der Richter und Advokat das Recht in fremder Sprache ſprechen, der Volksvertreter taub und ſtumm in der Volksverſammlung ſitzen? Noch iſt dies Hinderniß nicht gehoben, und das Geſetz, „daß nach zwei Jahren Alles in holländiſcher Sprache verhandelt werden ſoll,“ heilt das Uebel nicht, ſondern rückt es nur aus den Augen. — Drittens der Sitz der Regierung. Die Holländer fordern ihn zu Gunſten des alten Beſitzes, der Macht der Erinnerung. Seit Jahrhunderten vereinigten gleiche Geſchicke Holland und Oranien; die Holländer beſaßen den Fürſten, ehe er König war; nicht ſie ſchließen an die Belgier ſich an, ſondern dieſe an jene. Aber begründet das Vergangene für die Belgier ein Geſetz? Der Fürſt hat aufgehört, Statthalter zu ſein, er iſt König der Niederlande; er muß in Mitte der Mehrzahl ſeiner

Unterthanen, er muß in den ſüdlichen Provinzen wohnen. Mit ſalomoniſcher Weisheit hat man, um den Zwiſt der Streitenden zu ſchlichten, keinem von Beiden gegeben, was ſie forderten, aber jedem etwas; man hat den Hof und die Regierung wandernd gemacht; ſie ziehen vom Haag nach Brüſſel, von Brüſſel nach dem Haag. In der That, eine ſeltſame Loſung des Knotens! — Und endlich die Beſteurung und die Staatsſchulden. Die Belgier ſind ein Ackerbau und Fabrikation treibendes Volk, die Holländer ein handelndes; andere Intereſſen, andere Bedürfniſſe, andere Formen zur Erhebung der Auflagen. Was im Ackerbau treibenden Staate möglich, iſt dem Handel treibenden unmöglich; was die Fabriken begünſtigt, legt dem Handel Hinderniſſe. Da in den Kammern die Knoten nur mit dem Schwerte zerhauen, d. h. nach der Mehrzahl der Stimmen entſchieden werden, ſo bringt das Syſtem derjenigen Provinzen, welche die meiſten Abgeordneten ſenden, durch, und ſtatt zu verſöhnen, reißt die Zeit die Kluft immer weiter und weiter auf. So iſt es denn auch. Der Staatskörper lebt und athmet nicht, ſondern iſt nur da, les choses ne marchent pas!

Nach der Vereinigung Belgiens mit den vereinigten Provinzen wurde die neue Verfaſſung der letztern einer neuen Prüfung unterworfen, um den neuen Verhältniſſen und Vergrößerungen angepaßt zu werden, und zu dieſem Behufe ein Comité aus Mitgliedern der ſüdlichen und nördlichen Provinzen ernannt. Die Namen derſelben ſind für die Zeitgeſchichte zu wichtig, als daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen dürfte. Es waren: Karl Gysbert von Hogendorp, W. van Tuyll van Serooskerken van Zuylen, Baron D'Anéthan, Raepfaet, J. H. Mollerus, H. W. van Kylva, Gendebien, A. J. C. Lampſins, Wilh. Queyſen, Graf de Thiennes-Lombize, Graf von Méan, O. Leclercq, Theod. Dotrenge, Graf von Merode-Weſterloo, B. J. Helvoet, J. B. D. Duſſen, Corn. Theod. Elout, F. du Bois, J. E. N. van Lynden, C. F. van Maanen, E. J. Aberda, F. van der Duyn van Maasdam, De Coninck, Graf d'Archot, J. D. Meyer als Sekretär. Den 13. Juli 1815 vollendete dieſe Kommiſſion ihre Arbeiten und legte den Entwurf vor, der ſofort als neues Staatsgrundgeſetz angenommen worden und geltend iſt.

Das erſte Kapitel dieſer Urkunde handelt von dem Reiche und den Einwohnern. Man hat, der beſtehenden Intereſſen, Gewohnheiten und Bedürfniſſe wegen, die alte Provinzial-Eintheilung im Norden beibehalten, im Süden darnach geordnet. Was einmal vereinigt war, findet ſich am beſten wieder zuſammen; der Verkehr gewinnt allmälig eine Richtung, die, wird ſie durch neue politiſche Eintheilungen zerſchnitten, wenigſtens anfangs eine nachtheilige Wirkung hat; nur mit der Landſchaft Drenthe hat man dem Alten zu viel und einſeitig gehuldigt.

Das zweite Kapitel handelt vom König (der Thronfolge, den Einkünften der Krone (die ſehr mäßig ſind), der Vormundſchaft, der Regentſchaft, der Thronbeſteigung, den Vorrechten des Königs, dem Staatsrathe und den Miniſterien). Die Vorſchriften über die Thronfolge ſind beſtimmt, deutlich und mit weiſer Vorſicht abgefaßt. — Die Art. 12 — 18 enthalten die

Bestimmungen über die Einkünfte des Königs und der königl Familie; für einen König der Niederlande spärlich zugemessen. Der Art. 13 bestimmt, daß die Dotation zum Theil in liegenden Gründen bestehen solle, ohne aber die Unveräusserlichkeit dieses Besitzthums festzusetzen. Ohne diese Klausel könnte ein einziger verschwenderischer Fürst die Würde einer Reihe von Nachfolgern beeinträchtigen oder die Nation zu neuen Opfern zwingen. — Die Bestimmung der Vorrechte der Krone ist die schwere Aufgabe unsrer Zeit; ich will nur anführen, wie sie in dieser Verfassung festgestellt sind, ohne mich auf eine Kritik einzulassen; Höflinge und Demagogen, mit beiden verdirbt mans, sobald man über diesen Punkt vorurtheilslose Grundsätze ausspricht. An der Spitze dieses Abschnitts vermißt man den in repräsentativen Staaten nothwendigen Grundsatz der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Person des Fürsten. Ist es jene heilige Scheu, die Solon den Vatermord nicht vorsehen ließ, was die niederländischen Lykurgen, ein bestimmtes Gesetz darüber zu geben, abgehalten hat, so dürfte diese Scheu in unsern Tagen nicht am rechten Orte sein. — Die Verfassung stellt unter die Vorrechte des Königs die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, das Recht, den Krieg zu erklären und Friede und Verträge zu schliessen, über die Land- und Seemacht zu gebieten, die oberste und ausschliessende Leitung der Kolonien, die Bestimmung des Gehalts der Staatsbeamten, die oberste Leitung der Finanzen, das Recht, Gnade zu ertheilen, die Initiative bei der Gesetzgebung, die Sanktion und Verwerfung der Anträge der Generalstaaten. Wollte ich über diese Bestimmungen reden, so müßte ich auf das Verfassungswesen überhaupt, auf das sogenannte Gewicht und Gegengewicht u. s. w. eingehen, was von meinem Ziele mich ableiten würde. Sonderbar bleibt es immer, in einem Jahrhunderte, wo man zur Einsicht zu gelangen scheint, daß der Staat ein organischer Körper und keine mechanische Maschine ist, so viel von Gewicht und Gegengewicht reden zu hören!

Die den Staatsrath betreffenden Bestimmungen sind von keiner großen Wichtigkeit; nur hat der Provinzialgeist, der noch immer den Staat als einen Bündel von Stäben ansieht, wie der Mann auf den Münzen ihn hat, die Klausel einzuschwärzen gewußt, daß die vierundzwanzig Staatsräthe wo möglich aus allen Provinzen gewählt werden möchten (choisis autant que possible dans toutes les provinces du royaume). Die die Minister betreffenden, in zwei Paragraphen zusammengedrängten Bestimmungen sind unzureichend; sie sind zu gewöhnlichen Privatdienern des Souverains gemacht; über ihr Verhältniß zum Staate ist nichts verordnet, als daß sie der Verfassungsurkunde Treue zu schwören haben. — Endlich komme ich zu dem wichtigen Kapitel der Generalstaaten, welche, nach §. 77, die Nation repräsentiren. Sie sind in zwei Kammern geschieden; die Mitglieder der ersten werden vom König auf Lebenszeit ernannt und gewählt unter denen, welche sich durch Geburt, Reichthum und dem Staate geleistete Dienste auszeichnen; die hundert und zehn Mitglieder der zweiten Kammer werden von den Provinzial-Staaten abgeordnet. Diese Kammer erneuert sich alljährlich durch den Austritt eines Drittheils der Abgeordneten und den Eintritt

Neugewählter; die Austretenden sind sogleich wieder wählbar. Die Kammern werden alljährlich wenigstens einmal versammelt. Sie stimmen laut und von Mann zu Mann aufgerufen. Die Sitzungen der zweiten Kammer sind öffentlich. Die gesetzgebende Gewalt theilen die Generalstaaten mit dem Könige der Art, daß sie Gesetzesvorschläge diskutiren und annehmen oder verwerfen, oder daß die zweite Kammer selber einen Antrag macht. Der Voranschlag der Ausgaben und Einkünfte zerfällt in zwei Theile, nämlich einen Voranschlag auf zehn Jahre für stehende Bedürfnisse oder Einkünfte, und einen alljährlichen für die wechselnden oder großen Veränderungen unterworfenen. — Die Aufstellung der ersten Kammer hat alle den volksthümlichen Elementen zuneigenden Ansichten gegen sich, am meisten hier, wo keine eigentliche Patrie (am großen Eigenthum haftend) konstituirt ist, sondern eine Kammer, rein gebildet aus Abgeordneten des Fürsten, darum nicht minder mächtig, als die zweite, weil sie weniger zahlreich ist, sondern eben so stark, weil nicht ihre Mitglieder, sondern sie selber zählt. — Für die zweite Kammer besteht keine eigentliche Wahl des Volks, sondern Provinzialstände, im dritten Grade gewählt, in der der Aristokratismus und Provinzialgeist schon im Voraus nistet und nisten muß, ordnen sie ab. Ich werde von diesen Wahlen im Verfolge reden. Durch diese Kammer sind weder Stände noch Interessen vertreten.

Das vierte Kapitel behandelt die Provinzial-Staaten und die Lokal-Verwaltungen. Zu der Wahl der Provinzial-Staaten stimmen der Adel, die Städte und das Land. Der Geist des alten Aristokratismus, der die verbündeten Provinzen der Anarchie preisgegeben hat, lebt in diesen Institutionen wieder auf. Gleich nach der Errichtung der Monarchie wurde die neue Ritterschaft gebildet, worin sich das Alte zusammenfand, nur aber einige neue Emporkömmlinge aufnehmen mußte, die, um sich der Korporation würdig zu machen, die eifrigsten Adepten sind. Die Ereignisse der neuern Zeit haben nur dazu gedient, ihnen mehr Eintracht, Aneinanderschliessen und Ausbildung eines herrschenden Geistes zu empfehlen. Die zweite Korporation bilden die Städte, die dritte das Land; eigentlich nur Ableger zur Verstärkung der ersten Korporation, die durch Reichthum und politische Stellung auf dem Lande die herrschende ist. Die Provinzial-Staaten versammeln sich alljährlich unter dem Vorsitze des Gouverneurs der Provinz und verhandeln bei verschlossenen Thüren. Sie ernennen die Abgeordneten für die zweite Kammer, sie theilen mit dem König die ausübende Gewalt, indem sie alle Gesetze, die auf den Kultus, den öffentlichen Unterricht, die Wohlthätigkeitsanstalten, den Ackerbau, Handel und die Gewerbe Bezug haben, in Ausübung bringen. In ihren Geschäftskreis gehört Alles, was auf die Verwaltung und die innere Oekonomie der Provinz Bezug hat; nur müssen ihre Verordnungen und Beschlüsse die Genehmigung des Königs erhalten, bevor sie in Ausübung gebracht werden können. Sie schlagen dem König die Bildung und Unterhaltung der Einrichtungen vor, welche sie für ihre Provinz zuträglich erachten, und haben die Leitung und Ausführung derselben. Sie ernennen

Digitized by Google

aus ihrer Mitte eine Deputation, welche die Verwaltung besorgt und ihre Verordnungen in Ausübung bringt. Die Lokal-Verwaltungen in den Distrikten und Dörfern ist nach ihren Reglements organisirt und steht unter ihrer Aufsicht.

Ich war in der Lage, diese Administration wenigstens in einer Provinz genau kennen zu lernen, deren ungeheure Macht in den gesetzlichen Bestimmungen und der Wahlmanipulation ruht. Zu diesem Behufe sind Distrikte gebildet, worin jeder Begüterte, der fünfzig Gulden an Grundsteuer bezahlt oder ein Patent zu gleichem Betrage besitzt, stimmberechtigt ist. Die Stimmen werden in versiegelten und unterzeichneten Billeten abgegeben und durch eine Kommission der Gemeindeverwaltung eröffnet. Die durch ihren Reichthum und Ehrgeiz einflußreichen Männer geben nun die Namen derjenigen Gleichgesinnten, Verwandten oder Kreaturen auf, die sie gewählt wissen wollen. Da sie entweder selber in der Kommission sitzen oder ihre Kreaturen in derselben haben, so darf es Niemand wagen, wer sie anders zu berücksichtigen hat, andere als die ihm aufgegebenen Namen in das Stimmbillet einzutragen. Die wenigen Unabhängigen verzichten daher lieber ganz und gar auf dieses Abstimmen. Die nun durch die Mehrheit der Stimmen erwählten Wahlmänner (Kiesers) begeben sich in den Hauptort des Distrikts und ernennen für die Provinzial-Staaten.

Die Ehrgeizigen, welche sich und ihren Kreaturen in den Primärwahlen die Stimmenmehrheit verschafft, haben dadurch schon ihre Ernennung für die Provinzialstaaten vorbereitet und gesichert. Dem Gouverneur der Provinz und dieser Versammlung ist das Wohl und Weh der Provinz preisgegeben. Verstehen sich ein kluger Gouverneur und der Stimmführer der Provinzialstaaten, so ist ihre Macht fest und von ungeheurer Ausdehnung. Zur Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz sind dem Gouverneur acht oder zehn Abgeordnete (Gedeputeerde) der Provinzialstaaten beigegeben, eine Institution, die, trägt sie jemals gute Früchte, sie nur ausnahmweise tragen kann. Diese Abgeordneten, von den Provinzialstaaten erwählt, sind für die Zeit ihres Dienstes besoldet, treten aber nach einem Jahre wieder aus, wenn sie nicht von neuem ernannt werden. Soll der Eigenthümer seine Güter, der Kaufmann sein Geschäft verlassen, um ein Jahr lang in der Hauptstadt der Provinz bei einer Verwaltung zu arbeiten, deren Formen er im ersten Jahre kaum kennen zu lernen im Stande ist? Für wen bleiben nun diese wichtigen Aemter übrig? Für Advokaten, herabgekommene Adeliche und Kreaturen des Gouverneurs, die um so mehr bemüht sein müssen, ihrem Schützer zu gefallen, als sie sonst jedes Jahr Amt und Brod verlieren müssen. Wenn in dieser und jener Provinz (wie ich recht wohl weiß) die Gedeputeerde Männer von achtungswerthem Karakter sind, so sehe ich das als einen glücklichen Zufall und als Folge der noch nicht vollendeten Ausbildung dieser Institution an; nach zwanzig Jahren dürfte das eigentliche Wesen dieser Institutionen wohl kenntlicher hervortreten. — Ueberschaut man die Namen einer solchen Versammlung von Provinzialstaaten, so muß man billig erstaunen, fast nichts als Adel und einige stolze Patrizier zu erblicken; doch man sollte nicht erstaunen, wenn man bedenkt, daß die Ritterschaft

Digitized by Google

ein Drittheil der Abgeordneten aus ihrer Mitte zu senden hat, daß in den Städten Adel und Patrizier sich so ziemlich versöhnt haben, und daß auf dem Lande der Rest des Adels sich als Grundbesitzer wieder wählen lassen kann.

Die Lokalverwaltung ist vollkommen im Geiste dieser Institutionen gebildet, und muß es sein da die Provinzialstaaten die Reglements dafür zu entwerfen hatten. Sie ist nicht in allen Provinzen gleichartig organisirt; was ich hier mittheile, bezieht sich nur auf die Bildung derselben in der Provinz Geldern. Die Verwaltungen der Städte Arnheim, Nymwegen und Zutphen sind Bürgermeistern anvertraut, welche unmittelbar unter dem Gouverneur stehen; die Verwaltungen der kleinern Städte und des platten Landes stehen unter Schulzen (Schouten), die von siebenzehn Oberschultheißen (Hofdschouten) beaufsichtigt werden. Die eigentlichen Herren und Gebieter sind diese Hofdschouten oder deren Sekretäre, Adeliche oder Patrizier, welche diese Würden nur zur Erweiterung und Sicherung ihres Einflußes annehmen. Da es ihnen leicht ist, die Schulzen nach ihrem Wunsche wählen zu lassen, so ist ihrer Macht nirgends eine Schranke gesetzt. Da die Schulzen größtentheils Bauern sind, welche zur Nothdurft ihren Namen zu schreiben wissen, so führt nicht selten der Sekretär des Hofdschout auch die Amtsgeschäfte des Schouten, und ist somit ausführende und beaufsichtigende Behörde in einer und derselben Person. Nach dieser Verfassung ist es nicht selten, den ehrgeizigen oder nach Einfluß strebenden Mann als Eigenthümer in der Versammlung derselben stimmen oder die Abstimmung derselben leiten, durch seinen Sekretär den Vorstand der Gemeinde ersetzen, als Hofdschout die Gemeindeverwaltung kontrolliren und die Beschlüsse derselben begutachten, und als Mitglied der Provinzialstaaten die Reglements für seine Verwaltung, Gesetze und Verordnungen entwerfen und über deren Anwendung wachen zu sehen. In der That, solche Institutionen müssen mit einem Erstaunen erfüllen, für welches es keinen Ausdruck gibt! Ich fürchte, daß, wenn der junge Stamm einmal zum Baume aufgeschossen ist, er bittere Früchte tragen werde! Neben solchen Institutionen ist die Macht der Regierung ein eitles Schattenbild. Man entgegne mir nicht, daß man sich bei diesen Institutionen wohl befinde, daß man nirgends Aeusserungen des Mißfallens darüber vernehme; noch ist der Druck nur hie und da fühlbar; noch ist die Saat nicht in wuchernde Blüthe getreten; noch verhallen die Klagen der Einzelnen wie leise Seufzer. Die schlechteste Einrichtung ist erträglich, wenn die Rechtlichkeit der dadurch Mächtigen sie erträglich macht; wir haben es hier aber nicht mit Personen, sondern mit Sachen zu thun.

Man hat oft und viel von der Kostspieligkeit der Beamtenverwaltung geredet; ich finde diese Verwaltung durch Magistrate nicht minder kostspielig; dort macht es die Größe des Dienstgehalts, hier die Zahl der Beamteten. Hier bezieht der Gouverneur einer Provinz einen Gehalt von zehntausend Gulden, und gibt, um seinem Range gemäß zu leben, wenigstens noch zehntausend Gulden dazu aus; von den acht oder zehn Deputirten der Provinzialstaaten bezieht jeder fünfzehnhundert bis zweitausend Gulden; das Bureau kostet eben so viel, als in irgend einem andern Lande, wo nicht mehr. Die Hofdschouts beziehen einen Gehalt von etwa drei-

by Google

bis vierhundert Gulden, und, wenn ich nicht irre, eine etwas größere Summe für die Bureaukosten. Die Schoute haben vierhundert Gulden Besoldung, und, wenn ich nicht irre, in kleinern Städten auch noch drei- oder vierhundert Gulden für einen Sekretär. In Folge einer solchen Einrichtung kann zum Gouverneur nicht der Mann ernannt werden, den Talente, Klugheit und Rechtlichkeit dazu befähigen, sondern der, welcher reich genug ist, diese Würde zu bekleiden. — Da von fünfzehnhundert Gulden kein Mann anständig leben kann, so ist Keinem zuzumuthen, sich ausschliessend mit den Verwaltungsangelegenheiten zu beschäftigen; diese werden Nebendinge von Advokaten und sonst beschäftigten Menschen; man muß daher durch die Zahl der Angestellten die Thätigkeit des Einzelnen ergänzen. — Noch mehr ist dies der Fall bei den Hofschouten und Schouten, wo das Amt durchaus keine Entschädigung für Talent oder Zeitaufwand bietet, daher diese Stellen nur Konkurrenten finden, sofern andern Interessen dadurch gedient ist. Nehmen wir an, daß unter den siebenzehn Hofschouten der Provinz Geldern nur hundert und dreißig Schouten stehen, so beträgt doch der Gehalt beider zusammen wenigstens achtzigtausend Gulden. Für diese Summe hat man größtentheils Männer zu Beamten, die ohne Bildung sind, ihr Amt als Nebensache betreiben oder nur aus anderweitigen Interessen übernommen haben. In Baiern dagegen dürften die Landrichter mit ihren Assessoren für eine gleiche Bevölkerung etwa vierzigtausend Gulden kosten; Beamte, welche überdies die ganze Rechtsverwaltung zu besorgen haben. Ich bin weit entfernt, der Beamtenherrschaft das Wort zu reden, aber man hüte sich, im Kampfe gegen die Uebel derselben nicht etwa eine eben so drückende Magistratsregierung zu organisiren.

Ich kehre zur Verfassungsurkunde zurück. Das fünfte Kapitel handelt von der **Justizverwaltung**; das sechste vom **Kultus** mit den gewöhnlichen Bestimmungen, nur vielleicht zu kurz und unvollständig. Da ich später auf diese Gegenstände zurückkommen werde, so ists unnöthig, hier dabei zu verweilen. Die Kapitel sieben, acht, neun und zehn handeln von den **Finanzen** (ein überflüssiger Abschnitt, dessen Bestimmungen theils unter die Rubrik des Budjets, theils unter die der Befugnisse der Kammern gehört), von der **Vertheidigung des Staats**, der Direktion des Straßen- und Wasserbaues (für Holland von großer Wichtigkeit) und vom öffentlichen Unterricht und den Wohlthätigkeitsanstalten (höchst oberflächlich).

Da meine Absicht sich darauf beschränkt, von dem Zustande der Dinge nur einen flüchtigen Umriß zu geben, so befürchte ich, für diesen Zweck ohnehin schon zu weitläufig geworden zu sein, und gehe nun auf die Regierung über.

8.

Die Minister. — Der König. — Der Kronprinz.

In dem Geiste der **Minister** karakterisirt sich die Verwaltung; ihnen dankt nicht bloß die Gegenwart ihr Glück oder Unglück, öfter noch ist das Verderben, das über kommende Geschlechter einbricht, ihr unseliges Vermächtniß. Es ist eigentlich mehr zu bewundern, daß

es noch immer Menschen gibt, welche sich nach diesem schwierigen Standpunkte hin sehnen, als daß so unheilschwangere Mißgriffe auf demselben gemacht werden. Aber eben weil die Last zu groß, sind es größtentheils nur Hochmuthige oder Ehrgeizige, die sie zu übernehmen sich bereit finden lassen, und weil man die Vortheile und Annehmlichkeiten mehr liebt, als die damit verbundene Last, so werden öfter nur jene benutzt und genossen, diese aber auf die Schultern erbarmlicher Werkzeuge hinübergewälzt. Die Niederlande sind gerade nicht mit Ministern beglückt, welche besser sind, als man sie anderswo findet, indeß sind sie gewiß auch nicht schlechter, als anderswo. Das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, nach der jetzigen politischen Stellung der Niederlande leicht zu führen, weil kein Uebergewicht und kein Einfluß zu erringen; schwierig, weil die innern Angelegenheiten mit den äussern Verhältnissen schwer in Einklang zu bringen sind, hat gegenwärtig A. W. C. Baron von Nagel-von Ampsen, ein alter Freund des oranischen Hauses. Er war 1795, als der Erbstatthalter vertrieben wurde, Gesandter am Londoner Hofe, erbat sich von dem darauf gebildeten republikanischen Gouvernement sogleich seine Entlassung und lebte als Privatmann zu London bis 1813, wo er mit dem Prinzen von Oranien nach seinem Vaterlande zurückkehrte und das Portefeuille übernahm. Im Frühjahr 1815, als die erste Nachricht von Napoleons Landung bekannt wurde, that er einen Schritt, der für seinen entschiedenen Karakter und seine Klugheit spricht. Er eröffnete den Gesandten der verbündeten Mächte, daß sein Souverain, mit Berücksichtigung der Nachtheile, welche aus der provisorischen Lage von Belgien und den damaligen Zeitumständen erwachsen könnten, den Entschluß gefaßt habe, sich, ohne den Ausgang der Wiener Verhandlungen abzuwarten, zum König der Niederlande zu erklären. Er stellte ihnen vor, daß die Umstände und die Gährung, welche die Landung Buonaparte's in einigen Gemüthern hervorbringen müsse, nicht erlaube, das Loos von Belgien länger unentschieden zu lassen, und brachte die Unterhandlung schnell zum erfreulichen Ende. Der Verfasser der „vertrauten Briefe über das Königreich der Niederlande" beschuldigt ihn eines drückenden Adelstolzes. Ich habe keine Beweise vom Gegentheil; allein Hr. v. Nagel macht diese Schwäche durch viele rühmliche Tugenden, worunter seine Uneigennützigkeit und gänzliche Entsagung des Nepotismus wohl nicht die unbedeutendsten sind, wieder gut. Leider gelingt es ihm dessenungeachtet nicht, alle Mißgriffe zu vermeiden, die wohl zum Theil auch von seiner langen Abwesenheit aus seinem Vaterlande herrühren mögen. Wundern muß man sich über die Sparsamkeit, welche bei diesem Ministerium herrscht, dessen Ausgaben, nebst denen für Gesandtschaften, nicht über achthundert und fünfzigtausend Gulden angesetzt sind.

Das Ministerium des Innern verwaltet der Minister C. v. Coninck, ein geistreicher, einsichtvoller Mann von einigen vierzig Jahren, der die Schule der neuesten Zeit vielfach durchgegangen ist. Er ist in Brügge geboren, hat in Lüttich und Köln studiert und ist 1800 als Präfekturrath in seiner Vaterstadt in Staatsdienste getreten. Seine Thätigkeit und Gewandtheit gewann ihm den Beifall seines damaligen Gouvernements; er wurde bald darauf

Digitized by Google

Präfekt des Departements der Ain, dann des Departements von Jemappe, und endlich 1810 des Departements der Mündung der Schelde, welches er bald mit dem Departement der Elbmündungen vertauſchte. Nach dem Umſturze des franzöſiſchen Kaiſerreichs kam er in ſein Vaterland zurück. Das neue Gouvernement, von dem löblichen Eifer beſeelt, die Parteien zu verſchmelzen und geiſtvoller Männer ſich zu bedienen, wo es ſie finden möchte, berief Herrn von Coninck in die Kommiſſion, welche 1815 mit der Reviſion der Verfaſſung der vereinigten Provinzen beauftragt war. Hr. v. Coninck gab bei den Verhandlungen, ſo wie in dem Bericht, den er an den König zu entwerfen beauftragt war, Beweiſe ſeines entſchiedenen Talents, und wurde bald darauf zum Gouverneur von Oſt-Flandern ernannt. In Mitte des Jahres 1817 endlich löſete er Hrn. Roëll im Miniſterium des Innern ab. So wenig das Talent des Hrn. v. Coninck in Abrede geſtellt werden kann, ſo viele und gerechte Klagen vernimmt man über den langſamen Gang der Angelegenheiten in dieſem Miniſterium. Dieſe Klage hat ihren natürlichen Grund freilich zunächſt in dem Mechanismus dieſes Miniſteriums; allein ſie trifft mehr oder minder auch den Vorſtand deſſelben. Mir ſind mehrere Fälle bekannt geworden, wo Angelegenheiten unverzeiblich lange unerledigt geblieben ſind. Es iſt im Ganzen ein raſcher Gang der Angelegenheiten gerade nicht die hervorſtechendſte Eigenſchaft des niederländiſchen Gouvernements. Die geringfügigſte Angelegenheit muß vom Schout (Bürgermeiſter) und Gemeindevorſteher berichtet, vom Hofdſchout begutachtet, vom Gouverneur ans Miniſterium befördert werden. Ohne Vorwiſſen des Miniſters kann über wenig oder nichts verfügt werden. Trifft es ſich nun, daß zu einer Eingabe neue Belege und Erläuterungen nöthig ſind, und bedenkt man, daß jede Anfrage den weiten Weg der Miniſterial-, Gouvernial-, Hofdſchout- und Schout-Bureaux zurückwandern muß, ſo begreift man wohl, wie es eine Ewigkeit dauert, bis über den Wiederaufbau eines im Schulhauſe eingefallenen Ofens verfügt werden kann. Im Monat September war über die Unterſtützung und den Wiederaufbau der durch die Ueberſtrömung im Monat Januar beſchädigten Häuſer noch immer nichts verfügt, und die vom Lande aufgebrachten Gelder, mehrere hunderttauſend Gulden, lagen noch immer aufgehäuft, ob auch arme Menſchen inzwiſchen zu Grunde gegangen oder eine Beute raubſüchtiger Wucherer geworden ſind. Ich erzähle dies nur gelegenheitlich, ohne dadurch dem Miniſter einen Vorwurf machen zu wollen, indem ich wohl weiß, daß zur Beſorgung dieſer Angelegenheit eine eigene Kommiſſion niedergeſetzt iſt.

Das Miniſterium der Finanzen verwaltet Six von Otterleke, ein Bruder des etwas berüchtigten Wilhelm Six. Er ſtammt von einer Amſterdamer Patrizierfamilie ab und diente, hauptſächlich von ſeinem Bruder gehalten, ſchon in früherer Zeit bei dem Departement der Finanzen. Die belgiſchen Journaliſten und Eleutheropilos urtheilen nicht ſehr günſtig von ſeinen Talenten. Auch iſt, wenn ſichs von den niederländiſchen Finanzen handelt, nie vom Miniſter, ſondern immer nur von dem Generaldirektor der Steuern, der Ein- und Ausgangszölle u. ſ. w. die Rede. Wollte ich von den niederländiſchen Finanzen ſprechen, ſo müßte ich ein

ganzes Buch darüben schreiben. Hier nur noch einige Notizen über die erwähnten Direktoren, Wichers und Appelius. Es sind dies, mehr oder minder verdient, die wahren Sündenböcke, worauf die Holländer alles Unglück werfen.

Wichers, ein Friese, in Gröningen geboren, war unter der französischen Herrschaft Präfekt des Departements von der Wester-Ems und machte sich durch seine Strenge und seine Anhänglichkeit an das neue System in seiner Vaterstadt höchst verhaßt. Als Generaldirektor rief er ein Zoll- und Mautbsystem ins Leben, von dem ich späterhin reden werde. Gegenwärtig ist er Staatsrath. Nach dem Urtheile Aller, die ihn genau kennen, ist er ein Mann von (wie man zu sagen pflegt) Einsicht und Gewandtheit. Es ist nur zu beklagen, daß diese sogenannte Einsicht so oft die folgenreichsten Fehler begeht, und die Gewandtheit gar nicht hindert, zu thun, was nicht geschehen soll!

Appelius, der nach dem Abgange des Hrn. Wichers auch die Generaldirektion der Ein- und Ausgangszölle übernommen hat, ist der Sohn eines Predigers, zu Middelburg in Seeland geboren. Er war vor der Revolution von 1795 Notar, wurde Mitglied der Nationalversammlung der batavischen Republik, und machte sich durch seinen ausserordentlichen Scharfsinn und seine rastlose Thätigkeit bald bemerkbar. Von 1798 bis 1802 war er Mitglied des gesetzgebenden Körpers; der Staatsbewind ernannte ihn zum Finanzrath; unter Schimmelpenninck wurde er Sekretär des Staatsraths und unter Ludwig Buonaparte wirklicher Staatsrath, und endlich Finanzminister. Nach der Einverleibung Hollands war er einer der eifrigsten und thätigsten Diener des Buonapartismus. Er zog sich dadurch den Haß seiner Landsleute zu, und lud insbesondere durch den Eifer, mit dem er die Einreihung der sogenannten Ehrenwachen betrieb, den Zorn vieler Familien auf sich. Auch ihm gesteht man gern eine ausserordentliche Gewandtheit im Arbeiten, Scharfblick und Thätigkeit zu, und hat nur zu beklagen, daß diese ausgezeichneten Talente nicht eine andere Gesinnung und andere Grundsätze zur Grundlage haben. — Nach ihm zählt Niemand mehr Gegner, als der Justizminister Kornelius Felix van Maanen. Er ist von bürgerlichen Aeltern und eröffnete seine politische Laufbahn als Substitut bei dem Obergerichtshofe der Provinz Holland, wurde hierauf Advokat-Fiskal, und endlich schon unter Ludwig Buonaparte Justizminister. Nach der Auflösung des Königreichs wurde er nach Paris berufen, zum Staatsrath ernannt und als erster Präsident des kaiserl. Gerichtshofes im Haag angestellt. „In seinem Ministerium — so erzählt Eleutherophilos — soll mehr Thätigkeit, als in den meisten andern herrschen. Er ist ein Rechtsgelehrter vom ersten Range, ein sehr angenehmer Gesellschafter und mehr Weltmann, als die Holländer gewöhnlich zu sein pflegen. Die Gnade, worin er bei Napoleon, der ihn baronisirte, stand, und der ununterbrochene Wirkungskreis, worin er durch den Weltdespoten unterhalten worden, haben ihn zwar in den Augen einiger verständigen, rechtlichen Männer einigermaßen in Schatten gestellt, allein u. s. w.“ Dieser Schatten ist übrigens in der letzten Zeit noch dunkler geworden. Der besonders dem Justizminister nicht immer schickliche Eifer, mit dem er in den Sitzungen der General-

Digitized by Google

Staaten jene Ideen verfolgt, denen er selber so lange gehuldigt, mehrere Mißgriffe und Gewaltsmaasregeln, die er gegen liberale oder auch nur freimüthige und offenherzige Schriftsteller sich zu Schulden kommen lassen und genommen, und endlich die Art und Weise, mit der er frühere Freunde von sich scheucht, haben ihm einen so übeln Ruf bereitet, daß er Mühe haben wird, sich auf seiner Stelle zu erhalten.

Das Portefeuille des Kriegsministeriums war seit der Bildung des Königreichs bereits in mehrern Händen und ist jetzt einem Manne anvertraut, der unstreitig der vorzüglichste sein müßte, wenn von den Ministern gälte, was von den Weibern, daß diejenigen die besten, von denen am wenigsten geredet wird. Uebrigens ist das Kriegswesen bereits geordnet und die Kriegsverfassung festgestellt, und ein Minister dürfte bei diesem Verwaltungszweige wenig mehr zu thun haben. Die niederländische Militäreinrichtung unterscheidet sich wenig oder gar nicht von denen anderer Staaten; die Vertheidigung des Vaterlandes ist einem stehenden Heere, einer Nationalmiliz, von der in Friedenszeiten nur ein Fünftheil unter den Waffen steht, und einer Lokalmiliz (Schutterey), die aber nur erst an wenigen Orten gebildet ist, anvertraut. Der Holländer hat wenig oder gar keine Neigung zum Soldatenstande, selbst Napoleon konnte diese Neigung nicht wecken. Man kann nicht sagen, daß es ihm an Muth dazu gebräche, ihre Siege zur See verkünden das Gegentheil; allein seit Jahrhunderten war er gewöhnt, im Soldaten nur den fremden Miethling zu sehen und den Stand selber zu verachten. Unter den Offizieren ist jetzt mancher tüchtige und gebildete Soldat, der das Heldenherz dem Feinde muthig entgegen trägt und daheim die Künste des Friedens nicht vernachlässigt oder verachtet; der eigentlichen Lärmer und Händelsucher, wie man sie anderswo unter den Soldaten trifft, dürfte man im niederländischen Heere wenige finden. Uebrigens sind Offizier und Soldat anständig bezahlt und der letztere ist vortrefflich genähret und gekleidet.

Das Ministerium der Marine, das einst für Holland so wichtig war und zum Theil noch ist, dürfte einem Manne anvertraut sein, der mit Mangel an Talent und Kenntniß auch den an Thätigkeit und Genauigkeit verbindet. Ich mag die Anekdoten nicht wiederholen, die auf seine Rechnung erzählt werden; wäre auch nur der vierte Theil von dem, was man von ihm erzählt, wahr, so wäre es genug, den Wunsch zu erregen, daß dieses Departement einem andern Manne anvertraut werden möchte.

Für den Staatsminister von Falck, dessen Talente und treffliche Gesinnung gerühmt werden und der bei der Umwälzung von 1813 als Hauptmann der Nationalgarde von Amsterdam sich einige Verdienste gesammelt hat, wurde vor Kurzem ein eigenes Departement gebildet, das des öffentlichen Unterrichts. Ungeachtet der Minister seinem Departement wenig Zeit zu widmen hat, so gehört dieser Theil der Verwaltung, wenn nicht zum besten, doch geordnetsten. Es ist in der letzten Zeit, und schon vor Falck, für den öffentlichen Unterricht viel geschehen; und wenn den löblichen Eifer die Erfolge nicht krönen sollten, so ist wenigstens den edeln Gesinnungen des Königs und des Ministers die Schuld nicht beizumessen.

Von dem Zustande der wissenschaftlichen Erziehung werde ich an einer andern Stelle ausführlicher reden.

Die Aufsicht über den Kultus ist zwei Generaldirektoren anvertraut, d. h. dem Einen der Kultus der Katholiken, dem Andern der der Reformirten. Sonst war mit dem letztern Verwaltungszweige, sehr unzweckmäßig und unschicklich zugleich, auch die Generaldirektion der Posten verbunden, was zu manchen witzigen Wortspielen Veranlassung gegeben hat. Seit einiger Zeit hat man aber dem Uebelstande abgeholfen.

Ich wende mich nun erst zum Könige, der, von Liebe zu seinem Volke beseelt, dessen Glück will und thätig zu befördern sucht. Es dürfte mehrern Lesern nicht unangenehm sein, hier einen kurzen Umriß seines an Widerwärtigkeiten reichen Lebens zu finden.

Er ist den 24. August 1772 im Haag geboren. Seine vortreffliche Erziehung hatte er vorzüglich seiner (im Laufe dieses Jahres auf dem Lustschlosse Loo verstorbenen) Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, einer Prinzessin aus dem hohenzollernschen Königshause, zu verdanken. Seine ersten Lehrer waren Euler, aus Zweibrücken, und später der als Schriftsteller bekannte Tollius, beide Männer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung. Seine Leitung war dem General von Stamford anvertraut, einem Manne von ausgezeichnetem Verdienste, dessen Verschlossenheit, finsteres Wesen und Zurückhaltung sich zum Theil auf den Prinzen übergetragen haben soll. Unfälle, welche damals seine Familie trafen, lehrten ihn früh die Vergänglichkeit menschlicher Größe und menschlichen Glücks erkennen. Diese Anfänge machten ihn fähiger zu standhafter Ertragung von damals noch ungeahneten Widerwärtigkeiten. — Nachdem er seine Studien auf der Universität Leyden und seine Bildung auf einer Reise an mehrere deutsche Fürstenhöfe vollendet hatte, vermählte er sich mit Friederike Louise Wilhelmine, König Friedrich Wilhelms II von Preußen Tochter. Der Ausbruch des französischen Revolutionskriegs führte auch ihn, den zwanzigjährigen Jüngling, auf den großen Schauplatz des Staats- und Kriegslebens. Als Befehlshaber des kleinen niederländischen Heeres stritt er mannhaft gegen die Neufranken, und am Schlachttage vom 13. Sept. 1793 verspritzte er im muthigen Kampfe bei Menin sein Blut. In dem folgenden Feldzuge befehligte er ein aus Niederländern und Oesterreichern zusammengesetztes Heer, mit dem er durch die Eroberung von Landrecies den Feldzug siegreich eröffnete, jenen Feldzug, der nach der Schlacht von Charleroi eine so unglückliche Wendung nahm. Die Neufranken drangen bis an die Maas und die Waal vor, alle Festungen fielen in ihre Hände, und endlich baute ihnen der Frost in Mitte des Januarmonats 1795 eine Eisbrücke über die Ströme Hollands. Friedrich Wilhelm sammt seinem Bruder, vom Oberbefehl des kleinen Heeres abgerufen, schiffte sich am 18. Januar auf elenden Fischerpinken nach dem britischen Eilande ein. Doch die Brüder verliessen England bald wieder, sammelten die ausgewanderten treuen Schaaren, und wollten mit ihnen von der preußischen Grenze aus zur Befreiung der niederländischen Provinzen wirken, als der Basler Friede diesen Plan vereitelte. Friedrich Wilhelm ließ sich nun in Berlin nieder, um durch

Digitized by Google

den Einfluß des preußischen Kabinets seiner Familie Reste ehemaliger Macht zu retten. Gleichzeitig beschäftigte er sich auch mit den Wissenschaften, und, nach dem Ankauf der polnischen Herrschaften des Fürsten Zablonowski, mit der Landwirthschaft, für welche er eine dauernde Neigung faßte.

Die Friedensunterhandlungen zu Luneville und Amiens bestimmten auch das Schicksal des oranischen Hauses; es wurden ihm in Mitte Deutschlands Entschädigungen zugewiesen, und Friedrich Wilhelm trat, da sein Vater ihm diese Entschädigung abgetreten hatte, als Fürst von Fulda und Corvey in die Reihe der regierenden Fürsten Deutschlands. Seine Regierung in den neuen Landen war weise, mild und segensreich; er entwickelte als Regent eine unermüdete Thätigkeit, weise Sparsamkeit, Liebe zur Gerechtigkeit, Festigkeit des Karakters, ein richtiges Urtheil; er änderte bedachtsam und schonend, war Jedermann zugänglich und förderte das Gute, wo es in seiner Macht stand. — Kaum waren ihm im Frühling 1806 durch den Tod seines Vaters die nassauischen Stammlande zugefallen, als mit der Errichtung des Rheinbundes neue, drohende Gefahren sich erhoben. Mit edelm Stolze weigerte Friedrich Wilhelm, diesem Bunde beizutreten. Der Ausbruch des unglücklichen Kriegs von 1806 rief ihn als preußischen Generallieutenant auf den Kriegsschauplatz; er verließ in den ersten Tagen des Augustmonats Fulda, und — sah sein Land nicht wieder. Die unselige Kapitulation des alten Möllendorf führte auch den Prinzen von Oranien in feindliche Gefangenschaft, aus der ihn nur sein Ehrenwort erlöste, und ein Machtspruch Napoleons beraubte ihn seiner Lande. Fürsten, in deren Staaten der Prinz Hausgüter besaß, benutzten diesen Anlaß, ihm auch diese zu entreissen. — Bei der Annäherung der Franzosen war Wilhelm Friedrichs Gemahlin mit den Kindern von Berlin nach Pommern geflohen; dorthin folgte nun auch der Prinz. In diesem verhängnißvollen Winter häufte das Unglück Leiden aller Art auf die oranische Familie. Zu dem Schmerze über die Unfälle des preußischen Hauses kam das Unglück, selber Alles verloren zu haben; zu dem Verlust eines geliebten Kindes das Leiden langer Trennung der Gatten; der Friede von Tilsit ließ dem Prinzen nichts übrig, als einige Besitzungen im neuen Großherzogthum Warschau. — Von nun an lebte der Prinz nur für seine Familie, mit den Wissenschaften, der Verwaltung seiner Güter und der Erziehung seiner Söhne beschäftigt.

Die Ereignisse vom J. 1809 riefen ihn nach Wien. Er focht in der mörderischen Schlacht von Wagram mit gewohntem Heldenmuthe, aber der Sieg hatte Napoleon noch nicht verlassen. Als aber der Feldzug nach Moskau Napoleons Macht und der Franzosen Kriegsglück erschüttert hatte, als die Verbündeten schon ihre siegreichen Waffen nach Deutschland trugen, da eilte Wilhelm Friedrich nach England, um mit dem britischen Kabinete die Maasregeln zu verabreden, welche die Befreiung der niederländischen Provinzen herbeiführen sollten. Von den darauf erfolgten Ereignissen habe ich bereits gesprochen.

Was Wilhelm Friedrich im Fürstenthum Fulda gewesen, ist er auch auf dem Throne der Niederlande. Die Reinheit seiner Absichten und seine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe habe ich

Digitized by Google

ſelbſt von ſeinen Feinden nie läugnen, nie bezweifeln, öfter von ſeinen Freunden aber bedauern hören, daß ſein ruhmwürdiger Eifer nicht immer die rechten Mittel, d. i. die rechten Perſonen finde. Es iſt keine vorgefaßte Meinung, kein Groll über erlittenes Unrecht, keine Neigung zu einem Syſteme, was ihn zuweilen mißleitet, nur der verzeihliche Irrthum, dem wir Alle unterthan ſind. Kein Fürſt verdient mehr, ein von widerſtreitenden Elementen freies Land und freie Zeit zu finden, als er; leider iſt ihm dies Glück nicht zu Theil geworden.

Der Kronprinz Friedrich, 1792 geboren, hat ſeine Erziehung auf der Berliner Militärakademie erhalten und iſt nachher unter die Leitung des jetzigen Generallieutenants Conſtant de Rebecque, eines ſehr ausgezeichneten Mannes, gekommen. Auf der pyrenäiſchen Halbinſel fing er unter Wellington ſeinen Kriegsdienſt an und bildete ſich zum tüchtigen Soldaten aus. Als ſolcher hat er ſich auch bei Waterloo erwieſen; der Kronprinz und Waterloo ſind Worte, die in den Herzen aller Niederländer flammen. Sein reger Geiſt, ſeine Leutſeligkeit, ſein kriegeriſcher Muth und ſein zartes Vaterherz haben ihm die Neigung ſeines Volks gewonnen, das ſeiner Regierung hoffnungsvoll entgegenſieht.

Des Kronprinzen jüngerer Bruder, Prinz Friedrich, kommt ſeiner Jugend und ſeiner Stellung wegen in keinen ſonderlichen Betracht.

4.

Die religiöſen Verhältniſſe.

Wenn ich von den religiöſen Verhältniſſen Hollands ſpreche, ſo erwarte man ja nicht, daß ich über der Voetianer, Gomariſten und Arminianer alte Zwiſte und deren traurige Folgen, über die Glaubensbekenntniſſe und Sekten, die Herrnhuter, Wiedertäufer, Rhynsberger, Chriſto-Sakriſten, Quäcker u. ſ. w., die in Holland einheimiſch ſind, reden werde; nur von dem überall ſichtbaren Zwiſte zwiſchen dem ſogenannten Alten und dem ſogenannten Neuen, von dem Mißtrauen, das Reformirte und Katholiken (hier Römiſchgeſinnte genannt) gegenſeitig hegen, von der Bildung der Prediger und Pfarrer u. ſ. w. will und muß ich reden.

Holland ward früherhin als das Vorbild religiöſer Duldung geprieſen; wirklich waren auch alle Glaubensbekenntniſſe und Sekten, mit Ausnahme der Sozinianer, geduldet, aber geduldet, wie hier und da die Juden es werden. Die Katholiken, ſehr zahlreich, durften zwar im Innern ihrer Betkapellen Gott auf ihre Weiſe verehren, aber dieſe Gotteshäuſer durften kein Zeichen ihrer erhabenen Beſtimmung an ſich tragen; daher in Amſterdam noch jetzt die Kirchen het duifje (zur Taube), de Posthoorn (zum Poſthorn), de Staar (zum Staar) u. ſ. w. benannt werden; der Gebrauch der Glocken und die Prozeſſionen waren ihnen verboten; der Katholik zu allen öffentlichen Aemtern, ſelbſt zum Notarius, unfähig u. ſ. w. Zum Druck des Geſetzes kam noch der Druck der Meinung und der Fanatismus einzelner Beamten; das katholiſche Bethaus mußte nicht ſelten in den abgelegenſten Winkel der Stadt verlegt werden,

damit den Rechtglaubigen kein Aergerniß gegeben ward; wurde beim Herausgehen aus dem Bethause ein geistliches Buch in der Hand eines Katholiken gesehen, wurde die Betkapelle geschlossen, und ihre Wiedereröffnung mußte mit großen Summen erkauft werden; kein Priester durfte eine Nacht ohne Vorwissen und Erlaubniß des Bürgermeisters in einer Gemeinde zubringen u. s. w. Die Revolution von 1795 hat zwar diesen Druck aus dem Gesetzbuche entfernt, nicht aber alles Vorurtheil und die bittere Erinnerung vertilgen können. Daher hat die Revolution in den Katholiken auch die eifrigsten Anhänger gefunden. So macht der Druck den friedliebenden Bürger zum Revolutionär! Ein angesehener Mann, der sonst übel auf Revolutionen zu sprechen war, sagte mir, daß, bestänben die alten Gesetze noch und gäbe eine neue Revolution Hoffnung, jenen Druck abzuwerfen, er sein ganzes großes Vermögen ohne Bedenken wagen würde. — Die Nachklänge aus dieser Zeit gewahrt man noch überall. Der Umgang zwischen Geistlichen der beiden Kirchen ist noch ein Unmögliches; eheliche Verbindung zwischen Personen der beiden Glaubensbekenntnisse sind selten und von dem Fluche der Verwandten verpönt. Ich habe die traurigen Folgen von ein paar Beispielen der Art gesehen, wo junge Leute, sich über das Vorurtheil hinwegsetzend, sich trotz der verschiedenen Glaubensbekenntnisse zu heirathen wagten. Die katholischen Geistlichen verweigern geradezu und durchaus die sakramentalische Trauung; die innigsten Bande zwischen Verwandten lösen sich; die öffentliche Meinung der untern Volksklasse steht nicht selten gegen sie auf. — Die Katholiken erinnern sich noch immer des alten Unrechts und der erlittenen Unbilden, von welchen sie erst vor fünfundzwanzig Jahren eine Revolution befreit hat, und wie, wer viel gelitten, furchtsam ist, so glauben sie, die Reformirten hätten keine mildere Gesinnung angenommen, sondern nur den Schein derselben annehmen müssen; die Reformirten dagegen, in Vorurtheil, Unkenntniß des katholischen Glaubenssystems und alter Gewohnheit befangen, können die frühere Abneigung, die angeerbte Eitelkeit und den Irrwahn, ein Katholik könne nie geistig tüchtig und herzlich aufrichtig sein, nicht besiegen. So ist mirs wenigstens nach vielen Unterredungen mit Glaubensgenossen beider Kirchen vorgekommen. Die Bessern und Verständigern darunter werfen sich, von Einwürfen ermüdet, endlich auf den Satz: In Deutschland mag es anders sein; so sind aber unsere Katholiken, so unsere Reformirten!

In der That sind sie mit dieser Ausflucht vollkommen gerechtfertigt. Leider ist bei dem Zustande der Bildung der Geistlichen und ihrem Einflusse auch nicht bald Besserung zu hoffen. Ich erlaube mirs nicht, die reformirten Geistlichen oder Domine nach den Aussagen der Katholiken zu beurtheilen, und bin selbst nie in den Fall gekommen, sie näher kennen zu lernen, daher ich einen Mann, der, wenn die höchst wahrscheinlichen Behauptungen nicht trügen, selber Holländer und selber reformirt gewesen ist, den Verfasser der „vertrauten Briefe," reden lassen will. „Ihr Gebrülle von den Kanzeln," sagt dieser, „ist ein wahres Skandal, und das Verdammungsurtheil, womit sie gewöhnlich ihre langen, unsinnigen

Predigten beſchlieſſen, ſteht in dem offenbarſten Widerſpruche mit der chriſtlichen Liebe. Vorzüglich iſt es die deutſche Neologie, auf welche ſie ihre giftigen Pfeile losſchieſſen. Am wahrſcheinlichſten kommt es mir vor, daß der Einfluß, welchen ihre illiberale Denkungs- und Verfahrungsart ihnen ſeit 1618 direkte und indirekte ſogar auf die öffentlichen Angelegenheiten verſchaffte, und die Behaglichkeit, welche ſie empfanden, ſolch' ein politiſch-hierarchiſches Syſtem geltend zu machen, dieſe Hierophanten vorzüglich beſtimmten, ihren alten Sauerteig fortzukneten. Ein paar Beiſpiele von der Intoleranz der holländiſchen Domine mögen hier am rechten Orte ſtehen, und ich hebe ſie hier aus einer unzähligen Menge anderer aus. Vor ungefähr zwölf bis fünfzehn Jahren (der Verfaſſer ſchrieb 1817) hatten der Domine zu Jutphaas, unweit Utrecht, und der dortige Paſtor (ſo werden die katholiſchen Geiſtlichen in Holland genannt) beide zu gleicher Zeit einem Schiffer den Auftrag gegeben, ihnen von Utrecht ein Stroohen (d. i. eine gewiſſe Quantität) Picklinge mitzubringen. Da ein Faſttag herannahte, ſo hatte ſich die Magd des Paſtors beim Durchfahren der Trekſchuit durch den Ort dorthin begeben und von dem Schiffer wirklich die beſtellten Picklinge erhalten. Bei der Zurückfahrt kam auch die Magd des Domine an die Trekſchuit und zankte mit dem Schiffer, daß die Picklinge ſo lange ausblieben. „Ei," ſagte dieſer, „ich habe ſie ja dieſen Morgen ſchon abgegeben!" und fuhr weiter. Da die Magd mit dieſer Antwort zurückkam, legte ſich der Domine auf Kundſchaft, und erfuhr nun in der That von Leuten, die die Magd des Paſtors geſehen hatten, daß dieſe die Picklinge von der Trekſchuit abgeholt habe. Wüthend über dieſen papiſtiſchen Frevel, entſchloß ſich der Domine, der nie zum Paſtor kam, zu ihm zu gehen und ihm tüchtig den Kopf zu waſchen. Er trat gerade in dem Augenblicke in das Haus, als die gebackenen Picklinge dem ſchon am Tiſche ſitzenden Paſtor aufgetragen wurden. Die Magd meldete ihn gleich dem Paſtor, der freundlich erwiederte, es werde ihn freuen, ſeinen Amtsgenoſſen zu empfangen. Der Domine trat ins Zimmer und fing gleich mit einer fürchterlichen Strafpredigt, voll gehäſſiger Anſpielungen und falſcher Beſchuldigungen an. Der Paſtor blieb ruhig, erklärte ihm mit Gelaſſenheit ſeinen Irrthum und fügte gutmüthig hinzu: „Da aber das Quid pro quo nun einmal geſchehen und nicht mehr zu ändern iſt, indem Sie das Corpus delicti bereits gebacken auf meinem Tiſche ſehen, ſo weiß ich kein beſſeres Mittel zu einem gütlichen Vergleiche, als — erzeigen mir Ew. Ehrwürden die Ehre, ſich mit mir an den Tiſch zu ſetzen und die Picklinge, ehe ſie kalt werden, mit mir gemeinſchaftlich zu verſpeiſen. Es freut mich, daß dies glückliche Ungefähr die Eintracht . . . ." Hier donnerte aber der Domine mit flammenden Blicken ihm das Anathema ins Geſicht: „Glaubt Ihr denn, daß ich mich der ewigen Verdammniß preisgeben will?" und rannte zum Hauſe hinaus."

So ſchildert ein Mann, der, wie geſagt, ſelbſt Holländer, ſelbſt Reformirter geweſen iſt, der aber Deutſchland genau kannte, ſeine Landsleute und die Diener ſeiner Religion. Ein eben ſo unerquickliches Bild muß ich (ſchönere Ausnahmen gibt es überall) von dem katholiſchen Klerus entwerfen. Roh, voll Vorurtheile und ohne Kenntniſſe wurden junge Leute

Digitized by Google

sonst und werden sie jetzt noch Geistliche, roh und unverträglich bleiben sie als solche. Als ich zu Ostern meine Beichte ablegte, war die erste Frage des Priesters: ob ich Maurer sei, weil er mir in diesem Falle die Lossprechung verweigern müßte. Beobachtung der Fastengebote ist hier noch immer wichtiger, als die Bändigung der Leidenschaften, ausser der Kirche kein Heil und zur Erreichung der Zwecke selten ein Mittel zu unheilig. Eine junge Dame, der es denn doch schwer wurde, ihre reformirten Freundinnen geradezu zu verdammen, und die aus dem Labyrinthe ihres Katechismus keinen Ausweg fand, erklärte mir endlich, sie sei überzeugt, daß bei guten Reformirten auf dem Todbette noch eine Art von Bekehrung vorginge und daß sie dann in dem wahren Glauben selig stürben. Glücklich preise ich die, welche ihrer Sache so gewiß sind oder bleiben; was ist aber das Loos derjenigen, welche durch die Welt oder die Verhältnisse einmal aus dieser Beschränktheit der Begriffe herausgerissen worden sind? Eine reformirte Dame, die ich selber kenne, verheirathete sich mit einem Katholiken. Nach dessen frühem Tode im Begriff, sich mit einem Verwandten desselben zu vermählen, wurde sie katholisch. Die Heirath zerschlug sich und sie kehrte unter ihre reformirten Verwandten zurück. Leichtsinnig und wankelmüthig wurde sie nun wieder reformirt. Bald darauf verfiel sie in eine tödtliche Krankheit. Mit dem Tode ringend warf sie sich in die Arme eines katholischen Verwandten und rief in ihrer Selbstvernichtung: Ach, wie unglücklich, unglücklich bin ich! Und der Verwandte entgegnete kalt und herzlos: Sie wissen, was sie zu thun haben, um glücklich zu werden! — In der That, ich halte sie und alle Menschen der Art für sehr unglücklich.

Deutschland wurde mir geradezu als ketzerisch erklärt und deutsche Philosophie als die Quelle alles Unglaubens. In den hochherzigen Aufopferungen edler Menschen, in den geheimnißvollen Mythen der Griechen und der Indier, in den großen Schicksalen der Völker religiöse Ahnungen, religiösen Aufschwung zu suchen und zu finden, eitle Ketzerei; jedes Zugestehen anderer Ansichten verderblicher Indifferentismus gescholten. Zerfällt man mit dem Pfarrer, ist man mit der Gemeinde, mit der Kirche zerfallen. So ein Freund von mir. Nachdem ihn der Tod von einer katholischen Xantippe befreit hatte, vermählte er sich mit einer liebenswürdigen Protestantin; der Pfarrer traute sie zwar nicht, aber die Gesetze gestatteten die Ehe. Er war Arzt; die Praxis nahm ab. Er besaß Rechte auf eine Kirche, die man für widerrechtlich angemaßt erklärte; er sollte sie herausgeben; man drohte, man kündigte ihm den kleinen Bann an. Er durfte nicht mehr an den Sakramenten Antheil nehmen; da ihm aber die schriftliche Eröffnung des Bannes verweigert worden war, so ward sein Wegbleiben aus der Kirche für Lauigkeit, für Abfall erklärt; die Geistlichen erlaubten nicht mehr, daß er zu den Kranken gerufen wurde; sein bürgerliches Glück war zertrümmert; Unterwerfung und Gehorsam war die einzige noch mögliche Rettung. So groß ist die Gewalt, so groß der Despotismus einiger Geistlichen in Holland! Größer noch, als in den Gegenden, die ich kennen gelernt habe, soll die Gewalt der Geistlichen im katholischen Nordbrabant sein. Die sogenannten Kirchengüter werden dort, so erzählte man mir, vergebens zum Kauf ausgeboten;

Niemand wagt, sie an sich zu bringen. Des Käufers Eigenthum würde vor Beschädigung, er selber seines Lebens kaum sicher sein.

Mit etwas schlechtem Latein ausgerüstet, das sie von Landpfarrern erlernen, werden junge Leute nach dem Priesterseminarium geschickt, deren vier in Holland sind, nämlich ins Heernberg, Warmond, Velsen und Kuilenburg. Hier, auf einem einsamen, alten Schlosse eingekerkert, erlernen sie ihre Theologie. Hier wird Bibelstudium ohne Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprachen getrieben, für welche nicht einmal Lehrer da sind, ohne historische Kenntniß, und gelernt, Menschen in allen Nöthen Rath und Trost zu sein, ohne Menschen zu sehen. So ausgebildet, erhalten sie die Weihen und werden Priester und Volkslehrer. Sie sind dann ausser Stand, mit gebildeten Menschen umzugehen.

Ich habe das Bild gezeichnet, wie ich es gefunden; ist es unerquicklich, so ist es nicht meine Schuld; wer es aber gut und wohlgethan findet, wie es ist, mit dem will ich nicht darüber rechten. Ich glaubte mich vor allen Andern berufen und berechtigt, so zu schreiben, weil ich die katholische Kirche hingebend und mit Aufopferung vertheidigt habe; ich brauche daher nicht zu versichern, daß ich diese Schattenseite nicht zeichne, weil ich Wohlgefallen daran habe, sondern daß ich Mißbrauch nur rüge, damit das Bessere rein und unentweiht hervorstrahle aus den Nebeln haßsüchtigen Tadels.

Und welchen Einfluß dieser Zustand der religiösen Ueberzeugungen auf das ganze Leben des Volks, auf die Regierung habe? Ludwig Buonaparte hatte es, da er katholisch war, mit der reformirten Bevölkerung zu thun; Wilhelm I, da er reformirt ist, mit der katholischen. Ist man dem Fürsten auch nicht abgeneigt, so mißtraut man ihm doch und seinen Umgebungen. Die Glaubensform kommt mit ins Spiel, wo nur die Religion etwas zu thun hat; man gibt sich nicht gern gegenseitig etwas zu, um sich nichts zu vergeben; Brabant wird keinen reformirten Abgeordneten in die zweite Kammer senden, Holland keinen Katholiken, so zahlreich dieselben auch sind. Der König und die Minister werden bei Besetzung der Stellen die Glaubensform nicht berücksichtigen, diejenigen aber, welche vorschlagen, thun es nur zu oft; man scheut die Annäherung und aus der Entfernung keimt Mißtrauen; weil man Absichten hat, legt man auch dem Unabsichtlichen sie unter, und dann selten die besten. Dieses Mißtrauen geht so weit, daß man für die ärmlich bestehenden katholischen Priesterseminarien die Beisteuer des Staats anzunehmen sich weigert, damit die Regierung ja keine Ansprüche erlange, sich in die Verwaltung und Leitung dieser Institute zu mischen.

Ich könnte noch mehr, noch Ueberraschenderes in Bezug auf die Verhältnisse der beiden Haupt-Glaubensbekenntnisse in Holland sagen, allein ich behalte mir es für andere Zeiten vor, weil ich es nicht selber erfahren und erprüft habe und weil ich über diesen Punkt lieber zu wenig, aber Zuverlässiges, als viel und vielleicht Irriges sagen möchte.

Die großen historischen Erinnerungen des holländischen Volks sind mit Glaubensstreitigkeiten eng verknüpft, und so leben diese in den Gemüthern desto frischer fort.

Digitized by Google

Ueberall mahnen noch Bilder und Denkmäler, Feste und Feierlichkeiten an dieſe Zeiten, ihre Meinungen, die Leiden und Siege der Holländer. Ich erinnere mich, in einem Kaffeehauſe der Muſenſtadt Leyden ein Bild geſehen zu haben, wo die holländiſchen Provinzen gekettet und gefeſſelt vor Alba liegen, und dieſem der Kardinal Granvella die Mordanſchläge gibt, die ihm die Teufel einblaſen. Im Hintergrunde des Bildes ſieht man alle Gräuelthaten, welche die Spanier oder papiſtiſchen Henker, was gleichbedeutend iſt, ausgeübt haben. Unter dem Bilde ſtanden viele Verſe, von denen mir aber nur folgende noch gegenwärtig ſind:

Hier stet ghy Nederland den dwingheland geseten
In wredheyt meer vergryst als door den tyt gesleten;
Hier sit hy in syn troon mit bloedig tugch verciert,
Van alle man gevreest, van allo man geviert.
Granvella bloest hem wreek en mordlust in de ooren etc.

Und der Verfaſſer der „vertrauten Briefe“ ſagt, indem er von der Eroberung der Stadt Oudewater redet: „Und wie gehäſſig war es, wie empörend und vernunftwidrig iſt es, daß dies traurige Ereigniß geradezu unter dem Namen: der Oudewaterſche Mord jährlich gefeiert ward und — horribile dictu! — noch bis auf den heutigen Tag, wo keine herrſchende Religion mehr ſtatt findet, gefeiert, ja öffentlich von der Kanzel der Dordrechter Synodiſten als ein papiſtiſcher Gräuel verflucht wird. Während katholiſche Geiſtliche für den proteſtantiſchen Landesfürſten zu beten ſich weigern, rufen proteſtantiſche Prediger Begebenheiten in das Gedächtniß zurück, die jeder vernünftige Katholik ſelber verabſcheut und gern vergeſſen machen möchte. In frühern Zeiten, wo die Exiſtenz der Republik noch mehr oder minder an ſolche Erinnerungen geknüpft war, mochte eine ſolche Feier allenfalls noch hingehen, ob es gleich immer abſcheulich war, eine bloß religiöſe daraus zu machen; aber jetzt, da keine Republik mehr beſteht, iſt ſie auch in politiſcher Rückſicht zweckwidrig und zeugt nur zu ſehr von der gehäſſigen Hauptabſicht ihrer Einführung.“

5.

Wiſſenſchaftlicher Zuſtand.

So wenig man läugnen kann und wird, daß Holland mitunter große Gelehrte hervorgebracht hat, ſo wenig kann man zugeben oder behaupten, daß es einen entſchiedenen Einfluß auf die Wiſſenſchaften ausgeübt oder im Ganzen einen hohen wiſſenſchaftlichen Standpunkt erreicht hat. Die Namen der Boerhave, Hemſterhuis, Spinoza, Erasmus, Camper, Leewenhoek, Muſchenbroeck u. ſ. w. werden unvergänglich ſein, ſo wie die der Fremden, die in Holland ſich niedergelaſſen, wie z. B. Scaliger, Voſſius, Gronov u. ſ. w. In unſern Tagen dagegen iſt Holland weit hinter ſeinen Nachbarn zurückgeblieben. Theologen, Mediziner, Juriſten, Philologen, Dichter, Alles nährt ſich an den herrlichen Früchten, welche der Deutſchen Geiſt und Gemüth erzeugt und hervortreibt;

Digitized by Google

selbst in den Wettkämpfen, welche die Aufgaben der zahlreichen holländischen gelehrten Gesellschaften veranlassen, tragen die Deutschen nicht selten den Sieg davon, so wenig auch die ausgezeichnetern Köpfe sich auf die Beantwortung solcher Preisfragen einlassen können und mögen. Die deutschen Zeitschriften werden in Holland fast so häufig gelesen, wie daheim; denn von den wissenschaftlich Gebildeten haben fast Alle die deutsche Sprache so weit inne, daß sie deutsch geschriebene Werke lesen können. Die Uebersetzungen von deutschen Unterhaltungsschriften, Reisebeschreibungen, Kinderbüchern u. dgl. erscheinen so häufig und schnell, daß es billig in Erstaunen setzt.

Um von dem Zustande der wissenschaftlichen Bildung in Holland einen schnellen Ueberblick zu bekommen, nehme man Coup-d'oeil sur l'état des lumières et de l'instruction publique en Hollande, depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours, ein Werk, dessen ich leider nicht habhaft werden konnte, zur Hand. Der Name des geistreichen Verfassers, des Staatsraths Cuvier, der im J. 1811 den Auftrag erhalten hat, mit seinem Kollegen Noel Holland und den Nordwesten von Deutschland zu bereisen und den Zustand der Bildung und des Unterrichts zu untersuchen, so wie die Verhältnisse, unter denen diese Schrift entstanden ist, bürgen für die Gründlichkeit, Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit derselben.

Das Königreich der Niederlande zählt gegenwärtig sechs Universitäten, von denen drei in den nördlichen, drei in den südlichen Provinzen liegen. Ihre Zahl ist unstreitig zu groß, allein Verhältnisse und Umstände erlauben nicht, mehrere derselben aufzuheben; es ist etwas anderes, neue gründen, und etwas anderes, das Bestehende verändern. In den nördlichen Provinzen finden wir Leyden mit 315 Studenten, Utrecht mit 205 und Gröningen endlich mit 215; in den südlichen Löwen mit 251, Lüttich mit 381 und Gent mit 201. Nach den Universitäten der Südprovinzen sind mehrere deutsche Gelehrte, besonders aus Franken, berufen worden, wie z. B. Denzinger, Birnbaum, Haus u. s. w. Es haben diese Institute in der letzten Zeit eine neue, mitunter sehr verbesserte Einrichtung bekommen; man hat den wissenschaftlichen Eifer der Studierenden durch jährlich ausgesetzte Preisaufgaben zu wecken gesucht; man hat den Professoren sehr ansehnliche Gehalte zugesichert; dessen ungeachtet gewahrt man auf keiner jene heitere literarische Wirksamkeit, wodurch sich mehrere deutsche Universitäten so würdig auszeichnen. Die Kosten, welche der theure Aufenthalt in Leyden und Utrecht und die bedeutenden Kollegiengelder den jungen Leuten verursachen, sind sehr beträchtlich; nur für junge Theologen ist durch sehr beträchtliche Stipendien, von denen einige sechshundert, achthundert bis tausend Gulden abwerfen, wohlwollend gesorgt. Ueberdies klagt man über den langen, fünfjährigen Kursus und die unverhältnißmäßig vielen Ferien. Unter den jungen Leuten gewahrt man wenig von den Eigenthümlichkeiten, welche den deutschen Studenten kenntlich machen. Sie leben größtentheils im Umgang mit Familien, frei von den Zerstreuungen der deutschen Universitäten, wie von den unvergeßlichen Genüssen.

Digitized by Google

derſelben; ihre Zeit nicht bei Saufgelagen, ſondern in Geſellſchaften verſchwendend; zwar nie von Korporationsvorurtheilen angeſteckt, aber auch nie vom praktiſchen Treiben loskommend. — Leyden behauptet, wenn nicht den alten Ruhm, doch den Vorzug unter ihren Mitſchweſtern; reiche wiſſenſchaftliche Inſtitute, eine reiche Bibliothek, geachtete Lehrer ſichern ihr dieſen Vorrang noch immer. Durch des berühmten Brugmans Tod hat ſie indeſſen einen bedeutenden Verluſt erlitten. Er war ein Frieſe von Geburt, Franecker ſeine Vaterſtadt. Er machte ſeine erſten Studien zu Gröningen, wo ſein Vater Profeſſor der Mathematik und Phyſik war, und vollendete ſie in Leyden. Anfangs zum Dienſte im Genietorps beſtimmt, trieb er Mathematik und die damit verwandten Wiſſenſchaften, wendete ſich aber ſpäter zur Medizin und mit vorzüglicher Liebe zu den Naturwiſſenſchaften. Schon als achtzehnjähriger Jüngling trug er zu Dijon mit der Beantwortung der Frage: Welches ſind die ſchädlichen und giftigen Pflanzen, welche die Wieſen oft verderben, und wie kann dem Uebel abgeholfen werden? den Preis davon, und im nächſten Jahre zu Bordeaux durch die Abhandlung: Gibt es bemerkbare Zeichen, woran auch ein ungeübtes Auge wahrnehmen kann, wenn Bäume zu wachſen aufhören? und zwei Jahre ſpäter zu Berlin. Drei Akademien, und zwar fremdländiſche, krönten den in Gröningen ſtudierenden Jüngling! Solcher Ruhm mußte ihm früh einen Namen machen. Er widmete ſich jetzt der Medizin, erhielt im Jahr 1785 die höchſten Würden und nahm noch in demſelben Jahr van Swindens Lehrſtuhl der Phyſik und Philoſophie in Franecker ein. Aber kaum hatte er einige Monate hier gelehrt, ſo wurde er als Profeſſor der Botanik nach Leyden berufen. Seit dieſer Zeit war ihm die Aufſicht über den botaniſchen Garten zu Leyden, welcher einer der reichſten und berühmteſten in Europa iſt, anvertraut. Das Kabinet für die vergleichende Anatomie, das er geſammelt, iſt unſtreitig eines der vollſtändigſten, das ein Privatmann beſeſſen; es iſt jetzt den akademiſchen Sammlungen einverleibt. Im Herbſt 1815 brachte er auf Befehl des Königs das berühmte Naturalienkabinet von Paris zurück, das die Franzoſen im J. 1795 aus dem Haag entführt hatten, und gewann es für die Univerſität. Der Verfaſſer der „vertrauten Briefe“ entwirft ein ſehr gehäſſiges Bild von Brugmans als Staatsmann, allein in dieſer Beziehung habe ich hier nicht von ihm zu reden. — Die theologiſche Fakultät hat an van Voorſt, Borger, Suringar, und beſonders an Clariſſe geachtete Männer; die juriſtiſche an Tydemann und Kemper. Der letztere hat zur Zeit der Rückkehr der Oraniſchen Familie eine wichtige Rolle geſpielt und iſt als Abgeordneter in der zweiten Kammer noch immer politiſch thätig. Er iſt unſtreitig ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten; aber der Geiſt der Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit ſpricht ſich ſchon auf dem kühnſchauenden, feinlächelnden Geſichte aus. An die Namen Wyttenbach, van der Palm und Siegenbeck knüpft ſich bei jedem gleich die Erinnerung an rühmliche Verdienſte. Wenn auch Siegenbeck nicht auf den Ruhm eines ſo tiefen und gründlichen Sprachforſchers, wie z. B. unſer Radlof es iſt, Anſpruch machen darf, ſo hat er doch große Verdienſte um den Unter-

richt der holländiſchen Sprache ſich erworben. — Die Univerſität Utrecht hatte in unſern Tagen ebenfalls zwei ausgezeichnete Männer, den berühmten Sebaldus Rau (einen aus Herborn gebürtigen Deutſchen) und den Arzt van Geuns verloren. Der letztere ſtand im Rufe, einer der größten praktiſchen Aerzte von Europa zu ſein. Er war ſeiner Seltſamkeiten wegen ſehr ſchwierig zu behandeln, und man erzählt ſich eine Menge Anekdoten, die ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit karakteriſiren.*) Unter den hieſigen Profeſſoren werden Bleulam, Profeſſor der Medizin, de Rhoer, Profeſſor der Jurisprudenz, van Heusde, der Philolog, und Huisman beſonders gerühmt. Profeſſor Schröder, der Mathematik lehrt, iſt ein Deutſcher. — Die Univerſität Gröningen hat an Lulofs einen ſehr talentvollen und thätigen jungen Gelehrten, der auch als Dichter einen würdigen Platz unter den jetztlebenden holländiſchen Dichtern einnimmt.

An die Univerſitäten ſchlieſſen ſich die Athenäen oder akademiſchen Gymnaſien zu Amſterdam, wo der während meines dortigen Aufenthalts verſtorbene Eras lehrte, und van Swinden, Brolik, Bonn, van Lennep, Herm. Boſſcha, Reinwart, van Capelle u. ſ. w. lehren, zu Harderwyk, Franecker und Deventer; Inſtitute, welche größtentheils ſehr verdienſtlich wirken. Die ſüdlichen Provinzen haben in neunundzwanzig Städten Lyceen und Kollegien, in denen ſich im Jahr 1813 2750, im Jahr 1819 dagegen 3800 Zöglinge befanden. In den Kollegien und lateiniſchen Schulen der nördlichen Provinzen zählte man im J. 1817 nur 100, im J. 1819 dagegen 1200 Schüler. Dieſes Anwachſen der Zahl der Schüler rührt theils von der vermehrten Luſt, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, her, theils auch von der allmälig beſſern Organiſirung dieſer bisher höchſt verwahrloſeten Schulen. Selbſt in den größern Städten, wie z. B. in Arnheim, beſteht das Gymnaſium nur aus einem Rektor und ein paar Lehrern; in den kleinern Städten hält man für vier- bis fünfhundert Gulden einen ſogenannten Rektor, deſſen Kenntniſſe und Unterrichtstalente dann auch ſolcher Bezahlung angemeſſen ſind. Ich habe einer Prüfung einer ſolchen, aus vier Schülern beſtehenden Rektorſchule beigewohnt, als zwei der Schüler auf die Univerſität abgingen. Mit einer höchſt nothdürftigen, todtgebornen Kenntniß der lateiniſchen Sprache verbanden ſie

*) Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß er eines Tages einen mit vier Pferden beſpannten Wagen nach ihm geſchickt habe, um ihn zu ſeiner gefährlich kranken Gemahlin aufs Land holen zu laſſen. Van Geuns, ſchon im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, fragt den Kutſcher, ob der Weg gut ſei. Dieſer entgegnet, der Weg ſei ſchlecht; van Geuns ſpringt wieder aus dem Wagen, befiehlt ihm, nur heim zu fahren und zu ſagen, er käme nicht. — Pikanter iſt folgende, freilich ſchon bekannte Anekdote. Van Geuns wurde wegen der Krankheit des jungen, nachher auch mit Tod abgegangenen Prinzen an Ludwig Buonaparte's Hof gerufen, erſchien aber, als Mennonit, ohne Degen, was durchaus gegen die Hofetikette war. Die Hofdienerſchaft wollte ihn abweiſen; van Geuns erklärte, er ſei gerufen; man bemerkte ihm, daß er ohne Degen nicht vorgelaſſen werden könne; der alte Mann entgegnete aber nach ſeiner trocknen Weiſe: »Ich komme nicht um todt zu ſchlagen, ſondern vom Tode zu retten!«

die Kenntniß der Anfangsgründe (wenn solche Anfänge Gründe genannt werden dürfen) der griechischen und hebräischen Sprache, und waren nun vollkommen befähigt zur Universität.

Die Bürgerschulen sind ungefähr auf demselben Fuße eingerichtet, wie in Deutschland und, wie dort, von sehr ungleichem Wirken und Werthe. — Dazu kommen noch viele Spezialschulen, wie z. B. die Militärschule in Delft, das vom Admiral Kingsbergen gegründete Kollegium, die Schiffahrtschule in Amsterdam, das Taubstummen-Institut in Gröningen u. s. w. — Für die Mädchen ist durch sogenannte Pensionen und die Klosterschulen (des écoles chrétiennes) in Brüssel, Gent und Oudenarde gesorgt.

Das Königreich der Niederlande hat sein königliches Institut (königl. Gesellschaft der Physik und Naturgeschichte; königl. holländische Gesellschaft; königl. Gesellschaft der Geschichte und Alterthumskunde; königl. Gesellschaft der schönen Künste), eine königl. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, die aber mit allen ihren Mitgliedern, Ehren- und korrespondirenden Mitgliedern, wie auch anderswo wenig ins Leben der Wissenschaften eingreifende Thätigkeit entwickeln. Von großer Wirksamkeit dagegen sind die zahlreichen literarischen Gesellschaften zu Utrecht, Harlem, Amsterdam, Leyden, Gröningen, Rotterdam, Middelburg u. s. w., wiewohl viele darunter ohne allen wirksamen Einfluß, ohne zweckmäßige Thätigkeit sind; wieder andere, wie die Gesellschaften der freien Künste, oft nichts weiter als gewöhnliche Zeichnungsschulen sind.

6.

Handel.

Es wäre eine tadelnswerthe Anmaßung, wenn ich über Hollands Handel und Handelssystem, über das Aufblühen und den Verfall desselben nach eigenen Ansichten reden wollte; ich habe weder über den Handel überhaupt so reiflich gedacht, noch den von Holland so ins Detail studiert, daß ich mir erlauben dürfte, ein der Berücksichtigung würdiges Urtheil darüber fällen zu können. Was ich über diesen wichtigen Punkt hier einschalte, sind Andeutungen, entlehnt aus Unterredungen mit Männern, welche über diese Umstände zu urtheilen wohl berufen wären.

Holland ist noch immer reich zu nennen; ob und wie lange ihm dieser Reichthum noch bleiben werde, das ist eine andere Frage, wichtig genug, unser Nachdenken zu beschäftigen. Holland dankt seinen Reichthum, seine Macht und sein Dasein, möchte ich sagen, dem Handel; mit dem Sinken des Handels sinken auch diese. Wenn das Bewußtsein der Tugend und Schuldlosigkeit im Unglücke Trost gewähren kann, so darf Holland Trost darin finden, sein Unglück nicht durch Verirrungen und Lasterthaten herbeigeführt zu haben, wenn wir es auch von Irrthümern nicht ganz freizusprechen vermögen. Holland an sich ist noch, was es in den Tagen seiner stolzesten Blüthe gewesen ist; Liebe zur Arbeit, Häuslichkeit, der Geist der Ordnung und Erhaltung ist noch heimisch; Holland leidet nicht, weil es freventlichen Veränderungen sich hingegeben, sondern weil Alles rund um dasselbe sich geändert hat.

Digitized by Google

Hollands Macht und Reichthum ist ausgegangen 1) von dem Häring- und Stockfischfang, 2) seinem Zwischenhandel und 3) seinen Kolonien in Ost- und West-Indien und dem fast ausschliessenden Handel mit Gewürzen und Kolonialwaaren.

Karl V bewies, wie richtig er den Einfluß der Häringsfangs auf Hollands Wohlfahrt zu würdigen wußte, indem er Beukelz ein Denkmal errichten ließ, das die Dankbarkeit der ganzen Nation aussprach. Der Häringsfang brachte Jahrhunderte lang nicht nur bedeutende Summen ins Land, sondern war für die holländischen Matrosen die trefflichste Schule; ohne diese Schule hätten die Ruyter und Tromp ihre Siege nicht erfochten, Holland seine Seemacht nicht so furchtbar machen können. Der Häringsfang, sagt der kluge und große Rathspensionär Jan de Witt, hat uns hundert und fünfzigtausend Matrosen gebildet, beschäftigt und erhalten. Die Generalstaaten nannten die Häringsfischerei in ihren Verordnungen oft Hollands Peru, und das mit vollem Recht; seit dem Jahr 1770 aber fing dies Peru an sich zu erschöpfen. Während zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in drei Tagen fünfzehnhundert Schiffe auf den Häringsfang ausgesegelten, während damals dreimalhunderttausend Tonnen Häringe verkauft wurden, hat man jetzt kaum schwache Anfänge von einem Häringshandel. Dasselbe gilt vom Kabeljau. — Auf den Stockfischfang, der allein die kühnsten Matrosen bildet, segelten noch im Jahr 1771 über hundert und fünfzig Fahrzeuge aus; zehn Jahre später etwa sechzig, und seit einigen Jahren sind Belohnungen kaum im Stande, ein paar Fahrzeuge zu diesem Endzwecke ausgesegeln zu machen. Diese Angaben allein können zureichen, die ungeheuern Verluste zu rechnen, welche Holland erlitten hat.

Man hat die Holländer oft die Handelsfaktore von Europa genannt. In der That waren sie es auch Jahrhunderte hindurch. Die Portugiesen, welche alle Meere von Ostindien beherrschten, die Spanier, die Herren der neuen Welt waren, hatten keinen Handel; sie waren seefahrende Eroberer, aber nicht Kaufleute. Die Flaggen der Holländer bedeckten die Meere, die Erzeugnisse der mitternächtlichen Länder nach dem Süden, die der mittäglichen nach dem Norden zu verfuhren. Jetzt war ihnen der Norden und Süden tributbar; der Ertrag alles Handels floß in ihre Kassen. Die Holländer haben von diesem Handel weniger gesprochen, als von ihrem Haringsfang; unstreitig nur aus kluger Vorsicht; denn machten sie die Welt auf ihren Gewinn aufmerksam, so mußten sie ihn verlieren. — Indeß wurden es die Nationen doch gewahr, wie sie alle an Holland tributbar waren; Cromwell gab durch seine Schiffahrtsakte den Stoß, die Nationen wachten auf und Hollands ungestörter Handel war dahin.

Indeß haben die Holländer doch noch immer einen Theil dieses Handels sich erhalten, Hollands Lage sichert ihnen noch lange den Kommissionshandel, wenn nicht ein schlechtberechnetes Zollsystem *) auch diesen letzten Schatten von Welthandel ihm noch entzieht.

*) Das neue von Wichers ausgeheckte Mauthsystem legt dem Handel ungeheure Hindernisse. Ich rede hier nicht von dem Persönlichen, von der Rohheit der Mauthsoldaten, der Verschrobenheit der höhern

Digitized by Google

Den höchſten Punkt von Macht und Reichthum erreichte Holland, als es in Oſt- und Weſt-Indien Niederlaſſungen anlegte. Jener König von Perſien, der, als man ihm erzählte, daß Ludwig XIV Holland erobert habe, verwundernd ausrief: „Wie konnte Ludwig XIV Holland erobern? In meinem Hafen von Ormus ſehe ich dreißig holländiſche Schiffe, wenn ich von ihm eines ſehe!" hatte ſo unrecht nicht. Die Holländer vertrieben die Spanier und Portugieſen aus allen Meeren und dem Feſtlande von Aſien und durchſchwärmten den indiſchen Archipel, die Häfen von Arabien, Indien, China und Japan mit ihren Schiffen. Das kleine Völkchen war durch Thätigkeit und klugen Fleiß, ſo zu ſagen, weltherrſchend geworden. Da ſie mit ihren Waaren nicht auch herrſch- und bekehrungsſüchtige Miſſionäre einführten, um nichts als den Handel ſich kümmerten, ſo waren und blieben ſie auch im Orient wohlgelittene Kaufleute. Holland allein pflanzte und führte jene köſtlichen Gewürze herbei, die, näherten ſie ſich dem Texel, ſich in Gold verwandelten. — Das alles iſt, wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich ſeit Jahren dahin. Großbritannien hat in Oſtindien ein großes Reich gegründet, und Holland keine andern Kolonien dort, als die ihm England großmüthig zurückgab, das Vorgebirg der guten Hoffnung iſt in Englands Händen, England beſchifft alle Meere und ſchreibt auf demſelben das Geſetz vor.

Hollands jetziger Handel geht von deſſen günſtiger Lage zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Meeren und dem Ausfluſſe des deutſchen Rheins aus. Dieſe Lage ſichert ihm den Mittel-

---

Beamten, die nicht ſelten, ein Auswurf anderer Stände, hier Aufnahme gefunden und perſönliche Verachtung, in der ſie geſtanden, auf Amt und Stand übergetragen; nicht von empörenden Vorfällen, von denen ſo manche mir während eines längern Aufenthalts unweit der Zollinie bekannt geworden ſind, ſondern von dem Syſteme. Eine Linie, deren Unterhaltung ungeheure Summen koſtet, liegt wie eine Kette um das ganze Land, den innern Gebrauch und den Durchgangshandel beſteuernd und durch die läſtigſten Formen verſcheuchend. Ich wohnte längere Zeit an der Hauptſtraße, die aus Deutſchland nach Amſterdam führt, einer Straße, die ſonſt mit Laſtwagen bedeckt war, auf der jetzt aber kaum alle vier bis fünf Tage ein Karren ſichtbar wird. Geſetze, welche die öffentliche Meinung, die Geſinnung ſelbſt der Beſſern gegen ſich haben, ſind die verderblichſte Krankheit eines Staates, ein Peſtſtoff, der verzehrend um ſich greift; die ſtrenge Handhabung derſelben, wie das Ueberſehen der Vergehen, Beides ſchadet; und ein Drittes iſt unmöglich. So der Schleichhandel. Niemand ſieht ihn als Verbrechen an, Niemanden entehrt er, Niemand fördert die Handhabung der Geſetze; darum er entweder offen und mit Gewalt oder geheim und nicht minder ergiebig getrieben wird. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man jedes Erzeugniß des Auslandes um die Hälfte der Eingangskoſten ins Haus geſchmuggelt erhalten konnte; welcher Kaufmann widerſteht ſolcher Verſuchung? Wer ſoll für Tücher zwölf Prozent Eingangszoll bezahlen, der um vier Prozent ſie vor die Thür geſchmuggelt erhalten kann? So verfehlen dieſe ſtrengen Auflagen ſelber den Zweck, innere Fabrikation zu heben; die tranniſchen Förmlichkeiten, der Schaden, den die Waaren nicht ſelten durch die Unterſuchung erleiden, verſcheucht den Durchgangshandel; nur weil dem Deutſchen faſt kein Meer erreichbar iſt, muß er noch dieſen Weg beibehalten.

Handel, so lange es ihn besitzen will, und den Zwischenhandel mit Deutschland. Leider hat man bei den letzten Friedensunterhandlungen, wo so Vieles zerrissen und neugestaltet worden, die geistreiche Idee des Hrn. Professor Lips über die Flußgebiete nicht beachtet (wann kann denn auch ein Stubengelehrter Beachtenswerthes sagen?), und verband Holland, das an der Mündung des größten deutschen Stromgebietes liegt, dem deutschen Stammlande auf keine Weise.

7.

Armenwesen.

Die Besitzthümer sind, wie schon erwähnt worden, hier höchst ungleich vertheilt. Das Königreich der Niederlande ist reich, nicht weil Alle etwas, sondern weil Viele gar nichts haben, also Einige desto mehr haben können. Fabriken, Handel und großes Grundeigenthum bestehen neben der bittersten Armuth und begünstigen dieselbe. Der Fabrikant ist reich, weil ihm Tausende seiner Arbeiter ihren kleinen Gewinn überlassen müssen; der Handel, unzuverlässig, kann bei neuen Konjekturen Tausende von arbeitsamen Händen ausser Nahrung setzen; nur die ewige Mutter Erde theilt Allen gleichmäßig ihre Gaben aus, wo sich Alle brüderlich darein getheilt haben; hier aber ist großer Grundbesitz, darum auch wieder große Armuth. Nie ist mir auch die Noth in scheußlicherer Gestalt begegnet, als im reichen Utrecht; nie habe ich zahlreichere Bettlerhaufen gesehen, als Freitags in einigen niedlichen holländischen Landstädtchen. — Man betrachte den reichen brabantischen Fabrikanten, den reichen holländischen Kaufmann, den reichen geldrischen Grundeigenthümer, ja den Bauer, deren es hie und da einige gibt, die mehrere Tonnen Goldes im Vermögen haben, und dann folgendes, auf offizielle Angaben gegründetes Gemälde des Armenwesens:

Nord-Brabant zählt unter 294,000 Einwohnern 21,431 Hausarme, Süd-Brabant unter 441,000 Einw. 95,316, Limburg unter 292,000 Einw. 33,679, Geldern unter 249,000 Einw. 18,192, Lüttich unter 354,000 Einw. 48,758, Ost-Flandern unter 600,000 Einw. 69,484, West-Flandern unter 519,000 Einw. 78,947, Hennegau unter 430,000 Einw. 11,992, Holland unter 747,000 Einw. 104,951, Seeland unter 111,000 Einw. 7847, Namur unter 119,000 Einw. 19,747, Antwerpen unter 287,000 Einw. 19,001, Utrecht unter 107,000 Einw. 7853, Friesland unter 176,000 Einw. 15,356, Overyssel unter 147,000 Einw. 6637, Gröningen unter 135,000 Einw. 6444, Drenthe unter 46,000 Einw. 2153, und Luxemburg unter 214,000 Einw. 5367, die Unglücklichen, welche die öffentliche Wohlthätigkeit nicht in Anspruch nehmen, ungerechnet. Zur Unterstützung dieser Armen sind Dotationen zu dem Ertrage von 2,451,878 fl. da, deren Ausfall durch Kollekten, Unterzeichnungen der Gemeinden und die Beiträge von Staatswegen gedeckt

wird. *) Die Administration der Armenfonds kostet nicht weniger als die ungeheure Summe von 395,069 fl.

Ausser diesen Hausarmen wird noch ein grosser Theil von Armen in den Armenhäusern (Godshuizen) unterhalten. Die Zahl dieser Stiftungen beläuft sich auf 710, wovon auf die Provinz Holland allein 250 kommen, auf Luxemburg dagegen nur 2. Diese 710 Stiftungen sind zu dem Ertrag von 2,199,822 fl. dotirt, nämlich die 250 in Holland haben 300,000 fl. Einnahme, 4 in Drenthe 1100 fl., 2 in Luxemburg 9859 fl., 4 in Namur 72,577 fl., 25 in Utrecht 49,952 fl., 11 in Seeland 29,0[illegible]4 fl., 38 in Süd-Brabant 353,153 fl., 54 in Geldern 226,905 fl. u. s. f. Die Kollekten zu diesem Behufe haben aufgebracht 217,458 fl., nämlich in Holland 115,362 fl., in Drenthe 1000 fl., in Luxemburg 230 fl., in Namur nichts, in Utrecht 1627 fl., in Seeland 3511 fl., in Süd-Brabant nichts, in Geldern 2246 fl. u. s. w. Die Gemeinden zahlten an Unterstützung dazu 1,531,767 fl., nämlich in Holland 1,180,952 fl., in Drenthe 2200 fl., in Luxemburg 321 fl., in Namur 5603 fl., in Utrecht 6293 fl., in Seeland 67,438 fl., in Süd-Brabant 53,865 fl., in Geldern 4250 fl.; der Staat dagegen 3785 fl., nämlich 1890 fl. für Lüttich und 1895 fl. für Holland. Der Totalertrag war 3,952,832 fl. Nach Abzug der Lasten und Verwaltungskosten, die 678,308 fl. betrugen (nämlich in Holland von 1,599,198 fl. — 266,513, in Drenthe von 4300 fl. — 780, in Süd-Brabant von 407,018 fl. — 101,562 fl. u. s. w.) wurden davon in Holland 16,556 Menschen, in Drenthe 226, in Luxem-

*) Zur bessern Uebersicht der Unterstützungen für die hausgesessenen Armen mag folgende Tabelle dienen.

Provinzen.	Administration.	Dotationen.	Kollekten.	Subsidien der Gemeinden.	Surseien des Staats.
Nord-Brabant	208	141,700 fl.	30,514 fl.	31,890	1125 fl.
Süd-Brabant.	336	403,500	74	—	
Limburg	341	141,813	3,233	244	
Geldern	255	85,524	92,553	21,350	
Lüttich	360	103,239	3,584	34,707	
Ost-Flandern	255	321,307	54,745	96,568	
West-Flandern	249	224,541	38,933	179,098	568
Hennegau	417	319,845	4,076	11,078	
Holland	706	266,835	358,083	581,450	2160
Seeland	191	49,911	63,035	28,014	
Namur	246	36,370	305	2,147	
Antwerpen	143	121,036	21,753	83,841	
Utrecht	137	53,551	81,868	28,497	603
Friesland	86	113,271	157,190	176,382	
Overyssel	113	34,067	57,968	18,870	
Gröningen	103	24,971	121,483	12,971	98
Drenthe	41	4,308	28,233	266	
Luxemburg	17	10,932	4,116	945	
	4234	2,451,878 fl.	1,125,148 fl.	1,335,613 fl.	4551 fl.

Digitized by Google

burg 262, in Namur 620, in Utrecht 559, in Seeland 986, in Süd-Brabant 2556, in Geldern 1646 unterhalten, so daß in Holland die Person 80 fl., in Drenthe nur 15 fl., in Luxemburg 33, in Namur 98 und in Süd-Brabant 120 fl. kostete. — Der Staat läßt diesen Stiftungen nur Unterstützung zufließen, weil die Gemeinden für den Augenblick außer Stande sind, diesen Stiftungen zu Hilfe zu kommen. — Unter den Lasten und Administrationskosten, deren Betrag der Größe wegen überraschen dürfte, sind auch die Unterstützungen begriffen, die einige Stiftungen an Schulen und Arbeitshäuser zu leisten haben.

Endlich muß ich noch der Findelhäuser (Gestichten voor Vondelingen en verlaten Kinderen) erwähnen. Es haben zehn Provinzen neunzehn solche Häuser; West-Flandern hat deren allein vier. In diesen Häusern wurden 13,556 Kinder aufgenommen, nämlich in das zu Amsterdam 4419, in die in West-Flandern 412, in Süd-Brabant 2470, in Antwerpen 2300 u. s. w. Die Einnahmen dieser Häuser ruhen theils auf liegenden Gründen und Renten (48,455 fl.), theils rühren sie von Subskriptionen der Gemeinden her, wie z. B. in Amsterdam 290,277 fl. subskribirt waren; 400,000 fl. gibt der Staat dazu. In Amsterdam kostete ein Kind 95 fl., in West-Flandern 48 fl., in Antwerpen 31 und in Lüttich nur 26 fl.

Armenschulen zählte das Königreich 197, welche mit 66,531 fl. dotirt sind, wovon auf Ost-Flandern allein 30,000 fl., auf West-Flandern 20,000 fl. kommen. Uebrigens unterhalten sich diese Schulen aus Beiträgen der Gemeinden, Armensteuern u. s. w. Man zählte darin 28,630 Lehrlinge, nämlich in Holland in 31 Schulen 14,018, in Ost-Flandern in 9 Schulen 487, in West-Flandern in 6 Schulen 465. Die Unterrichtskosten in den 197 Schulen betrugen 182,514 fl.

Das Verhältniß der Armen zur ganzen Bevölkerung ist im Allgemeinen wie 1 zu 9, in einigen Provinzen wie 1 zu 45, in andern dagegen wie 1 zu 5. Man darf aber zuverlässig annehmen, daß wenigstens der achte Mensch ein Armer ist, der auf der Andern Kosten erhalten werden muß. Und dies widernatürliche, traurige Verhältniß nimmt in einem schaudererregenden Maase zu. Die Bevölkerung hat seit einigen Jahren, wie ich mich in Bezug auf die Provinz Geldern durch offizielle Tabellen überzeugt habe, auffallend zugenommen, ohne daß die Erwerbszweige sich vervielfaltigt hätten, wie ein wohlunterrichteter Mann mir gründlich nachwies. Man hegt für den nächsten Winter schon wieder große Besorgnisse, weil der Arbeitslohn unverhältnißmäßig herabgesunken ist, der Taglöhner also außer Stande war, den Sommer über zu verdienen, daß er im Winter mit seiner Familie leben könnte.

Dr. Pfeilschifter.

Digitized by Google

Iſt es wahr, daß die hohen ſchweizeriſchen Alpen ſeit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden ſind?

(Schluß.)

Die geringe Höhe und Zahl der Wälder oder Gandecken, die die Mündungen der Gletſcher in die Querthäler umgeben, iſt als Beweis angeführt worden, daß ſeit der Bildung der Gebirge der Erde kein ſo langer Zeitraum verfloſſen, als gewöhnliche Vermuthungen und Ueberlieferungen angenommen. Wer aber zählt, wie lange die Gletſchermaſſen in den höhern Eisthälern eingeſchränkt blieben, ehe ſie durch die Querthäler ſich Bahn gebrochen? und wer zählt, wie lange und wie hoch die Gletſcher ſich auftürmten, ehe ihr Stoß und ihre Reibung die Felſenabſtürze nach den tiefſten Thälern verſtäcbt hatte? Gandecken entſtehen wohl nur da, wo der Druck zuſammenhängender, vorrückender Gletſchermaſſen die Felstrümmer an ihrem Fuße anhäuft, nicht wo die Gletſcher die Höhe der Felskämme, die von tiefern Thälern trennen, erreichen und über dieſe als Eislawinen abſtürzen.

Wenn hier vorausgeſetzt worden, daß die Wirkung der Lawinen und der Stoß der Gletſcher nach und nach in weit entfernter Folge der Zeiten dahin wirken müſſe, größere Maſſen des Eiſes der höhern Thäler den tiefern zuzuführen; wenn die Wahrſcheinlichkeit am Tage liegt, daß in kommenden Jahrhunderten die Zahl mit Eis überführter Thalgründe und Alpweiden ſich vermehren werde, ſo wird eben dieſe Wirkung der Lawinen dieſes langſame, aber unabläſſige Wirken der Eislaſten in noch ſpätern Zeiten die Urſache allgemeinern Rückzuges der Gletſcher aus den tiefern Thälern werden, wenn die Koloſſe, die jetzt noch mehrere tauſend Fuß hoch ſich aus den Gletſchern erheben, zertrümmert ſind und nicht mehr durch Lawinen die höhern Eisthäler erfüllen.

Ein franzöſiſcher Naturforſcher, Beobachter der Pyrenäen, vermuthet, daß ein Jahrhundert hinreiche, die nackten Gipfel der höchſten Felſen um einen Fuß zu erniedrigen.

Doch nicht von Zertrümmerung im Laufe von Jahrtauſenden gebührt uns zu ſprechen im Angeſicht dieſer Koloſſe, die aufrecht blieben, als wiederholt die Grundfeſten der Erde erbebten und in dem einbrechenden Ozean die Schöpfungen belebter Weſen untergingen; — vor dieſen Koloſſen, die vielleicht auch dereinſt das Menſchengeſchlecht verſchwinden ſehen, das umſonſt ſich anſtrengt, das Räthſel des Weltenbaues zu löſen.

Beinahe in allen Alpenthälern melden alte Sagen von Blümlisalpen, die vormals grüne Weiden geweſen und nun von Gletſchern bedeckt ſind.

Die Gleichheit der Benennung für ſo verſchiedene, entfernt von einander liegende Thalgründe und für mehrere Gebirge, die hoch über der gegenwärtigen Grenze des Pflanzenlebens ſtehen, beweiſet das Alterthum der Sagen, und der allgemeine Volksglaube die Wahrheit der Thatſache, daß die Gletſcher ſich ausdehnen, wenn gleich dieſer allgemeine Glaube vielleicht oft

Digitized by Google

die einzelnen Sagen selbst erzeugt, diese Sagen also mehr im unbestimmten Glauben, als in treuen Ueberlieferungen den Ursprung genommen. Es liegt auch in der Natur des Menschen, der so leicht das Uebel, das vorübergegangen, vergißt, auf den die Gegenwart drückt und dem die Zukunft das Bessere nicht verspricht, im Rückblick der Geschichte oder des eigenen Lebens, getäuscht durch seine Sehnsucht, auch da blühmte Flächen zu sehen, wo immer auf leblosem Gestein die Eisdecke gelegen. Aber wenn je vor dem letzten Rückzug der Meere die Blümlisalpen des Stählibergs, des Kienthals, des Lauteraars und so viele andere, von denen die Sagen sprechen, grünende Weiden gewesen sind, so liegt die Zeit ihrer Verwandlung wohl hinter allen menschlichen Ueberlieferungen zurück.

Mehr als die alten Sagen von Alpen, die jetzt mit Gletschern bedeckt, aber wohl immer über der Grenze der Vegetation oder unter Lawinenzügen gelegen sind, beweisen die Verbindungswege, die ehemals zwischen den Eisthälern offen und nun mit Eis bedeckt sind. Würde die Ausbreitung der Gletscher und ihr abwechselnder Rückzug nur von den Schneelasten einiger Winter und der Hitze darauf folgender Jahre abhängen, die durch jene geschlossene Verbindung hätte sich mit dieser wieder geöffnet, so wie von den entferntesten Gandecken die Gletscher sich bisher immer wieder zurückgezogen. Aber jene Straßen sind und bleiben seit zwei Jahrhunderten geschlossen, nicht durch Anhäufung der Eismassen überhaupt, sondern durch Zertrümmern und Zerklüften der höchsten Eisdecken, die, je mehr und je tiefer ihre Ränder ausgekerbt werden, je höher die tiefern Eisthäler sich füllen, je gewaltiger auch hier der Stoß der Gletscher gegen die Felswände erfolgen muß, längs denen die Verbindungsstraßen zogen.

Die Masse der Gletscher im Mittel auf einander folgender Jahrhunderte, wenn die Vergleichung möglich wäre, könnte der Maasstab steigender oder fallender Temperatur auf den hohen Alpen sein, nie aber, wie schon bemerkt, die Verbreitung dieser Gletschermasse. Daß die Pässe gegen Wallis und Italien seit Jahrhunderten, zum Theil seit Jahrtausenden offen stehen, beweiset nicht nothwendig, daß hier eben so lange die Temperatur sich gleich geblieben, so wie, wenn aus den angrenzenden Eisthälern die Gletscher sich in die Alpenpässe gezogen und sie verschlossen hätten, nicht die Erniedrigung der Temperatur sich aus dieser Ausbreitung der Gletscher folgern ließe. Die größten Verbindungsstraßen zwischen der Schweiz und Italien laufen durch vertiefte Einschnitte der Längenthäler, deren Felsenhänge (wie meistens in Querthälern) zu steil sind, um vielen und großen Lawinen Halt zu geben und die Entstehung großer Gletscher hier zu begünstigen.

Aus den oben über die Ausbreitung der Gletscher in die tiefern Thäler angeführten Thatsachen erhellet, daß, ungeachtet der so ausserordentlich schneereichen Winter von 1816 und 1817 und der darauf gefolgten so heißen Jahre von 1818 und 1819, dennoch mehrere Gletscher nicht ihre ältesten und entferntesten Gandecken erreicht haben. Wenn nun in diesem Versuch angenommen worden, daß die Ausbreitung der Gletscher vorzüglich dem Zertrümmern ihrer Scheidewände zwischen den höchsten und den tiefern Eisthälern und dem Verflächen ihrer felsichten

Digitized by Google

Unterlagen zuzuschreiben sei, so scheint diese Erklärung mit jener Thatsache im Widerspruch zu stehen, da seit dem Zeitpunkte, wo die Gletscher sich von ihren entferntesten Gandecken zurückgezogen, das Zertrümmern dieser Scheidewände gewiß vorwärts gegangen, die Ausbreitung der Eismassen mithin auch in Progression erfolgt und die Gletscher die entferntesten Gandecken in jenen so schneereichen Jahren überschritten haben müßten.

Ohne Zweifel ist aber in den verflossenen Jahrhunderten die Menge des gefallenen Schnees überhaupt größer, als in den letztvergangenen Zeiten gewesen, da in waldreichen Ländern die Menge des Regens und des Schnees immer größer ist, als unter gleichen Umständen in Ländern, die von Wäldern entblößt worden. Wie sehr nun auf unserm Hochgebirg die alten Wälder sich vermindert, ist eben so aus den Thatsachen klar, die oben dargestellt worden sind. Der trockner gewordene Luftkreis, die Folge der Waldentblößung, wirkt auf den Alpen der Ausbreitung der Gletscher, jedoch in geringerm Maase, entgegen, als hingegen das Zertrümmern der Felsenufer der Gletscher diese Ausbreitung begünstigt.

Oben ist bemerkt worden, daß ein Mühlenzins auf einer Alp gehaftet; öfter auch werden noch Mühlensteine auf dem Gebirg auf Höhen gefunden, wo nun kein Korn mehr gebaut wird. Bekannt ist auch, daß der Vogt von Landenberg dem Melchthaler seine Ochsen vom Pflug nehmen ließ, in einem Thale, wo nun sich kein Pflug, oder doch kein Kornbau von Bedeutung mehr findet. Diese Thatsachen aber beweisen nicht, daß durch Erkältung unser Gebirg zum Kornbau unfähig geworden; es sind die veränderten landwirthschaftlichen und merkantilischen Verhältnisse des Hochgebirgs, die hier den Kornbau weniger vortheilhaft und also unbedeutender gemacht haben.

Die flüchtige Betrachtung unsrer Gebirgshänge zeigt, daß die mehrsten aus Schutthalden der Vorzeit bestehen, die fast überall, wo sie nicht mit Wäldern bewachsen, mit Rasen bekleidet sind. Auch jetzt noch überwachsen häufig Schutthalden, die unter unsern Augen entstanden, allmälig mit Rasen, sobald der Schutt zum Stillstand gekommen, besonders in der Region der Wälder, oder an Halden, wo durch herablaufende Felsvorsprünge größerer Schutz vor Winden, und die Gräser, sicher vor dem weidenden Vieh, leichter ihre Samen reifen, und diese Samen durch Windstöße leichter auf die entblößten Schutthalden getragen werden können. Auf hohen Bergrücken aber und an Halden, die über der Waldregion schutzlos gegen die Stürme stehen, ist die Wiederbesamung schwieriger, und der Rasen stellt sich, unter Umständen, die oben bezeichnet sind, gar nicht oder nur nach langen Zeiträumen wieder her.

Das Verschwinden des Graswuchses und die Verbreitung der Lichenen an dessen Statt, welches fast allgemein auf den höchsten Alpweiden beobachtet wird, müßte vorzüglich auf den Schafalpen auffallend werden, die höher, als die Kühweiden, sich über die Grenze des Holzwuchses, und öfters höher als die Eisfelder sich erheben; allein obgleich allgemein von den Schafhirten geklagt wird, daß der Graswuchs sich verschlimmere, so ist doch vielleicht diese Abnahme des Pflanzenwachsthums auf den Schafalpen nicht im Verhältniß derjenigen, die auf

Digitized by Google

den höchſten Kuhalpen beobachtet wird. Die hohen Käſe- und Heu-Preiſe haben überhaupt der Vermehrung der Schafzucht in den Alpenthälern, die dem Verfaſſer nahe liegen, entgegengewirkt, und in dem Verhältniß, als die Zerſtückelung des Landes in den Thalgründen vor ſich geht, muß auch die Schafzucht abnehmen. Es werden daher ſeit langer Zeit die mehrſten Schafalpen mit einer weit geringern Anzahl von Schafen betrieben, als die Seyung und ihre Ausdehnung es geſtatten würde. Dieſer Umſtand hat für die Erhaltung der Vegetation einen günſtigen Einfluß, und hebt den Nachtheil zum Theil auf, den die Weide der Schafe überhaupt für den Kräuterwuchs auf jenen unwirthbaren Höhen mit ſich bringt, da die Art dieſer Thiere, das Gras dicht auf der Wurzel zu faſſen und abzuweiden, nicht nur die Stärke des Wuchſes einzelner Pflanzen ſchwächt, ſondern öfter zur Folge hat, daß Kräuter mit den Wurzeln aus der Erde geriſſen werden, und ſo der Raſen auf Bergrücken, wo er ohnedies ſchon dünn aufliegt, vollends zerſtört wird.

Wo die Schafalpen niederwärts an die Kuhalpen grenzen und mit dieſen den nämlichen Beſitzern gehören, weiden die Schafe noch eine Zeit lang auf den Kuhalpen, ſobald hier die Sennen abgefahren ſind, und tragen zur Schwächung des Graswuchſes von dieſen bei.

Die Schwächung des Graswuchſes auf den Kuhalpen kann iſt aus dem Grunde noch nicht ſo fühlbar geworden, weil auf den tiefern Bergrücken, wo noch jetzt der Waldwuchs reicher iſt, die Rothtannen ausgerottet wurden, wo nur irgend Hoffnung war, dadurch die Weiden zu vergrößern, ohne die Alp ganz von Holz zu entblößen, und dieſe theilweiſen Umwandlungen der Waldgründe in Weiden ſind auf vielen Alpen Urſache geweſen, daß, ungeachtet der geſchwächten Vegetation in den höhern Regionen, die Seyung noch nicht tiefer geſetzt werden mußte.

Wenn überhaupt nach den angeführten Thatſachen die Degradation der höhern Alpen, und beſonders die Schwächung ihrer Vegetation, nicht bezweifelt werden kann, ſo fragt es ſich, ob dieſe Schwächung in ſteter Progreſſion nun vorſchreite, oder ob ſie vielleicht in Folge kosmiſcher, auf eine Reihe von Jahren wirkender, dann aber vorübergehender Einflüſſe ſtatt finde.

Daß die Zertrümmerung der hohen Felſen der Alpen, wie jedes andern Hochgebirgs, vorſchreitend und in Folge von Urſachen geſchehe, die unter unſern Augen wirken, und daß der Einfluß dieſer Zertrümmerungen auf das Pflanzenleben nicht vorübergehend ſein könne, das liegt am Tage. Aber wird auch das Pflanzenleben auf jenen Höhen ſich wieder herſtellen, das, wo weder Gletſcher, noch Lawinen, noch Steinfälle hinreichen, doch ſo ſichtbar von den Alpen ſchwindet? Werden Jahre, wie die von 1818 und 1819, wenn ſie ſich noch öfter in dem begonnenen Jahrhundert wiederholen, wenn nie hingegen die Jahre von 1816 und 1817 wiederkehren; werden ſo günſtige Einflüſſe nicht die geſchwächte Lebenskraft der Pflanzen wieder herzuſtellen vermögen?

Ein verdienter Schriftſteller, dem wir die genauere Kenntniß der nordiſchen Natur verdanken, ſpricht von Erſcheinungen veränderten Klima's in Norwegen, ähnlich derjenigen, die

Digitized by Google

wir oben geschildert haben. Bei Drontheim, in Helgeland, in Senjen ist die Erntezeit in der alten Leute Jugend gewöhnlich von der jetzigen um acht Tage, ja bis vierzehn Tage verschieden. Bei Drontheim wurden sonst Früchte gewonnen; jetzt (1809) schon seit langer Zeit nicht mehr. In Hardanger zeigt man an einigen Bergen des hohen Folgefonden kleine, anfangende Gletscher, von denen vor mehrern Jahren keine Spur war, und jetzt vergrößern sie sich sichtlich. Die Bergspitzen am Tielesund waren sonst alle Jahre schneeleer; nun seit vielen Jahren verlieren sie den Schnee niemals mehr u. s. w.

Aber schon vor Jahrhunderten hatten ähnliche Erscheinungen statt, ohne daß die Erkältung des Klima angehalten. Unter Harald Graafelds Regierung im Jahr 960 lag der Schnee über das ganze Land Norwegen bis tief in den Sommer hinein, und in ganz Helgeland war an keine Aernte zu denken. Der Dichter Evind Skaldaspiller ergoß sich in Klagen über die veränderte Natur, da er in Mitte des Sommers aus seinem Hause den tiefen Schnee betrat. Doch es kehrten die guten Jahre zurück und die Aernten reiften wieder wie gewöhnlich u. s. w.

Auch in unsern Alpenthälern werden wieder Reihen milder Jahre auf die rauhen folgen, die nun vielleicht vorübergegangen sind. Oft werden noch die Gletscher sich zurückziehen und hier und dort auf rauhen Gebirgsrücken wird der Rasen sich wieder herstellen, der unter ungewohnlichen Schneelasten verdarb; auch Bäume mögen auf tiefern Halden oder in geschützten Thalgründen wieder üppiger wachsen, die nun seit langer Zeit nicht mehr gediehen. Aber wo nach Zerstörung der schützenden Wälder die kältenden Winde oder der heftige Südwind herrschen, wo die fruchtbare Erde von abstürzenden Gewässern oder von Orkanen fortgeführt worden; wo kein Baumblatt und kein Pflanzenkörper mehr, in Fäulniß übergehend, die Pflanzenerde herstellt, kein Same mehr reift, oder immer durch Windeswehen nach den Tiefen getragen wird; wo kein Baum mehr gedeihen will zum Schutze der geschwächten Lebenskraft; wo immer häufiger die Schneelawinen niederstürzen, mögen Jahrtausende vorbeifließen, ehe auf dem alternden Gebirg der alte Frühling wiederkehrt.

Doch es ist Zeit, die Schlüsse, die sich aus den angeführten Thatsachen und Betrachtungen zu ergeben scheinen, noch auszuheben und zu ordnen, ehe wir noch zum Schlusse dieser Darstellung die Hilfsmittel berühren, die menschlichen Kräften sich noch darbieten mögen, um diesen Zerstörungen unsrer hohen Alpen Grenzen zu setzen.

1. Es ist wenig Uebereinstimmung in dem Vorrücken und dem Rückzug der einzelnen Gletschermündungen in die tiefern Thäler.

2. Die Gletscher wachsen nicht nur in Folge schneereicher Jahre und darauf folgender heißer Sommer; sie wachsen auch in Folge der allmäligen Zertrümmerung ihrer Becken, und diese theilweisen Zertrümmerungen sind, nebst der Unregelmäßigkeit der Schneeanhäufungen durch Lawinen, die Ursache der unregelmäßigen Gletscherbewegungen.

3. Es ist kein Beweis da, daß überhaupt die Gletschermassen seit Jahrtausenden auf den hohen Alpen sich vermehrt haben; aber es ist Thatsache, daß diese Gletschermassen sich tiefer

Digitized by Google

und weiter ausgebreitet haben. Diese Ausbreitung der Gletscher aber beweiset nichts für die Abnahme der Temperatur.

4. Es läßt sich nicht beweisen, daß die Schneelinie überhaupt an den hohen Alpen tiefer ziehe, als vor Jahrhunderten. Die Schneelinie kann in einem oder in wenigen Jahren an einzelnen Berghängen oder Gebirgszügen steigen, und zugleich kann hier die Vegetationsgrenze fallen. Die Schneelinie läßt sich nicht allgemein bestimmen; sie steigt oder fällt durch Lokal-Einflüsse.

5. Die Schneelawinen entstehen wie auf Berghalden, die mit Wald bewachsen sind; sie sind in den Regionen der Baumvegetation, im Verhältniß größerer Zerstörung der Alpenwälder, häufiger und verderblicher geworden, beweisen hier aber nichts für die Abnahme der Temperatur. Daß über der Vegetationsgrenze unserer Pinusarten die Schneelawinen häufiger oder an Masse größer geworden, hat keine Wahrscheinlichkeit für sich.

6. Die Schwächung des Graswuchses auf den hohen Alpen ist Thatsache; der Rasen verschwindet und nach ihm die fruchtbare Erde, selbst da, wo weder Gletscher, noch Lawinen oder Felstrümmer diese Schwächung verursachen können. Sie ist vorzüglich auf den Alpen eingetreten, die hoch über der Waldregion liegen.

7. Der Rasen verschwindet vorzüglich da, wo nach schneereichen Wintern der Schnee im darauf folgenden Sommer nicht fortschmelzt; aber er verschwindet auch da, wo kältende Windströmungen oder auch das Wehen des Südwindes häufiger und heftiger wird.

8. Die Waldungen haben sich vorzeiten überhaupt beträchtlich höher, als jetzt, am Alpengebirg hinaufgezogen, und selbst im höchsten Saum der gegenwärtigen Waldgrenzen ist die Abnahme der Vegetationskraft sichtbar. Die Bäume werden hier nicht so groß, als sie vormals geworden; aber es ist kein Beweis da, daß die ehemalige höchste Grenze der Wälder höher gestanden, als jetzt noch ihre mögliche Grenze steht, wo Lokalumstände das Fortkommen der Bäume begünstigen.

9. Die Windströmungen sind da heftiger, wo die Waldungen geschwächt oder verschwunden sind, und diese Windströmungen und Windstöße entführen die fruchtbare Erde, die von Rasen entblößt worden.

10. Es kann nicht bewiesen werden, daß die Temperatur der hohen Alpen niedriger, als vormals stehe, selbst da nicht, wo die Vegetationskraft sichtbar schwächer geworden. Es ist eher anzunehmen, daß die häufigern und heftigern Winde auf den hohen Alpen nicht allein durch Erkältung nachtheilig auf die Pflanzen wirken, sondern mehr noch durch Verflüchtigung des Humus und Entführung der Elemente der Pflanzennahrung, die in den untersten Schichten des Luftkreises der Gebirge je weniger sich anhäufen, je entblößter von Baumwuchs sie sich finden.

Die Hilfsmittel, der Verwilderung des Alpengebirgs und seiner lokalen Erkaltung entgegen zu wirken, beschränken sich auf Erhaltung und Herstellung des Rasens der höchsten Alpenweiden und auf Erhaltung und Herstellung der Alpenwälder. Ueber Beides ist anderswo schon

Digitized by Google

ausführlicher gesprochen worden, und es wird hier nur so viel über diesen Gegenstand nachzutragen sein, als der Zusammenhang und die Uebersicht der Darstellung erfordert.

Die Wichtigkeit der Erhaltung des vorhandenen und die schnelle Herstellung des zerstörten Rasens auf den höchsten Alpen ist deswegen von der höchsten Wichtigkeit, weil auf hohen Bergrücken und auf steilen Halden das Verschwinden der Dammerde und aller fruchtbaren Erdschichten, die Entstehung mehrerer Lawinen und Erdbrüche, die Vermehrung der Steinfälle und gefährlicher Ueberschwemmungen in den Thälern, so wie das Verschwinden und die Abnahme der Alpenwälder häufig die unmittelbare oder entferntere Folge der Zerstörung des Rasens ist.

Würden die Samen derjenigen Alpenpflanzen, die in den höchsten Regionen ausdauern, in hinreichender Menge gesammelt und ohne Zeitverlust da ausgesäet, wo unter dem Schnee der Rasen verdorben, so würde in den mehrsten Fällen, wo die Abhänge nicht zu steil, dieser hergestellt werden können. Wo der Rasen nicht durch den Schnee, sondern durch rauhe Lüfte und Mangel an nährenden Bestandtheilen der Luft und des Bodens, dünner wird und durch Lichenen verdrängt zu werden beginnt, da wird der Rasen durch Begießen mit Mistjauche, oder durch Dünger, wo es sein kann, leicht wieder belebt. Wenn nach verdorbenem Rasen auch die lockere, darunterliegende Erdschicht verschwunden, und nun nur zerbröckeltes, halbverwittertes Gestein die Felsen bedeckt, so wachsen auf diesem leicht die beiden köstlichsten Alpenkräuter, das Adelgras und die Mutteren, auf den rauhesten und wildesten Halden, unweit der Schneeregion, genügsam, wenn der magere Grund nicht zu dürr bleibt und durch sinterndes Quell- oder Schneewasser befeuchtet wird. Aber sowohl die Saaten der Alpenkräuter, als das Düngen des aussterbenden Rasens setzt Fortschritte in der Kultur der Alpen voraus, die einstweilen noch zu den frommen Wünschen gehören. Wo im Taglohn die Samen der Alpenkräuter zu jenem Zweck gesammelt werden müßten, würden freilich die Verbesserungen zu kostbar; aber wie leicht ernährt der Sinn nicht seine Kinder auf den Alpen; wie leicht könnten nicht die Samen durch diese Kinder eingesammelt werden! in unsern Gebirgsgegenden um so eher, wo der Mangel zweckgemäßer Gegenstände der Industrie sehr oft für Entschuldigung der Trägheit dient. Das Düngen der höchsten Alpregionen, wo der Rasen zu verderben beginnt, hat größere Schwierigkeiten in der Abwesenheit oder in der Entfernung der Stallungen.

Der Emir Fakr-el-din pflanzte jenseits Barut in Syrien einen Pignolenwald, in der Absicht, das Klima dieser Stadt zu verbessern.

Wir sind, scheint es, im vaterländischen Gebirg von der Kenntniß des höhern Zieles der Forstwirthschaft noch weiter zurück, als dieser Türke war; denn zu ähnlichem Zweck ist auf den hohen Alpen seit Jahrhunderten noch kein Wald gepflanzt, aber Hunderte von Wäldern, die zur Verbesserung des Klima unsrer Alpwesen dienten, sind zerstört worden. Ueberhaupt scheint von dieser Seite die Waldkultur in der Schweiz noch zu wenig beachtet worden zu sein. Keine Alp und kein Thal unsers Hochgebirgs, und selbst kein größerer Bauernhof in den tiefern

Digitized by Google

Thälern iſt, deſſen Kultur und Erzeugniſſe nicht gewinnen müßten, wenn auf der Seite und auf dem Standort Wälder oder Bäume angezogen würden, die den der Vegetation ungünſtigſten Winden entgegenſtehen. In Gebirgsländern, wo gewöhnlich die niedrigen Holzpreiſe keinen Waldbau lohnen, wäre es beſonders von Wichtigkeit, wenn die Betriebſamkeit des Landmanns für jene ſo wichtige Beſtimmung erregt werden könnte; für ein Land, deſſen ökonomiſches Beſtehen auf der Viehzucht beruht, wird auch der Waldbau, ſelbſt ohne die großen Zwecke der Klimatiſirung und der Erzeugung des Brenn- und Baumaterials, von größerer Wichtigkeit, weil, wo mit Auswahl Bäume gepflanzt werden, der vermehrte Futter- und Streuertrag durch den Gewinn der Blätter den Vortheil elender Weiden aufwiegt, und Baumpflanzungen in gewiſſem Maaſe auf Bergbalden, die den rauhen Lüften oder zu großer Sonnenhitze ausgeſetzt ſind, die Weide oft verbeſſern. Für unſern Brenn- und Bauholzbedarf haben wir überhaupt noch Bäume genug im Alpengebirg, wenn die Kunſt des Holzſparens hier allgemeiner ausgeübt wird; aber ſie ſtehen nicht da, wo ſie ſtehen ſollten, und unſre Alpenwälder beſtehen nicht aus denjenigen Baumarten, die uns den größten Vortheil bringen würden. Freilich wird die Pflege und Herſtellung des Raſens auf den hohen Alpen, und die Pflege und Herſtellung der Alpenwälder ſehr durch die Schwierigkeit beſchränkt, den Raſen von Zeit zu Zeit, die jungen Wälder ſo lange vor der Weide ſicher zu ſtellen, bis ſie dem Zahn der Heerden entwachſen ſind; und die Nothwendigkeit der Einfriſtungen fällt mit ihrer Schwierigkeit zugleich in die Augen. Allein auf den höchſten Alpen ſind nur Schafe dem Raſen gefährlich, und nur da, wo Mangel an Weide iſt oder dieſe Thiere in Uebermaas auf die Weiden getrieben werden. Dies aber iſt auf unſern Schafalpen ſelten der Fall, und ohnehin wird, wo die Schafalpen hoch über der Waldregion liegen und nicht etwa trockne Mauern zum Schutz einzelner Weidebezirke errichtet werden können, das Nachdenken über die Einfriſtungen überflüſſig.

Was von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Raſens geſagt iſt, ſteht nicht im Widerſpruch mit der Darſtellung der Vortheile des Aufbruchs. Auf ſteilen Halden ſoll der Raſen nie aufgebrochen werden, auf weniger ſteilen oder auf abgerundeten Gebirgsrücken, oder Verflächungen iſt aber oft der Aufbruch des übriggebliebenen Raſens das Beding ſeiner Herſtellung, wenn ſogleich nach dem Aufbruch gedüngt und Gräſer- und Kräuterſamen auf die entblößte Erde geſtreut werden können.

Der Mangel dieſer Samen, die auf offenen Weiden immer vor der Reife abgeweidet werden, iſt vorzüglich mitwirkende Urſache der Verſchlimmerung vieler rauhen Alpen und der Folgen geweſen, die gewöhnlich aus der Zerſtörung des Raſens entſtehen.

Wichtiger werden die Einfriſtungen für die Erhaltung und Herſtellung der Alpenwälder. Auf der Möglichkeit dieſer Einfriſtungen auf den Alpen beruht überhaupt nicht nur jene Erhaltung; es beruht auf ihr die Möglichkeit der Verbeſſerung der Alpenwirthſchaft, des ökonomiſchen und alſo auch des ſittlichen Beſtehens der Alpenbewohner, und ſie iſt das erſte Beding, ohne welches nie der Verwilderung und Erkältung der Alpen da, wo ſie wirklich ſtatt findet, einige

Digitized by Google

Grenzen geſetzt werden können. Die Vermehrung von todten Zäunungen auf den Alpen aber würde die alten Wälder zerſtören, um junge mit vermehrten Schwierigkeiten zu erziehen; alle Verſuche, die zum Ziel haben, für Errichtung der Lebhäge auf dem Hochgebirg die paſſendſten Holzarten aufzufinden, ſind demnach von der höchſten Gemeinnützigkeit.

Wo die Alpweiden mit Bruchſtücken der Felſen bedeckt ſind, werden trockene Mauern oft andere Einfriſtungen entbehrlich machen und, wie dieſe, den Luftzug brechen, der nachtheilig auf den Graswuchs wirkt.

Die weſentlichſten und einfachſten Regeln der Forſtwiſſenſchaft, die in unſerm Gebirg noch überall auſſer Acht gelaſſen ſind, und deren Anwendbarkeit und Nutzen dem ſchlichteſten Hirten begreiflich gemacht werden könnte, würden in folgenden beſtehen:

1. Die oberſten Säume aller Alpenwälder und alle über den Waldgrenzen ſtehenden vereinzelten alten Bäume mit dem Hau zu verſchonen.

2. Wenn von Alter abgeſtorbene, ſchadhafte oder noch geſunde Bäume in den höhern Regionen oder auf ſteilen Halden tieferer Alpen für Bauten gefällt werden müſſen, die Stämme ſo hoch zu hauen, daß der bleibende Stock noch einige Fuß Höhe behalte, damit unter deſſen Schutz wieder Bäume geſäet oder gepflanzt werden können und der Schnee auf ſteilen Halden durch dieſe Stöcke Halt gewinne, bis die jungen Bäume wieder herangewachſen ſind.

3. Unter dem Schutz der höchſten, vereinzelt ſtehenden Schirmtannen, oder Arven, junge Arven da zu pflanzen oder zu ſäen, wo ſie von dem alten Stamme gegen die heftigſten Winde geſichert ſind, die kleinen Pflanzungen oder Saaten aber durch kurze, in den Boden geſchlagene Pfähle von ſtarken Tannenzweigen vor dem Zertreten des Viehes zu ſichern.

4. Die Vermehrung der Arven möglichſt zu befördern, da dieſer Baum den Windſtürmen am beſten widerſteht, die Windzüge am beſten bricht, höher am Gebirge, als jeder andere Baum, wächſt, und nie oder ſelten von dem Vieh benagt wird.

5. Auf ſteilen Halden der höchſten Bergregionen, wo ohne Gefahr die Kühe nicht weiden und Schneelawinen losgleiten könnten, die Alpenerle und den Grünſch auf Schattenſeiten, den Alpenwachholder auf Sonnſeiten durch Saaten zu vermehren, und dann, wenn dieſe Halden nicht über ſechstauſend Fuß hoch ſind, unter dem Schutze dieſer Geſträuche auf Schattenſeiten die Arve, auf Sonnſeiten die Lerchtanne durch Saat oder Pflanzung anzuziehen.

6. Durch Pflanzung der Arven, Lerchen- und Rothtannen in doppelten Reihen und durch Vervielfältigung der Lebhäge oder trocknen Mauern hohen Alpen einen künſtlichen Schutz gegen die Winde, beſonders gegen die Nord- und Weſtſeiten, zu verſchaffen.

7. Keinen Alpenwald kahl abzuhauen, vor Allem aus immer die Säume ſtehen zu laſſen, und im Innern des Waldes, wenn derſelbe auf Halden liegt, allen Holzwuchs auf Felsvorſprüngen und Felsgräten, die die Fläche herabziehend unterbrechen, mit dem Hau zu verſchonen.

8. Auf jeder Alp Saatſchulen für die paſſendſten Holzarten zur Erziehung von Pflänzlingen anzulegen.

Digitized by Google

Die Lebbäge und die Baumpflanzungen, die nicht eingefriedet werden können, werden in den ersten Jahren der Anlage immer dem Zahn des Viehes ausgesetzt sein und leicht dadurch verderben. Am sichersten schützt sie dann das fleißige Bespritzen mit gegohrner Jauche, die aus den Stallungen geflossen. Nach den ersten Jahren werden die Setzstangen der Lebbäge und die Pflänzlinge hinreichend Wurzeln getrieben haben, um später ohne Lebensgefahr Beschädigungen von dem weidenden Vieh auszudauern.

Es ist offenbar, daß alle Vorkehrungen, die vorgeschlagen wurden, der Verwilderung der hohen Alpen Grenzen zu setzen, nur von langsamer Wirksamkeit sein werden; daß sie in der Gemeinweidigkeit vieler Alpen große Hindernisse finden müssen; daß sie von keinen Behörden durch zwingende Maasregeln durchgesetzt werden können, und daß, da sie gegen Trägheit und Vorurtheile verstoßen und dem Eigennutz selten in kurzen Zeiträumen zusagen, nur erst dann allgemein anwendbar sein werden, wenn der Sinn im Gebirg herrschend wird, der in der Liebe für das Gesammtwohl die Kraft und Lust für eigene kleine Entbehrungen findet. Die Waldungen besonders werden immerfort noch von den Hirten aus Unverstand und in fühlloser Selbstsucht da zerstört werden, wo ihre Erhaltung auch nur die kleinste Beschränkung der Weide fordert, die heute Genuß gibt, während jede Verordnung und jede Aufforderung für die Walderhaltung, für den Waldbau und für die Baumkultur, die erst in entfernterer Zeit Vortheil versprechen, dem Alpenbewohner lästig scheint.

Hier möge am Schlusse der Abhandlung über die Gebirgsverwilderung billig ein Wort über den Mangel des gemeinnützigen Sinnes und über die Industrielosigkeit einiger Hirtenvölker Platz finden, da diese Mängel in vielen Punkten zu der Verwilderung des Gebirgs im Verhältniß der Ursache zu der Wirkung stehen. Thatsachen werden auch hier am schicklichsten zur Einleitung dienen.

Unweit dem Brienzersee, auf einer Schutthalde von einem Bergfall der Vorzeit her, hatte vor etwa zwanzig Jahren einer der schönsten Buchwälder gestanden, dessen Eigenthum dem Staat, das Benutzungsrecht der Gemeinde am Fuß des Bergbangs gehörte. Der Wald wurde in der Besorgniß, ihn für den Staatsbedarf fällen zu sehen, von der Gemeinde kahl niedergehauen und nach und nach der entblößte steile Abhang zur Schaf- und Ziegenweide bestimmt. Der erste Versuch von Waldkulturen, der je in diesem Gebirg gemacht worden, wurde nun hier von dem Forstamt vorgenommen und den Gemeindsgenossen in freundlichen Vorstellungen der Zweck der Anlage und ihre künftigen Vortheile auseinandergesetzt. Unten an dem Bergbange wurden Kastanien, höher Eschen und Ahornen, noch höher Lerchtannen, und in den obersten Bezirken Arven ausgesäet. Kaum war die Saat vollendet, der Aufseher und die Arbeiter fern, so zog die Dorfjugend den Saaten zu und holte sich jubelnd, nicht ohne Wetfallslächeln der Erwachsenen, die Kastanien- und Arvensamen zur Speise aus der Erde .... Die Ahornen gingen grünend wie ein Kleefeld auf und dienten bald den Ziegen- und Schafheerden der Gemeinde zur Fütterung. Von vielen tausend Stämmchen ist keines übrig geblieben. Die

Eſchen hatten das nämliche Schickſal; nur die Lerchtannen haben das Nagen überſtanden und wachſen nun endlich, da ſie dem Zahn der Ziegen entronnen, zum Erſtaunen der alten und jungen Gemeindsbewohner, üppig in die Höhe.

Im Wangwald, der über Brienz das große Dorf vor Lawinen ſchützt, und ſeit Jahrhunderten den Bewohnern heilig, aber durch Alter, Windſtürme und Beweidung gänzlich in Abgang gerathen iſt, wurden Saaten von Lerchtannen auf den Blößen unternommen, die ſich im Walde befinden. Da, der geheiligten Beſtimmung des Waldes ungeachtet, die Dorfbewohner immer ihre Ziegen dahin zur Weide trieben, ſo wurde die Ausſaat ſorgfältig eingezäunt und der Wald, zu noch größerer Vorſorge, mit dem Weidbann belegt. Die Lerchtannen gingen hoffnungsvoll auf; aber das im Einſchlag nun bald üppiger wachſende Gras war zu große Lockung. Die Zäunung wurde jedes Jahr wieder niedergeriſſen, ſo oft ſie hergeſtellt war; der Wald, wie zuvor, mit Ziegen betrieben, die Lerchtannen verdorben. Nie iſt ein Weidfrevel dem Richter angezeigt worden.

Der nutzbarſte Baum des Alpengebirgs, der wichtigſte, abgeſehen auch von Holz und Früchten, iſt ohne Zweifel die Arve. Ueberall ſind Spuren, daß dieſer Baum auf dem Gebirg zwiſchen Bern und Wallis in vorigen Zeiten häufig geweſen und große Wälder gebildet habe. Noch jetzt ſtehen auf den Oberhasliſchen und Grindelwaldiſchen Gebirgen in Höhen von ſechstauſend Fuß Arven, die vier Fuß im Durchmeſſer halten und vielleicht tauſend Jahre zählen. Kein Hirte des Hochgebirgs iſt, bei dem dieſer ſo ſeltene und zugleich ſo nützliche Baum nicht in hoher Achtung ſtünde, und doch iſt dem Verfaſſer, ungeachtet beſtändigen Nachforſchens, kein Beiſpiel bekannt geworden, daß jemals ein Landmann des Hochgebirgs dieſen Baum durch Saat zu vermehren geſucht hätte.

Was das Schickſal der erſten im Gebirg unternommenen Arvenſaat geweſen, iſt oben erzählt worden. Auf dem Grindelwaldiſchen Gebirg wurde der zweite Saatverſuch gemacht, in mehrerer Hoffnung des Gedeihens, da jeder Hirt hier dieſen Baum ſchätzt und Sorgfalt für die Saat erwartet wurde. Eine Blöße in Mitte der Itrammen-Alpenwaldungen wurde mit Arven und Lerchtannen, unter Aufſicht der obrigkeitlichen Bannwarte, angeſäet und ſorgfältig eingezäunt. Die obrigkeitlichen Förſter oder Bannwarte hatten ungläubig bei der Saat den Kopf geſchüttelt und mit einiger Zuverſicht behauptet, daß die Arve nicht durch Samen fortgepflanzt werden könne. Ein Jahr hernach wurde dem Beamten, der die Saat befohlen, triumphirend angezeigt, daß kein einziges Korn, weder von Arven, noch von Lerchtannen, aufgegangen ſei. Demungeachtet wurde die Erhaltung der Einfriſtung befohlen, in dem unangenehmen Gefühl vereitelter Hoffnung aber und in der Beſorgniß, der Unwiſſenheit gegenüber verſpottet zu ſtehen, etwas kleinmüthig die Beſichtigung der mißglückten Saat verabſäumt. Zwei Jahre hernach wurde, als eine Reiſe ins Gebirg zufällig dahin geführt hatte, der Saatplatz unterſucht. Die Einfriſtung fand ſich zerriſſen auf der Erde zerſtreut, eine Menge Lerchtannen, die aufgegangen waren, verkrüppelt durch den Zahn des Viehes, und die jungen Arven von den Klauen der Kühe in

den Boden geſtampft; das Mehrſte verdorben. — Zum dritten Mal wurde die Arvenſaat verſucht, aber zu dieſem Zweck ein Stück einer Voralp von dem Eigenthümer gerachtet, und das Verſprechen gegeben, bei ſorgfältiger Hut der Arvenſaat und fleißigem Unterhalt der Zäunung jährlich dem Eigenthümer und ſeinen Kindern Belohnungen zu geben. Die Arven ſind gut aufgegangen, werden ſorgfältig gepflegt und nach einigen Jahren den Landleuten zum Betpflanzen ausgetheilt werden.

Von der Lerchtanne, die auf einigen hohen Alpen noch höher, als auf andern die Arve vorkommt, und durch Ausdauer gegen Stürme und Lawinen und durch große Nutzbarkeit des Holzes und der Rinde ſich empfiehlt, iſt Aehnliches wie von der Arve zu bemerken. Die Eſche und die Ulme (Fraxinus excelsior und Ulmus campestris), ſo wichtig durch die Blätterbenutzung für die Fütterung des Viehes, ſind eben ſo wenig jemals, als die Arve, weder durch Saat, noch durch Pflanzung auf den hohen Alpen, von denen hier die Rede iſt, vermehrt worden.

Nach einſtimmigem Zeugniß der Hirten übertrifft kein Futterkraut der Alpen die Mutteren, das Adelgras, die Romeyen und den Thaumantel (Phellandrium mutellina, Plantago alpina, Poa alpina vivipara, Alchemilla vulgaris) an Nutzbarkeit auf hohen Alpenweiden. Dieſe Kräuter, beſonders die Mutteren und das Adelgras, haben, wie oben bemerkt, den großen Vortheil, auf Bergrücken, von denen nach Zerſtörung des Raſens die beſſere Erdſchicht verſchwunden, in lauter Steingerieſel, das der Sonne nicht zu ſehr ausgeſetzt iſt, zu wachſen. Nie aber hat auf den hohen Alpen, von denen hier die Rede iſt, ein Landmann oder Hirt verſucht, dieſe oder andere koſtbare Weidepflanzen künſtlich zu vermehren.

Es wird unnöthig ſein, die Zahl dieſer Thatſachen durch mehrere Beiſpiele zu vermehren, und die Folgerungen, die ſich daraus ergeben, umſtändlicher auseinander zu ſetzen.

Die Ueberzeugung geht vorzüglich aus jenen Thatſachen und aus der Betrachtung der Kultur unſers Hochgebirgs und der Bildungsſtufe ſeiner Bewohner hervor: daß Verordnungen der Regierungen nicht hinreichen können, bei dieſen Hirtenvölkern den Geiſt der Gemeinnützigkeit zu ſchaffen, der nur von früher Jugend her durch Beiſpiel und Erziehung wieder geweckt werden kann. Dieſer Geiſt, deſſen Verluſt wir beklagen, hat in frühern Zeiten die Gebirgsvölker beſeelt; denn die Liebe des Vaterlandes iſt eins mit ihm, da ſie auf der Kraft des Entbehrens zum Vortheil des gemeinen Wohls beruht und jener Geiſt und dieſe Liebe gleich im Eigennutze untergeht.

Die Geſchichte dieſer Völker iſt in ihrem Beginnen ſeinen Katarakten ähnlich geweſen. Die Begeiſterung für die Freiheit hat ſie erhoben, als rings um ſeine Felſen die Nachbarvölker in Knechtſchaft erniedrigt lagen. Bedürfniſſe hatten ſie wenig; die Berge gaben mehr als jetzt und mehr als ſie bedurften; geringer war die Bevölkerung, die Länderei weniger zerſtückelt; die fremde Sitte, der fremde Dienſt, die fremden Gelder, die Sklaverei des Luxus, die zuerſt die Hauptſtädte erniedrigt, waren noch nicht in dieſe Thäler gedrungen. Aber der Strom der glänzenden Geſchichte ging bald in ſtillen Fluthen, und bald in regungsloſem, ſtockendem Gewäſſer

unter, auf dem im ſchweren Gang von zwei Jahrhunderten nur Wellen ſchlugen, wenn der Nachbar Goldklumpen hineinwarf oder von Rom her der Sirokko darüber wehte. Begeiſterung für gemeines Wohl wurde nach und nach gefährlich; die Selbſtſucht herrſchend; einheimiſch die Trägheit.

Wie ſehr haben nun ſeither mit der Bevölkerung und mit den neuen Sitten die Bedürfniſſe ſich vermehrt, wie ſehr durch Handelsdruck und durch die Zerſtückelung der Ländereien die Hilfsmittel ſich vermindert! Keine Begeiſterung hebt mehr, wie in jenen Zeiten, und erweitert des Volkes Leben und Thätigkeit und in der wachſenden Armuth verderben die edeln Triebe. Die Bewegungen der Völker rings um unſere Felſeninſel haben uns kaum berührt; ihre Kämpfe haben *ihnen* Uebung, neue Lebenskraft und Selbſtgefühl, *uns* vielleicht den alten Schlummer wiedergebracht, der bei äuſſerm Frieden nur die größere Regſamkeit des innern Lebens in Kunſt und Wiſſenſchaft und in dem Anbau unſers Landes mit ſeinen böſen Folgen zu entfernen vermag.

Wie oft iſt der Mangel an Induſtrie und Thätigkeit im vaterländiſchen Gebirg beklagt worden! Was aber iſt Induſtrie, als Bildung durch Kenntniſſe, Künſte und Fertigkeiten in Thätigkeit auf Mittel des Erwerbs gerichtet? Wie können wir Induſtrie bei Völkerſchaften zu erwecken hoffen, wo jene Bildung nicht vorhergegangen? wo dieſer beklagenswerthe, der Schweiz unwürdige Zuſtand der Volksſchulen ſeit Jahrhunderten unverbeſſert fortbeſteht?

Kein heller, für das Gute reger Sinn des Regenten erſetzt den Mangel jener Bildung bei dem Volke. Jede, auch die weiſeſte Verwaltung ſteht ſchwankend auf die Spitze geſtellt und ſchwach gegen den Andrang der Zeiten, wo ſie nicht auf der Bildung und auf der Liebe zum gemeinen Wohl als breiter Unterlage ruht; und wenn auch ein Volk an *den* Gehorſam gewöhnt werden könnte, der aus der Furcht, nicht aus der Einſicht, hervorgeht, an *die* Ruhe, die nicht Gleichgewicht, ſondern Abweſenheit der Kräfte iſt: es würde dieſes Volk die Empfänglichkeit für das Gute und die Fähigkeit der Begeiſterung verlieren, ohne die es früher oder ſpäter ruhm- und achtungslos zu Grunde geht.

Jede Zeit hat ihren guten Geiſt, der in ſtufenweiſen Entwickelungen das menſchliche Geſchlecht dem fernen Ziele näher führt. Auch wir wollen den Geiſt unſrer Zeit ſegnen, der durch den Druck vergangener Jahre den Wunſch geſetzmäßiger Freiheit und das Licht der Wiſſenſchaften uns gebracht, die, indem ſie der Selbſtſucht entgegenwirken, *die* Liebe des Vaterlandes zeugen und ernähren, die über Alles uns Bedürfniß iſt, die allein dieſes zertrümmerte Gebirg unter dieſen Gletſchern und Lawinen uns theuer und heilig machen kann.

Unſere Geſchichtſchreiber haben geſprochen; *Peſtalozzi* hat unter uns gelebt; die Armenſchule in *Hofwyl* ſteht unter unſern Augen gegründet . . . . . .

Mit ſtillen Wünſchen ſchließt der Verfaſſer.

Inhaltsverzeichniß

vom dritten Jahrgang

der Ueberlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit.

I. Zur Geschichte Europa's.

1. Im Allgemeinen.

Seite

Bibliographische Anekdoten. 47 96 143 240

Europa's Handelsstellung gegen England und die andern Welttheile. — Deutschland, dessen Handelsverein — Webers Andeutungen. — Verarmen der Schweiz. 137

Amtliches Referat über ein neu aufzustellendes Gesetz gegen die Preßvergehen. 153

Die Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter vormals, besonders in Frankreich, mit Rückblicken auf unsere Zeiten. 498

2. Im Besondern.

Deutschland.

Von und über Görres Schrift: Deutschland und die Revolution. 16

Die Bürgerschaft von Bremen über Preßfreiheit. 334

Die Hinrichtung Sands. 339

Das Fürstenthum Liechtenstein statistisch beschrieben. 383

Anschaffung der von Sieber aus Aegypten mitgebrachten Mumien und Sarkophage. — Die Hieroglyphen-Vögel. 386

Schreiben des Hrn. L. van Eß an den Hrn. Bischof von Chur. 449

Frankreich.

Die Irrenanstalten. — Die Lehrbücher der Jesuiten. — Die Prozession am Himmelfahrtstage in Paris. — Der Abbé de la Mennais. — Die griechische Kolonie in Korsika. — Uebersicht des französischen Weinbaues. — Minderbekannte Züge aus dem Leben des Abbé de l'Epée. — Konsumtion der Kartoffeln in Paris. 27

Napoleon Buonaparte, nach seiner Wiederkehr von Elba, als Mensch und im häuslichen Leben dargestellt. 241

Entwickelung und gegenseitiges Verhältniß der ministeriellen und der Oppositions-Partei. — Erinnerungen an den National-Konvent. — Aufschlüsse über den achtzehnten Fructidor. 364

Der französische Klerus; Verhältnisse mit Rom; Provisorium; Jesuiten und Missionarien 421

Der Herzog von Berry. 451

Stand der Parteien im Sommer 1820. Die Sitzungen der gesetzgebenden Kammern seit 1814. — Was hatte geschehen sollen. — Die Sicherheit und die Gefahren der Dynastie. 458

Großbritannien.

Schreiben des Hrn. Joseph Wolf zur Rechtfertigung seines Uebertritts von der katholischen zur evangelischen Kirche. — Schreiben des Hrn. Kardinal Litta an denselben. 69

Das Schicksal der Armenstiftungen in England. 130

Von den Ursachen und Wirkungen der Volksbewegungen in England. 193

Die staatsthümlichen Verhältnisse des britischen Kriegsheeres. 485

Holland.

Bemerkungen über Holland. 549

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Italien.

Allgemeine Bemerkungen. — Die Orazione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor. 94
Die neue Sternwarte zu Marlia, im Herzogth. Lucca. Geschichte u. Schicksale der Sternkunde. 118
Ueber den neuen Homer, gefunden in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und herausgegeben von Angelo Maio. 145
Die Schicksale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Apenninen, von ihm selbst erzählt. 176
Ueber Größe und Untergang des Freistaats Venedig. 293 341

Rußland.

Bruchstück eines Privatschreibens aus St. Petersburg vom 5 Februar 1820. 387

Schweiz.

Beiträge zur Geschichte des großen Bernhardsberges, der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher mitgetheilt vom Prior des Hospitiums auf dem genannten Berge, dem Pater Bisela. 17
Landwirthschaftliche Armenschule im Kanton Zürich 215
Ist es wahr, daß die hohen schweizerischen Alpen seit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden sind? 505
Denkschrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien im Jahre 1819. 533

Spanien.

Eines deutschen Wanderers Blätter von den Südostküsten Spaniens, geschrieben im Spätjahr 1819. 49
Zustand der Religion und der Wissenschaften im Jahr 1819. 223 326
Bruchstücke aus Briefen über Spanien und die große Staatsveränderung dieses Landes, geschrieben im Sommer 1820. 389

Türkei.

Parga und seine Bewohner, von Debosset, brit. Kommandanten von Parga. 97 477

II. Zur Geschichte Asiens.

Der gelehrte Bramine Rammohon-Roe in Calcutta, der Stifter einer neuen Religionssekte unter den Hindoos. 3
Bruchstücke aus einem Privatschreiben vom 20 Sept. 1819 aus Java. — Deutsche in Java. — Unruhiger Geist der zinsbaren Nationen. — Anekdoten vom Kaiser in Java. 189
Die Stadt Theheran und ihre Umgebungen. 233

III. Zur Geschichte Amerika's.

Schauderhaftes Schicksal mehrerer nach Amerika ausgewanderter Deutschen. 44
Schreiben eines Amerika-Wanderers. 439

IV. Zur Geschichte Afrika's.

Das Tagebuch der Reise des britischen Oberstlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1816 und 1817. 75 111

Digitized by Google

Druckfehler in der Abhandlung über die Temperatur der Alpen, November-Heft 1820 der Ueberlieferungen.

Seite	507	Zeile	13	von unten	lies: Regengüssen ausgesetzt, die in der verdünnten Luft schwerer und zerstörender niederfallen.
—	509	—	4	— —	die Arve (Pinus cembra).
—	513	—	5	von oben	Silene acaulis.
—	521	—	14	— —	das Gadmenthal.
—	528	—	19	— —	4600 Fuß.
—	529	—	13	— —	um das.

Dezember-Heft.

—	574	—	1	— —	Wälle.
—	574	—	11	— —	Stoß.
—	575	—	12	— —	offen gewesen.
—	576	—	12	— —	jedoch überhaupt in geringerm Maaße.
—	576	—	10	von unten	Schutthalden.
—	577	—	16	von oben	noch nicht allgemein.
—	585	—	6	von unten	ihre Felsen.
—	585	—	7	— —	ihren Kataraften.
—	586	—	10	von oben	den bei äußerm Frieden.

Digitized by Google

Inhalt.

Stimmen neuerer Augenzeugen über Neapel und Sizilien. S. 97
Mannigfaltiges. Aus Frankreich: Ein Blick auf Erscheinungen im Gebiete der Kunst u. s. w. — 135

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Converts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Allemannische Gedichte
für
Freunde ländlicher Natur und Sitten.

Von

J. P. Hebel.

Fünfte vollständige Original-Ausgabe.

Auf Velinpapier mit Kupfern 4 fl. 30 kr. Auf weißem Papier mit Kupfern 3 fl. Auf ordin. Papier ohne Kupf. 1 fl. 30 kr.

Aarau 1820. Im Verlage bei H. R. Sauerländer.

Des edeln Verfassers sittlich-schönes Streben, und der Wunsch, daß durch die heimischen und vertrauten Bilder das Wahre, Gute und Schöne in die Seele des Volkes leichter übergehen möge, drückt sich beinahe in jeder Zeile seiner trefflichen Liedersammlung aus. Es schliessen sich auch eben dadurch manche dieser allegorischen Gedichte den vorzüglichsten des Alterthums und der neuern Dichter an; die naive Sprache, mit den dem Familienleben und den häuslichen Beschäftigungen enthobenen Oertlichkeiten verleihen den höhern Gefühlen, die er in jene einführen will, einen eigenthümlichen Reiz, welcher durch Vereinbarung des Irdischen mit dem Ueberirdischen das Gemüth rein bewahrt und Unsittliches abwendet. Wie der treffliche Verfasser in Schriften andrer Art sich um die Volksbildung und Veredlung der kommenden Geschlechter unbestrittene Verdienste erworben hat, so gehören seine Gedichte zuverlässig unter jene Bücher, deren wohlthätige Wirksamkeit in dem Verhältniß ihrer Verbreitung zunimmt und segenreich fortdauert; die Anerkennung ihres Werthes aber bleibt immerhin ein gutes Zeugniß und Zeichen der Zeit. Folgendes sind die Ueberschriften der aus 45 Gedichten bestehenden vollständigen Sammlung: Die Wiese. — Freude in Ehren. — Die Irrlichter. — Der Schmelzofen. — Der Morgenstern. — Der Karfunkel. — Das Hexlein. — Der Mann im Mond. — Die Marktweiber in der Stadt. — Der Sommerabend. — Die Mutter am Christabend. — Eine Frage. — Noch eine Frage. — Gespenst an der Kandererstraße. — Der Käfer. — Der Statthalter von Schopfheim. — Der Schreinergesell. — Hans und Verene. — Der Winter. — Das Habermuß. — Wächterruf. — Der Bettler. — Der Storch. — Sonntagsfrühe — Auf einem Grabe. — Der Wächter in der Mitternacht. — Der zufriedene Landmann. — Die Vergänglichkeit. — Der Jenner. — Der Knabe im Erdbeerschlag. — Das Spinnlein. — Dem aufrichtigen Schweizerbot an seinem Hochzeittag. — Die Feldhüter. — Des neuen Jahres Morgengruß. — Geisterbesuch auf dem Feldberg. — Der Abendstern. — Der Schwarzwälder im Breisgau. — Riedligers Tochter. — Die Ueberraschung im Garten. — Das Gewitter. — Agatha. — Die Häfnet-Jungfrau. — Auf den Tod eines Zechers. — Der Wegweiser. — Worterklärungen.

Man findet diese Gedichte in allen Buchhandlungen vorräthig, und namentlich in folgenden in der Schweiz und in den benachbarten Staaten Deutschlands:

In Aarau bei dem Verleger H. R. Sauerländer.
— Basel bei G. Neukirch, Schweighauser, Holdenecker.
— Bern bei Walthard, Burgdorfer, Jenny, Leuenberger und in der Typographischen Buchhandlung.
— Chur bei Buchdrucker Otto.
— Carlsruhe bei G. Braun, Ph. Macklot, Marx, C. F. Müller.
— Constanz bei W. Wallis.
— Freiburg im Breisgau in der Herderschen und in der Wagnerschen Buchhandlung.
— Heidelberg bei Mohr und Winter, C. Groos.

In Luzern bei J. M. Anich, X. Meyer.
— Mannheim bei T. Löffler, Schwan und Göz.
— Mühlhausen bei Rißler und Comp.
— Schaffhausen in der Hurterschen Buchhandlung.
— St. Gallen bei Huber und Comp.
— Straßburg bei Treuttel und Würz, Levrault, W. Pfähler und Comp.
— Stuttgart in der Mezlerschen und in der Sattlerschen Buchhandlung, bei J. C. Löflund, J. F. Steinkopf.
— Tübingen bei H. Laupp, C. F. Osiander.
— Ulm in der Stettinschen, Woblerschen und Ebnerschen Buchhandlung.
— Winterthur in der Steinerschen Buchhandlung.
— Zürich bei Orell, Füßli und Comp., Trachsler, Ziegler und Söhne.

In demselben Verlage bei H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz für 2 fl. zu haben:

Die Großmama in der Wochenstube.

Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege.

In einer Sammlung ächter Familienbriefe von einer Jugendfreundin mitgetheilt.

Wem die Kinderstube als eine wichtige Schule, und die Mutter für die beste Erzieherin gilt, dem wird dieses eben erschienene Buch vielfache und angenehme Befriedigung gewähren. Gewiß ist es eine eben so verständige und erfahrne als zarte und wohlwollende weibliche Hand, welche als Stellvertreterin des Familienkreises diese Feder geführt hat.

Die einzig wahre, aus Natur und Erfahrung geschöpfte Theorie der Erziehung, welche den physischen und moralischen Menschen als unzertrennlich vereinbart, liegt hier angewandt zu Tage, und wenn es die Wochenstube zunächst ist, deren Verhältnisse umfassend, vollständig und bis in ihre kleinen Einzelnheiten behandelt werden, so erweitert sich jedoch über diese Wochen hinaus annoch rückwärts wie vorwärts der Zeitraum, für welchen die lehrreichen Betrachtungen und Rathschläge gesammelt sind. Alles was in denselben die physische Erziehung und die Behandlung gesunder und kranker Kinder betrifft, beruht auf den richtigsten Ansichten und bleibt auf der Grenze stehen, wo das Gebiet der Arzneikunst beginnt, alsdann zwar, aber auch früher nicht, auf diese letztere hinweisend. Was aus dem Munde guter Aerzte über ihre Kunst und über den vielfältigen Mißbrauch der Arzneien bei Gesunden und Kranken gesagt wird, steht hier vollends am rechten Ort und kann nicht allzuoft wiederholt werden. Wenn die Beobachtung und Gewöhnung der Reinlichkeit als ein erster und folgenreicher Vorwurf der physischen Erziehung dargestellt wird, so steht eben diese Reinlichkeit, zur Tugend gesteigert, wieder mit Recht oben an unter den sittlichen Eigenschaften, die im Kinde entwickelt und gebildet werden sollen; in ihrem Gefolge erscheinen die Ordnung, die ununterbrochene Beschäftigung, die Verträglichkeit und Gefälligkeit und was weiterhin dem zarten Gemüthe des Kindes die verständige Mutter einzuimpfen versteht, damit es ihm schützend und rettend auf dem ganzen Lebenspfade zur Seite stehe. Was von der Ruhe und Festigkeit, als Grundmaxime der Mütter, von der Religiosität, von der Musik, von Lesereien und viel andern Dingen mehr wahrhaft und beachtenswerth gesagt wird, wird man in diesem lehrreichen Buche mit größter Befriedigung lesen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Denkschrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien im Jahre 1819. S. 533
Bemerkungen über Holland. — 539
Ist es wahr, daß die hohen schweizerischen Alpen seit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden sind? (Schluß.) — 574

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bögen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Converts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau erscheinen auch im Jahr 1821 folgende Journale und Zeitschriften:

Erheiterungen. Herausgegeben von H. Zschokke. Eilfter Jahrgang. 8. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 gr.

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit; gesammelt von H. Zschokke. Fünfter Jahrg. gr. 4. 11 fl. oder 7 Thlr.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrne. Achtzehnter Jahrg. 1820. 4. 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 16 gr.

Aarauer Zeitung. Achter Jahrgang. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google